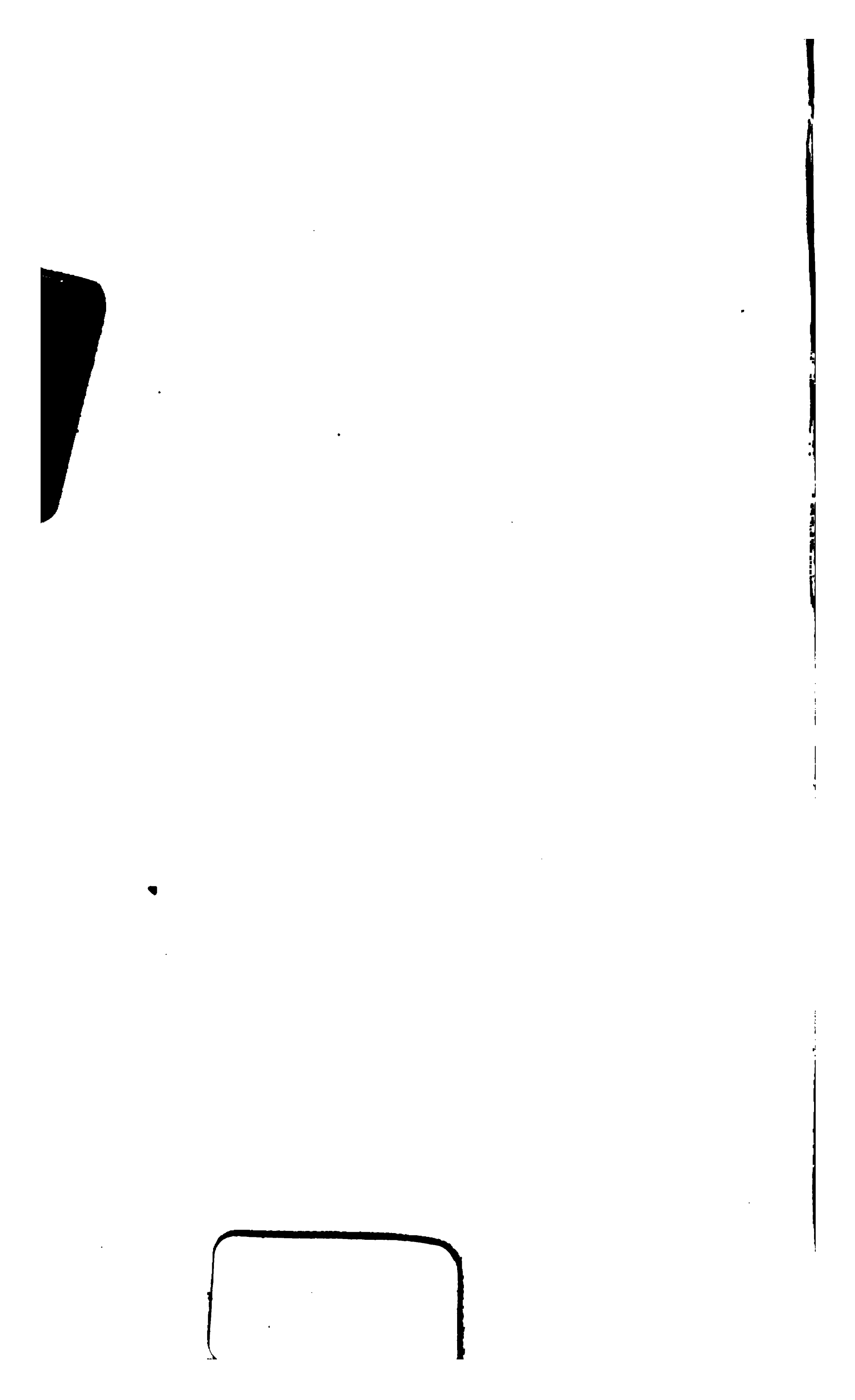




Jah[illegible]

Jahrbücher der Literatur.

Dreyzehnter Band.

1821.

Herausgegeben
von
Matthäus v. Collin.

Jänner. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des dreyzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XIII.

Jahrbücher der Literatur.

Jänner Februar März 1821.

Art. I. Orientalische Bibelausgaben.

1. ܕܝܬܩܐ ܚܕܬܐ ܗܘ ܟܠܗ ܕܐܘܢܓܠܝܘܢ ܩܕܝܫܐ ܕܡܪܢ
ܘܐܠܗܢ ܝܫܘܥ ܡܫܝܚܐ. ܐܓܪܬܐ ܕܫܠܝܚܐ ܩܕܝܫܐ ܡܢ ܣܘܪܝܝܐ
ܡܫܘܚܠ ܒܟܬܒܐ. ܘܐܝܟ ܡܢ ܦܘܪܣܡܘܢܝܬܐ ܕܐܬܐ
ܕܝܢ ܠܟܠܗ܆ ܘܒܕܘܟܬܐ ܕܐܢܫܐ ܡܫܘܕܥܢܐ ܒܥܘܠܐ
ܡܫܝܚܐ ܕܡܫܬܠܡܢ ܠܡܫܠܡܘܬܐ ܕܟܬܒܐ ܩܕܝܫܐ
ܠܒܢܝ ܥܡܐ ܟܠܗܘܢ. ܘܐܬܚܬܡ ܒܟܬܒܐ ܕܡܪܝܐ ܩܕܝܫܐ
ܡܢ ܗܠܝܢ ܦܘܚܡܐ ܡܫܘܕܥܢܐ ܒܥܠܡܐ ܡܫܝܚܝܐ.
ܘܐܬܪܫܡ ܗܟܐ ܒܫܢܬ ܫܢܝܐ ܡܢ ܒܬܪ ܡܘܠܕܗ ܕܡܪܢ ܐܠܦ
ܘܬܡܢܡܐܐ. (*

Novum Testamentum Syriace denuo recognitum atque ad fidem Codicum manuscriptorum emendatum. Londini impensis societatis ob Biblia sacra, tum apud Britannos, tum apud exteros evulganda institutae, impressit R. Watts. A. D. 1816 in 4.

2. العهد الجديد المنسوب الي ربنا و مخلصنا عيسي
المسيح طبع بعناية الجمع المعين بيرطنة لانتشار
الكتب المقدسة فيها و في جميع الاطراف وذلك
سنة الف و ثمانماية و ستة عشر مسيحية بالمطبعة
الهندية المعروفة في كلكتة

Das ist, das neue Testament, so seinen Ursprung unserem Herrn und Erlöser Jesus Christus verdankt. Gedruckt auf Veranstaltung der Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung der heil. Schrift in England und aller Orten, im Jahre 1816 unsers Heils in der berühmten indischen Druckerey zu Kalkutta. Ohne ein lateinisches oder englisches Titelblatt, in 8.

---

*) Die hier verwendete syrische Schrift, so wie die in den Jahrbüchern gebrauchten orientalischen Schriftarten, verdankt der Verleger der gütigen Mittheilung des Herrn Buchdruckers Anton Schmid, dessen mit allen orientalischen Schriften reich versehene Officin der gelehrten Welt durch so manche gepriesene Werke bekannt ist.

3. الكتب المقدسة وهي كتب العهد العتيق والعهد
الجديد مطبوع في سنة مسيحية ١٨١١

The Holy Bible, containing the Old and New Testaments, in the Arabic Language. Newcastle-upon-Tyne. Printed by Sarah Hodgson 1811 in 4.

4. پیمان تازه خداوند و رهانندهء ما عیسی مسیح که
افضل الفضلا هنري مارتين انكليسي از زبان يوناني
بفارسي در دار العلم شيراز ترجمه نموده است طبع
في سنة مسيحية ١٨١٥

Novum Testamentum Domini et Salvatoris Nostri Jesu Christi e graeca in persicam linguam a Viro Reverendo Henrico Martyno translatum in urbe Schiras nunc vero cura et sumptibus Societatis biblicae Ruthenicae typis datum. Petropoli apud Jos. Joannis 1815. 4to, 455 S.

5. انجيل مقدس يعني لسان تركيه ترجمه اولنان
بزم ربنز عيسي مسيحك يكي عهد وصيتي ربنز عيسي
مسيحك يلنده ١٨١٣

Sechshundert sechs und funfzig unpaginirte Seiten in Großqrt.
Das heilige Evangelium, d. i. das neue Testament unsers Herrn Jesus in die türkische Sprache übertragen im Jahre 1813 nach Christi Geburt.

6. كتاب العهد الجديد المنسوب الي ربنا عيسي المسيح
كه انكلتره نك و ساير ربع مسكونك اطراف و اكنافنه
كتب مقدسلرك انتشاري اچون انكليز مملكتنده
منتظم اولان مجمعك مصارفي ايله طبع اولنمشدر في
مدينة پاريز المحروسة بدار الطباعة الملكية المعمورة سنة
المسيحية ١٨١٩

Das ist, das Buch des neuen Testaments unsers Herrn Jesus; gedruckt auf Kosten der zur Verbreitung der heiligen Bücher in alle Gegenden der bewohnten Erde eingerichteten Gesellschaft, zu Paris in der königl. Druckerey 1819. Oktav 483 S.

Die Anzeige dieser dem Referenten vorliegenden sechs, von der englischen Bibelgesellschaft veranstalteten Bibelausgaben, böte wohl die schicklichste Gelegenheit dar, sich mit Beantwortung der Frage zu beschäftigen, ob denn die allgemeine Verbreitung der

Bibel, für welche jene Gesellschaft mit so viel Kraft und Kostenaufwand arbeitet, wirklich das tauglichste Mittel sey, den erhabenen schönen Zweck zu erreichen, welchen sie sich unstreitig als Ziel aussteckte: Vergrößerung nämlich des heiligen Staates der Christusbekenner, festere Begründung ihrer Ueberzeugungen, Aufregung und Regelung des echt religiösen Sinnes, dessen, durch das Zusammenwirken vieler, analog mit der Geschichte aller Zeiten sich äußernder Ursachen, herbeygeführte Abnahme in der neuesten Zeit unläugbar mehr und mehr fühlbar wurde. Allein diese Frage wurde schon in älterer Zeit vielseitig besprochen, und ward auch neuerlich durch die Bemühungen jener Gesellschaft wieder zur Sprache gebracht, mehr oder weniger gründlich, unbefangen und parteylos beantwortet. Sehr natürlich ist wohl die Antwort jener Beurtheiler die gründlichste, welche bey ihren Urtheilen nur die Geschichte, den Ursprung und Zweck der göttlichen Schriften, besonders des neuen Bundes, und die Natur der Sache zu Rathe ziehen, wie dieß ganz vortrefflich in einer jüngst erschienenen Schrift geschieht, betitelt: »Mit welchen Bedingungen ist die Bibel ein »Lese- und Lehrbuch für Priester, Beamte und Volk, zur Wieder»geburt des allgemeinen christlichen Glaubens? Ein Ruf zur reif»sten Prüfung des Ausspruches: daß das Lesen der heiligen Schrift »für alle Katholiken ohne Unterschied des Standes, Alters und »Geschlechtes die heiligste Pflicht, und eben so nützlich als unent»behrlich sey. München 1818.«

Durch Hinweisung auf diese oder andere Schriften ähnlichen Inhaltes spricht Referent seine Meinung über diesen Gegenstand deutlich aus; und überzeugt, daß jene Leser dieser Blätter, welchen diese Untersuchung am Herzen liegt, entweder durch selbstgemachte Reflexionen zu einem Resultate gekommen sind, oder nach den Ansichten irgend eines Schriftstellers über diesen Gegenstand, ihre Ueberzeugung gebildet haben, glaubt er sich über jene Streitfrage nicht weiter verbreiten zu dürfen. Unverrückt den Grundsatz im Auge haltend, daß Gott als ein moralischer Weltbeherrscher alle Begebenheiten zu moralischen Zwecken leiten müsse, können wir uns indessen an dem lobenswerthen und wohlgemeinten Eifer jener Gesellschaft still erbauen, und gewiß seyn, daß die Vorsehung, indem sie jene allgemeine Bibelverbreitung zuläßt, ihre weisen, zum Wohle der Menschheit gereichenden Absichten hat, wenn wir diese gleich, so weit menschliche Vorsehungskraft die Geheimnisse der Zukunft zu enthüllen vermag, noch nicht absehen können. Da es sich durch ein glückliches Zusammentreffen fügte, daß dem Referenten die Exemplare jener Bibelausgaben zugleich mit dem dreyzehnten Berichte der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft (The thirteenth Report of the British and

Foreign Bibel Society 1817, with an Appendix and a List of Subscribers and benefactors. *London*. Printed by *Tilling* and *Hughes*, Grosvenor-row Chelsea) zur Einsicht überlassen wurden, so hält er es für ganz zweckmäßig, hier einige Auszüge aus jenem Berichte mitzutheilen, der in statistischer und philosophischer Hinsicht ungemein viel Merkwürdiges enthält. Wenn man auch mit dem Verfasser der oben angeführten Schrift der Ueberzeugung ist, daß die Bibel als Volksschrift die Bildung der Menschheit zum Reiche Gottes nie auf sich genommen, noch durch sich die Beseligung der Völker durch Unterweisung, Warnung, Tröstung geleistet habe; daß sie aber diese allgemeine Volksbeglückung für alle Zeiten als Erkenntnißquelle des reinen Christenthums nur in der Hand apostolischer Priester leistet; wenn man auch, sagt Referent, dieser Ueberzeugung ist, so muß man bey Durchlesung vieler einzelner Berichte jener Sammlung doch unparteyisch gestehen, daß sich in ihnen der redlichste Eifer für die Beförderung des allgemeinen Menschenglückes ausspricht, und daß manche von ihnen mit wahrhaft apostolischer Salbung verfaßt sind.

Im zweyten Berichte der Hülfsgesellschaft zu Bombay vom 5. Februar 1816 heißt es: Doktor Taylor übernahm es freywillig, die Uebersetzung eines Theils der heiligen Schrift in die Mahrattische, Guzrattische oder Gudschuratische Sprache zu besorgen. Der Ausschuß ersuchte ihn, vor der Hand zuerst jene des Evangeliums des heiligen Matthäus zu Stande zu bringen, und hegt die gegründete Hoffnung, daß die vortheilhafte Lage, welche ihn in Stand setzt, die Eingebornen verschiedener Landstriche von Gudschrat und Mahratta zu Rathe zu ziehen, es ihm möglich machen wird, eine Uebersetzung zu verfertigen, die frey von wesentlichen Fehlern, würdevoll und doch einfach, und für den größten Theil des Volkes verständlich seyn wird. Aus Mangel anderer Gesellschaften, muß die ganze Strecke von Kap Comorin bis Mozambique und die afrikanische Küste gegenwärtig als innerhalb den Wirkungskreis der Bombayer Hülfsgesellschaft gehörig betrachtet werden. Die Verschiedenheit der Sprache in diesen Gegenden setzt der schnellen Verbreitung der heiligen Schriften längs der Küste dieses Theils des indischen Oceans viele Schwierigkeiten entgegen.

Vom Kap Comorin bis zum Berg Dili ist das Malayalim oder eigentlich Malabarische die allgemeine Sprache; die Bachadivischen und Maldivischen Inseln haben einen eigenen Dialekt; vom Berg Dili bis ir die Nachbarschaft von Goa ist das Tuluvi die Sprache von Nieder-Kanara; in

der Gegend von Goa herrscht eine verdorbene Mischung von der Kanarischen, dem Tuluvi und der Mahrattischen Sprache; von hier an weiter nördlich gegen Surat, Bombay, Salsette und Karanga mit eingeschlossen, ist die Kokarische die herrschende Sprache; ein Dialekt der Mahrattischen, in welchen sich ziemlich viele fremde Wörter eingeschlichen haben. Südlich von Surat ist die gudschratische Sprache die gemeinste; aber in allen großen Städten, als: Surat, Ahmedabad, Cambay u.s.w. ist die Zahl der Mohammedaner, die sich der hindostanischen Sprache bedienen, sehr groß. Die Sprache von Ketsch gewinnt Fortgang, und reicht bis an die östlichen Arme des Indus, wo das Sindi anfängt vorzuherrschen, und sich bis Mekran in das Niederland von Persien ausdehnt. Längs der ganzen persischen Küste bis Buschir ist die arabische die herrschende Sprache; aber in den größeren Städten wird persisch gesprochen. Von Baßra um die ganze arabische Halbinsel versteht man nur das Arabische; dieß bleibt auch die Sprache des Landes gegen Abend vom rothen Meere, und gegen Süden bis Abessynien. Die Sprachen im Süden von Abessynien sind wenig bekannt, aber der Ausschuß hat Hoffnung, sich Materialien zu verschaffen, mittelst welcher man in kurzer Zeit von ihnen möchte Rechenschaft geben können. Um den Anfragen dieses ausgedehnten Landstriches, welcher von Kap Comorin bis an die Erdenge von Suez reicht, Genüge leisten zu können, sind also Uebersetzungen in die Malajálische, Tuluvische, Mahrattische, Gudschratische, Hindostanische, Sindische, Persische, Arabische Sprache nöthig. Zu wünschen wäre auch eine Uebersetzung in den Maldivi-, Ketschi-, Marwadi-, Goa-, Kanara- und Telegu-Dialekt.

Nach einem Berichte des korrespondirenden Ausschusses zu Kalkutta vom 22. April 1816, ist das neue Testament, von Sabat in die arabische Volkssprache übersetzt, schon im Umlaufe. Die Schreibart dieser Uebersetzung hat in Ansehung ihrer Korrektheit und Treue den größten Beyfall der Gelehrten in diesem Fache, der europäischen sowohl als der eingebornen. Das (seitdem erschienene und hier unter den angezeigten begriffene) persische neue Testament, von weiland Sr. Ehrwürden Hrn. Martyn, war (zur Zeit des Berichts) in der Presse bereits bis zur Apostelgeschichte vorgerückt. Die Schreibart dieser Uebersetzung wird als rein und in Ansehung ihrer Simplicität und Verständlichkeit zur allgemeinen Vertheilung besonders tauglich gepriesen. Man erwartet mit Ungeduld, die ganze heilige Schrift in dieser Sprache zu haben, und hegt die Hoffnung, daß Mir Seid Ali, der eingeborne Gelehrte, mit dessen Beystand Mr. Martyn seine

Uebersetzung des N. T. im Schiraf zu Stande brachte, noch in Kalkutta ankommen werde, um da bey der Uebersetzung des A. T. Hülfe zu leisten.

In einem Auszuge einer Denkschrift in Betreff der Uebersetzung der Bibel von Serampor im Jahre 1815 heißt es: Im Laufe des vergangenen Jahres ist der Pentateuch in der Orissa-Sprache abgedruckt worden. Er macht nun diese Uebersetzung vollständig, und so ist nun die ganze heilige Schrift in zwey der Sprachen Indiens herausgekommen — der bengalischen und Orissaischen. In der Sanskrit-Sprache haben die historischen Bücher die Presse verlassen. In dieser alten Sprache sind daher drey von den fünf Theilen, in welche wir die heilige Schrift abtheilen, und welche der Vater beynahe aller übrigen sind, übersetzt und ausgegeben; das N. T., der Pentateuch und die historischen Bücher. Zwey sind noch übrig: die Hagiographen, welche eben unter der Presse sind, und die prophetischen Bücher, deren Uebersetzung bald beendiget seyn wird. In der Hindi-Sprache sind die historischen Bücher gedruckt; die Hagiographen sind auch unter der Presse, und die prophetischen Bücher sind schon übersetzt. In dem letzten Memoir wurde erwähnt, daß die zweyte Ausgabe des N. T. in dieser Sprache bald fertig werde: jetzt ist sie schon im Umlaufe. In der Mahrattischen Sprache sind die historischen Bücher beynahe ganz aufgelegt; der Pentateuch und das N. T. sind schon lange im Umlaufe gewesen. An sie reihet sich die Seik-Sprache, in welcher das N. T. und der Pentateuch bis beynahe zum Ende des Buches Exodus aufgelegt ist. In der sinesischen Sprache ist der Pentateuch unter der Presse; doch haben mehrere Umstände zusammengewirkt, den Druck zu verzögern. Da die Methode, mit beweglichen Typen zu drucken, wie es in dieser Sprache nöthig ist, ganz neu ist, so wird viele Zeit erfordert, es zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen. In der Telinga-Sprache ist das N. T. mehr als halb aus der Presse. In der Bruischen ist es auch bis gegen das Ende des Briefes an die Römer vollendet. Drey von den vier Evangelien sind in der Puschtu oder Afghanischen, in der Sprache der Beludschi und der Asamesischen Sprache zu Ende gebracht. Das Evangelium des heiligen Matthäus ist entweder schon ganz oder bald vollendet in der Karnatischen, Kancanischen, Multanischen, Sindhischen, Kaschmirischen, Bikamirischen, Nipalischen, Udunporischen, Marawarischen, Dschaiporischen, Chassischen und Birmanischen Sprache.

In einem Schreiben von J. C. Supper, Sekretär der Hülfsgesellschaft auf Java (Batavia den 12. August 1816),

liest man unter andern Folgendes: In Betreff einer Uebersetzung der Bibel in die japanische Sprache muß ich ihnen frey sagen, daß nach menschlicher Einsicht ein solches Unternehmen gegenwärtig unter die Unmöglichkeiten gehört. Ihrem Verlangen gemäß habe ich bey glaubwürdigen Männern, die sich viele Jahre in Japan aufhielten, und mit der Beschaffenheit der Regierung des Landes vollkommen bekannt sind, Nachforschungen angestellt, ob dort noch einige Bücher in jener Sprache sich vorfänden, die geignet wären, die Kenntniß der christlichen Religion dahin zu bringen? Ich erhielt zur Antwort, daß deren einige dort seyen, aber nur in den Händen des holländischen Residenten; sie bestanden in einigen wenigen religiösen Abhandlungen und dem Heidelberger Katechismus. Die Regierungsbeamten machen haufige Besuche in jedem Hause, und wenn sie ein kleines Stück Papier entdecken, das auf die christlische Religion, besonders das Kreuz des Erlösers Bezug hat, so wird das Haus, in welchem so ein Papier gefunden wurde, niedergerissen und zerstört; die Bewohner aber werden zum Tode verurtheilt. Jeder Fremde ist bey seiner Ankunft in Japan verbunden, sich der strengsten Untersuchung in Rücksicht seiner Person und seines Gepäckes zu unterziehen: und jeder Brief, jedes Buch, das er bey sich hat, wird durchgelesen und durchforscht. Wenn nun die geringste Anspielung auf unsere Gottesverehrung darin gefunden wird, ist er dem Gesetze gemäß aus dem Lande zu verbannen. Wie, wird man sagen (fährt nun der Berichtgeber fort), ist es dann möglich, die heilige Schrift unter den Bewohnern dieses Landes bekannt zu machen und zu verbreiten? — Der Christ ist fest überzeugt, daß mit Gottes Hülfe nichts unmöglich ist. Ist Gott nicht so gut der Japanesen als der Europäer? Hat nicht Er ihnen Leben gegeben, und leitet nicht Er alles durch das Wort seiner Allmacht? Gewiß! so ist es. Wenn Jehova einst sagt: »Es werde Licht in Japan,« wird die dichteste Finsterniß augenblicklich zerstreut seyn, und wenn die Posaunen des Herrn erschallen werden, wird dieß Jericho in seinen Grundfesten erbeben, seine Mauern zu Boden gestürzt werden. Jenes große Japanesische Gebirge, das den Forschritten seines Wortes und seiner Diener entgegen steht, wird weggeschafft und in die See geschleudert werden. Sehen wir nicht täglich im großen Reiche der Natur die wundervollen Werke Gottes? Können wir glauben, daß er für das Reich der Gnade weniger thun werde? Sind seine Wunder nicht der ganzen civilisirten Welt offenbar in dem Erfolge der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft und ihren zahlreichen Helferinnen? Hat nicht jeder fromme Beobachter Ursache auszurufen: Wenn ich diese Wunder betrachte, so verstummt mein Verstand ehrfurchtsvoll,

und ich kann nur anbeten und fühlen, daß die Liebe Gottes keine Gränzen hat!

Die Exemplare des sinesischen N. T., welches der eifrige Missionär Mr. Milun (der jetzt in Malacca ist), unter die Sinesen in der Nachbarschaft vertheilte, und welche ich zu verbreiten Mittel fand, sind sichtbarlich mit gutem Erfolge gekrönt. Ein Mitglied einer portugiesischen Kongregation kam vergangene Woche zu mir und sagte: »Ich bin mit einigen Sinesen bekannt, die zwey Mal die Woche zu mir kommen, wo dann das Wort Gottes der Gegenstand unserer Gespräche ist. Sie haben das sinesische N. T. gelesen, und finden seinen Inhalt viel vortrefflicher, als den irgend eines andern Buches, das sie je gelesen haben. Noch verstehen sie nicht alles, was darin gesagt wird, und wenden sich daher an mich, daß ich ihnen solche Stellen, die sie nicht verstehen können, auseinandersetze und erkläre. Ich gebe ihnen über diesen Gegenstand Belehrung, wie ich mich ihrer aus den Unterredungen mit Ihnen erinnere.« Dieser Portugiese ist einer meiner Katechumenen, und, Dank sey Gott, ich möchte sagen, die Krone und edelste Frucht meiner hiesigen Bemühungen. Jene Sinesen haben bereits ihre Götzenbilder aus ihren Häusern weggeschafft, und sind voll Begierde, Christen zu werden.

In dem Berichte eines Korrespondenten in der Türkey (Mardin, den 20. Februar 1816), nachdem gesagt wird, daß die Pforte die katholische Religion in der Türkey nicht anerkennt, und deßwegen den Christen, welche die Obergewalt der römischen Kirche anerkennen, keine öffentliche Ausübung ihrer Religion gestattet, heißt es: die Pforte würde wahrscheinlich weniger streng in diesen Angelegenheiten seyn, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht immer von den Christen des alten Ritus rege erhalten würde, die, im Besitze des Rechtes und der Freyheit, öffentliche Kirchenämter zu verwalten, ihrer eigenen Landesleute wegen, die zur katholischen Kirche übergehen, der türkischen Regierung immer anliegen, Neuerungen zu verhüten. Ich bemerkte einmal, fährt der Berichterstatter fort, gegen einen armenischen Bischof, daß es doch zu bedauern sey, unter Christen so viele Streitigkeiten und Verfolgungen zu finden. Das ist sehr wahr, erwiederte er, aber wir können ohne sie nicht seyn. In Angora ist der größte Theil der Bevölkerung katholisch. Man rechnet dreytausend Häuser der Armenier, und hundert und funfzig der Griechen. Von den alten Sekten sind hier nur vierzig Familien Armenier, die sieben Kirchen und ein Kloster haben, und wenige Griechen, die zwey Kirchen haben, denen ein Erzbischof vorsteht, während den Katholiken kein öffentlicher Ort der Anbetung zugestanden wird. Eben ihre Versammlungen in andern Häusern, um ihrem Got-

tesdienste geheim obzuliegen, setzen sie oft grausamen Verfolgungen aus. Die einzige unter den Christen von Angora übliche Sprache ist die türkische, die sie aber in ihren eigenen Charakteren nicht lesen können. Einige Bibeln in türkischer Sprache mit armenischen oder griechischen Lettern, würden dort sehr willkommen seyn. Ein griechischer Priester zeigte mir ein Testament, wie er es nannte, das in türkischer Sprache mit griechischen Lettern zu Venedig gedruckt war; es entdeckte sich aber, daß es nur einige Lesestücke aus der heiligen Schrift mit Betrachtungen und Ermahnungen waren. Die Christen anderer Städte Kleinasiens, welches wir durchreisten, sind Armenier der ursprünglichen Sekte.

In der Bibliothek des Patriarchen von Diarbekir fand der Berichtgeber ein chaldäisches Manuscript auf Pergament vom Jahre Christi 1208, welches das N. T. enthielt. Der zweyte und dritte Brief des heiligen Johannes und der Brief des heiligen Judas fehlten. In 1 Joh. 5, 6 liest man statt: quoniam *Christus* est veritas — quoniam *Spiritus* est veritas. Der siebente Vers fehlt, und im achten ist in terra ausgelassen. Im Evangelium des heiligen Johannes fehlt die Geschichte von der Ehebrecherin. In der Bibliothek des Jakobitischen Patriarchen fand er drey sehr schöne syrische Manuscripte auf Pergament in Estrangelo geschrieben, in den Jahren 1043, 1073 und 1169. Sie enthielten nur die vier Evangelien. Die chaldäisch-katholische Kirche, heißt es weiter, ist in einem erbärmlichen Zustande des Verfalles, wovon, wie mich ihr Vorsteher versicherte, der Mangel tauglicher Subjekte für den Priesterstand die Schuld trägt. Diese Christen haben keine Schulen, und das Reich der Unwissenheit scheint sich täglich mehr bey ihnen zu erweitern. Die Bisthümer sind Mardin, Sert, Sadach in der Nähe von Sert, das Konvent von Mar Jakob bey Sert, Dschesira, Moßul, Selmas in Persien an der Gränze von Tebris. Doch gegenwärtig sind nur Bischöfe zu Moßul und Selmas. Die nestorianischen Chaldäer sind ein wildes kräftiges Volk, man findet sie besonders unter den nördlichen Stämmen von Kurdistan. Der Perser, zur Patriarchenwürde bestimmt, berührt von der Stunde seiner Geburt an kein Nahrungsmittel aus dem Thierreiche. Da diese Würde immer in derselben Familie erblich ist, so ist auch ganz natürlich der Besitzer derselben, wenn es möglich ist, noch unwissender als die übrige Priesterschaft. In der That ist er auf nichts stolz, als ein Stammhaupt zu seyn, und Muskette und Lanze führen zu können. Der Patriarch der Jakobitischen Syrer hat seinen Sitz im Kloster der Saaferan, ungefähr drey Meilen von Mardin. Die jakobitischen Kirchen von

Diarbekir und Mardin stehen unmittelbar unter ihm; außerdem hat er Bischöfe an folgenden Plätzen: zu Jerusalem, zu Damask, Hamas, Nebek, Hams, Sadad und Karietein, Aleppo, wo zwey Bischöfe sind, zu Orfa, von den Syrern Rakka genannt, zu Charput im Paschalik von Maaden, zu Have Manßor und Budschak, im Paschalik von Diarbekir, in Beschirin, in Hadhe und Saadet, Bedlis, in Iran in dem kürdischen Fürstenthum von Hakkaria zwischen Van und Persien, in Kese im Distrikte von Ton, zwischen Mardin und Dschesira am Tigris, in Trablono im Fürstenthum Dschesira, in Schamschem, in der Stadt Dschesira. Unter ihm steht ferner der Metropolit vom Distrikte Tor; die unabhängigen Gebiete von Mar Matai im Paschalik Moßul, die Gegend so einem kurdischen Oberhaupte mit Namen Calaf Asa gehört, zwischen Mardin und dem Tigris; die Stämme von Binebil in Tor und Malabar in Indien.

Nach einem Briefe von Abitochnai (7. Juny 1816), einem kleinen Dorfe in der sich weit ausdehnenden Wüste der kleinen Tatarey, sind die Bewohner dieser Gegenden für die Verbreitung der Bibel sehr empfänglich. Nachdem der Berichterstatter einigen Efendi's den ersten Bogen der türkischen Bibel, und einen Theil des tatarischen N. T. gezeigt hatte, bat sich einer von ihnen diese Papiere zum Durchlesen aus. Er gewährte ihm seine Bitte. Nun ging dieser voll Freude fort, und nahm Platz vor dem Thore; eine Menge Volks und selbst Priester folgten ihm. Er las ihnen den Inhalt jener Bogen deutlich vor, und erklärte ihn. Alles hörte ihm voll Verwunderung zu. Nach geendigter Vorlesung kam jener Efendi, begleitet von einigen andern und den Priestern, und bat ihn angelegentlich um eine Kopie jener Bogen.

Es folgen nun einige Auszüge aus Briefen Sr. Ehrwürden Herrn Pinkerton's auf seiner letzten Reise durch Rußland, Polen und Deutschland. Nach einem Berichte von Kaffa oder Theodosia (8. Juny 1816), besuchte der Verfasser auf dem Wege von Taganrog 23,000 Griechen im Distrikte von Mariopolis. Er versorgte sie mit Bibeln, und trug ihnen auf, ihren Umlauf auch bey ihren Brüdern in Kleinasien zu befördern. Die dortigen Griechen schildert er als sehr unwissend. Wenige von ihnen verstehen neugriechisch; sie sprechen alle tatarisch. Von Abitochnai wandte er sich westwärts, um da die deutschen Kolonien anzutreffen, die sich neuerlich am Malochna-Fluße angesiedelt haben. Sein tatarischer Führer brachte ihn auch zu einer Niederlassung von Mennoniten an der Kamischinka

und der Molochna. Es sind vierhundert drey und achtzig Familien, die in Gewissens-Angelegenheiten 1803 aus Westrußland ausgewandert, und hier in neunzehn Dörfern vertheilt sind. Ihr Loos hier wird sehr glücklich gepriesen. Sie besitzen fruchtbare Ländereyen und volle Gewissensfreyheit.

Am rechten Ufer der Molochna besuchte der Verfasser achthundert Familien deutscher Ansiedler, die aus verschiedenen Gegenden Deutschlands ausgewandert sind, und sich hier in zwanzig Dörfern angebauet haben. Sie hatten großen Mangel an Bibeln, und machten, nachdem sie von dem Verfasser über den Zweck und die Fortschritte der Bibelgesellschaften unterrichtet waren, gleich eine Bestellung an die Gesellschaft in Petersburg von siebenhundert Bibeln für ihre Familien; achthundert N. T. für ihre Schulen, und fünf und siebenzig slawonischen Bibeln für ihre russischen Nachbarn. Der Berichterstatter durchkreuzte auf seiner Sendung das alte Klein-Scythien, machte unter den heutigen Einwohnern, Armeniern, Griechen, Tataren, Deutschen und Russen das Wirken der Bibelgesellschaften kund, und bahnte viertausend Exemplaren der heiligen Schrift den Weg zur Vertheilung. Bey seiner Ankunft in Theodosia fand er die Angelegenheiten der dortigen Gesellschaft im besten Stande. Man errichtete dort auf dem Marktplatze eine Niederlage zum Bibelverkauf; sie gehen stark ab. Untern andern Beschlüssen wurde bey einer dort gehaltenen Sitzung auch der gemacht; in Trebisunt, Samßun, Aunieh, Sinope, Amaßra, Seghamankala und Guria eigene Korrespondenten zu suchen, die in jenen Gegenden die Zwecke der Gesellschaft erreichen helfen sollen. Auch die Kosaken am schwarzen Meere sollen in den Wirkungskreis der Theodosianischen Bibelgesellschaft gehören. In der Nachschrift dieses Berichtes wird gebeten, sobald das hebräische N. T. für die Juden fertig ist, zwey oder dreyhundert Exemplare zu schicken, da von Seite der Juden häufige Nachfragen um Evangelien geschehen.

Ein Bericht von Bagdscheserai vom 16. Juny 1816 ist nicht weniger merkwürdig. »Die romantische Lage, heißt es, dieser alten Hauptstadt der Tatarey, in einem engen tiefen Thale, zwischen zwey Reihen hoher senkrecht schroffer Felsen, der alte Pallast der Abkömmlinge Dschingis-Chans, mit seinen festen verfallenen Ueberresten asiatischer Pracht und tatarischer Königshoheit, die zahlreichen fruchtbaren Gärtchen beynahe vor jedem Harem, die alle von hohen Mauern umfangen sind, welche die mürrische Eifersucht des moslimischen Stammes aufführte, um das weibliche Geschlecht für immer dem Anblicke Fremder zu entziehen, zwey und dreyßig Moscheen mit ihren schwebenden Mina-

rets und neun und siebenzig Fontainen des reinsten, gesundesten Wassers, alles dieses vereiniget sich, den Aufenthalt, aus dem ich ihnen schreibe, dem Reisenden anziehend und interessant zu machen. Doch es ist nicht meine Absicht, Ihnen die romantische Lage von Bagdscherai und die Sitten seiner tatarischen Bewohner zu schildern. Die gütige Vorsehung hat mich hieher zu einem Vorhaben geleitet, welches innigst mit der zeitlichen und ewigen Wohlfahrt des Tatarstammes verbunden ist. . . . .

Nachdem der Verfasser die taurische Bibelgesellschaft in Sympheropol eingerichtet hatte, reisete er nach Sebastopolis. Hier machte er in Beförderung der Vortheile der Bibelgesellschaft unerwartete Fortschritte. Der griechische Metropolit mit mehreren andern Personen von Ansehen, unterschrieben sich nicht nur als Mitglieder der Bibelgesellschaft, sondern machten sich auch anheischig, Mitarbeiter und Korrespondenten der Gesellschaft in Sympheropol zu werden. Von Sebastopol aus kam er an dem Orte an, von welchem aus dieser Bericht geschrieben ist. Eines Morgens ritt er in Gesellschaft, die jüdische Festung zu besuchen, die auf dem Gipsel der Felsen ungefähr zwey Werste von dieser Stadt liegt, von Juden der Sekte der Caraiten bewohnt wird, und Dschufut-Kalaa heißt. Auf dem halben Wege dahin begegneten sie einem ihrer Oberrabbiner, der sogleich umkehrte ihnen den Platz zu zeigen. In einer Unterredung mit dem Verfasser antwortete er mit vieler Offenheit auf alle Fragen desselben, über den Zustand, die Meinungen und Gebräuche seiner Glaubensbrüder. Das Erfreulichste aber unter allem war ihm zu hören, daß diese Caraiten ein vollständiges A. T. in tatarischer Sprache besitzen. Endlich kamen sie auf der Höhe des Felsen an, gingen in die Feste hinein, und gelangten durch enge sich windende Gäßchen beym Thore der Hauptsynagoge an. Hier trafen sie den obersten Rabbiner, einen ehrwürdigen alten Mann, der sie freundlich bewillkommte. Sie traten in die Synagoge, und waren bald von den ältesten des Volks umgeben. Der Verfasser machte ihnen den Zweck seiner Reise und jenen der Gesellschaft bekannt, während sie ihm aufmerksam und voll Verwunderung zuhörten. Dann gab er dem obersten Rabbiner ein Exemplar des Evangeliums des heiligen Matthäus, und des Briefes an die Hebräer in hebräischer Sprache, und versprach ihm in kurzer Zeit auch die übrigen Bücher des N. T. in dieser Sprache zu schicken. Dieser nahm sie mit Dank an, und sagte, daß er es für ein Glück achten werde, auch die übrigen neutestamentlichen Bücher zu besitzen. Der Oberrabbiner brachte nun dem Verfasser ein schönes Exemplar des Pentateuchs in rein Dschagatai-tatarischer Sprache mit hebräischen Buchstaben geschrieben zur Ein-

sicht, und sagte ihm, daß diese Uebersetzung schon vor mehreren Jahrhunderten von ihren Voraltern verfaßt wurde, und daß sie immer zugleich mit dem hebräischen Texte gelesen werde. Nach mehreren Unterredungen mit den Aeltesten und Besuchen in ihren Häusern, begaben sie sich in das Wäldchen, wo ihre Todten beerdiget werden. Dort sah der Berichtgeber eine Grabschrift, die fünfhundert und siebenzig Jahre alt war; ein Beweis für das hohe Alterthum der Niederlassung dieser Caraiten in Dschufut-Kalaa. Bald nach ihrer Rückkehr brachte ihm der Oberrabbiner ein Exemplar aller kanonischen Bücher des A. T. in tatarischer Sprache auf feinem Velinpapier mit hebräischen Buchstaben geschrieben; vier Bände in Quart für zweyhundert Rubel. Ich habe nicht bald, sagt der Verfasser, ein schöneres Manuscript gesehen: es ist zierlich in rothes Ziegenleder gebunden, mit Gold verziert. Ich werde Sorge tragen, es mit sicherer Gelegenheit nach Petersburg zu senden, wo es mit Hülfe eines oder zweyer gebildeten Tataren unter meiner Leitung, so mir Gott das Leben schenkt, sauber mit tatarischer Schrift abgeschrieben, genau durchgesehen, und dann mit der Uebersetzung des N. T., welche die Missionäre in Karaß besorgen, unter die Presse kommen kann. So werden wir in Besitz einer tatarischen Bibel kommen, welche die zahlreichen Horden Nogaischer, Kasanischer, Trockmanischer und Bucharischer Tataren verstehen werden. Der den Caraiten eigene Grundsatz, den Talmud sammt allen fabelhaften Traditionen der Juden zu verwerfen, und sich bloß an den heiligen Text der Schrift zu halten, berechtiget mich zur Hoffnung, daß wir ihre tatarische Uebersetzung aus dem hebräischen Texte fehlerfrey finden werden.

In einem Briefe von Odessa (26. Juny 1816) schreibt jener Berichtgeber, daß er sich auf seiner Reise von Taganrog bis hieher durch die Krim alle Mühe gegeben habe, den Zustand der heiligen Schrift in Anatolien kennen zu lernen. Das Resultat seiner Nachforschungen war, daß es in dieser Rücksicht für die Bibelgesellschaft zum Besten der armen Christen in Kleinasien sehr viel zu thun gebe. Der größte Theil von ihnen hat seine Muttersprache vergessen, und redet und versteht keine als die türkische. Besonders gilt dieses von den Griechen und Armeniern. Die grausamen Verfolgungen ihrer mohammedanischen Gebieter waren die Ursache dieses gänzlichen Verfalls ihrer Muttersprache. Es gab eine Zeit, in welcher die türkischen Machthaber den Griechen in Kleinasien strenge verboten, unter sich ihre Muttersprache zu reden, und denen, so diesem barbarischen Verbote nicht gehorchten, die Zunge ausschneiden ließen, oder sie mit dem Tode bestraften. Es ist eine unwidersprechliche Thatsache,

daß die Sprache ihrer Unterdrücker schon lange beynahe die alleinherrschende ist, und daß in einem großen Theile von Anatolien sogar der öffentliche Gottesdienst in dieser Sprache gehalten wird. Der Verfasser zählt nun mehrere Religionsbücher auf, die alle in türkischer Sprache, aber mit griechischer Schrift gedruckt sind. Er verschaffte sich: die Psalmen, zu Venedig gedruckt; eine Sammlung Reden aus den griechischen Vätern für jeden Sonntag des Jahres ausgezogen, auch in Venedig gedruckt; ein gedrängtes System des christlichen Lehrbegriffes; die Evangelien, so in der Passionswoche in der Kirche gelesen werden im Manuscript. Für ein Exemplar der Apostelgeschichte und aller Briefe, auch in Venedig gedruckt, bot er einen hohen Preis, fand aber keinen anatolischen Griechen, der ihm eines überlassen hätte. Die Armenier in Kleinasien, die noch viel zahlreicher als die Griechen seyn sollen, befinden sich in eben dem erbärmlichen Zustande der Unwissenheit; die wenigsten von ihnen verstehen Armenisch, in welcher Sprache doch allein ihre heiligen Schriften aufgelegt sind. Der Verfasser räth daher, um die Absicht der Gesellschaft zu erreichen, zwey Ausgaben des türkischen N. T. zu besorgen; eine mit griechischen, die andere mit armenischen Lettern; und zu trachten, sie unter den Christen in Kleinasien zu verbreiten. Er bemerkt ferner, daß die Praxis der Caraiten von Dschufut-Kalaa, sich einer tatarischen Uebersetzung des A. T. zu bedienen, einen wichtigen Wink gebe, welchen Weg man einzuschlagen habe, um die Kenntniß der christlichen heiligen Schriften unter den Juden zu verbreiten, die sich im türkischen Reiche aufhalten. Er ist überzeugt, ein türkisches N. T. mit hebräischen Lettern würde das wirksamste Mittel seyn, die beseligende Lehre des wahren Messias ihnen bekannt zu machen. Schon die türkische Sprache, meint er, würde sie zum Lesen reizen: hätten sie nur einmal gelesen und erwogen, so wäre der Same gesäet, und dem göttlichen Geiste der Weg geöffnet, auf Verstand und Herz zu wirken.

Folgenden Bericht gibt der Verfasser aus der Quarantaine bey Donbasari (7. July 1816). Von Odessa ging er nach Bender, und von da in die Moldau. Von Bender reiste er durch Bessarabien, und kam in Kischenau an. Er wurde hier vom Exarchen und dem armenischen Metropoliten sehr wohl aufgenommen. Dieser zeigte ihm einen Brief, welchen er so eben von dem armenischen Patriarchen in Konstantinopel erhalten hatte, in welchem dieser versprach, für die Sache der Gesellschaft alles zu thun, was in seinen Kräften steht. Von diesen Männern und andern wurde er über den Zustand der heiligen Schrift in der Moldau, Walachey und Bulgarien genau unterrichtet. Von der walachischen Bibel gab es nie mehr als

zwey Ausgaben; die erste wurde in Bucharest 1688 gemacht, und die zweyte zu Blasendorf in Siebenbürgen 1795. Der Mangel an Bibeln in der Moldau ist so groß, daß der Exarch den Verfasser versicherte, er glaube nicht, daß funfzig Bibeln in allen den achthundert Kirchen zu finden seyen, die zu seiner Diözese gehören. Um nun diesem traurigen Mangel abzuhelfen, machte er Anstalten zum Drucke von fünftausend Bibeln in der Sprache der Walachey und Moldau, in der Druckerey des Exarchen. Der Ausschuß in St. Petersburg sollte Papier, Farbe und Lettern besorgen, und Se. Eminenz selbst nahm willig die Korrektur über sich. In Petersburg wurden auch fünftausend Exemplare gedruckt, und der Verfasser glaubt, daß diese Anzahl eine heilsame Aushülfe für die Bevölkerung der Moldau und Walachey seyn werde, die er auf zwey Millionen rechnet.

Ein anderer wichtiger Gegenstand, den ich beabsichtigte, als ich Kischenau besuchte, sagt jener Berichtgeber, war, die Bildung einer Bibelgesellschaft in der Moldau zu befördern. Ich fand hier, wie überall, eine Menge, die bey diesem guten Werke mitzuwirken bereit waren. Die Vorbereitungen, die ich während meines Aufenthaltes mit Beyhülfe Sr. Eminenz des Exarchen, des Metropoliten Gregors, Mr. Crupensky und anderer traf, werden, hoffe ich, einen erwünschten Erfolg herbeyführen. Der Wirkungskreis dieser Gesellschaft soll nicht blos auf den Theil der Moldau beschränkt seyn, der jetzt unter dem Namen Bessarabien zu Rußland gehört, und 80,000 Familien nährt, sondern auf das ganze Volk, so die romanische Sprache redet, die in der Moldau und Walachey gewöhnlich ist. Gelegenheiten bieten sich die Menge dar, die heiligen Bücher von Kischenau aus über Jassy und Bucharest in diese beyden Länder zu versenden. Der Exarch und Metropolit versprachen noch überdieß, sich zu verwenden, daß eine Uebersetzung des N. T. in der bulgarischen Sprache zu Stande gebracht werde. Diese Bulgaren sprechen den rohesten, unreinsten slavonischen Dialekt, der stark mit türkischen Wörtern gemischt, und den andern slavischen Stämmen unverständlich ist. Ihre Kirchenbücher und Uebersetzungen der Schrift sind in der slavonischen Sprache verfaßt; die nämlichen werden auch in der russischen und servischen Kirche gebraucht. Der Exarch sowohl als andere versicherten mich, daß die heutigen Bulgaren die slavonische Bibel durchaus nicht verstehen können. Man sagt, daß einige Stücke des heiligen Textes von einem ihrer Bischöfe zu Bucharest übersetzt worden seyen, und daß diese Uebersetzung im Manuscripte vorhanden sey. Dieß verdient noch eine weitere Nachforschung; verhält es sich auf diese

Weise, kann es ein Hülfsmittel abgeben. Indessen hat der Exarch es in seiner Gewalt, eine gute Uebersetzung ausarbeiten zu lassen, seiner Verbindung wegen mit den bulgarischen Bischöfen; und weil sich diese der slavischen Schrift bedienen, kann sie mit den Lettern gedruckt werden, die für den Druck der walachischen Bibel bestimmt sind, und zwar in der Druckerey des Exarchen. Diese wenigen Details werden Sie beobachten lassen, daß ein wirklich wichtiger Erfolg für die Beförderung der Sache der Gesellschaft wahrscheinlich die Frucht meines Aufenthaltes in der Walachey seyn wird. Ich habe eine Sammlung von Regeln für die in Vorschlag gebrachte Gesellschaft hinterlassen, und eine geschriebene Anleitung in Betreff ihrer Bildung und des Anfanges ihrer Thätigkeit. Ueber zweytausend Rubel sind bereits unterzeichnet, und in den Händen des Exarchen, um zu diesem Zwecke verwendet zu werden. Lasset uns Gott danken, daß er uns in den Stand setzte, dem Bedürfnisse so vieler christlicher Nationen abzuhelfen, unter denen seit Jahrhunderten buchstäblich eine Hungersnoth nach Gottes Wort gewesen zu seyn scheint.

In einem Briefe von Krakau (7. August 1816) liest man: Hier sind zu verschiedenen Zeiten fünf Uebersetzungen der Bibel in polnischer Sprache erschienen. Die erste wird die alte Krakauer-Bibel genannt, und wurde hier 1581 aufgelegt. Da sie mehrere Stellen aus der böhmischen Bibel der Protestanten aufgenommen hat, gab ihr der Papst nie seine Genehmigung. Demungeachtet erlebte sie zwey neue Krakauer Auflagen im Jahre 1575 und 1577. Es ist sehr schwer, jetzt ein Exemplar dieser Uebersetzung zu finden. Die zweyte Uebersetzung, die im Jahre 1563 erschien, heißt die Radzivilische Bibel; sie hat nur eine Auflage erlebt Prinz Radzivil, auf dessen Kosten diese Uebersetzung ausgearbeitet und gedruckt wurde, war ein Protestant. Da er aber nach ihrer Bekanntmachung starb, kaufte sie sein Sohn, ein Katholik, sorgfältig auf, und verbrannte sie. Die dritte Uebersetzung von Simeon Budney, heißt die Socinianische Bibel. Sie erlebte zwey Auflagen; die erste 1570 und die letzte 1572, beyde zu Nieswiez in Lithauen. Von dieser Auflage sollen nur drey Exemplare in erheblicheren Bibliotheken vorhanden seyn. Die vierte polnische Uebersetzung ist die Danziger Bibel. Sie wurde ausgearbeitet und gedruckt von der reformirten Kirche in Danzig, und ging sieben Auflagen durch; nämlich in Danzig 1632; Amsterdam 1660; Halle 1726; Königsberg 1737; Brieg 1768; Königsberg 1799, und Berlin 1810. Die erste Auflage wurde von Wonzyk, Erzbischof von Gnesen, größtentheils verbrannt, und die Jesuiten gaben sich alle Mühe, so viele Exemplare von den andern fünf Ausgaben aufzukaufen und zu vertilgen, als sie hab-

haft werden konnten; so daß es ausgemacht ist, daß von den sechs Auflagen der Bibel der Protestanten, die zwischen 1632 und 1779 gemacht wurden, wenigstens dreytausend Exemplare auf diese Art vernichtet wurden. Alle sechs Ausgaben machten wahrscheinlich nicht über siebentausend Exemplare aus, so daß, wenn man die Exemplare, welche durch die Länge der Zeit abgenützt wurden, zu jenen schlägt, die zerstört wurden, es sich ergeben wird, daß (mit Ausnahme der siebenten in Berlin auf Kosten der Bibelgesellschaft gedruckten, und aus achttausend Exemplaren bestehenden Ausgabe), die gegenwärtige Anzahl der Bibeln auf 250,000 Protestanten, die polnisch sprechen, sehr klein seyn wird. Doch, wie viel kleiner die Anzahl der Bibel-Exemplare unter den Katholiken in Polen ist, mag aus folgender Thatsache erhellen. Die einzige autorisirte Uebersetzung der heiligen Schrift ist die von Jakob Wuiek, von Klemens VIII. approbirt, und das erste Mal hier herausgekommen 1599. Diese Uebersetzung gehört, nach dem Urtheile kompetenter Richter, unter die besten, so nach der Vulgata gemacht wurden; die Sprache, obschon gewissermaßen veraltet, ist doch rein und klassisch. Man hat aber so viel Sorge getragen, daß eben diese autorisirte Uebersetzung nicht in die Hände des Volkes kam, daß sie in Polen nie wieder nachgedruckt wurde. Nur außer Landes hat man zwey andere Auflagen gemacht, nämlich zu Breslau 1740 und 1771. Die ganze Anzahl der drey Auflagen dieser Uebersetzung kann nun beyläufig dreytausend Exemplare betragen. So wurden also in einem Zeitraume von zweyhundert und siebzehn Jahren nur bey dreytausend Bibeln für mehr als zehn Millionen Katholiken gedruckt, die polnisch sprechen. Daher kömmt es, daß man für Geld gar kein Exemplar bekömmt, und Sie mögen in Polen und Galizien bey 100,000 Familien suchen, und schwerlich eine Bibel finden. Der Verfasser erzählt dann weiter, wie er sich entschloß, einige Tage dazu zu verwenden, einen Versuch zu machen, in Krakau eine Bibelgesellschaft zu stiften, und eine Auflage der polnischen Bibel zu veranstalten. In der Universitäts-Buchdruckerey fand er eben eine Sammlung von Lettern, die zu einer solchen Auflage getaugt hätten. Er ging deshalb in Begleitung des Professors Bandtke zum Professor Kudrewitsch, der die Aufsicht über die Universitäts-Druckerey hat, und machte ihn mit seinem Vorhaben und seinem Wunsche bekannt. Dieser hatte gar nichts einzuwenden, äußerte vielmehr die jener Angelegenheit günstigsten Gesinnungen. Nun gingen sie zum Grafen Wodzisky, Präsidenten des Senats; sie wurden von Sr. Exzellenz gütig aufgenommen. Der Verfasser setzte ihm den Zweck und die Principien der Bibelgesellschaft auseinander, that seinen Erkundigungen Ge-

nüge, bemühte sich besonders, die Nothwendigkeit einer solchen Gesellschaft in Polen herauszuheben, und legte ihm einen Plan dazu in Krakau vor. Jener billigte ihn vollkommen, vorausgesetzt, daß die Mittel ihn auszuführen herbeygeschafft werden können: setzte aber hinzu, daß er gewiß überzeugt sey, eine für den Druck einer polnischen Bibel hinreichende Summe könne durch freywillige Subscription bey dem gegenwärtig erschöpften Zustande des Landes nicht aufgebracht werden. Verfasser that nun im Namen der brittischen Bibelgesellschaft den Vorschlag, in Krakau eine Gesellschaft zum Drucke und zur Vertheilung der heiligen Schrift ohne Noten und Kommentar unter allen Konfessionen zu bilden. Die Gesellschaft soll den Druck von fünftausend polnischen Bibeln, und fünftausend N. T. unternehmen: die brittische Gesellschaft würde sie mit einer Bewilligung von fünfhundert Pfund unterstützen. Dieser Antrag wurde von dem Präsidenten und den Senatoren freudig aufgenommen. Da aber der Bischof von Krakau gerade abwesend war, so machte der höhere Klerus die Einwendung, daß man ohne seine Genehmigung nichts unternehmen könne, und man also vor seiner Zurückkunft in einigen Wochen nichts festsetzen soll. Se. Exzellenz Graf Wodzizky versicherte den Verfasser, daß der Senat, die Universität und der Adel voll Bereitwilligkeit sey, an dem Unternehmen Theil zu nehmen; daß er hoffe, die Gesellschaft werde nach der Zurückkunft des Bischofs zu Stande kommen, und das Werk beginnen; und er selbst wolle alles, was in seinen Kräften steht, beytragen.

In einem Briefe von Wien (28. August 1816) theilt der nämliche Verfasser sehr interessante Bemerkungen mit, die er auf seiner Reise über den Zustand der Bibel unter den Stämmen slavischer Abkunft zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere gemacht hat. Nachdem er kurz wiederholt, was er schon in einem vorigen Briefe von den Bulgaren gesagt hat, kömmt er nun auf die Serbier zu sprechen, die nach den Russen, Polen und Böhmen der zahlreichste Stamm sind. Sie bewohnen, fährt er fort, eine große Strecke Landes südlich von der Donau, Sau und Kulpa, und betragen sammt ihren Kolonien in Ungern und Slavonien bey fünf Millionen Menschen. Zum serbischen Stamme gehören alle Slaven, die in Istrien, Dalmatien, Montenegro, Herzegowina, Bosnien, türkisch Kroatien und dem eigentlichen Serbien wohnen. Denn sie alle sprechen den serbischen Dialekt der slavischen Sprache. Beyläufig zwey Millionen dieser Stammbrüder gehören zu Oesterreich; die eine Hälfte von ihnen ist katholisch, die andere griechischer Religion. Die andern drey Millionen sind noch unter türkischer Botmäßigkeit und griechischer Religion. Jene Million Serbier, die katholisch ist, be-

dient sich der lateinischen Schrift, und besitzt bis jetzt nur einen kleinen Theil der heiligen Schrift in ihrer eigenen Sprache. Die vier Millionen, so der morgenländischen Kirche angehören, bedienen sich noch immer der slavischen Schrift und slavischer Kirchenbücher, und besitzen blos die alte Cyrillische Uebersetzung der Bibel, die aber sehr selten bey ihnen ist. Die Serbier unter türkischer Herrschaft, haben keine öffentlichen Schulen oder Unterrichtsanstalten, außer einigen Klöstern, in welchen ihre Geistlichen erzogen werden. Der kleine Theil des Volkes, der lesen kann, lernt es entweder von sich selbst, oder hat es von den Nachbarn gelernt; denn man sagt, daß viele sich unter einander lesen lehren. Die österreichischen Serbier aber beyder Konfessionen haben ordentliche von der Regierung eingerichtete Schulen, und eben so Seminarien, in welchen junge Leute zu Lehrern vorbereitet werden. Die Cyrillische Uebersetzung ist noch immer die einzige unter allen den slavischen Stämmen, die der morgenländischen Kirche zugethan sind, und ist nicht leicht verständlich für die heutigen Serbier; denn obschon ihre Sprache, die sie reden und schreiben, der bibelslavischen näher kommt, als das heutige Russische, so ist doch der Unterschied so groß, daß eine Uebersetzung in das heutige Serbische zum Gebrauche von beynahe vier Millionen wirklich zum dringenden Bedürfnisse wird. Ich beobachte, daß in den wenigen literärischen Produkten, die bey den Serbiern erschienen, sie ihre Sprache nach der neuen russischen zu modeln scheinen; aber der Unterschied zwischen beyden ist noch so, daß die neue russische Uebersetzung von den Serbiern nie ganz wird verstanden werden können. Der Krainer Dialekt wird nach des Verfassers Angabe von beynahe anderthalb Millionen Menschen gesprochen, von denen 600,000 Krain, 300,000 Kärnten, 400,000 Steyermark bewohnen, und 200,000 in Ungern angebaut sind. Sie besitzen zwey Versionen der heiligen Schrift: die erste von Georg Dalmatin nach der lutherischen Bibel, gedruckt in Wittenberg im Jahre 1584. Sie wurde für die Protestanten Krains gemacht, die zu jener Zeit sehr zahlreich waren, aber dann durch den Eifer der Jesuiten größtentheils der römischen Kirche zugeführt wurden. Deßwegen ist Dalmatins Uebersetzung nicht zum zweyten Male aufgelegt worden. Die zweyte Uebersetzung der Bibel in die kraineriſche Sprache machte Georg Japel nach der Vulgata; sie wurde in Laybach 1784 gedruckt. Das N. T. wurde zum zweyten Male aufgelegt; und die in Ungern wohnenden slavischen Protestanten haben eine vortreffliche Uebersetzung des N. T. von Stephan Küsmitsch, gedruckt in Preßburg im Jahre 1771. Nebstdem ist auch eine dritte Uebersetzung der Bibel in die krainerische Sprache in der Arbeit, und zwar

nach dem Original-Texte. Die Kroaten sprechen einen von dem Slavonischen verschiedenen Dialekt, der ein Mittelding zwischen dem Serbischen und Krainerischen seyn soll. Sie werden auf 8 bis 900,000 geschätzt, und sind alle katholisch. Sie besitzen in ihrer Sprache nur die sonn- und feyertäglichen Evangelien. Doch ist auch eine kroatische Uebersetzung des N. T. und eine slavonische in der Arbeit; letztere in jene Sprache, welche in der südöstlichen Steyermark von beynahe 100,000 Menschen gesprochen wird.

Der Verfasser kömmt nun endlich noch auf die Böhmen und Wenden zu sprechen; die ersten in Böhmen, Mähren und Ungern unter dem Namen Czechen und Slovaken, die letztern in der Ober- und Niederlausitz. Die Czechen oder Böhmen rechnet er auf vierthalb Millionen, die Slovaken auf dritthalb. Von diesen sechs Millionen sind die Hälfte Protestanten; die Slovaken in Ungern meistens lutherisch. Seit 1488 sind vierzehn Ausgaben der katholisch-böhmischen Bibel, die nach der Vulgata übersetzt wurde, veranstaltet worden, die letzte in Prag 1804. Es ist zu bedauern, sagt der Verfasser, daß für die polnischen Katholiken, die doch drey Mal stärker sind, nicht eben so viele Bibelausgaben gemacht wurden. Die slovakischen und böhmischen Protestanten besitzen zehn Bibelausgaben; die Uebersetzung wurde nach dem Grundtexte von den mährischen Brüdern gemacht, und zuerst zu Kralitz 1593 gedruckt; die letzte in Preßburg 1808. Diese Angaben machen es einleuchtend, setzt der Berichtgeber hinzu, wie viel den Bibelgesellschaften für sechs Millionen Katholiken und Protestanten slavischer Abkunft zu thun übrig sey, für welche in einem Zeitraum von dreyhundert acht und zwanzig Jahren nur vier und zwanzig Ausgaben gemacht wurden, die wahrscheinlich nicht mehr als 35 bis 40,000 Exemplare ausmachten, von denen vielleicht das Drittel oder gar die Hälfte durch den Gebrauch oder durch Zufall zu Grunde gegangen ist.

Die 100,000 Wenden in der Ober- und Niederlausitz sprechen zwey verschiedene slavische Dialekte, und besitzen zwey protestantische Uebersetzungen der heiligen Schrift. Seit 1720 erhielten die Wenden der Oberlausitz drey Auflagen ihrer Bibel, die letzte wurde zu Bautzen im Jahre 1797 gemacht. Die Wenden der Niederlausitz haben nur eine Ausgabe des A. und N. T., doch getrennt und zu verschiedenen Zeiten gedruckt; das A. T. 1709 und das N. 1796.

Bey den Mechitaristen in Wien, deren wohlwollende Güte gegen ihn der Verfasser dankbar erwähnt, hatte er Gelegenheit, eine falsche Notiz zu berichtigen, die er in Kischenau in Ansehung des Neuarmenischen erhielt. Sie versicherten ihn nämlich, daß es keinen neuarmenischen Dialekt gebe, der allgemein verstanden

würde. In Persien werde ein Armenisch gesprochen, das mehr als die Hälfte persisch ist; in Rußland sey es mit dem Russischen vermischt, in der Türkey mit dem Türkischen u. s. w.

Wir schreiten nun zur nähern Betrachtung jener Auflagen. Druck, Papier und Einband vorliegender Exemplare, besonders des syrischen, leisten alles, was sich vom englischen Geschmacke, Fleiße und Vollendung in typographischer Hinsicht erwarten läßt. Das syrische neue Testament ist mit schöner maronitischer Schrift abgedruckt, der Titel im Estrangelo; er lautet:

ܕܝܬܩܐ ܚܕܬܐ ܗܘ ܟܬܒܐ ܕܐܘܢܓܠܝܘܢ ܩܕܝܫܐ ܕܡܪܢ
ܘܐܠܗܢ ܝܫܘܥ ܡܫܝܚܐ.

Das ist, das neue Testament, nämlich das Buch des heiligen Evangeliums unsers Herrn und Gottes Jesus Christus. Unten liest man:

ܐܬܛܒܥ ܒܠܘܢܕܘܢ ܡܕܝܢܬܐ ܡܫܠܛܬܐ ܒܥܘܕܪܢܗ ܕܐܠܗܐ.
ܕܐܠܗܘ ܡܕܝܢ ܡܬܡܠܟܐ ܪܫܐ ܕܐܢܓܠܝܛܪܐ. ܒܢܦܩܬܐ
ܕܐܢܫܐ ܡܗܝܡܢܐ ܒܫܡܗ ܕܡܫܝܚܐ، ܕܡܫܬܘܬܦܝܢ
ܠܡܛܒܥܘܬܐ ܕܟܬܒܐ ܩܕܝܫܐ ܠܒܢܝ ܥܡܗܘܢ ܘܠܢܘܟܪܝܐ.
ܘܐܬܛܒܥ ܟܬܒܐ ܗܢܐ ܩܕܝܫܐ ܡܛܠ ܣܘܪܝܝܐ ܡܕܢܚܝܐ
ܡܗܝܡܢܐ ܒܝܫܘܥ ܡܫܝܚܐ. ܘܐܬܬܩܢ ܥܠ ܨܚܚܐ ܣܘܪܝܝܐ
ܥܬܝܩܐ ܒܫܢܬ ܐܠܦ ܐܘܝܘ ܠܡܫܝܚܐ.

Das ist, gedruckt in London, der durch Gottes Beystand mächtigen Hauptstadt Englands; auf Kosten einiger Christusbekenner, die sich zum Drucke der heiligen Schrift für ihre Landsleute und Fremde verbanden. Gegenwärtiges heilige Buch wurde für die syrischen Christen des Orients aufgelegt, und nach einigen alten syrischen Handschriften verbessert im Jahre 1816 christlicher Zeitrechnung.

Schade daß dieses Titelblatt durch einen Druckfehler entstellt ist; denn Zeile 4 von unten soll es ܒܢܦܩܬܐ statt ܒܢܦܩܬܐ heißen.

Bey den Evangelien ist der in der Londner Polyglotte vorangesetzte Eingang weggelassen. So heißt es z. B. dort vor dem Anfange des Evangeliums des heiligen Matthäus:

ܟܠ ܫܘܠܡܗ ܕܦܢܝ ܕܟܠܗܘܢ ܢܦܩܘܢ ܦܫܝܛܢܐ: ܦܫܝܛܝܢ
ܠܡܠܟܘܬ ܕܠܟܢ ܐܦܘܩܠܝܦܣܝܣ ܩܕܝܫܐ. ܦܫܝܛܬܐ
ܐܦܘܩܠܝܦܣܝܣ ܕܝܘܚܢܢ ܫܠܡܬ.

Dafür heißt es in unserer Ausgabe blos:

ܐܦܘܩܠܝܦܣܝܣ ܩܕܝܫܐ ܕܝܘܚܢܢ ܫܠܡܬ ܡܟܝܠ.

Die Schlußformeln der Lond. Pol. sind beybehalten; eben so die Kapiteleintheilung und jene in die Perikopen mit ihren Aufschriften, wie vor Matth. 1, 1.: ܕܝܢ ܟܬܒܐ ܕܦܘܩ ܡܠܟܐ . ܐ Die Apostelgeschichte ist mit der Eingangs- und Schlußformel der Polyg. abgedruckt. Vor dem Briefe an die Römer ist die Eingangsformel: ܒܫܡ ܡܪܝ ܘܡܠܟܢ u. s. w. weggelassen, dafür steht vor allen Briefen nur eine einfache Aufschrift, z. B.

ܐܓܪܬܐ ܕܦܘܠܘܣ ܫܠܝܚܐ ܕܠܘܬ ܪܗܘܡܝܐ ܐܓܪܬܐ
ܕܦܘܠܘܣ ܫܠܝܚܐ — ܫܠܡܬ ܐܓܪܬܐ ܕܪܗܘܡܝܐ ܡܫܝܚܐ

ܡܫܝܚܐ ܦܪܘܩܢ. Vor der Apokalypse sind die Worte: ܒܫܡ

ܐܒܐ ܘܒܪܐ ܘܪܘܚܐ ܕܩܘܕܫܐ ܚܕ ܐܠܗܐ ܫܪܝܪܐ weggelassen; die Aufschrift der Lond. Polyg. ist beybehalten. Da auf dem Titelblatte einer Verbesserung des Textes nach Manuscripten Erwähnung geschieht, so verglich Referent unsere Ausgabe mit der Lond. Polyg., und fand sie bis auf folgende Abweichungen mit ihr übereinstimmend. Matth. 12, 11 ܒܫ̈ܒܬܐ mit Guido Fabricius, Martin Trost und der Wiener Ausgabe; die Lond. Polyg. hat ܒܫܒܬܐ K. 13, 27 ist die Leseart der Polyg. ܠܐ ܗܘܐ beybehalten, wogegen die Wien. Ausg. Fab. und Tr. ܠܗ haben. V. 35 statt ܬܫܥܝܬܐ mit der Wiener Ausgabe Fab. und Tr. ܬܫܥܝܬܗ K. 27, 20 statt ܕܢܫܐܠ ܠܗܘܢ mit Tr. ܕܢܫܐܠܘܢ V. 35 sind die Worte ܕܢܫܠܡ ܡܕܡ ܕܐܬܐܡܪ ܒܝܕ ܢܒܝܐ
ܕܐܡܪܗ ܢܒܝܐ ܒܡܬܠܐ ܡܛܠ ܠܟܢܫܐ ܐܦܬܚܘ
ܟܢܫܐ. welche in der Wien. Ausg. und bey Tr. stehen, in der

Lond. Polyg. aber weggelassen sind, in unserer Ausgabe unter den Text als kritische Note gesetzt. Marc. 6, 56 ist nach der Wien. Ausgabe Fab. und Tr. bey den Worten: ܠܟܪ̈ܝܗܐ ܕܟܠܗܘܢ ܠܟܪ̈ܝܗܝܗܘܢ, das Wort ܕܟܠܗܘܢ ausgelassen. K. 13, 8. statt ܙܘܥܐ mit Fab. und Tr. ܙܘ̈ܥܐ K. 15, 20. Lond. Polyg. ܐܪܓܘܢܐ; unsere Ausgabe mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr. ܐܪܓܘܢܐ Luc. 9, 17 ܘܣܒܥܘ wird die Wien. Ausg. Fab. Tr. und die Pariser A.; in der Lond. Polyg. ܘܐܣܒܥܘ, K. 13, 9. ܠܫܢܬܐ ܚܢܢ mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr.; die Londner Polyglotte hat ܠܫܢ̈ܝܢ K. 16, 7. ܐܢܬ ܟܡܐ ܚܝܒ ܐܢܬ wie die W. A. Fab. und Tr. die Lond. Polyg. ܘܐܢܬ ܡܢܐ ܚܝܒ ܐܢܬ K. 19, 15 hat die Londner Polyg. ܡܢܐ ܟܠ ܚܕ ܡܢܗܘܢ; die Wien. und Par. Ausg. Fab. und Tr. ܟܠ ܚܕ ܡܢܗܘܢ ܡܢܐ; Unsere Ausgabe läßt ܡܢܗܘܢ aus, und setzt ܚܕ zwey Ma'e: ܡܢܐ ܟܠ ܚܕ ܚܕ V. 28 ܘܩܡ mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr. die L. P. ܩܡ

Johann. 2, 14. ܒܗܝܟܠܐ ܡܙܒܢܝܢ mit Tr. und dem Pariser Exemplar die Lond. Polyg. hat mit der Wiener Ausgabe ܒܗܝܟܠܐ ܘܙܒܢܝܢ K. 7, 28 ܘܡܠܟ ܢܚܝܢ mit Tr.; die L. P. ܡܠܟ ܢܚܝܢ K. 9, 35 ܐܢܬ ܡܗܝܡܢܬ ܐܢܬ mit der Wien. Ausg. Fab. und dem P. E.; die Lond. Polyg. ܐܢܬ ܡܗܝܡܢܬ Tr. ܐܢܬ ܡܗܝܡܢܬ K. 17, 23 ܘܐܚܒܬ wie die Wien. Ausg. und Tr. die Lond. Polyg. ܘܐܚܒܬ K. 19, 13 ܓܦܝܦܬܐ mit der Wien. Ausg. Fab. und Tr.; die L. P. ܓܦܝܦܬܐ K. 21 im Schlusse ist ܐܡܝܢ weggelassen, wie bey Tr. und in dem P. E.

Apostelgesch. 3, 13 statt ܠܗܘܢ mit Tr. ܗܘ ܠܗܘܢ K. 12, 20 mit Fab. ܕܩܣܪܝܘܣ statt ܕܩܣܪܝܘܣ K. 17 14 mit Tr. ܘܛܝܡܬܐܘܣ statt ܛܝܡܬܐܘܣ in der Lond. Pol. K. 27, 12 nach Tr. ܗܘܐ ܢܗܘܐ statt ܢܗܘܐ in der L. P. K. 28, 28 nach Tr. ܗܕܐ, ܦܘܪܩܢܐ statt ܦܘܪܩܢܐ allein in der L. Polyg. Der V. 29 in allen Ausgaben fehlend, ist von Tremellius übersetzt, als Note unter dem Text gesetzt.

Brief an die Röm. K. 2, 3 mit Tr., dem W. und P. Ex. ܥܠ ܠܬܢܘܗܝ statt ܠܬܢܘܗܝ allein in der Lond. Polyg.

Erster Brief an die Kor. K. 7, 9 statt ܢܙܕܘܓܘܢ in der Lond. Polyg. ܢܙܘܓܘܢ wie Fab. und Tr. haben. K. 10, 11 ܘܐܬܟܬܒܢ mit Tr. wo die W. A. und das P. E. sammt Fab. ܘܐܬܟܬܒ hat. Zweyter Brief an die Kor. K. 2, 5 ܐܬܥܝܩ mit der W. A. und Tr.; die L. P. hat ܐܬܥܩ.

Brief an die Koloss. K. 4, 16 ܩܪܘܗ mit Tr. und das P. E., wo die L. P. ܩܪܘܘܗ hat.

Zweyter Brief an Tim. K. 3, 7 ܡܫܬܡܥܝܢ wie Tr. und das P. E., die L. P. ܡܫܬܡܥܢ

Erster Brief des heil. Petr. K. 1, 10 ܕܐܬܬܒܥܘܗ wie Fab. und Tr. in der L. P. ܕܐܬܬܒܥܘ

Erster Brief des h. Joh. K. 2, 24 ܐܢܬܘܢ ܫܡܥܬܘܢ ܐܢܬܘܢ mit Tr.; in der L. P. ist das zweyte ܐܢܬܘܢ ausgelassen.

Was die arabische Bibelausgabe des A. und N. T. (Newcastle 1811) betrifft, folgt der Text ganz jenem der L. P., nur im Pentateuche sind einige von Eduard Pocoke angezeigte verschiedene Lesearten aufgenommen. Die Kapitel- und Verse-Abtheilung folgt im A. und N. T. jener des Originaltextes. Im N. T. ist die Eintheilung in Sektionen, die in der L. P. angezeigt ist, weggelassen. Den Versen sind keine Zahlen beygesetzt. Viel mehr Aufmerksamkeit verdient die arabische Uebersetzung des N. T. (Kalkutta 1816), von welcher schon in jenem Auszuge aus dem dreyzehnten Berichte der Bibelgesellschaft die Rede war. Sie weicht sehr von der Uebersetzung der L. P. ab, da sie sich der Mundart, welche heut zu Tage in jenen Gegenden üblich ist, oder der sogenannten neuarabischen Sprache in Ausdrücken und in der Wortsetzung anbequemt. Die Kapitel heißen da nicht الفصل sondern الاصحاح Uebrigens sind die Verse die nämlichen, wie im Grundtexte.

Die vorliegende persische Uebersetzung verdient um so größere Aufmerksamkeit der Kritik, als dieselbe sowohl durch die Berichte der Mitglieder der Bibelgesellschaft, als durch Zeitungen als eine besonders vortreffliche gepriesen worden ist, so, daß sogar ein Schreiben des regierenden Schachs von Persien an den englischen Botschafter Sir Gore Ouseley erschienen, worin er die

Vortrefflichkeit der Uebersetzung anpreiset. Ueber die Richtigkeit derselben konnte der Schach oder sein Ministerium, welches weder die alte noch die neue Sprache des Originals versteht, woraus Martyn seine Uebersetzung verfertigte, wohl schwerlich mit Sachkenntniß ein Urtheil fällen. Die ertheilten Lobsprüche können also nur auf den Inhalt des Buchs, oder auf die für Perser leichte Verständlichkeit der Uebersetzung bezogen werden. Dieselben sind aber um so erklärbarer, als der selige Martyn, dessen vortrefflichem Gemüthe und apostolischen Eifer, alle die ihn kannten, übrigens das größte Lob zollen, einen persischen Mollah oder Schriftgelehrten zu Hülfe gezogen zu haben scheint, welcher die schlichte Uebersetzung fast durchaus mit Paraphrase umschrieb, und überdieß hier und da ganz rein mohammedanische Bilder und Ausdrücke einmischte, die er aus dem Koran genommen und die nicht ins Evangelium gehören. So kömmt z. B. im 12. Vers, III. Kapitel bey Matthäus: »Cujus ventilabrum in manu sua et permundabit aream suam;« sogar der Quell des mohammedanischen Paradieses Selsebil vor [1]). In demselben Kapitel Vers 16: Et vidit spiritum Dei descendentem sicut columbam, et venientem super se, heißt es im Persischen: Und er sah den Geist Gottes, der wie eine Taube herunterstieg, und sich in ihn verkörperte [2]). Ber wei hulul miküned. — Hulul ist nämlich das in der Lehre der Imamije gebrauchte Wort, welches die Verkörperung der Gottheit in der Person Ali's und seiner zwölf Nachfolger bezeichnet. Der mohammedanische Paradiesesquell Selsebil, und die schiitische Transsubstantiation Hulul haben hier auf eine sehr sonderbare Weise ihren Weg ins Evangelium gefunden. Wenn sich ähnliche Bilder und Ausdrücke des Korans ganz gewiß wider den Willen und die gute Absicht des Uebersetzers in seine Arbeit eingeschlichen haben, so kann ihm doch die Weitschweifigkeit und das beständige Umschreiben eines Wortes durch mehrere mit Recht zur Last gelegt werden. Orientalisten, welche sich hiervon einen deutlichen Begriff machen wollten, dürfen nur die auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, unter Nr. 546 befindliche persische Uebersetzung des Psalters und der vier Evangelien mit der Martynischen der vier letzten vergleichen, wie dieses mit einen Bruchstücke in dem Katalog der orientalischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek geschehen ist. Wo die auf der kaiserlichen Bibliothek befindliche persische Uebersetzung

---

1) بر سلسبیل کمال پاك خواهد نمود

2) بر وي حلول میکند

rein persischer Worte gebraucht, finden sich in der martynischen überall arabische Umschreibungen. So z. B. im fünften Kapitel Matthäi:

	Vulgata.	*Martyn.*	
V. 16	*Luceat* lux vestra.	Tedschelli dehed	st. Ruschenaji dehed
Eben da	opera vestra bona.	Aamali hassne	— Girdarhai nik
V. 17	Nolite putare.	Tassawur mekünid	— mepindarid
V. 19	Qui autem docuerit.	Taalim nümajed	— amused
Eben da	*Magnus* vocabitur.	Kebir	— büsürg
V. 21	Non occides.	Katl mekünid	— meküsch
V. 29	Erue eum.	Kalaasch kün	— berkün
V. 33	Dictum est antiquis.	Ehli ejammi sabik	— pischinin.

Diese Einmischung arabischer Wörter hat keineswegs, wie man vielleicht bey einem der semitischen Sprachen wohlkundigen Uebersetzer voraussetzen möchte, ihren Grund in einer besondern Vorliebe für solche arabische Wörter, welche den hebräischen des Textes wurzelverwandt sind, denn vielmehr ist diese Annäherung hebräischer und arabischer Wörter nirgend zu finden, so, daß dieselbe nicht sowohl mit Fleiß, als durch den Umstand vermieden worden zu seyn scheint, weil der Uebersetzer entweder des Hebräischen ganz unkundig war, und seine Uebersetzung nicht nach dem griechischen Texte, sondern nach einer englischen Uebersetzung verfertigte. Einige Beyspiele werden das Gesagte erläutern: Die streng nach dem Buchstaben des Gesetzes lebenden Pharisäer kommen in der arabischen Geschichte als Farisiun [1]) vor, von der Wurzel: *Farasa*, d. i. nach Golius: Imperavit nobis Deus, necessario observandum. Daher *Farisat*-res sancita, statutum pecc. a Deo. Und bey Mouradjea D'Ohsson — Introduction VI. Les articles d'obligation divine sont désignés par le nom de *Farz;* sous ce mot, la loi comprend tous les préceptes du Cour' ann. Statt also die Pharisäer wirklich mit dem echt arabischen Worte Farisiun, d. i. die nach dem Gesetz lebenden, zu schreiben, schreibt Martyn ganz falsch: Farissian [2]), durch falsche Uebertragung der englischen Buchstaben in arabische. Dasselbe gilt von den eigenen Namen der Oerter, welche dem Texte nach rein arabisch sind, und wo der Uebersetzer, statt dieselben nach ihrer richtigen arabischen Schreibart aufzuführen, dieselben aus Unkunde des Grundtextes und des Arabischen fehlerhaft der englischen Uebersetzung nachschreibt. So ist z. B. bekannt, daß Bethlehem noch heute Beitollahm, d. i. das Haus des Fleisches heißt; dennoch wird es hier überall Beitolham geschrieben, und Jerusalem, das im ganzen Morgenlande Kudssi scherif

1) فريضيون 2) فريسيان

heißt, kömmt hier mit den der englischen Uebersetzung nachgeschriebenen Buchstaben als Jeroschalem, oder gar (Marcus III. V. 22) als Orschlim statt Ιεροσολυμαι vor. Hätte der Uebersetzer gründlich arabisch verstanden, und nach dem griechischen Texte übersetzt, so hätten ihm außer der Identität so vieler im neuen Testamente vorkommender echt arabischer Namen, auch noch manche andere Beziehung, wo das Griechische auf das Arabische, oder dieses auf jenes hinweiset, nicht entgehen können. So z. B. Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris. Καὶ ἀφὲς ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν, ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφίειμεν τοῖς ὀφειλέταις ἡμῶν. Das hier zwey Mal vorkommende griechische ἀφὲς hat Laut und Sinn mit dem arabischen: Afw عفو gemein, welches dem Uebersetzer nothwendig hätte in den Sinn kommen müssen, wenn er wirklich gründlich arabisch verstanden, und seine Uebersetzung nach dem griechischen Texte verfertiget hätte. Da das Gebet des Herrn die wesentlichste Form christlicher Andacht ist, so wollen wir die Uebersetzung Martyn's (Lucas VI. 9, 14) mit einigen Anmerkungen, und mit einem Rückblick auf die in Adelung's Mithridates gegebenen drey persischen Uebersetzungen desselben von Wheloc, von Angeli a S. *Josepho* und von Chambers beleuchten. Adveniat *regnum* tuum. Statt regnum (mülk) setzen Chambers und Martyn melkut, d. i. die Herrschaft; Wheloc aber, und der Verfasser der auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen persischen Uebersetzung des Psalters und der Evangelien Padischahi, welches das einzige echt persische Wort dafür ist. Voluntas bey Wheloc Chast, Angeli Risai, Chambers Mersi, Martyn Iradet, so auch das Manuscript der k. k. Bibliothek. Nur das letzte heißt eigentlich Wille, ist aber arabisch, wie alle andern, bis auf Chast, welches rein persisch ist, aber eigentlich Wunsch bedeutet. Dem Fiat (bad) hat Martyn das arabische nafis beygesetzt, nafis bad d. i. penetret. Das nani rusine, tägliches Brot, Martyn's ist wörtlicher als bey allen andern. Den Satz: sicut et nos dimittimus debitoribus nostris, hat Martyn vorausgesetzt, nämlich so: ut nos dimittimus debitoribus nostris et tu dimitte debitum nostrum, und den Sinn als Geldschuld gegeben, während Chambers, Wheloc und das Manuscript der kaiserlichen Bibliothek statt Kars (das arabische Wort für Geldschuld) das rein persische: Günah, d. i. Sünde setzen. Im Griechischen steht aber οφειλημα, während Günah eigentlich das im vierzehnten Verse vorkommende παραπτωμα — ist. Et ne nos inducas in tentationem; am wörtlichsten, wie Chambers, der Asmaisch meiawer (nicht Mi-

jar wie bey Adelung), Martyn hat überflüssig das arabische Maaras beygesetzt. — A malo am besten Angeli: Es bedi und nicht wie Martyn: Es scherair, d. i. von den Bosheiten. Libera, besser das persische Reha, wie bey Angeli, als das arabische Chalass, wie bey den Uebrigen.

Von der Geschichte der beyden türkischen Bibelübersetzungen (Nr. 5 und 6) weiß Recensent, daß die erste zu Karas unter der Aufsicht dortiger Missionäre, die zweyte zu Paris in der königlichen Druckerey, unter Aufsicht des Freyherrn Sylvestre de Sacy gedruckt worden sey. Die letztere sollte Anfangs zu Berlin unter der Leitung des nun friedseligen Hrn. von Diez gedruckt werden. Da aber der Druck einerseits durch den Tod desselben unterbrochen ward, und andererseits wider die Richtigkeit seiner Verbesserungen nur zu gegründete Zweifel sich erhoben, wurden nach seinem Tode die schon gedruckten Bogen vernichtet, und der Druck unter Freyherrn von de Sacy's Leitung neuerdings zu Paris begonnen, so, daß wider die Richtigkeit desselben nichts einzuwenden ist. Auch wider die Richtigkeit der beyden Uebersetzungen ist nicht viel zu erinnern. Der Unterschied derselben besteht darin, daß die zu Karas gedruckte eigentlich grob türkisch (Kaba Türkdsche), die zu Paris gedruckte aber feiner türkisch, d. i. schon mehr mit arabischen Wörtern untermischet ist. Die feinere ist also nicht zugleich die reinere, sondern umgekehrt, indem das sogenannte grobtürkische der Regel nach blos ursprünglich türkische Wörter ohne Einmischung von arabischen und alt-tatarischen enthält, das verfeinerte Türkische aber die alt-tatarischen zwar ausschließt, hingegen überall arabische einmischt. Indessen finden sich doch auch selbst in der Ausgabe von Karas eine Menge arabische Wörter für metaphysische Begriffe, für welche das Alt-türkische entweder kein Wort hat, oder wo das Arabische durchaus üblicher geworden, als das Türkische. In diesem Falle gebraucht die Ausgabe von Karas oft von zwey üblichen arabischen Formen die richtigere, während sich wider die in der Ausgabe von Paris gebrauchte manches einwenden läßt.

So scheint (Lucas II. Kap. 27 Vers) für das griechische Wort οχλος (turba), die Form Dschemaat [1]) richtiger, als die Form Dschemijet [2]); indem das erste wirklich noch heut zu Tage von den Rotten der Janitscharen gebraucht wird, welche bekanntermaßen die erste, zweyte, dritte u. s. w. Dschemaat heißt. Auch dünkt dem Rec. diese Form die richtigere, um das Wort: Gesellschaft, auszudrücken, statt des auf dem Titel für die

---

1) جماعت 2) جمعيت

Bibelgesellschaft gebrauchten Medschmaa, welches eigentlich einen Sammelplatz, und nicht eine Versammlung bedeutet. Da die Bemerkungen des Rec. hier die eingemischten arabischen Wörter treffen, so nimmt er zum Prüfstein den Anfang des Evangeliums Johannis, in welchem fast nur metaphysische Begriffe vorkommen, und das in der Pariser Ausgabe zwar hie und da die richtigere Form aber meistens arabische Wörter enthält, wo sehr füglich türkische hätten gebraucht werden können. Für das Wort Kapitel hat die Pariser Ausgabe durchaus das richtige Bab (Hauptstück). Die andere Faßl (Abschnitt) Erster Vers. In principio: in der Pariser Ausgabe Ibtida [1]), in der Karasser Bedajetde [2]). Verbum: in der Pariser Ausgabe Kelam [3]), in der andern Kelimet [4]). Das erste ist unstreitig das Wahre für das Wort (le Verbe), während das zweyte nur in dem Sinne la parole gebraucht wird. Apud Deum, richtiger in der Pariser Ausgabe Allah-katinde [5]), als Allahde [6]), in Deo. Der dritte Vers hingegen: Omnia per ipsum facta sunt — ist in der Pariser Ausgabe verfehlt. Her schei Anünile jaradildi, wörtlich: Omnis res cum illo creata fuit. Im folgenden Verse, wo der Text wieder dasselbe Wort factum beybehält, variirt dasselbe die Pariser Uebersetzung mit dem arabischen Chalk (creari) statt dem türkischen Jaradilmak. — Diese Variationen der Uebersetzung, wo im Texte eines und dasselbe Wort vorkommt, sind nach dem Urtheile des Rec. durchaus tadelhaft. Der fünfte Vers bietet zu mehr als einer interessanten philologischen Bemerkung Stoff. Für das Licht gebrauchen beyde Uebersetzungen das arabische Wort: Nur [7]). Für die Finsterniß gebraucht die Pariser Uebersetzung das arabische Wort Sulmet [8]), die andere das türkische Karanlik [9]); für lucet, jene das arabische Isaat [10]), jene das persische ruschen [11]). — Das Merkwürdigste ist aber, daß die Pariser Uebersetzung das non comprehenderunt mit Idrak etmedi (nicht begriffen), die andere mit Tutmadi (nicht ergriffen) übersetzt hat. Das lateinische Wort comprehendere verstand der letzte Uebersetzer nämlich als gleichlautend mit prehendere. Vers 6. — Fuit homo missus a Deo, in der Uebersetzung von Karas ganz einfach: Bir adam tanriden, göndürüldi Kiadı Johanna

---

1) ابتدا 2) بدايتده 3) كلام 4) كلمة 5) الله
قاتنده 6) اللهده 7) ظلمة 8) نور 9) قرانلق
10) روشن 11) اضاءت

idi [1]). In der Pariser Ausgabe ist dem Göndürüldi das arabische Irssal substituirt, und statt a Deo steht der Zusatz: a Deo omnipotente (Allah tealaden [2]). Ueberhaupt ist die Pariser Uebersetzung umschreibender, während die von Karas sich viel kürzer ausdrückt. Um eine der wichtigsten Stellen in beyden Uebersetzungen zu vergleichen, heben wir hier das Gebet des Herrn aus. Lucas II, III, IV. Die Pariser Uebersetzung gebraucht für Vater: Baba, die andere das gleichbedeutende, aber minder gebräuchliche Ata. — Regnum tuum, in der Pariser Melkütün, d. i. deine Herrschaft, in der andern Memleketün, d. i. dein Reich; fiat voluntas tua, in der Uebersetzung von Karas: Iradetün olsun; die Pariser kehrt den Satz um, und stellt denselben so: Wie derselbe im Himmel erfüllet wird, so auf Erden soll dein Wille erfüllt werden: Weit kürzer und richtiger die erste: Dein Wille geschehe wie im Himmel, auch auf Erden. Panem nostrum quotidianum, in beyden gleich. So auch: Et dimitte nobis peccata nostra; das: Debitoribus nostris ist in der Uebersetzung von Karas wörtlich mit Bordschlii, d. i. Geldschuldnern, in der Pariser mit Sudschlii, d. i. Schuldigen (reis) übersetzt. Für in tentationem und a malo hat die Ausgabe von Karas, echt türkische, die von Paris wieder arabische Wörter, von denen das zweyte, chabis, nicht einmal wie das türkische Jaramas alles Uebel überhaupt, sondern nur das Schlechte und Niedrige (Vile) bedeutet. Auch für libera hat die erste das echt türkische Kurtar, die zweyte das arabische chalaß. Diese Affektation mit arabischen Worten, statt mit den echt türkischen zu prunken, scheint dem Rec. in einer doch zunächst für das Volk, und nicht für die Gelehrten bestimmten Ausgabe der Bibel ganz und gar nicht an ihrem Platze. Wenn das Christenthum einmal bey den Türken Eingang finden, und Bemühungen der Missionäre mit lohnenderen Früchten, als bisher gekrönet werden sollten, so dürfte diese Bekehrung wohl schwerlich von den Schriftgelehrten beginnen, welche am meisten des Arabischen kundig sind, aber auch das meiste weltliche Interesse haben, die Religion ihrer Väter nicht zu ändern. Eher darf man hoffen, daß die Wahrheit des Evangeliums unter dem Volke Eingang und Gehör finden werde. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, scheint dem Rec. die Ausgabe von Karas die zweckmäßigere, wenn sie gleich von der Pariser an arabischer Wortfülle wie an Weiße des

1) بر ادم تكريدن كوندرلدي كه آدي يوحنا ايدي

2) الله تعاليدن

Papiers übertroffen wird. In jedem Falle ist die Ausgabe von Karas zweckmäßiger für die ungebildeten Türken, worunter hauptsächlich die Unterthanen des russischen Reichs gehören, als für die gebildeten des osmanischen. Jenen wird die schlichte, und nur wenig mit Arabischem vermengte Sprache ihrer Väter, diesen, die schon mehr auf fremdartige Bildung Anspruch machen, die weitschweifigere und zierlichere, reich mit arabischen Wörtern verflochtene Uebersetzung die vorzüglichere dünken. Die tatarische Uebersetzung, deren in dem Bibelberichte Erwähnung geschieht, hat der Rec. nicht zu Gesichte bekommen, und er mußte sich daher hier auf die Anzeige der ihm vorliegenden syrischen, persischen, der beyden arabischen und türkischen Bibeln beschränken. A.

Art. II. Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich — von Christi Geburt bis Bonaparte's Sturz. — Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz. — Vierter Theil. — Zwietracht des Vereins.

Bundes-Anbeginn von Ungern, Böhmen, Oesterreich, Steyermark, in den Jahrhunderten der Roheit. — Von Julius Franz Schneller, Professor zu Grätz. — Zeitraum von 1526 bis 1711. — Grätz 1819. Im Verlage der Miller'schen Buchhandlung.

Bey jedem neu in die Welt tretenden Werke dringt sich den Lehr- und Lernbegierigen allemal zuvörderst die Frage auf: ist die Literatur und worin insonderheit ist sie durch diese neue Erscheinung reicher geworden? Welche Ausbeute hat dadurch das Quellenstudium, die historische Kritik, oder welchen Gewinn hat die Geschichtschreibung dabey gemacht? Welche Berichtigungen alter Irrthümer, welche Ausfüllung längst empfundener Lücken hat man diesem Buche zu danken? — und wenn es sich, seiner Natur nach, nicht für die Gelehrten, sondern (wie man nach der persönlichen Widmung des Verfassers vorzugsweise glauben darf) für die Jugend eignet, strahlet wirklich jene edle Einfalt in Sache und Ausdruck, jene väterliche Umsicht daraus hervor, welche die theure Hoffnung der kommenden Geschlechtsalter in unsern Tagen mehr als jemals begehrt?

Eine ernste und gründliche, ab ira et studio gleich ferne Erörterung wird daher um so mehr an ihrer Stelle seyn, je bestimmter den Ton in seiner Wissenschaft angebend, der Verfasser uns versicherte: »Er berühre die obersten Gipfel der Dinge. — Er enthülle diese Geschichten, wie Keiner vor ihm, — Er wolle der Welt ein Muster diplomatischer Historiographie stiften, — Er habe nun endlich gelernt,

was er als Bürger dieser Welt gedacht, in Worte eines Unterthans zu kleiden! ꝛc.«

Bey der Anzeige des dritten Theiles dieser österreichischen Staatenhistorie oder der Geschichten Oesterreichs und Steyermarks in diesen Jahrbüchern (III. 287) wurde zuvörderst hinsichtlich des Ausdrucks bedauert, daß er aus lauter Bestreben zu fliegen, und Schritt für Schritt lauter Ungewöhnliches und Ungemeines zu sagen, häufig ins Komische und ins Niedrige falle, daß, wie von einem Schauspieler, der jede Sylbe scharf betont, und auf jedes Wort eine heroische Emphase legt, die gewöhnlichsten Dinge von der Welt wie Entdeckungen und wie Kernsprüche jener unsterblichen Alten vorgetragen werden!! —

Die beharrliche Affektation, jedem Paragraph dieser Reihe von Bänden ein veraltetes Weidsprüchlein, einen breiten Gemeinplatz an die Stirn zu setzen, hat sich in diesem Bande wo möglich noch gesteigert. Wie (II. 334—342) die sieben Bitten des Vater unser die Anfangssprüchlein zum Hussitenkriege hergeben mußten, so erscheinen hier, — (difficile est, satyram non scribere!) die sieben Todsünden als Devisen des dreyßigjährigen Krieges!! — Dann folgen in reicher Fülle solche Herrlichkeiten: »Wo frißt der Krebs am wüthendsten um sich? an den Organen des Lebens und der Zeugung?« IX. »Bey gleichem Muth und gleicher Zahl der Streiter, muß die Kriegskunst entscheiden« (wie neu!). Eben so §. 10: »Kurz ist das Leben, lang ist der Nachruhm.« »Ein zu stark, zu oft gedrückter Schwamm verliert die Schnellkraft, eben so der Geldbeutel« §. 22. — §. 47. »Auf dem Platz wo ein Eichbaum starb, wächst lang nichts Aehnliches mehr.« §. 49. »Jede Völkergeschichte zeigt eine Schattenseite und eine Lichtseite.« §. 57. »Gefangen nehmen, einkerkern, vorzüglich aber das Zusammenhauen vor gepflogener Untersuchung widerspricht dem Grundbegriff eines Gerichtsstandes«!! §. 69. »Wie unterscheidet sich die Menschenseele vom Poltergeist? durch Ordnung und Ruhe.« §. 60. »Er ist abgereist mit den Nerven, das heißt mit Geld.« §. 61. »Dem Schuldigen wackelt das Mäntlein, auch der Rock, auch das Beinkleid, auch das Hemde, wenn die Schuld in Aufruhr besteht.« §. 72. »Der Körper ist für den Geist das mitleiende Werkzeug«!! §. 202. — (Wirklich ganz unerhörte Entdeckungen.) »Irrwissen und Wirrwissen greifen leicht in einander. §. 210 — §. 246. »Von oben billig von unten willig.« §. 277. »Mann und Roß kann nicht von der Luft leben,« §. 281 oder nach Bithlem Gabors Sprüchwort §. 255. »Gold, Mann, Fraß.« — Steigen, fallen, sterben, darauf läuft im Ganzen die Geschichte des Adels hinaus. §. 303. »Rings um die Braut schmücken sich die Kran-

zelsjungfern, die meisten Städte bildeten sich nach Wien! — Es gibt Maler und Anstreicher. Der Pöbel streicht an, die Gelehrten malen! §. 376. »Der Majestät des historischen Styls, dürfte nicht sehr zusagen, daß Kardinal Martinuzzi die Ranke so hoch anrechnete, die er ganz allein ausgeschmiedet! §. 21 und daß Fürst Wenzel Euseb Lobkowitz die Jesuiten mit Worten bestichelte, und in der That papierelte.« §. 361. »Susanna! auffallend Wortspiel, da die erste Sylbe in Ungern auch eine — Stute bedeutet!« §. 267. In diesen erhaben seyn sollenden Devisen, die oft unter das Vademecum heruntersinken, so wie darin, können wir eben nicht wieder finden, was der Verfasser (III. 390) in strengem Wortspiele begehrt: »Geschichtschreiber sollen vor Allem geschickt schreiben; dazu ist scharfes Denken nöthig!« — So wenig wir es zu bewundern vermochten, daß der Abt von Mölk, der Mölker Abbas, daß die römischen Hügel, die römischen Colles genannt würden, so dünkt es uns auch wunderlich gezwungen, daß §. 250 gesagt wird. »man habe die protestantischen Fürsten als Vasallen getadelt, wegen unrechtlicher Hinneigung zu den französischen und schwedischen Fremdlingen; aber sie hätten den Dominus (warum denn nicht ihren Kaiser?) wegen gewaltsamer Unterdrückung des Zeitgeistes geschmäht.« Warum nicht lieber ganz in fremden Wörtern: sie blamirten den Dominus wegen violenter Oppression der temporellen Tendenz!!

Nicht mehr als eine seltsame Grille dünkt es uns auch, daß die Ungern gewidmeten §§. stets mit lateinischen, oft bey den Haaren herbeygezogenen Worten anfangen müssen: »Diaetae et Conventus, — resolutio et articuli, — persequar et impugnabo, — innoxia societas, — molimen sisyphicum, — Austeritas Austriaca, — nec simul, nec semel etc.«

Leider scheint es, wir würden noch auf mehrere Stellen stoßen, die uns nur zu sehr den im §. 368 geschilderten Geschmack der Leopoldinischen Epoche recht unverkennbar vor die Augen hinstellen. »Wahre Beredsamkeit und echte Dichtkunst blieben zu»rück. Welches Gemisch einheimischer und ausländischer Wörter, »welcher Zwang in Sprache und Wendung, welche Spiele mit »Vers und Bild!!« Nach solchen Proben könnte man allerdings leicht in die Versuchung gerathen, es als Anhänglichkeit an ein häufig nachgeahmtes Vorbild zu achten, daß in einer Staatsgeschichte Oesterreichs der P. Abraham a S. Clara den ganzen §. 406 einnimmt!

Wir gehen von dieser, gegen den Ausdruck und Styl gekehrten Rüge, zur Sache über, zur Beleuchtung einzelner Sätze und Angaben.

S. VI. »Stellt dem Manne andere Männer, der Sache andere Dinge entgegen, um in Ermanglung eines allgemein gültigen Maßstabs durch Vergleichung näher zu rücken.« Nicht das Vergleichen des Menschen mit dem Menschen gibt dem Menschenwerth den Maßstab. Dieser beruhet auf dem höchsten Sittengesetze. — S. VIII. »Bey der Unzulänglichkeit der archivalischen, bey der Unsicherheit der parallelisirenden Geschichte, hat den einzigen untrüglichen Rettungsfaden der Philosoph, zu deutsch: Freund der Wahrheit!« (Philosoph, Philaleth?) Dieser Weltweise supplirt nach des Verfassers Ansicht so ziemlich die Providenz. »Er wägt die »Fehler des Alten, gegen die Reize des Neuen, die Macht des »ruhigen Herkommens, aber auch den Werth und die Lust »des muthigen Umformens. Er scheidet in verworrener »Zeit, den Schein vom Seyn. — Er erspürt Hochmuth, »Uebermuth, Unmuth, Mißmuth, Wankelmuth, Kleinmuth, »Freymuth, Gleichmuth — und — — Muth!! (oh P. Abra»ham!) Er prüft Fürsten und Volk, Herr und Knecht, Dok»tor und Scolar, Narr und Thor, Schelm und Wicht!!«

»Große Staaten sollen keine Bündnisse haben, und kleine dürfen nicht darauf rechnen.« §. 12. Unglaublicher Satz in dieser Allgemeinheit! — Oh Gattinara und Trautmannsdorf, William Temple und Eugen, wie wäre die Summe und Glorie eurer Lebensmüh, durch solches αυτος εφα hinweggewischt!! — »Die Kanone ist das letzte Hilfsmittel der Fürsten. Der Aufstand ist das letzte Hülfsmittel der Völker« §. 13. — (Welche Lehre und Richtschnur soll denn die unerfahrene Jugend aus solchen vornehm hingeworfenen, generalisirenden Machtsprüchen entnehmen? Der Verfasser glaubte einst einer frühern Rüge dieser Art dadurch zu begegnen, daß er den getadelten Stellen beschränkende, berichtigende, ja entschieden divergirende, die er an andern Orten und in andern Jahren geschrieben, gegenüber stellte. Aber dieses scheint uns kein Beweis für die Unümstößlichkeit der ausgebotenen Wahrheiten. Unseres Bedünkens, heißt es nur, dem Irrthum und der Unvorsichtigkeit auch noch den Widerspruch beygesellen.)

»Lehrer bearbeiten die Schule für idealische Wahrheiten der »spätesten Zukunft. Herrscher behandeln das Leben nach dem »Bedürfniß des Augenblicks. Daher könnten die vorsich»tigsten (??) Schulmeister Sätze behaupten und erwei»sen, die ein vorsichtiger Staatsmann noch nicht an»zunehmen vermochte!!« (§. 32) (Ja wohl! Das dürfte auch hier häufig der Fall seyn.) Wie schneidend kontrastirt mit diesem beständigen Generalisiren §. 56. »Die Staatskunst halte Ich für

»die Seelenlehre der Völker. In beyden gibt es wenige, all»gemein gültige Wahrheiten. Für allgemein gültig er»kläre ich, daß das Erbkönigthum einen Erbadel heische.« (Wie oft wurde dieß seit dem »Geist der Gesetze,« meist in Nothwehr gegen seichte Einwürfe philantropisch-encyklopädischer Reformers und Radikalen, bis zum Ekel wiedergekäut?) — »Am Staatsruder erwiesen sich Ordensleute gewaltsamer, unschonender, als Weltpriester.« §. 166. Die Rückseite dieser Münze begünstigt die vorliegende Behauptung keineswegs. — §. 176. »Münzveränderung gränzt nahe an Geldverfälschung. Verfälschung gehört zu den Verbrechen. König Mathias entschuldigte sie mit dem Nothfall« ꝛc. §. 182. »Die Gedankenwelt soll sich nicht im Lehensband der Kirche befinden, viel weniger in der Dienstbarkeit der Priester. — Auch die deutschen Protestanten, auch die böhmischen Brüder unterwarfen die Weltweisheit der Gottesgelehrtheit. — Predigtstuhl und Ohrenbeicht verbreiteten laut und still Unduldsamkeit, sogar die fleißig bearbeitete Geschichte diente der Leidenschaft, der Glaubensmeinung.« — Offenbar viel zu wenig und viel zu viel für ein bloßes, auf das große und gemischte Publikum, auf die Leute von Aufklärung und poetisch-prosaischem Geschmack, auf unerfahrene junge Leute und Tagespolitiker berechnetem Lesebuche. — Gleichen Schlages dünken uns die (§. 288—289) folgenden Sätze. »Nur ein Edelmann kann das liebe Vaterland seinem Gewissen aufopfern!« — Treue Adelsgeschlechter konnten bey Aufständen gewinnen, indem sie die Güter und Rechte der Aufrührer bekamen. Nicht so die treuen Städte und Märkte, diese verloren stets.« — §. 291. »Liebe zum Recht und ihr Herz leitete beyde Ferdinande zur Gerechtigkeit. Doch geschah niemals mehr Ungerechtes!!« — Des Florianer Chorherrn Kurz urkundliche Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, wären, ohne Zuziehung irgend einer andern Quelle, für sich allein hinreichend, zu bewähren, wie die Glaubensfreyheit fast unaufhörlich nur mißbraucht worden, als Deckmantel und Hebel politischer Umwälzung, zur Behauptung eines vermeintlichen Wahlrechtes der Bewaffnung, der Bündnisse mit Auswärtigen, der schrankenlosesten Selbsthülfe für kecke Entwürfe zur Absetzung, Einsperrung, ja wider das Leben der Monarchen!

§. 332—335. Im wunderlichen Einklange mit der §. 12 ausgesprochenen Maxime von der gänzlichen Nutzlosigkeit der Bündnisse und Associationen, »da große Staaten keine »eingehen sollen, und kleine nie darauf rechnen könnten!!« wird hier das System des Gleichgewichts als ein Hirngespinst

erklärt, so lange man nicht einen ewigen Frieden verbürgen, oder in dennoch entstandenem Kriege jeden entscheidenden Glückswechsel vereiteln könne! — Allerdings ist kein Menschenwerk ewig, keines über Mißbrauch und Entartung erhaben, keines absolut, aber auch immer nur in bewegtem Leben und nicht in der Versteinerung zu betrachten. — Sonst hätten wir uns wohl schwerlich Glück zu wünschen, zu jenem, durch hohe Selbstverläugnung und Aufopferung und durch jede männliche Tugend verherrlichten Verein, der endlich das Netz des Kontinentalsystems zerrissen, — das eiserne Fremdlingsjoch zertrümmert, und die von Danzig bis Lissabon, vom Belt bis an den Pharus von Messina reichende Geißel Gottes des Soldatenkaisers gebrochen hat, — zu dem heiligen und zu dem deutschen Bunde!? — Sollte man nicht glauben, dem Sirenen-Gesange jener Bonapartischen Publizisten aufzuhorchen, die das Gleichgewicht als Chimäre erklärten, und jenes Gravitationssystem der Alleinherrschaft, des Weltreichs, für eine weit zuverläßigere Bürgschaft des ewigen Friedens. In diesem Geiste sprach ja Napoleon: »binnen sechs Jahren müsse seine Dynastie die älteste in Europa seyn, und kein Kanonenschuß dürfe künftig schallen, außer mit seinem Willen und auf sein Geheiß!«

§. 337. Die Wiederherstellung eines gestörten Gleichgewichts kann nur durch Zuwagen geschehen, dieß verkündigt den kleinern Staaten ihr Schicksal über kurz oder lang. — Die Kriege um das zerstörte Gleichgewicht beabsichtigten zuvörderst und zunächst Herausgabe der unrechtmäßigen Eroberungen. Aber wo ein erbloser Hintritt, wo eine Heirat das Gleichgewicht der Kräfte störte, sollten nicht Zuwagen aus fremdem Eigenthum eine Wiederherstellung erzwecken, sondern aus möglichster Beschränkung, aus wohlberechneter Vertheilung des Herrnlosen, wieder eine Gleichheit der Kräfte, eine Freyheit und Selbstständigkeit der koexistirenden Staaten hervorgehen! — Das sollte der Sieg und die Frucht des Gleichgewichtes seyn, daß kein einzelner Staat die Mehrheit oder Gesammtheit der Andern so überwiegen durfte, daß nicht gerechte Sorge um die Folgen, ohne offenen Krieg genügt hätte, ihn abzuhalten, von eigenwilligem Bruch der Verträge, von jeder ungerechten Unternehmung, sie heiße nun Reunion, Satisfaktion, Arrondirung, Theilung, Anfall oder Indemnisation! — Obiger Seitenblick auf die Zuwagen und auf die Unsicherheit aller Mindermächtigen, troß des Gleichgewichtes, dünkt uns ein Wiederhall der Zeitungsdiatriben der Bonapartischen Staatsredner, welche die längst in die völkerrechtliche Ordnung,

in die anerkannte und verjährte Verfassung Europas übergegangene leidige Theilung Polens, als eine kosmopolitische Aufforderung, als einen publizistischen Titel voranstellten, Kriege auf Kriege zu häufen, die ganze Welt umzustürzen, und eine Löwentheilung über die Trümmer zu halten, weil vor beynahe einem halben Jahrhundert das von wüthenden Parteyen zerrissene Polen getheilt worden war!! — Ohne alle Anwendung auf den vorliegenden Fall, aber mit derber Hinweisung auf manche Brandleger in Frankreich und Deutschland, sey es gesagt, wie aus den ehemaligen Bonapartisten auf einmal zärtliche Freunde der alten Dynastien, aber zugleich heuchlerische Optimisten geworden sind, die mit höhnischem Achselzucken auf die Resultate der Wiener-Kongresse, auf Südamerika, auf Polen, auf Norwegen, auf Neapel, auf den deutschen Bund (den kein Bundesmitglied innerlich und ernstlich wolle), triumphirend auf Spanien, verächtlich auf Rom und Turin hinweisen, sich aber wohl hüthen der Frage Worte zu geben, die sie gern ins Innerste aller Gemüther vacciniren möchten: Was denn eigentlich gewonnen sey, durch die Wiederkehr und ungehinderte Versteinerung des Alten, und durch den Sturz des Helden, der, nach einem glücklichen Ausgange seines russischen Heerzuges, gewiß früher und aufrichtiger der Regenerateur der Menschheit, und das mächtige Organ der Zeitgeistes, der Wiederherstellung aller großen und liberalen Ideen geworden seyn würde!! —

§. 338. »Zum Entwurf eines Gleichgewichts der Staaten paßt nichts weniger als ein Wahlreich, welches durch Erhebung eines einzigen Mannes mehr gewinnen kann, als ein ganzes Land werth ist. — Was zuviel beweiset, beweiset nichts. — Ist nicht derselbe Fall bey jedem großen Feldherrn und Minister? — Die Wahlen des Schwächlings Wiesniowiecky, des Helden Sobiesky, der Nebenbuhler Leszczinsky und Friedrich August, waren im Ganzen viel gleichgültiger, als daß eine kleinliche Kabale den unerreichten Eugen nach Oesterreich trieb, daß das gemeinste Favoritenglück Marleborough an die Spitze des Britten-Heeres setzte, und diese Freunde Heinsius zum zeitweise allmächtigen Kleeblatt verband. — §. 341. »Habsburg in Spanien und Oesterreich verschwägerten sich so vielfältig, daß ihre geistigen und körperlichen Anlagen fester als anderswo wurzelten, im Geiste die Regierungsgrundsätze, im Gemüthe die Andacht, im Antlitz die Lippe (!!) Oesterreich wurde viel angeschwärzt durch die einheimischen und ausgewanderten Empörer, durch die deutschen Glaubensfeinde und Reichsfürsten-Anhänger, durch die fran-

zösischen Unterhändler und Geschichtschreiber. Obschon man den Ehrgeiz und Hochmuth der Erzherzoge öffentlich verschrie, sah man die Fürsten im Grunde ihrer Herzen und im Kreise ihres Hauses, meistens als liebenswürdige, wohlwollende, zutrauliche Herren, welche die Gemüthsstimmung unter der Kaiserwürde verpanzerten — Obschon man von der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht auch der österreichischen Habsburger die gräulichsten Beyspiele anführte, so ließ sich doch nicht läugnen, daß die Herren mehr mißleitet als bösartig, mehr betrogen, als betrüglich, mehr schwärmerisch als eroberungssüchtig waren.«

Jener »bescheidene Edelmuth,« den der Verfasser so oft an sich rühmt, spricht allerdings hier laut, wenn auch nicht durchgehends richtig. Dennoch müssen wir gestehen, daß wir auch dieses zur wahren Feststellung der Begriffe, wie ein zahlreiches und gemischtes Publikum selbe braucht, wiederum zu wenig und zu viel finden, zumal bey dem Schlußzusatz der Vorrede: der Verfasser »habe Wolf, Wolf — und Schaf, Schaf genannt, so oft er durfte!!« —— Es wäre wohl besser gewesen, sich hier, länger und gründlicher aufzuhalten, als längst gedruckte Briefe Max II., Citationen zum böhmischen Landtage, Wallensteins Instruktion ꝛc. §. 301, das Verzeichniß aller steyrischen Kapuziner, Franziskaner und Karmeliten aus der Ferdinandeischen Epoche, — noch einmal abdrucken zu lassen, eben so §. 303 des Fürsten von Eckenberg großen Titel und Addresse. §. 275. »Ein ausführliches Programm der Hinrichtung der böhmischen Rebellen und zweymal §. 212, 213 und 399, ganze Aktenauszüge von Hexenprozessen in eine Staatsgeschichte Oesterreichs einzuzwängen: »wie die Hexen als Geyer oder »andere Vieher, gleich als in einem Kugelwagen durch die Lüfte »fuhren, wie ihnen der Teufel mit einem Krambsel Zeichen auf »den Leib gemacht und persönlich gekommen, als großer schwar»zer Hund, oder kleiner dicker Kerl, ungefähr in der Größe eines »Salz-Gippels, mit schnaufelnder Stimme und brennenden Au»gen, und Kasperle hieß oder Hänsel!!« — »wie dann die Hexen mit ihm Fleischeslust pflogen, welche anfangs natürlich, zuletzt aber wegen Kälte der Natur sehr verdrüßlich wär«!!! — In der That, wo solcher Kram, für ganze Seiten, Platz genug fand, hätte doch auch gründlichere, quellengemäße und dennoch unparteyische Würdigung der herrschenden Dynastie und ihrer ewig denk- und ehrwürdigen Richtung in den großen Stürmen der europäischen Welt, Raum finden können und Raum finden sollen. — Weit wichtiger als solche, veraltete Curiositätenjagd, ist dichtende nicht erdichtende Darstellung all-

gemein ansprechender, großer Momente des Kaiserstaats und Kaiserhauses, des eigentlich Charakteristischen im heimatlichen Leben und Streben, freundliche Anregung auch der mit den sybillischen Blattern der Historie weniger Vertrauten und vermehrte Liebe zu dem Hause, das unter so verschiedenartigen Elementen der nothwendigen Einheit einziges Bindungsmittel ist.

Unsere Anzeige des dritten Bandes dieser Staatenhistorie (III. 287) war häufig im Falle, Mangel an Quellenstudium zu rügen, ja hier und da, daß selbst die angeführten Quellen nicht aufmerksam gelesen, und hiermit vielleicht nur aus Citaten citirt worden! Wir stoßen aber auch häufig darauf, daß mühevolle, urkundliche Entdeckungen Anderer, mit so vornehmer Miene und so bestimmtem Tone der Neuheit, als wären es eigene, vorgetragen und ihre wirklichen Ergründer, gelegenheitlich, an einem andern Orte, mit einem gnädigen Beyfallsnicken betheilt worden, das sie schwerlich allzu stolz machen dürfte! Auch dieser vierte Theil zählt seitenweise Wiederholungen und längst ausgesprochene Ansichten anderer Werke, die selbst nur Compendien nicht Quellen sind. Im Ausdrucke gebricht es häufig an jener logischen Bestimmtheit, deren Mangel der Verfasser an andern so strenge tadelt. So z. B. heißt es §. 28: »Karl bekam Steyermark sammt Inneröſterreich. — Ist denn Steyermark nicht selbst ein Theil Inneröſterreichs? VII. haben Kärnten, Krain, Tyrol ꝛc. nicht ein eben so gültiges Recht, als Ungern und Böhmen, Oesterreich und Steyermark im österreichischen Staatenverein (oder nach des Verfassers publicistisch unrichtigem Lieblingsausdruck: »Bunde«) zu erscheinen.

In geographischer Hinsicht fielen uns auf §. 298. »Die Felsenthore des Mürzthales.« Wo sind sie? doch nicht die Klause zu Schottwin, jenseits des Semerin? §. 211. das Ennsthal, als Ortschaft gleich Aussee, Gröbming, Schladming, Rottenmann ꝛc. aufgeführt. §. 308. »Bethlen Gabors Streifer holten Vieh aus der Gegend von Vorau. — — Auf der entgegengesetzten Seite streiften Türken, zwischen die Muhr und Drau;« Vorau liegt an der östlichen Gränze Steyermarks, kamen denn die Türken über die westliche Gränze, etwa von Salzburg ins Land? — Am meisten überraschte uns die unstreitig originelle strategische Entdeckung, daß das der Theis nahe Erlau, »der Schlüssel zu Böhmen und Mähren« sey!! Wohl aus keiner andern Ursache, als weil Raab, als Schlüssel von Oesterreich und Steyermark, gerade vbrausgeht!?

S. VII. »Volksthum dringt vor allen auf Selbstbestand, auf Unabhängigkeit von fremder Gewalt, auf eigene Gesetze der Heimat. —— Die im Herzen geschiedenen Völker beherbergen noch einen hundertjährigen Haß. Sie vergaßen die beschworenen Bundesverträge der Väter, und strebten abgesondert fortzubestehen.« — Hier hätte doch auch das mehrmalige, hochherzige Zusammentreten der fünf österreichischen Provinzen zu gemeinsamer Berathung, zu gemeinsamer Vertheidigung 1508, 1518, 1519, 1578, 1678 Erwähnung verdient. — Jene Bundesverträge der Väter beschworen keineswegs das Niederschmettern der Provinzial-Unterschiede eines unfehlbaren und unersetzlichen Palladiums gegen allgemeinen Zeitschwindel und allgemeinen Umsturz, trotz mancher unvermeidlichen Hemmung, trotz des Aergernisses der Centralisirer, die Alles gern zum einförmigen Schachbret machen, und unfähig, eine große Maschine mit ihrem verwickelten Triebwerk zu leiten, gern alles auf den Mechanism eines Marionettentheaters zurückführen möchten!! — §. 34 betrachtet der Verfasser diese nationale Verschiedenheit und ihre Richtung in der Hand der obersten Staatsgewalt eben nicht mit dem gewöhnlichen philantropischen Blick. Er sagt: »Bey der Züchtigung der Böhmen reichen die Ungern die hülfreiche Hand, die Böhmen mußten dagegen aufbrechen, Ungern den Türken zu entreißen. Der sogenannte blutige Landtag beschloß das Ganze.«

S. XXI. Das Unschriftliche und Mangelhafte (der ständischen Verfassung) veranlaßte einen Widerstreit, worin sich jeder Theil auf Gewohnheit und Herkommen berief. Das Unschriftliche wohl nicht. So gut Ungern sein Andreanum und seinen Inaugural-Eid ꝛc., Böhmen seine Majestas Carolina etc. hatte, Steyermark sein Testament Ottokars, sein Fridericianum, seine Landhandfesten ꝛc. Tyrol seine Ehehafttaidigung, sein Landlibell ꝛc., hatten alle Provinzen ihre geschriebenen und beschworenen Reverse. — Dieser Weg dünkt uns nicht der klügste, zu enthüllen, wie die Territorialhoheit sich auf den Trümmern der (bey den Fortschritten der Zeit, ohne planvolles Mitfortschreiten) schlechterdings unhaltbaren Feudalunabhängigkeit ausgearbeitet habe. — Die Zeit und das Staatswohl, Fehler und Vergehen von der einen, Gebrauch des Augenblicks von der andern Seite, geben hier, wie allenthalben, das einzig treffende Wort des Räthsels.

§. 7. »Mit den Einfällen der Osmanen stand die Anordnung bleibender Vertheidigungsanstalten, mit diesen die Festsetzung des Steuerwesens, und mit beyden die Reglung der ständischen

Verfassung im genauen Zusammenhange.« — Die Reglung der staudischen Verfassung in Steyermark ging der Anordnung der bleibenden Vertheidigungsanstalten, und der Festsetzung des Steuerwesens lange vorher, und die Modifikationen, die die erstere in diesem Zeitraume etwa erhalten haben mochte, wurde damals ohne direkten Einfluß des Landesfürsten herbeygeführt. Ferdinands II. Dringen, daß wieder ein Prälat im verordneten Rathe sitzen sollte, fällt in die folgende Periode.

§. 30. In Steyermark, wo die Landstände mehr als jemals eine eigene Verwaltung führten.« Ist faktisch unrichtig, ein einziger Blick zeigt es, auf die Zeit des großen Interregnums nach Friedrichs des Streitbaren und Kaiser Friedrichs II. Tode und nach dem Hintritte Max I. — §. 106. »Die Stifter verloren auf dem Landtage allen Einfluß. Man schloß die Aebte von der Stelle der Verordneten aus.« — Bischof, Aebte und Pröbste erschienen, wie es die Landtagsprotokolle beweisen, auch während des Protestantismus in Steyermark in Landtagsversammlungen. Sie gaben ihre Stimmen nicht selten mit vielen Bemerkungen, ihre Stimmen und Bemerkungen wurden beachtet. Wenn durch etwa vierzig Jahre kein Prälat zum Verordneten gewählt wurde (und bey wie vielen landständischen Geschlechtern trifft derselbe Fall ein, und zwar für eine noch viel längere Zeit!), so lag der Grund darin, daß die Stimmenmehrheit bey jener Verordneten Wahlen auf Weltliche fiel. Der Ausdruck ist also staatsrechtlich unrichtig: man schloß die Aebte von der Verordneten Stellen aus.

§. 107. Nicht das ganze Landhaus wurde 1563 neu erbaut. Ein beträchtlicher Theil bestand schon seit 1527—1531.

Daß 1563 alle Adelsgeschlechter abgelesen, und die Wappen verzeichnet wurden, ist irrig. Es sollte heißen, alle steyermärkischen landständischen Geschlechter, denn nur der letzteren Namen wurden in das steyermärkische Matrikelbuch eingetragen, und nur der letzteren Wappen im sogenannten Rittersaal des Landhauses abgemalt. — Die übrigen Adeligen wurden 1567 verzeichnet, in der Absicht, sie gleich den Landständen, zur Landesvertheidigung ausziehen zu machen.

Schwer und unerwiesen ist die Beschuldigung: »sie (die Herren und Ritter als Landstände) benützten die Gelder der Landschaft zu ihren eigenen Zwecken und Plänen??« —

Ferners: »sie (die Fürsten) mußten genau einschärfen, welche Ausgaben von Unterthanen, welche aus der Landschaftskassa, welche aus dem Säckel der Herren zu bestreiten?« Ist nicht historisch, bey dem in der Vorzeit den Ständen unstreitig zukommen-

den Steuerbewilligungs- und Repartitionsrechte. — Wie kömmt das Patent von 1579 wegen Unterschrift der Supplikationen in diesen §., da es eigentlich nur eine Verfügung gegen Winkelschreiberey, gegen anonyme, nicht selten von Anzüglichkeiten strotzende Einlagen bey den Behörden war?

§. 112. Bey der Gerichtsordnung, bey der Landgerichts- und Polizeyordnung, wirkte die Landschaft nicht blos »durch veranlassende Beschwerdeführung und durch Annahme,« — sondern durch Vorschläge und Einrathen. So sagen die Protokolle, so die Vorreden obiger Urkunden.

Eben da heißt es: »Er (Erzherzog Karl) ereichtete in Gratz den innersten geheimen Rath, die innerösterreichische Regierung, die Hofkammer und den Hofkriegsrath, als vier Hauptgewalten, welche von ihm allein ausgingen, und die wesentliche Kraft, Macht und Herrlichkeit den Beamten zuwandten.« — Vermöge der feyerlich ausgefertigten Original-Urkunde vom Jahre 1578 hatten die Stände den Präsidenten, alle Räthe etc. fur den Hofkriegsrath zu benennen. Uebrigens hätte die geschichtliche Treue und der bescheidene Freymuth wohl hinzudenken können, daß der Nerv aller Macht: Geld, Mann, Rüstung und Proviant, von den Ständen ausging. Sie hatten, wie es so viele Urkunden und Thatsachen beweisen, jene Mittel den Landesfürsten bewilligt, und das Bewilligungsrecht gebührte ihnen urkundlich.

§. 114. »Seit Karl II. führten und bewahrten die Gutsherrn das Urbarium, und die Landstände den Kataster mit größerer Sorgfalt.« — Wie beweiset man wohl, daß man vor Karln II. die Urbarien nicht eben so sorgfältig, als seit desselben Regierung führte und bewahrte? Sind denn nicht Urbarien noch aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert vorhanden? Der ständische Kataster ward erst nach 1469 errichtet; ging er denn bis auf Karls II. Zeiten je zu Grunde? —— Die Drohungen und wirklichen Strafen wegen verschwiegener Gülten und wegen Saumsals in Steuerzahlungen, dann Ausschreibungen von Kopfsteuern finden sich ja nicht erst in dieser Periode von 1526, 1576 oder 1590, sondern schon früher; auch die Zapfenmaß (Weintax) wurde vor Karl II. schon im Jahre 1557 eingeführt.

§. 115. »Karl ersann und ordnete die Kriegsgränze in Kroatien und Slavonien, welche seit ihm mit ihrem eigentlichen Wesen bis auf den heutigen Tag sich erhielt.« — Nicht Karl, sondern die Stände von Steyermark, Kärnten und Krain, waren es, die, bey dem immer furchtbarern Näherrücken der Türken, die Vertheidigung der windischen und kroatischen Gränzen übernahmen. Die Stände nur, nicht Karl be-

festigten Kanischa, Petrinia ꝛc., sie sandten Mannschaft und Waffen, und Proviant und Sold, sie setzten die Hauptleute ꝛc. dorthin, sie befestigten auf ihre Kosten die steyermärkischen Gränzpunkte, z. B. Fürstenfeld, Radkersburg, Rain ꝛc. Die jetzige kroatisch-slavonische Militär-Gränzeinrichtung ist nicht Karls II., sondern ein viel späteres Werk. — Auch gehört ein großer und sehr wichtiger Theil der Festungswerke der Stadt Gratz, dem Plane und der Ausführung des geschickten Franz Theobald, und nicht Franz von Pottendorf.

§. 116. »Die Widmannstätten gründeten die Buchdruckerey« — Lange schon vor Widmanstätten hatten Bartsch und Schmidt, und früher als diese beyde, Frank zu Grätz, Buchdruckerarbeiten geliefert, noch finden sich gedruckte Werke von diesen Dreyen.

§. 119. Nicht 1576, sondern 1586 wurde die Universität zu Grätz errichtet. — Der Platz, worauf jetzt die Lyceums-Bibliothek ist, war in dem angeblich ungeheuern Raume nicht begriffen, welchen Karl den Jesuiten gab; denn hier stand des Kanzlers Schranz Haus, das erst dieser ihnen vermachte.

§. 128. »Man trug sich damals mit so wunderlichen Begriffen vom Staate, daß man mit dem Tode eines Herrschers seine Verträge aufgehoben hielt.« Nur damals? — Montesquieu sagt in seinem Werkchen: Grandeur et Décadence des Romains. chap. I, da er von Roms ersten Königen spricht: On pensoit alors dans les républiques d'*Italie* que les traités qu'elles avoient faits avec un Roi, ne les obligeroient point envers son successeur, c'était pour elles une espèce de droit des gens.«

§. 129. »Einer kriegerischen Staatskunst folgt unausbleiblich Verlegenheit in Geldsachen.« — Die Römer und Napoleon liefern doch nicht hiezu die Beweise??—

§. 192. »Die Abgaben der Grundholden an den Gutsherrn sind Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings.« — Dieser Satz, wenn man auf das Ganze des Entstehens des Unterthänigkeitswesens hinsieht, wie steht er dem gegenüber, was der klassische Hüllmann hierüber in seinem Werke über den Ursprung der Stände in Deutschland sagt? — Rechtlich mag diese Idee wohl seyn, aber ist das Rechtliche, das Ideale, wohl auch immer historisch war? Ist der obige Satz, wie der Verfasser doch glauben machen will, in seiner Allgemeinheit, urkundlich erwiesen?? ——

§. 198. »Das Land (Steyermark) erschien noch in der Kraft des Alleinseyns und Selbstbestands, während alle übrigen Theile des Reiches, seit dem Absterben der tyrolischen Linie

den Steuerbewilligungs- und Repartitionsrechte. — Wie kömmt das Patent von 1579 wegen Unterschrift der Supplikationen in diesen §., da es eigentlich nur eine Verfügung gegen Winkelschreiberey, gegen anonyme, nicht selten von Anzüglichkeiten strotzende Einlagen bey den Behörden war?

§. 112. Bey der Gerichtsordnung, bey der Landgerichts- und Polizeyordnung, wirkte die Landschaft nicht blos »durch veranlassende Beschwerdeführung und durch Annahme,« — sondern durch Vorschläge und Einrathen. So sagen die Protokolle, so die Vorreden obiger Urkunden.

Eben da heißt es: »Er (Erzherzog Karl) ereichtete in Gratz den innersten geheimen Rath, die innerösterreichische Regierung, die Hofkammer und den Hofkriegsrath, als vier Hauptgewalten, welche von ihm allein ausgingen, und die wesentliche Kraft, Macht und Herrlichkeit den Beamten zuwandten.« — Vermöge der feyerlich ausgefertigten Original-Urkunde vom Jahre 1578 hatten die Stände den Präsidenten, alle Räthe rc. für den Hofkriegsrath zu benennen. Uebrigens hätte die geschichtliche Treue und der bescheidene Freymuth wohl hinzudenken können, daß der Nerv aller Macht: Geld, Mann, Rüstung und Proviant, von den Ständen ausging. Sie hatten, wie es so viele Urkunden und Thatsachen beweisen, jene Mittel den Landesfürsten bewilligt, und das Bewilligungsrecht gebührte ihnen urkundlich.

§. 114. »Seit Karl II. führten und bewahrten die Gutsherrn das Urbarium, und die Landstände den Kataster mit größerer Sorgfalt.« — Wie beweiset man wohl, daß man vor Karln II. die Urbarien nicht eben so sorgfältig, als seit desselben Regierung führte und bewahrte? Sind denn nicht Urbarien noch aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert vorhanden? Der ständische Kataster ward erst nach 1469 errichtet; ging er denn bis auf Karls II. Zeiten je zu Grunde? — — Die Drohungen und wirklichen Strafen wegen verschwiegener Gülten und wegen Saumsals in Steuerzahlungen, dann Ausschreibungen von Kopfsteuern finden sich ja nicht erst in dieser Periode von 1526, 1576 oder 1590, sondern schon früher; auch die Zapfenmaß (Weintaz) wurde vor Karl II. schon im Jahre 1557 eingeführt.

§. 115. »Karl ersann und ordnete die Kriegsgränze in Kroatien und Slavonien, welche seit ihm mit ihrem eigentlichen Wesen bis auf den heutigen Tag sich erhielt.« — Nicht Karl, sondern die Stände von Steyermark, Kärnten und Krain, waren es, die, bey dem immer furchtbarern Näherrücken der Türken, die Vertheidigung der windischen und kroatischen Gränzen übernahmen. Die Stände nur, nicht Karl be-

festigten Kanischa, Petrinia ꝛc., sie sandten Mannschaft und Waffen, und Proviant und Sold, sie setzten die Hauptleute ꝛc. dorthin, sie befestigten auf ihre Kosten die steyermärkischen Gränzpunkte, z. B. Fürstenfeld, Radkersburg, Rain ꝛc. Die jetzige kroatisch-slavonische Militär-Gränzeinrichtung ist nicht Karls II., sondern ein viel späteres Werk. — Auch gehört ein großer und sehr wichtiger Theil der Festungswerke der Stadt Gratz, dem Plane und der Ausführung des geschickten Franz Theobald, und nicht Franz von Pottendorf.

§. 116. »Die Widmannstätten gründeten die Buchdruckerey« — Lange schon vor Widmanstätten hatten Bartsch und Schmidt, und früher als diese beyde, Frank zu Grätz, Buchdruckerarbeiten geliefert, noch finden sich gedruckte Werke von diesen Dreyen.

§. 119. Nicht 1576, sondern 1586 wurde die Universität zu Grätz errichtet. — Der Platz, worauf jetzt die Lyceums-Bibliothek ist, war in dem angeblich ungeheuern Raume nicht begriffen, welchen Karl den Jesuiten gab; denn hier stand des Kanzlers Schranz Haus, das erst dieser ihnen vermachte.

§. 128. »Man trug sich damals mit so wunderlichen Begriffen vom Staate, daß man mit dem Tode eines Herrschers seine Verträge aufgehoben hielt.« Nur damals? — Montesquieu sagt in seinem Werkchen: Grandeur et Décadence des Romains. chap. I, da er von Roms ersten Königen spricht: On pensoit alors dans les républiques d'*Italie* que les traités qu'elles avoient faits avec un Roi, ne les obligeroient point envers son successeur, c'était pour elles une espèce de droit des gens.«

§. 129. »Einer kriegerischen Staatskunst folgt unausbleiblich Verlegenheit in Geldsachen.« — Die Römer und Napoleon liefern doch nicht hiezu die Beweise??—

§. 192. »Die Abgaben der Grundholden an den Gutsherrn sind Zinsen eines unbezahlten Kaufschillings.« — Dieser Satz, wenn man auf das Ganze des Entstehens des Unterthänigkeitswesens hinsieht, wie steht er dem gegenüber, was der klassische Hüllmann hierüber in seinem Werke über den Ursprung der Stände in Deutschland sagt? — Rechtlich mag diese Idee wohl seyn, aber ist das Rechtliche, das Ideale, wohl auch immer historisch war? Ist der obige Satz, wie der Verfasser doch glauben machen will, in seiner Allgemeinheit, urkundlich erwiesen?? ——

§. 198. »Das Land (Steyermark) erschien noch in der Kraft des Alleinseyns und Selbstbestands, während alle übrigen Theile des Reiches, seit dem Absterben der tyrolischen Linie

wider sich vereinten.« — Steyermark war um die hier bezeichnete Zeit ja doch mit Kärnten, Krain, Görz ꝛc. vereinigt, und in Vielem vermengt.

§. 205. Ferdinand II. soll die Klarissinnen zu Grätz gestiftet haben? — Der Stiftbrief nennt Marien, Ferdinands Mutter; auch unterschrieb sie ihn eigenhändig zwey Mal.

§. 298. »Doch behielt der Landtag seinen ordentlichen, fast alljährigen Gang, mit einer nicht völlig entscheidenden, doch auch nicht völlig unwirksamen Stimme.« — Unter vielen nur ein Beyspiel aus den Landtagsprotokollen. — Kaiser Joseph I postulirte für das Jahr 1707 eine Summe von 750,000 Gulden. Ungeachtet alles wiederholten Dringens von Seite des Hofes bewilligte der Landtag nicht mehr als 492,000 Gulden, und diese Landtagsbewilligung war und blieb völlig entscheidend.

»Die Abnahme seines (des Landtages) Ansehens ging allmählich aus drey Hauptpunkten hervor« — — drittens weil der ganze Geschäftsgang immer mehr die gelehrte und schriftliche Verhandlungsart herbeyführte, wodurch die Gesammtheit einigen besser Unterrichteten Platz machen mußte.« — Dieser Schluß ist wunderlich. Konnten denn alle Landstände aus allen Kreisen immer im Landtage zur Schlichtung der täglichen oft dringenden Geschäfte beysammen bleiben? Wählte denn nicht der Landtag stets die zur Verhandlung der Kurrentgeschäfte bestimmten Verordneten und Ausschußräthe? Würde der Landtag denn nicht sogleich den Verordneten die Macht benommen haben, wenn sie selbe auf Kosten des Ansehens des Landtages gebraucht hätten? und setzte der Landtag denn nicht wirklich oft genug, schon nach Verlauf der ersten Amtszeit einen andern Verordneten, wenn man eine Veränderung für zuträglich hielt? — Worin sollte denn des Landtags Ansehen abgenommen haben? — Wenn die Gesammtheit die besser Unterrichteten aus ihrem Mittel wählte, so that sie ja wirklich Alles, was Weisheit nur immer fordern kann. Uebrigens muß man nur nicht vergessen, daß der Committent alle reelle Macht und das davon abhängende Ansehen immer ungeschmälert fortbesitzt, wenn er auch derselben Ausübung zum Theil an einen andern überträgt. Nimmt des Souverains Ansehen, als Souverain ab, weil er Minister und Feldherren an seine Seite ruft?

§. 299. Die Landesverweser in Steyermark entstanden ja nicht erst zur Zeit der Landeshauptmannschaft des Eckenbergers; sie waren ja schon viel früher.

§. 303. Wichtige Gründe machen zweifeln, daß die Niklasburger Lichtensteine von den Murauern abstammen.

§. 304. Wenn der Landtag Städten und Adeligen wegen

Brand Beyträge oder Unterstützungen bewilligte, so deutet dieß noch keineswegs auf gänzliche Erarmung der Verunglückten, sondern es war damals gewöhnlich, derley Beysteuer in größern Summen zu geben. Später ward zu gleichen Zwecken alljährig eine systemisirte, freylich nur kleine Summe verwendet.

Eben da: Wird — »die Pachtung der öffentlichen Abgaben, welche größtentheils den thätigen Bürgern blieb« — viel zu allgemein als Bereicherungsursache des Bürgerstandes angegeben. — Wurde denn die Grundsteuer, die Leibsteuer rc. je verpachtet? War der Tatz nicht schon 1642 vom Landesfürsten an Privaten verkauft? Entstand der Bieraufschlag nicht viel später?—

§. 307. Grundsteuer, Zapfenmaß, Ungeld rc. brachte ja nicht erst die Regierungsperiode Ferdinands II. und Ferdinands III. nach Steyermark, sie bestanden ja theils schon hundert und mehr Jahre vor diesen zwey Ferdinanden.

Eben da. Die Grätzer Währung und Grätzer Münzbank reicht ja sehr weit über diese zwey Ferdinande hinauf.

§. 380. »Mit wohlbedachtem Muth.« — Der Verfasser nimmt das Wort Muth in dieser Verbindung in dem heute gebräuchlichen Sinne, und scheint nicht zu ahnen, daß Muth in dieser Formel Gemüth, und der Ausdruck mit wohlbedachtem Muth, so viel als reifes Ueberlegen, Erwägen heißt, obwohl das Wort wohlbedacht Herrn Schneller auf den richtigen Sinn des Wortes: Muth hätte führen können.

§. 390. Die Ernennung des Landeshauptmannes für Steyermark geschah schon zu der Ferdinande Zeiten, und geschieht noch jetzt auf diese Art, daß der Landesfürst eines aus den von den Landständen vorgeschlagenen Individuen hinzu ernennt.

§. 391. Nicht nur der damalige Sekauer Bischof Graf von Wagensperg predigte noch persönlich; dieß that häufig der 1802 verstorbene Bischof Joseph Adam Graf von Arko.

§. 394. Der Ausdruck: — »Die Städte und Märkte —— hatten den sechsten Theil der Kontribution übernommen«, — ist nicht richtig; denn er wurde ihnen nur vom vierten Theile, den sie vermöge Augsburgerlibell vom Jahre 1510 zu allen Landesanlagen beyzutragen hatten, auf den sechsten Theil 1543, im Jahre 1603 auf den zwölften Theil herabgesetzt, aus Güte der obern Stände.

§. 397 steht: »Die Drittelskaufrechte — fielen an den Grundherrn beym Absterben des dritten Bauers zurück.« — Man kennt in Steyermark wohl Kaufrechtsgründe, mit den zehn, sieben, fünf ja auch dritten Pfennig Veränderungsgebühr, aber eine solche

Heimfälligkeit der Drittelkaufrechte, wie der Verfasser sie angiebt, wo in Steyermark existirt diese?

Am Schlusse heißt es: »Die Hunderttausende der Landleute besaßen kein eigentliches Vaterland.« — Die ganze jetzige starke Bevölkerung der Steyermark erreicht nicht 800,000 Menschen, und in der damaligen Zeit, wo Kriege, Pest, Auswanderungen, Druck der Zeiten rc., die Volkszahl so sehr vermindert hatten, sollten mehrere Hunderttausende von Landleuten in Steyermark kein eigentliches Vaterland gehabt haben? Sollte man doch fast glauben, die Bauern hätten damals noch kein freyvererbliches Grundeigenthum besessen, wenn nicht die Kaufrechtsbriefe, Urbarien rc. laut gegen den Verfasser sprächen.

§. 400. »Einleitung und Erhebung — der Steuer blieb den Landständen, obwohl ihr Bewilligungsrecht in Wesen und Hauptkraft verlor.« Die damaligen landesfürstlichen Postulatrescripte, die Rezesse und die Schuldlosverschreibungen erkennen das ständische Steuerbewilligungsrecht in seinem ganzen Umfange, wie es für das Jahr 1707 oben bey §. 298 anschaulich erwiesen ward; zahlreich genug sind ähnliche Beyspiele.

Eben da steht weiter: »Die Postulate enthielten blos den allgemeinen Grund von Noth und Drang, ohne eine besondere Verrechnung. — Noch vorhandene Originalpostulate widerlegen diese Behauptung.

Eben da. Rezesse und Bewilligungen scheint der Verfasser für gleich bedeutend zu nehmen, obgleich sie sehr von einander verschieden sind, wie Gattung und Geschlecht. Rezesse sind hier vertragsmäßige Bewilligungen, allein es sind keineswegs alle Bewilligungen auch Rezesse. — Die Angabe: — die ordentlichen und außerordentlichen Bewilligungen drehten sich mehr oder weniger um die nämlichen Zahlen, — steht in einem wunderlichen Lichte, wenn man sieht, daß die außerordentliche Bewilligung im Jahre 1667 auf 370,000 stieg, in den beyden folgenden Jahren 1668 und 1669 aber nur 200,000 Gulden, im Jahre 1673 wieder 350,000 Gulden betrug, und überdieß noch ein Hochzeitsgeschenk für die Kaiserinn von 80,000 Gulden beygefügt war; für das Jahr 1707 gibt der Verfasser ja selbst 492,000 Gulden als außerordentliche Bewilligung an. — Darum (»weil sich die Steuer-Bewilligungen um die nämlichen Zahlen drehten«) erschienen von den Landtags-Mässigen immer Wenigere, sagt der Verfasser. Daß die Zahlen oder Summen der bewilligten Steuern nicht immer die nämlichen waren, ist anschaulich genug. Sollte mancher Landstand nicht vielmehr durch die beträchtlichen Reise- und Zehrungskosten in der Stadt, da viele der Landtags-Mässi-

gen mehrere Tage weit von Grätz entfernt lebten, dann durch die Liebe zum Landleben, z. B. Jagd, Weinlese ꝛc. vom Landtagsbesuche abgehalten worden seyn.

§. 400. Der Verfasser sagt, daß die Stände Steyermarks zur zweyten Vermählung Kaiser Leopolds, nämlich mit Klaudia Felicitas von Tyrol, nur 30,000 Gulden bewilligt hätten. Die kaiserliche Original Schadlosverschreibung vom Jahre 1673 spricht von 80,000 Gulden.

Eben da. Die Landeshauptleute nicht allein, sondern sie gemeinschaftlich mit den übrigen Landständen haben für die schnellste Abstoßung aufgelaufener Schulden gesorgt. — Nicht darum ging die Abzahlung der Schulden langsamer, weil die Stände im Jahre 1708 auf einmal eine Million zu zahlen übernommen hatten; denn in diesem Falle müßte es ja auch früher, z. B. im Jahre 1569, wo sie ebenfalls auf einmal eine Million, und im Jahre 1631, wo sie eine Million und sechsmal hunderttausend Gulden landesfürstlicher Schulden zu zahlen übernommen hatten, eben so schwer und langsam, ja wohl noch schwerer und langsamer mit der Abzahlung gegangen seyn.

Diese Verstoße gegen die Geschichte der Steyermark zählen wir deßhalb in ununterbrochener Zusammenstellung auf, weil der Verfasser nur in dieser, hier und da, neue und wesentliche Details liefert. Die Geschichten Ungerns und Böhmens sind nach Verhältniß weit dürftiger abgefunden, und mehr ein flüchtiger Auszug für die lange Weile der après-diners.

Der bescheidene Freymuth scheint bey der Darstellung der steyermärkisch ständischen Verfassung plötzlich ganz vom Verfasser gewichen zu seyn, um anderswo stärker hervorzutreten! Aber selbst ein Herzog Karl von Würtemberg hätte während des heftigsten Streites mit seinen Ständen einem Sachwalter wenig Dank gewußt, der Zug für Zug der Unrichtigkeit seiner Angaben überführt werden konnte! — Der ganze Kampf wäre übrigens bloße Antiquität. — Des Oesterreichers hausgebackener Verstand hat es immer, bald unbewußt, bald bewußt empfunden, nicht unbedingte Wiederkehr des Veralteten, noch weniger metaphysische und optimistische Variationen über das häufig auf den Kopf gestellte Thema des contract social, nicht exotische Konstitutionen thäten noth, sondern Institutionen, wie sie die große Theresia, und ganz in ihrem Geiste ihr erhabener Enkel, inmitten eines Vierteljahrhunderts beyspielloser Stürme gab und noch geben wird, nach der successiven, rein historischen Natur seines Reiches, des Schwerpunktes der europäischen Welt! —

§. 20. »Der feige Aldana verließ Lippa, und dankte nur einem Weiberrock die Rettung vom Todesurtheil. Der schlechte Niari entging blos durch einen Priestermantel gerechter Strafe für die Aufopferung des neu befestigten Szolnok.«

Dieß ist die Darstellung, wie Brenz aus dem Heldenstamm der Nyary, Szolnok gegen Ali Pascha von Ofen mit 750 gegen 20,000 Mann heldenmüthig vertheidigt, und als sein, vom Schicksal der Temeswarer Besatzung (die trotz der Kapitulation niedergehauen, und ihr tapferer Oberst Lassonzi lebendig geschunden worden) erschrecktes Häuflein von Ungern und Deutschen, Spaniern und Welschen sich empörte, und heimlich in Castaldos Lager entwich, nachdem sie ihren heroischen Befehlshaber mißhandelt, mit seinem Lieutenant Pekry und zwanzig Getreuen, unter Abfeurung aller Kanonen mitten in die Feinde hinausbrach, und mit siebzehn Wunden bedeckt zu Boden sank; wie eben dieser Cäcidius Nyary, selbst in der unmenschlichen Gefangenschaft alle Lockungen Zapolyas verschmähte, und Ferdinanden unerschütterlich getreu blieb!! — Der 4. September 1552 bleibt eben so durch Nyary ein dies fastus magyarischen Heldenruhms, als der 7. September 1566 durch Zriny in Szigeth!! — Dieser ganz verkehrte Ausfall auf Nyary bildet einen seltsamen Gegensatz mit dem Ausspruche §. 64, der Unger repräsentire im österreichischen Staatenbunde den Heldenruhm, wogegen aber §. 83 wieder der Kriegsruhm den Böhmen zugetheilt wird.

§. 105—111 wären zahlreicher faktischer Beysätze und Berichtigungen fähig, wie bald die Religionsunruhen in politische ausarteten, wie schnell die Katholiken in den Fall dringender Nothwehr geriethen, wie die Akatholiken sich überall als leidende Kirche darstellten, und als streitende (oder vielmehr streitsüchtige) Kirche handelten, wo sie nicht als herrschende und triumphirende auftreten konnten. §. 18 schließt: »Ueberall wo der Glaube nicht ins Spiel kam, erwarben sich die Protestanten außerordentliche Verdienste um Volkssprache, Verstandesbildung und Vernunftansicht. In Glaubenssachen verfielen sie in die Fehler des Fanatism's, welchen jeder Weise mißbilligt, obwohl viele Schriftsteller unserer Tage ihn dem Pyrrhonism und Indifferentism (!!) vorziehn.«

§. 122—125 schildern Rudolph II. fürchterlichen Blödsinn und seine unabsehbaren Folgen, auch einzelne tyrannische Gewaltthätigkeiten, selbst gegen die Größten, z. B. den Oberst-hofmeister Lobkowitz. §. 174. Nicht die Tochter Eva Eu-

sebia, sondern der berühmte Cluver (der deßhalb in kurze, aber schwere Haft gerieth), verfaßte die berühmte 1606 zu Leyden gedruckte Schutzschrift: »Philaretis Amyntae Codomani »Apologia pro Georgio Popelio Barone de *Lobkowitz*, regni »Bojohemiae quondam supremo aulae praefecto post ab »Imperatore Rudolfo secundo Hungariae ac Bojohemiae »Rege, per duodecim annos, contra jus fasque, carcere »adtento.«

»Ad Reges, Principes, ceterosque christiani nominis »mortales. Dicaepoli apud Theophilum Agathonem, Anno »MDCVI. 8. 143 Bl. Dennoch wird der Hausvertrag von 1606, und das nothgedrungene Zusammentreten der erzherzoglichen Agnaten und des katholischen Königs als Hauptes der ältern spanischen Linie, S. 14 mit den schwärzesten Farben geschildert. Wann waren diese Fürsten denn: »völlig entschlossen, um jeglichen Preis den Bruch des Rechtes zu vollenden«?? und von Ferdinand II., dem (wie auch der dritte Theil zwey ganz verschiedene Friedriche IV. zeigt) §. 199 »alle fürstlichen, geselligen und häuslichen Tugenden« zugeschrieben werden, heißt es §. 121, er, obwohl von jüngerer Linie, habe sich gegen Mathias: »mit Keckheit und Heuchellist zur Herrschaft gedrängt!«

Ob Ferdinand im Glücke die im Unglück verdiente Bewunderung verwirkt, und seine Siege zu streng benützt habe? §. 141, 224. Diesen alten, hier erneuerten Vorwurf religiöser und politischer Widersacher haben Schmidt, Hormayr und Kurz längst aktenmäßig abgefertiget.

Ein flüchtiger Blick auf die gleichzeitigen Quellen zeigt, daß bey Jankau nicht mit der geringsten Ueberlegung gefochten, sondern Torstensohns sicherem Adleraug sein Sieg durch die ungeschickteste Aufstellung Götzes und Hatzfels auf durchschnittenem ungünstigen Boden, und durch ungestüme, den Schlüssel der Position im trunkenen Uebermuth preisgebende Hitze gar sehr erleichtert worden sey.

§. 247. »Die Krönung eines Königs vermehrt weder seine Pflichten, noch seine Rechte.« — Auch nicht, wenn der Grundvertrag solches ausdrücklich vorschreibt? Selbst die gemäßigtesten ungrischen Staatsrechtslehrer (von den frechen Thorheiten des Jahres 1790 weit entfernt) dürften seltsame Mienen machen, zu der absprechenden Allgemeinheit dieses Satzes?

§. 255. Der Jugurtha, Bethlen Gabor, treulos und kühnfest und geschmeidig, verdient und erhält nächstens ein ausführliches, ein richtigeres Ebenbild aus seinen eigenen Papieren und aus den Depeschen geistesverwandter venetianischer Diplo-

maten. Er traf es oft, mit Allen zu halten, und stets Alle zu betrügen. — Die Idee hat ihn nie beherrscht, ein großer, überall durchlaufender Plan, waltet nicht durch sein Leben. Aber der Erfolg des Augenblicks steigerte ihn allemal in geometrischem Verhältniß, und es war bey mancher Roheit der Sitte ein Verein großer Kräfte in ihm.

Wir können unsere, mit des Verfassers eigenen Worten, aus der Natur der Sache gezogenen Bemerkungen nicht anders als mit einem trüben Gefühle beschließen. — Ist was uns hier geboten ward, wirklich nur ein Kompendium aus Kompendien, flüchtig zusammengebrannt, und mit den Mode- und Schlagwörtern des Tages ausgestattet, erhalten wir für jede, längst nicht mehr neue Wahrheit, so ziemlich auch einen Irrthum, oder ein Schock halb wahrer Sätze und schiefer Folgerungen, so ist die Ausbeute, an und für sich, wahrlich nicht groß. — Sind aber obendrein die täglichen Klagen nicht übertrieben; daß das Ey klüger als die Henne seyn, daß die Söhne, heißen Kopfes und kalten Herzens, ihre Väter meistern wollen, so können wir uns über Bücher von dieser Richtung noch weniger erfreuen! — Liegen in einem jugendlich aufstrebenden Wesen die mindesten Keime anmaßenden Absprechens über die höchsten Aufgaben in Staat und Kirche, Frieden und Krieg, ohne berechtigende Leistungen, ohne andere Unterlage, als jene des allen Füßen gerechten Marktschuhes hochtrabender Sprichwörter und fader Gemeinplätze, — schlummert in der leicht bewegten Brust die Anlage leichtsinnigen Abfindens mit der Pflicht gründlichen Durchdringens, eitler und darum bald in Stillstand und Rückschritt versinkender Selbstgenügsamkeit, so könnten wir, nach den gelieferten Proben, dieß Werk, weder seinem Ausdruck, noch seinem Geiste nach, nicht als Muster des Styls und Geschmacks, nicht als Leitfaden in dem heiligen Studium der Vaterlandsgeschichte für die Jugend empfehlen. — Diese Geschichte wohnt nicht im Treibhause, sie dauert im Freyen aus. Sie entwickelt die Gegenwart aus der Vorzeit. Sie rankt die Liebe zu dem, in der Heimat glücklich Bestehenden, weder um das Einmaleins, noch an dunkler Behaglichkeit, noch an der überall und nirgend hausenden, und in der Stunde der Noth stets unsichtbaren Weltbürgerlichkeit hinauf. Sie stützt selbe vielmehr auf gründliche Kenntniß und auf eine, in Licht und Wärme erglühende Anschauung der wirklichen Vorwelt. — Uns beruhigt inzwischen über diesen Seitenblick auf das Fiebern der Zeit die herzerwärmende Wahrnehmung, wie wenig das hier und da gewaltsame Vordrängen der Eisblöcke vom Nordpol des Verstandesfanatismus

unserer österreichischen Jugend und ihrem (wills Gott immer mehr und mehr) nationalen Leben gefährlich geworden, und wie es dem geliebten Vaterlande vergönnt sey, auch den Krisen dieser Geistesseuche, mit dem ruhigen Gleichmuth väterlich sorglicher Beobachtung und mit erlaubtem Stolze zu folgen:

Non quia, vexari quemquam, est jucunda voluptas:
Sed, quibus ipse malis careas, quia cernere suave est!

Art. III. Philolaos des Pythagoreers Lehren nebst den Bruchstücken seines Werkes, von August Boeckh. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1819. gr. 8. 200 S.

Was gewiß jeder Freund der hellenischen Philosophie schon längst gewünscht, daß ein Alterthumskundiger die Lehren des Philolaos, dieses denkwürdigen Pythagoreers, besonders beleuchten, und die zerstreuten Bruchstücke seiner Schrift zusammenstellen möchte, dieses verdanken wir jetzt der Bemühuug des gelehrten und scharfsinnigen Hrn. Boeckh, der sich schon früher um einzelne Theile der pythagoreischen Philosophie verdient gemacht hat, besonders durch die Schrift: de Platonico Systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae. Heidelberg 1810. 4.

Wir wollen die Resultate dieser gelehrten Forschungen zusammenfassen. Philolaos, ein Zeitgenosse des Sokrates (s. Plat. Phädon, S. 61, D), blühte ungefähr zwischen der siebenzigsten und fünf und neunzigsten Olympiade, und war unstreitig aus Tarent gebürtig. Nach der Auflösung des pythagoreischen Bundes flüchtete er sich mit mehreren nach Theben, wo ihn, nach Platons Aussage, Simmias und Kebes hörten. Scharfsinnig vermuthet der Verfasser, daß ein Familienband (die Verwandtschaft mit den korinthischen Bakchiaden) die Pythagoreer bewogen habe, dorthin zu wandern. Nachdem der pythagoreische Bund aufgelöst war, konnte Philolaos kein Bedenken mehr tragen, in Theben zu lehren und zu schreiben; auch scheint er der erste Pythagoreer gewesen zu seyn, der ein Werk herausgab, welches Platon nach seiner Weise (nicht als Ausschreiber) benutzte (daher das von den neidischen Peripatetikern erdichtete und verbreitete Gerücht, daß Dion für den Platon des Philolaos Werk oder Bücher gekauft, und dieser seinen Timäos aus ihnen zusammengesetzt habe. Das frühzeitige Vorhandenseyn eines philolaischen Werks ist nach den Zeugnissen des Alterthums unläugbar; und dieses Werk scheint aus drey Abtheilungen oder Büchern bestanden zu haben, von denen das erste,

nach des Verfassers Vermuthung, die Darstellung des Kosmos (nach der Randbemerkung beym Stobäos: ἐκ τοῦ Φιλολάου περὶ κόσμου) enthielt; das zweyte von der Natur, und das dritte von der Seele handelte. Diese drey Bücher hatten unstreitig den Namen Bakchen, als Erzeugniß heiliger Betrachtung, geheimnißvoller Begeisterung voll tiefen und göttlichen Sinnes. Was wir von ihnen besitzen, ist größtentheils so merkwürdig, und enthalt so eigenthümliche Gedanken, daß man durchaus nicht geneigt seyn kann, sie einem Betrüger zuzuschreiben, und zugleich steht es in vollkommner Uebereinstimmung mit dem, was nach Platon, Aristoteles und der allgemeinen Ueberlieferung des Alterthums als wahrhaft pythagoreisch angesehen werden muß, so daß, einige Stücke des Archytas ausgenommen, diese Bruchstücke und Auszüge für die sichersten Ueberreste auf der pythagoreischen Schule zu halten sind: worin wir dem Verfasser vollkommen beystimmen. Treffend wird darauf das Eigenthümliche der jonischen und dorischen Philosophie bey den Hellenen charakterisirt. Die griechische Philosophie hat sich, nach unsrer Ansicht, in diesen drey Formen ausgebildet, in der jonischen, dorischen (italischen oder pythagoreischen) und attischen Schule, die sich zu einander verhalten, wie Materie, Form und Wesen, oder Anschauung, Begriff und Idee: Reflexion, Contemplation und Spekulation. Bey den Joniern war auch die Philosophie an das Endliche, in der Natur und Sinnenwelt vorliegende, gebunden, und nichts anderes, als Reflexion über das erscheinende, wandelbare Daseyn der Dinge, dem sie einen materiellen Urgrund unterlegten; die pythagoreische Philosophie bestrebte sich, die unwandelbaren Gesetze des Lebens zu ergründen, und sprach sie, mit Strenge und Bestimmtheit, mathematisch aus; die attische endlich stieg zur Idee auf, in welcher sich Materie und Form, gegenseitig sich verklärend, durchdringen.

Für den wirklichen Anfang des Werkes hält der Verfasser das Bruchstück beym Stobäos (Eclog. Physic. Th. I. S. 454, Heer.): »Nothwendig ist alles Seyende entweder begränzend oder unbegränzt, oder begränzend und unbegränzt.« Was ist nun, fragt der Verfasser, das Begränzende und das Unbegränzte? Nicht das Ungerade und das Gerade, sondern, wie nach Aristoteles das Eins gerade und ungerade ist, also beyde Gegensätze enthält, so setzte auch Philolaos über beyden Gegensätzen eine höhere Einheit, in welcher beyde wurzeln, so wie Platon im Philebos über der Gränze und dem Unbegränzten als Ursache die Gottheit setzt. Die höchste Einheit ist schlechthin Eins; die Einheit kann aber auch als unendlich theilbar gedacht werden. Durch den Gegensatz zwischen dem Einen und Vielen oder Unend-

lichen, der in der Einheit selbst gesetzt wird, geht demnach aus der höchsten Einheit, die ohne Gegensatz ist, das doppelte Wesen des Einen und Vielen, der Gränze und des Unbegränzten, hervor. Die Gränze ist das Eins oder Dasselbige, das Unbegränzte das Viele oder Verschiedene, von denen das Erstere der höchsten Einheit verwandter ist. Diese Gegensätze sind die Urgründe des Gewordenen, über welchem die höchste Einheit als nicht geworden schwebt.

Diese Darstellung dürfte manchem unverständlich erscheinen. Wir tragen daher unsere Ansicht vor; vielleicht daß sie den dunklen Gegenstand mehr aufklärt. In dem Ausdrucke περαίνοντα (Begränzendes) liegt, was der Verfasser läugnet, zugleich der Begriff des Begränzten oder Bestimmten; denn nur das Bestimmte oder Begränzte kann nach der ihm inwohnenden Bestimmtheit ein anderes bestimmen (nur ein bestimmtes Maß z. B. mißt das andere nach seinem Umfange, also seiner bestimmten Quantität). Daher auch Platon im Philebos die beyden Principien so bezeichnet, daß er, das Unbegränzte τὸ ἄπειρον und das Begränzte τὸ πέρας oder τό πέρας ἔχον (das eine Gränze, ein bestimmtes Maß habende, folglich Begränzte) nennt, z. B. S. 24 A: τὸ μὲν ἄπειρον, τὸ δὲ πέρας ἔχον, S. 26 E: τῶν δὲ ὧραί τε καὶ ὅσα καλὰ πάντα ἡμῖν γέγονε, τῶν τε ἀπείρων καὶ τῶν πέρας ἐχόντων ξυμμιχθέντων. S. 27 E: ἡδονὴ καὶ λύπη πέρας ἔχετον u. a. Das ἄπειρον und die περαίνοντα (activ: das Begränzende, und passiv: das Begränzte, τὸ πέρας oder πέρας ἔχον) entsprechen demnach den gewöhnlichen Ausdrücken: Unendliches und Endliches. Diese beyden Elemente sind aber an sich oder in der Idee Eins (die pythagoreische Monas, das Unbedingte); denn das Seyn und Leben an sich ist das sich selbst Bestimmende und Bildende, folglich Bestimmbares (Unbestimmtes, Unbegränztes oder Unendliches) und Bestimmendes oder Begränzendes (darum in sich selbst ursprünglich schon Bestimmtes, und durch sein Wesen Begränztes) zugleich; daher sich beyde auch im wirklichen Leben (der Offenbarung des idealen) durchdringen und harmonisch darstellen. Die ideale Einheit (Monas) stellt sich daher in der wirklichen Einheit (τὸ ἕν) als die Harmonie des Unendlichen und Endlichen dar; jene ist die ewige, schlechthin einfache Wesenheit des Seyns und Lebens, diese das in seiner Fülle aufgeschlossene, aber von der Wesenheit alles Seyns oder der Seele alles Lebens (der idealen Einheit) durchdrungene, durch sie bestimmte und geregelte Seyn. So unterschieden wirklich auch die Pythagoreer die Monade, als die intelligible oder ideale Einheit (die Einheit an sich), von dem Eins (τὸ ἕν), als der konkreten, wirklichen Einheit, die als wirkliche nur Einigung eines Mannigfal-

tigen und Verschiedenartigen, folglich Harmonie seyn kann. Vergl. Stob. I. S. 20. Anonym. de vit. Pythag. S. 44. Holst. Theon. d. Smyrn. K. 3, S. 25, wo es unter andern heißt: καὶ μονὰς τοίνυν ἐστὶν ἡ τοῦ ἑνὸς ἰδέα, ἡ νοητή, ὅ ἐστιν ἄτομος, ἓν δὲ τὸ ἐν αἰσθητοῖς καθ' ἑαυτὸ λέγομεν οἷον εἷς ἵππος εἷς ἄνθρωπος. Dieses ist die Monas als ἀριθμὸς ᾧ ἀριθμοῦμεν 6. Aristotel. Physik. IV, 11, oder als ἀριθμὸς μαθηματικός, auch μοναδικός, s. Metaphys. V, 6. XIII, 8, u. a. Die wirkliche Einheit (τὸ ἕν) ist nur als Einigung des Mannigfaltigen, Unbestimmten unbestimmt und bestimmt, oder unendlich und endlich zugleich (denn alles Wirkliche ist Ausdruck der erfüllten Möglichkeit, also Bestimmtheit des Unbestimmten); folglich trägt sie beyde Elemente in sich. Diese treten dann aus der Einheit wieder als besondere Principien hervor, jedoch so, daß das eine immer mit dem andern verbunden ist (weil das eine nur in und mit dem andern gesetzt seyn kann, das eine also immer das andere voraussetzt: das Unendliche das Endliche, wenn es als Wirklichkeit in die Erscheinung treten soll, und das Endliche umgekehrt das Unendliche, wenn es überhaupt seyn soll, indem es nur Darstellung und Erscheinung des Unendlichen ist). Das Unendliche ist folglich in der Erscheinung immer mit dem Endlichen verknüpft, und wir heben das eine vor dem andern nur hervor, dadurch daß wir es als vorherrschendes Princip bezeichnen. Das Unbegränzte ist also in sich selbst wieder ein Begränztes (jede unbestimmte Vielheit, wie Thierreich, Pflanzenreich u. s. f., ist in Beziehung auf ein Höheres, die Natur z. B., wieder bestimmte Art einer höheren Gattung; und eben so ist das bestimmte einzelne Wesen, die Pflanze, das Thier u. dgl., in sich selbst wieder ein Vielfaches, als Inbegriff unendlicher Gebilde, Theile u. s. f. Dieses bezeichneten die Pythagoreer symbolisch durch die Zahlen. Die Einheit an sich (Monas) ist das ideale Princip des Lebens, nicht das Leben (das Wirkliche, Bestimmte) selbst, daher keine eigentliche Zahl, sondern das alle Zahlen Setzende und aus sich Entwickelnde; sie ist also das eine geschlechtlose, d. h., weder blos unendlich, noch blos endlich, sondern beydes in ungetheilter Wesenheit, oder das sich selbst Setzende und Bestimmende (also bestimmend und bestimmbar, folglich unbestimmt, zugleich), das aber in der Erscheinung oder wirklichen Darstellung entweder das bestimmende oder das unbestimmte Princip hervotreten und vorherrschen läßt. Das Leben kann sich nur bestimmen, in sofern es bestimmbar, also unbestimmt oder unendlicher Bestimmungen fähig ist; folglich ist das Unbestimmte das negative Element, das Bestimmende dagegen das positive. Die Monas läßt daher zwey Principien aus sich herausgehen; in dem einen stellt sie sich selbst als positives Princip

bar, und in dem anderen als negatives; jenes ist sie selbst, nämlich die Eins als Zahl, das negative aber ist die Zwey, die sich beyde zu einander verhalten, wie Form (das bestimmende, thätige, also positive Princip alles Seyns, wie auch Aristoteles annahm) und Materie oder Stoff, als reine Bestimmbarkeit oder Unendlichkeit gedacht. Das Wirkliche entsteht nun erst aus der Verknüpfung von Form und Materie (indem sich das Unendliche als Endliches, das Unbestimmte als Bestimmtes darstellt); also bildet auch die Verbindung von Eins und Zwey die erste eigentliche oder bestimmte Zahl, die Drey. Die beyden Principien, das Bestimmende, die Quelle aller Bestimmtheit, und das Unbestimmte oder Unbegränzte laufen nur durch das ganze Zahlensystem hindurch, eben so wie im wirklichen Leben das Unbestimmte, noch im Werden Begriffene oder sich erst Bildende und das Bestimmte, wirklich Seyende und Gebildete ewig wechseln, und mit einander so unzertrennlich gesetzt sind, daß nur durch die Reflexion das eine vom andern als gesondert und entgegengesetzt aufgefaßt wird. Daher zwey Reihen von Zahlen, eine der geraden und eine der ungeraden Zahlen. Das Gerade ist das in noch unentschiedenem Gleichgewicht (1—1 oder 2—2), oder auch im schwebenden Gegensatze stehende (daher die Dyas bey den Pythagoreern das Symbol des Gegensatzes, des Streites, des Bösen, Finstern u. s. f. war); es ist also das Unbestimmte, das erst durch das Hinzutreten des Bestimmenden in sich geregelt, geordnet und bestimmt wird. Das Ungerade dagegen ist das durch die bestimmte Form Gebildete, und in die Wirklichkeit als Besonderheit Uebergetretene. Demnach sind die geraden Zahlen der Ausdruck des Unbegränzten (des Möglichen oder des Werdens), die ungeraden dagegen der Ausdruck des Begränzten (des Wirklichen oder des Seyns).

Die Dinge, aus dem Begränzenden und Unbegränzten bestehend, nehmen eine Harmonie auf, welche die Einheit des Vielgemischten, und die Zusammenstimmung des Entzweiten ist. Die Harmonie ist die Form, unter welcher allein der Kosmos entstehen konnte; folglich ist alles durch die Harmonie. Nur durch den Kosmos, in welchem das Begränzende und das Unbegränzte erscheinen, ist eine Erkenntniß der Urgründe und der Natur selbst möglich, weil sie im Kosmos als Gewordenes erkennbar sind. Die Harmonie nennt Philolaos die Octave, nach der harmonischen Weltansicht der Pythagoreer, die der Verfasser nach dem hellenischen Tonsysteme erläutert. An die Entwickelung der Harmonie reihte sich wahrscheinlich die Darlegung der großen kosmischen Verhältnisse an. Hier betrachtet der Verfasser zunächst das Bruchstück b. Stob. I. S. 370, das von der Einheit der Welt, dem

Anfange ihrer Bildung und dem Oben und Unten handelt. Philolaos scheint nach diesem Bruchstücke die eine himmlische Halbkugel die obere, die andere die untere genannt zu haben, doch so, daß er annahm, in Beziehung auf den Mittelpunkt verhielten sich beyde völlig gleich. Nach dem besser erhaltenen Auszuge (Stob. I. S. 488) ist in der Mitte des Alls das sogenannte Centralfeuer, der Herd des Alls, das Haus des Zeus, die Mutter der Götter, oder auch das Alter, die Zusammenhaltung und das Maß der Natur. In diesem Mittelpunkte, dem Sitze des Göttlichen, ist die Wirksamkeit des einen der höchsten Einheit verwandteren Urgrundes, die Gränze überwiegend; daher jener selbst auch das Eine (τὸ ἕν) genannt wird; im Gegensatze des Centralen, im Peripherischen oder Obersten muß daher der entgegengesetzte Urgrund, das Unbegränzte herrschen. Dieses Aeußerste, Einschließende ist der Olymp. Zwischen dem Centralfeuer und dem Olymp bewegen sich zehn göttliche Körper, oder vielmehr Kreise: der Himmel (ἀπλανής), die fünf Planeten, unter diesen die Sonne, unter ihr der Mond, nächst diesem die Erde, und jenseits dieser die Gegenerde (ἀντίχθων). Das Gebiet des Veränderlichen (Οὐρανός) war dem Philolaos unstreitig nichts anderes, als die Erde mit ihrer Atmosphäre. Bey dieser Gelegenheit setzt der Verfasser gegen seinen Freund Schleiermacher seine frühere Behauptung (Heidelb. Jahrb. Heft I. S. 112 ff.), die auch unsere Ansicht ist, auseinander, daß nämlich der platonische Phädros Spuren des philolaischen Systems enthalte. Die Hestia ist das pythagoreische Haus des Zeus, und der außerhimmlische Ort der Olymp des Philolaos (s. uns. Bemerk. z. Uebers. d. Phädros, S. 219 ff.). Außerhalb der Welt setzen die Pythagoreer einen unbegränzten Hauch, aus welchem ein Leeres in den Kosmos eingeht, so als wenn dieser einathme; dieses Leere trennt die Natur der Zahlen, d. h., das Unbegränzte außerhalb des Kosmos ist die Quelle des Verschiedenen und Vielfachen, das in den Formen des Raums und der Zeit erscheint; der Raum (das Leere) gibt das gesonderte Nebeneinander, die Zeit das gesonderte Nacheinander Raum und Zeit sind also aus dem Unbegränzten eingezogen, als die Formen des Verschiedenseyns; und dieses räumliche und zeitliche Auseinanderseyn kömmt den Dingen durch den wallenden Athemzug des Weltalls, den Pulsschlag der Natur zu. Die Lehre des Philolaos von der Bewegung der Gestirne im Kosmos stellt der Verfasser kürzer dar, weil er diesen Gegenstand schon in der Abhandlung de Platonico Systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae erörtert hat. Die Gegenerde steht zwischen der Erde und dem Centralfeuer, und ist ganz das, was die entgegenge-

setzte Halbkugel nach unsrer Vorstellung ist, nur daß die Gegenerde des Philolaos abgetrennt ist von seiner Erde. Die Erde bewegt sich von Abend gegen Morgen in einem schiefen Kreise um das Centralfeuer herum, und die Kreisbewegung der Erde um den Weltherd ist die tägliche, durch welche die Abwechselung von Tag und Nacht entsteht. Die Erde und der Mond erhalten ihr Licht von der Sonne, d. i., von der glasartigen Scheibe oder Spiegelscheibe, welche von der Hestia (dem Centralfeuer, auch Sonne genannt) das Licht und die Wärme auffängt.

Das zweyte Buch (περὶ φύσεως) handelte nach der Vermuthung des Verfassers, von der Natur der einzelnen Zahlen, welche das Wesen der natürlichen Dinge sind; vorzüglich von der Zehnzahl, die, als die vollkommne Zahl, alle Einheiten in sich faßt und beschließt. Philolaos scheint mehrere Einheiten angenommen zu haben. Der eine Urgrund nämlich, die Gränze, ist die Einheit; und diese gibt den gewordenen Dingen durch ihre Mittheilung die Einheit. Als Urgrund ist sie ferner der Gegensatz des Verschiedenen oder Unbegränzten. Beyde hat die Einheit gesetzt, welche der Anfang aller Dinge ist, und in der das Eine und das Verschiedene ungetrennt und ohne Gegensatz sind, so daß erstlich eine höchste, absolute Einheit gesetzt wird, und dann der Gegensatz in dieser Einheit. Diese höhere Einheit ist das, was Platon im Philebos die Ursache (αἰτία) nennt, oder die Gottheit. — Auch beym Philolaos finden wir eine Götterlehre, indem er dem höchsten und einzigen Gott andere Götter, als einzelne Richtungen der göttlichen Kraft in der Natur, unterordnete, und zwar einige durch den Winkel des Dreyecks, andere durch den des Vierecks symbolisch bezeichnete. Die Eins ist ferner der Punkt, Zwey die erste Linie, Drey die erste Zahl, die einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hat, oder der Körper (wegen der drey Dimensionen). Nach der Vierzahl nimmt Philolaos vier Hauptsätze der Erkenntniß und Lebenskräfte an, das Haupt oder Gehirn als Sitz der Vernunft, das Herz als Sitz der Seele oder des thierischen Lebens und der Empfindung, den Nabel als Princip der Anwurzelung und Aufkeimung, und die Geschlechtstheile als Organe der Zeugung; das erste ist des Menschen, das zweyte des Thiers, das dritte der Pflanze, und das vierte des gemeinsamen Lebens Wurzel. Was von der Fünfzahl ausgesagt wird, sie beherrsche die äußere Form, scheint mit der Lehre von den fünf regelmäßigen Körpern im Zusammenhange zu stehen. Die fünf Körper sind der Kubus, das Tetraedron, das Oktaedron, das Ikosaedron und das Dodekaedron; und dieses sind die Formen der Elemente, der Erde, des Feuers, der Luft, des Wassers und des fünften, das gewöhnlich Aether ge-

nannt wird. — Endlich betrachtet der Verfasser die Bruchstücke, die ihm aus dem dritten Buche entlehnt zu seyn scheinen. Durch die Seele, das Kräftigste und Mächtigste, besteht die Unvergänglichkeit der Welt. Der Kosmos hat nach pythagoreischer Ansicht keinen Anfang in der Zeit; sein Werden aber hat einen Anfang im Gegensatz gegen das ungewordene Daseyn der Urgründe; daher der Ausspruch, die Welt sey geboren nicht nach der Zeit, sondern nach dem Begriffe. Die Seele hat die Einheit in der Hestia, die Vielheit oder das Unbegränzte im Olymp durchdrungen, und in der Mitte beyder den aus beyden gewordenen Kosmos. Der Theil des Kosmos, in welchem die Seele vorzugsweise erscheint, ist der unveränderliche, derjenige, worin das Werden und die Veränderung herrschen, der veränderliche; daher man den Kosmos eine ewige Thätigkeit Gottes und der Erzeugung nennen kann, so daß die veränderliche Natur dem Göttlichen oder Astralischen folgt. Die Seele pflanzt sich nach Maß und unsterblicher Harmonie dem Körper ein, und nach der Lösung von demselben führt sie ein körperloses Leben in der Welt. Die Seele befindet sich im Körper wie in einer Gefangenschaft, aus der sie sich nicht selbst befreyen darf; denn der Mensch ist gleichsam ein Besitzthum Gottes. Das Sittliche scheint besonders beym Philolaos dem Physischen noch untergeordnet gewesen zu seyn, daher sich nur wenige in die Sittenlehre einschlagende Stellen zusammenbringen lassen. Besonders gehört hieher die Stelle im Gorgias des Platon, S. 493, A. ff., in welcher der Verfasser mit Recht Anklänge der philolaischen Lehre und Ausdrucksweise zu vernehmen glaubt. Zur Erkenntniß bedarf der Mensch der Sinne, wegen welcher er den Körper liebt; aber die Seele derer, die blos unter der Herrschaft der sinnlichen Begierden stehen, kann wegen ihrer Unsicherheit und Vergeßlichkeit nichts fassen, sondern gleicht einem durchlöcherten Siebe (vergl. Gorg. d. Pl. angef. St.). Verschieden von der sinnlichen Empfindung und von der Seele, als dem Grunde des blos thierischen Lebens, ist die Vernunft; das System der Sinnlichkeit und Empfindung und des thierischen Lebens liegt im Herzen, das der Vernunft aber im Haupte. Das Gebiet der Seele und der Vernunft ist das Astralische; und auf die in diesem Theile des Kosmos ausgeprägten harmonischen Verhältnisse bezieht sich die Weisheit, deren Organ folglich der mathematische Verstand ist.

Am Schlusse stellt der Verfasser noch einige Betrachtungen über die mathematische Symbolik der Pythagoreer an. Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser besonders hier nicht bey den Nachrichten der Griechen stehen geblieben, sondern auf die Quelle, aus welcher der Pythagoreismus unläugbar geflossen ist, zurück-

gegangen wäre, vorzüglich, was die mathematische Philosophie betrifft, auf die Zahlenphilosophie der Chinesen, so wie sie in dem alten Y— king, dem Buche von der Einheit vorgetragen ist. So viel also auch der Verfasser für die Erklärung und Berichtigung der von den späteren Griechen aufbehaltenen Bruchstücke des Philolaos geleistet hat, was jeder Freund des Alterthums dankbar erkennen muß, so finden wir doch noch eine wesentliche Lücke in seiner Arbeit, die erst ein zur Quelle aufsteigender, und mit dem Orientalismus vertrauter Gelehrter auszufüllen im Stande seyn wird. Im Pythagoreismus ist nämlich ein tiefer und inniger Zusammenhang mit früheren und in einem gewissen Zeitraume allgemein verbreiteten Philosophemen unverkennbar; daher uns nur der Orient den Schlüssel geben wird zum Verständnisse der Lehre des Pythagoras und seiner Schüler und Anhänger; das Abgeleitete kann ja nur im Ursprünglichen, das Besondere nur im Allgemeinen seine Begründung haben, und auch für die Erkenntniß nur aus diesem seine Bedeutung und Wahrheit schöpfen.

Wir verbinden mit dieser Beurtheilung die Anzeige einer kleinern Schrift verwandten Inhalts:

Tentamen de Archytae Tarentini vita atque operibus a Josepho *Navarro*, Academiae Regiae Neapolitanae socio, pro summis in philosophia honoribus rite capessendis conscriptum. Pars prior. *Hafniae*, MDCCCXIX. Typis excudebat Andreas *Seidelin*, aulae regiae et universitatis typographus. 4. S. 66.

Der erste Theil dieser Abhandlung über des berühmten Pythagoreers, Archytas, Leben und Werke beschränkt sich auf die Geschichte seines Lebens und seiner Schriften; der zweyte soll, wie die Vorrede ankündigt, die Bruchstücke seiner Werke erläutern, und der dritte seine philosophischen Lehren und Ansichten würdigen. Der Verfasser widerlegt zuerst die Meinung des Franc. Patricius, daß es einen älteren Archytas, einen Schüler des Pythagoras, und einen jüngern, einen Zeitgenossen des Platon, gegeben habe, und stellt die Vermuthung auf, daß Archytas in der sechs und neunzigsten Olympiade, also gegen hundert Jahre nach Pythagoras (vierhundert Jahre v. Chr.) geblüht habe. Im zweyten Kapitel werden des Archytas Vorzüge und ausgezeichnete Eigenschaften aufgeführt, seine häuslichen Tugenden, seine Bescheidenheit, Mäßigung, ferner seine Beredtsamkeit und seine Verdienste um das Vaterland als Feldherr und Staatsmann: alles nach den unzuverläßigen Angaben und Anekdoten der spätern unkritischen Sammler. Darauf betrachtet er den Archytas als Philosophen, und erzählt uns von seinen Reisen, seiner Bekanntschaft mit dem Dionysios und Platon,

der des Archytas Schriften nach dessen Tode vorzüglich benutzt haben soll, u. s. f. S. 41 führt er nach dem Fabricius die Schrift des Johann Andreas Schmid über den Archytas an, die er aber nicht gesehen zu haben bekennt. Da diese Abhandlung gewöhnlich falsch citirt wird, so wollen wir den Titel vollständig angeben: **Archytam Tarentinum dissertatione historico-mathematica, praeside M. J. Andrea** ***Schmidt*****, eruditorum disquisitioni subiiciet autor et respondens Joannes Georgius** ***Mertz*****, Augustanus, a. d. 1. Augusti anno MDCLXXXIII.** ***Jenae*****. 4.** Hätte der Verfasser diese fleißig gearbeitete Abhandlung benutzen können, und zugleich die neueren kritischen Hülfsmittel mehr zu Rathe gezogen, so würde uns seine Schrift vielleicht genügendere Resultate dargeboten haben. A.

Art. IV. Handbuch der National-Wirthschaftslehre von Heinrich Storch, kaiserl. russischem Staatsrathe rc., aus dem Französischen mit Zusätzen von Dr. Karl Heinrich Rau, ordentlichen Lehrer der Kameralwissenschaft und zweytem Universitäts-Bibliothekar in Erlangen. Drey Bände. Hamburg bey Perthes und Besser. 1820.

Das vorliegende Werk gewährt ein zweifaches Interesse, und zugleich dem Beurtheiler den Anlaß zur Verfolgung einer doppelten Richtung. Beydes liegt in der Geschichte seines Entstehens.

Der berühmte Verfasser, durch den weit umfassenden Kreis seiner allgemeinen statistischen und staatswirthschaftlichen Kenntnisse eben so sehr ausgezeichnet, wie durch seine vertraute detaillirte, und den übrigen Angehörigen seiner Wissenschaften zum Theil verborgenen Bekanntschaft mit der inneren Beschaffenheit des russischen Reichs, hatte den beyden Großfürsten Nikolaus und Michael staatswirthschaftliche Vorlesungen gehalten, aus manchen Gründen aber deren allgemeinere Bekanntmachung und Mittheilung für das europäische Publikum nützlich erachtet. Wäre sie dieß auch nicht aus andern Gründen, sie muß es schon deßhalb seyn, weil der Verfasser Gelegenheit hatte, die Wirkungen und das Entsprechen der staatswirthschaftlichen Lehren auf einem den meisten übrigen Beobachtern nicht nur verborgenen, sondern auch sich von den sonstigen Oertlichkeiten durch einen abweichenden Naturzustand unterscheidenden Gebiete zu beobachten. Er hat daher im Text und durch die Zusätze, welche mit Zugaben des Uebersetzers den dritten Band des Werks bilden, nicht selten dem Vortrage des Allgemeinen und Theoretischen Betrachtungen und Mittheilungen angefügt, welche sich auf Rußland beziehen, folglich

den Kreis erweitert, der die Beobachtungen liefert, aus welchen der Stoff zu den staatswirthschaftlichen Doktrinen zu beziehen ist. Zugleich hat er die Lehre von der geselligen Bildung (civilisation) als einen zweyten gleich wesentlichen Theil der Wissenschaft, die mit erweitertem Gebiete die ganze Wohlfahrt umfassen soll, indeß sie bisher nur auf den Reichthum der Völker beschränkt wurde, hinzugefügt, und nennt diese letztere eine vorzüglich von ihm herrührende Darstellung. Diese doppelte Erweiterung des Gebiets durch Ausdehnung der Betrachtung auf die gesellige Bildung und auf die nationalökonomischen Erscheinungen innerhalb der Gränzen des russischen Staats geben das zweyte, dem Werke neben seinem Hauptthema inwohnende Interesse ab, und fordern zur Dankbarkeit wegen seiner Bekanntmachung auf. Indessen werden die aus der russischen Eigenthümlichkeit mitgetheilten Angaben und Resultate weniger hineingezogen werden in die gegenwärtige Beurtheilung, weil sie als Stoff zur Erweiterung und Berichtigung der Wissenschaft überhaupt zu betrachten sind, den erst Schriftsteller wieder zu bearbeiten haben, bevor er ein Material für die Beurtheiler wird. Was dagegen die Lehre von der Civilisation betrifft, so kann diese hier nicht zum Wesentlichen erhoben, vielmehr nur benutzt werden, Anschauungen vorzubereiten darüber, wie die Lehre von der Nationalökonomie andere Natur schon dann anzunehmen beginnen muß, wenn sie mit der von der Civilisation, die sich offenbar aus einem moralischen Princip zu entwickeln hat, nur in Verbindung treten will, geschweige gar wenn versucht werden sollte, diese Seite als die ursprüngliche zu behandeln, und die ökonomische ihr nur als ihr Gegenbild gegenüber zu stellen. Solche Versuche sind in der Wirklichkeit bereits manche angestellt worden, und es findet sich vielleicht Gelegenheit, bey Berichten über sie dasjenige nachzuholen und mitzutheilen, was hier unvollständig geblieben und vorbehalten worden.

Ist hiermit im Kurzem das Interesse, welches die Schrift gewährt, und der Umkreis, in welchem die Beurtheilung sich halten soll, angegeben, so kann nun der doppelten Richtung Erwähnung geschehen, welche seiner kritischen Anzeige dadurch angewiesen zu seyn scheint, daß, der Entstehungsweise des Buchs nach, es Belehrung für zwey Zweige des russischen Kaiserstammes, und zugleich für europäische Staatsmänner und Staatswirthe enthalten sollte. Man könnte besorgen, diese beyden Zwecke möchten sich entgegen gearbeitet, und die Leser zu Gunsten oder auf Kosten jener erhabenen Veranlasser des Buches eingebüßt oder gewonnen haben. Allein dieß ist nicht der Fall, und daher möchte auch, wenn die gegenwärtige Anzeige überhaupt Ersprießlichkeit gewähren, wenn sie zu der vom Verfasser selbst anerkannten Vervollkommungsfä-

higkeit der Wissenschaft beytragen sollte, sich dieser Nutzen mit auf diejenigen ausdehnen, welchen wir den Gewinn dieser Schrift zu verdanken haben.

Ganz darf jenes Ziel des Werks nicht aus den Augen gelassen, ganz die damit zusammenhängende letztere Behauptung nicht unbewiesen bleiben. Darum soll auch diese Pflicht erst durch eine kurze nur einmal vorkommende Erörterung erfüllt werden, und dieß kann, indem sie in medias res versetzt, glücklicherweise auf eine Art geschehen, welche auch bey später folgenden Auseinandersetzungen den Leser in stets gegenwärtiger Vertrautheit mit dem Mittelpunkt des durch das ganze Werk schreitenden Gedankens erhalten wird.

Der Verfasser ist, mit allen jetzigen Lehrern der Staatswirthschaftsdoktrin, der aus Adam Smith's Ansichten hervorgegangenen Meinung von der Wohlthätigkeit eines raschen Gewerbebetriebes sehr zugethan Daher behauptet er Th. I. p. 273, daß der Umlauf, je schneller er geschieht, d. h. in je kürzerer Zeit er dem Unternehmer die feilgebotene Waare abnimmt, und ihm den Erwerbstamm, das Kapital, in seiner ersten Gestalt zuführt, um so mehr hervorbringend sey; ferner, daß dieser Umlauf einer Produktion in warmen Ländern gleiche, wo ein Grundstück mehrere Ernten im Jahre gewährt, endlich daß der langsame Umlauf für den Verzehrer die Verbrauchsgegenstände vertheuern, theils durch Verminderung der Güter, theils durch Vermehrung der Zinsen des Erwerbstammes; und als wirksamste Abkürze- oder Beschleunigungsmittel des Umlaufs nennt er: 1) Absonderung einer ausschließlich dem Handel gewidmeten Klasse; 2) Leichtigkeit der Waarenversendung; 3) das Geld; 4) das Leihvertrauen, den Kredit.

Die höchste Vollkommenheit der Gegenwart dieser vier Mittel in einem Lande beschleunigt den Umlauf, und muß nach obigem die Waare wohlfeiler machen, zugleich aber den Reichthum des Landes so wie den der Unternehmer vermehren. Daß dieß nur von dem wahren Umlauf zu verstehen sey, entgeht dem Autor nicht; daher unterscheidet er diesen, circulation réelle, von dem falschen, der circulation postiche, der, das Maß überschreitend, zur Bereicherung des Volks nichts mehr beyträgt. Von letzterem führt er ein sehr merkwürdiges Beyspiel an. Während der jetzt überwundenen Handelssperre brauchten die Kaufleute in Petersburg ihre müßigen Kapitale, um Waaren an Ort und Stelle zu kaufen und wieder zu verkaufen. Ungeheure Vorräthe von Zucker, Kaffeh, Hanf, Eisen u. s. w. gingen rasch von einer Hand in die andere, eine Waare wechselte oft zwanzig Male den Eigenthümer, ohne nur aus dem Speicher gezogen zu werden. Er nennt diesen

Handel ein Glückspiel, das Einige durch den Ruin Anderer bereichert, ohne dem Gesammtvermögen zu nützen, und stellt ihn sehr richtig dem Handel mit den verschiedenen Geldsorten, oder der Agiotage, zur Seite. Dieß aber gibt Anlaß zu verschiedenen Betrachtungen.

Handelsgeschäfte, wie das beschriebene, fanden zu den Zeiten eines wahrhaft blühenden und soliden Handels nie Statt, aber sie müssen immer mehr Erzeugniß der jetzigen Natur des Handels werden, nachdem dieser selbst jene Natur als Folge von der Anwendung der Theorie vom raschen Gewerbsbetrieb angenommen hat. Darum ist die Eintheilung von circulation réelle und postiche keine im Wesen der Sache gegründete, sondern eine durch die jetzige Degeneration veranlaßte, und sie unterscheidet nicht einmal wirkliche Verschiedenheiten, sondern charakterisirt nur ein Symptom der Degeneration, welches zwar nur in einzelnen Organen hervortritt, aber dort lediglich deßhalb erscheint, weil der ganze Organismus schon latent davon ergriffen ist. In andern Staaten, wie gezeigt werden soll, sind ähnliche Symptome hervorgetreten, und sie fordern zu allgemeinen Betrachtungen auf. Das Beyspiel in Petersburg aber gibt derselben eine lokale Richtung. Bis zu einem Exzeß, wie der, den jenes Beyspiel enthält, ward in andern Ländern nur mit Geldsorten und Papier gehandelt; erst jüngst hat der Getreidehandel auf dem Kontinent einen etwas ähnlichen Charakter in viel schwächerem Grade angenommen, auch geschah es erst vor einigen Jahren. Geschäfte wie die Petersburger unterblieben selbst während der Handelssperre. Papierhandel ist an sich kein Handel, sondern Spekulation, ihm kann nicht die Aufmerksamkeit gewidmet werden, die der wirkliche Handel begehrt, weil dieser im geselligen Leben nothwendig ist. Jener Handel litt durch die Sperre, wo nicht mehr, doch vollkommen, was der russische, auch auf dem Kontinent, auch in England. Hier waren die Unternehmer vom Markte des Absatzes, dort vom Markte des Ankaufs getrennt, also an beyden Orten in Anlegung ihrer Kapitalien beschränkt, indem Staatsanleihen denselben nur an wenigen Punkten und in beschränktem Maße eine Gelegenheit darboten, angelegt zu werden. Dennoch trieben deren Inhaber nicht jenen geistigen Verkehr, wiewohl sie bedrängter seyn mußten wie die Petersburger Kaufleute, die in den ausgedehnten Landesgränzen ein so weites Gebiet für den Handel zu besitzen schienen. — Aber jenem alt-europäischen Handel, bevor er durch die auf schnellen Verkehr hinarbeitenden Maximen, und deren Einfluß auf die geselligen Zustände, welchen er sich anschließen mußte, eine der Erwartung zuschreitende Beschaffenheit angenommen, war eine lange Periode langsamer Entwicklung und sich einem solide-

ren Lebensverhältniß anschließender Ausbildung vorangegangen. Dieß hatte ihn selbst verhindert, seinem ihm nur zu sehr eigenthümlichen Hang nach schnellem Verkehr und Umsatz nachzugeben, und so in sich bereits zur postichen Erscheinung zu werden. In Rußland trat das Entgegengesetzte ein. Hier entwickelte er sich als ein Erzeugniß von so schnellem, und einem dem angebornen Triebe nach schnellem Umsatz und Verkehr so ungehindert folgenden Wachsthum, daß er der Krankheit einer daraus entspringenden Entartung früher ausgesetzt seyn mußte. Er trug eine mit letzterer drohende Natur, also die Natur eines übertriebenen Wachsthums, einer zu sehr beschleunigten Blüte, schon an sich, als ein unausgebildeter Naturzustand ihm der Zeit nach noch nicht fern war, in der Gegenwart noch gegenüber lag. Er besaß übrigens, indem die erwähnten Geschäfte in Petersburg gemacht wurden, alle vom Verfasser in Anspruch genommenen Erfordernisse eines schnellen Umlaufs, nämlich eine blos dem Handel gewidmete Klasse, denn er fand nur unter der Handelsklasse Statt: Leichtigkeit der Versendung, denn die Waaren verließen nicht einmal den Speicher; Geld, denn dieß war so in Ueberfluß, daß Verlegenheit war, wie man es anlegen sollte, und Leihvertrauen, denn Geld und Waarenüberfluß vereinigten sich in dem Stade, daß man nicht einmal die Gegenstände des Umsatzes in Besitz nahm. In der frühern Zeit des Handels, als z. B. Augsburg seinen Mittelpunkt bildete, die wohl die gesündere war, zeigen sich die Verhältnisse ganz umgekehrt; der Handelsstand trat in weit öftere und unmittelbarere Berührung mit dem Produzenten und Verarbeiter, die Waarenversendung war schwieriger, vornämlich als es nur Landhandel gab, des Geldes vor der Entdeckung der neuen Welten weit weniger, und theils deßwegen, theils weil Spedition jederzeit der baren Geldmittel benöthigter ist, endlich weil Produzenten und Verarbeiter an bare Bezahlung gewöhnt waren, auch das Leihvertrauen, der Kredit minder im Spiele. So war die Ausbildung des Handels langsamer und hielt Schritt mit einer andern, tiefer begründeten im geselligen Zustande. Sie folgte nicht ihrem einseitigen, sich von letzterer oft losreißenden Hange, und nöthigte nicht durch ihr unaufgehaltenes Fortschreiten nach einer, den andern Zuständen fremden und gefährlichen Willkür, diese Zustände ihre Fußstapfen gleichfalls zu suchen, und sich dadurch in eine Natur und Form hinein zu bilden, die man gleichfalls postiche nennen kann.

Bringt nun aller übereilter Wachsthum ein Produkt hervor, dessen Natur und Form sich dem nähert, was der Verfasser postiche nennt; übereilt sich nichts so leicht, wie ein ungehemmter und durch die Natur seiner Objekte regellos gelassener Handel,

und zwingt dieser endlich, wenn er der Vorläufer in den Regungen geworden, die das politische und gesellige Leben darstellen, letztere, sich ihm zu fügen und seine Beschaffenheit anzunehmen, so entstehen für denjenigen, welcher aus einer Nationalwirthschaftslehre, die auch in ihrer Erscheinung als Druckschrift die nächste Anwendung auf das russische Reich scheint finden zu wollen, diese Anwendung zu machen geneigt wäre, zwey erhebliche praktische Rücksichten. Er hat zu beachten, daß eher wie irgendwo, und minder gedrängt durch äußere Nöthigungen wie irgendwo, in der Hauptstadt des russischen Reichs der Umlauf im höchsten Grade das ward, was der Verfasser postiche nennt. Er hat ferner zu beachten, daß Erscheinungen im Handel nur zu oft Vorläufer der Erscheinungen in der gesammten Nationalökonomie, und weil diese mit dem ganzen nationalen Leben zusammenhängt, auch im gesammten nationalen Leben sind, und sich zu befragen, ob die Befolgung jener staatswirthschaftlichen Lehren nicht auch in andern Kreisen früher etwas reifen könnte, das ebenfalls postiche genannt werden dürfte?

In so fern nun das Buch Druckschrift wohl besonders für russische Staatsmänner geworden, war es Pflicht, jene Seite, wenn auch nur kurz in gegenwärtiger Anzeige zu berühren, und summarisch auf Folgendes aufmerksam zu machen. In der Regel sind Staaten und Reiche nicht dadurch in unerwünschte, oder in unbequeme Verhältnisse gerathen, weil das ursprüngliche Princip, aus dem ihre Bildung den Anfang genommen, ein intellektuell falsches, ein qualitativ geringeres, oder ein aus andern Gründen verwerfliches gewesen wäre, sondern weit öfter dadurch, weil das ursprüngliche Princip an Kraft, an Reinheit, an sich selbst entsprechender Ausbildung verloren hat. Sein ihm geschichtlich, nicht durch eine von der Geschichte ganz abgelöste intellektuelle Willkür, gegebenes Fundament, nimmt in der Ausbildung die Art eines Wesens an, das bald fremd, bald unbegründet, bald beydes zugleich ist, und beginnt dadurch, sich entweder in seiner Ganzheit einer Afterbildung zu nähern, oder neben seinem ursprünglichen Gebilde eine Afterbildung zu nähren. So wird es entweder selbst etwas, oder läßt neben sich und mit sich etwas erwachsen, das gleichfalls postiche genannt werden kann. Nicht blos der Handels-, Geld und Waarenumlauf, sondern auch der ihm gegenüber liegende Gesammtumlauf physischer und moralischer Kräfte und Erzeugnisse dürfte gleichmäßig anheben, einer doppelten Charakteristik fähig zu werden, als circulation réelle und circulation postiche. Nach demjenigen, was früher entwickelt worden, beruht die Möglichkeit jener Charakteristik auf dem wirklichen Daseyn der Symptome, und diese hängen mit dem Anbeginn einer

Degeneration zusammen. Nirgend kann diese so vorübergehend seyn, wie im Handel, nirgend unschädlicher als in einem auf einen Punkt nur koncentrirten Handel, dem ein so weites Gebiet gesunder Naturkraft gegenüber liegt, wie das große Rußland. Es leuchtet sonach ein, daß diese Entwicklung von Degeneration durchaus nicht in Zusammenhang stehe mit der Meinung, Rußland zeige Spuren davon, die besorglich wären, es ist nur von einer Klippe die Rede, welche das durch eigenthümliche Güter ganz besonderer Art gesegnete Schiff dieses Reichs auf der Fahrt seiner Bildung, die es angetreten, noch anzutreffen hat, und der vorbey zu segeln es bedacht seyn dürfte. Recensent muß es sich versagen, das, was er in Beziehung auf Rußland über diesen Gegenstand außer demjenigen gedacht, und sich klar gemacht hat, was schon dem Publikum von ihm mitgetheilt worden, hier auch nur zu berühren, und will sogleich dessen Ausgangspunkt auffassen.

Irrthümer sind verzeihlich, um so verzeihlicher, wenn sie eine gewisse Allgemeinheit der Verbreitung gewinnen. Soll man sie aber nicht wiederholen dürfen, wenn die Absicht blos dahin gerichtet ist, nicht blos sie zu entfernen, sondern mittelst der Durchblickung ihres Inhalts sie wahrhaft aufzuheben? Irrthümer walten ob, über die Tendenzen Rußlands. Man stellt sich Pläne, Unternehmungen und Absichten vor, deren Verfolgung hervorgehen soll aus Rußlands Natur und Territorialbeschaffenheit, und die man fürchtet. Nie aber kann Anlaß oder Nöthigung dazu entstehen, wenn Rußland sich dafür bewahrt, Maximen aufzunehmen und zu hegen, welche die Entstehung und Verbreitung eines Elements in diesem Reiche befördern, das mit dem Charakter des Unechten — um den zu often Gebrauch des Worts postiche zu vermeiden — sich neben dem Ursprünglichen, diesem Reiche Gehörigen, und ihm Heilsamen ausbildete. Ein solches Unechtes wird allen Reichen eben so gefährlich, wie deren Nachbarn, und ist es geschichtlich in mehreren europäischen Staaten geworden. Dieses also könnte allein jenem Lande, und zugleich direkt oder indirekt auch den Nachbarländern gefährlich werden; darum aber ist es nöthig, den Blick zu schärfen, damit er, wenn in den staatswissenschaftlichen Theorien, die nicht Rußland, sondern das übrige Europa gebildet, der Keim jenes Unechten und Verderblichen sich verbergen möchte, denselben entdecke, und verhindere, daß nicht aus zu großem Vertrauen in unsere Virtuosität und Einsichten, ein schädlicher Same auf den Grund und Boden jenes Staates ausgestreut werde, der zu trefflicheren Erzeugnissen die Fähigkeit besitzt. Es ist ein Unterschied, ob ein Körper sich verändert, ob er Krankheiten und Krisen ent-

gegen gehet, weil er den naturgemäßen Gang seiner Funktionen nach und nach verlassen, oder ob er aus einem andern eine schädliche Infektion aufgenommen hat. Enthalten unsere mit unserem wirklichen politischen Daseyn zusammenhängenden staatswissenschaftlichen Systeme eine schädliche Beymischung, so können wir sie sowohl, wie uns selbst eher und leichter wieder davon reinigen, wie dieß fremden gesunden Körpern möglich seyn würde, die sie von uns empfangen hätten. Darum war es aber doppelt nöthig, nach den beyden doppelten Seiten des vorliegenden Buchs, diejenige, welche sich nach Rußland hinrichtet, nicht ganz zu übergehen; das Auge hat bey ihr verweilt, und mag sich nun nach der andern Seite hinwenden, die gegen das übrige Europa gekehrt, und mit der Ausbeute seiner staatswissenschaftlichen Erfahrungen und Forschungen geschmückt ist.

Schon aus dem Bisherigen geht hervor, daß Recensent mit der Konstruktion dieser letztern Seite nicht ganz übereinstimmen kann. Aber dieß trifft nicht den Verfasser des Buches, welcher sie darbietet. Hat doch dieser mit ausnehmendem Geiste, mit vieler Gründlichkeit, mit vieler Vollständigkeit und in einem Schöneres vorbereitenden Sinne, indem er die innere gesellige Bildung, das moralische Element, nicht ausgeschlossen haben will, seyn Werk zu Stande gebracht. Es liegt also das Bemerkte nur in den Materialien, welche er vorfand, die er nicht vernichten wollte — denn sein Werk ist durchaus nicht polemisch — die er vielmehr in willkommener Vollständigkeit genutzt und angewendet hat.

Wenn nun aber gegen einen Cyklus zusammenhängender Ansichten sich eine abweichende Art der Betrachtung und Einsicht erzeugt und ausbildet, so sind zwey Wege vorhanden, beyde in Berührung zu stellen.

Die nicht zu unbedingter Annahme tauglich scheinende Ansicht kann in Begleitung der dagegen im Einzelnen und im Ganzen obwaltenden Bedenken entwickelt, dann aber derselben gegenüber diejenige vorgetragen werden, welche den Unvollkommenheiten der ersten abhilft, oder den Gegenstand überhaupt auf höheren Ursprung und höhere Begründung zurückführt. Dieß ist der eine Weg. Es läßt sich aber auch eben sowohl ein zweiter einschlagen und untersuchen, in wie fern jede Lehre oder Ansicht sich selbst entspricht oder widerspricht, ob sie sich nämlich, wie sehr oft der Fall ist, nicht schon aus sich selbst aufhebt, ohne daß es erst nöthig wird, an etwas Anderes gehalten, oder ihr Etwas gegenübergestellt zu werden, das dem Wesen der Sache vollkommener entsprechen soll.

Es ist unläugbar, daß die wahre Kritik eigentlich beydes erfordert. Denn gegen das Parallelisiren mit einer begründeteren

Ansicht kann der Verfechter einer nicht anerkannten stets einwenden, es wären nun aber nur zwey Ansichten oder zwey Systeme entstanden, und mit ihnen eine neue Frage, welches das richtige sey. Derselbe vermag sogar von dem seinen behaupten, es sey das begründetere, und nach dem bekannten Ausspruch von den Splittern im Auge des Nächsten, könnte jeder über sie die Balken im eigenen übersehen haben. Darum ist ein Unterschied zu machen in der Anzeige wissenschaftlicher Werke, ob durch jene der Umkreis der mittelst dieser gewonnenen Ausschlüsse, Wahrheiten und Bereicherungen nur erweitert, und ob einiges berichtigt, oder ob nicht die ganze Richtung in Zweifel gezogen, dem Verfasser wie der Welt aber eine gezeigt werden soll, die den Weg zur Wahrheit besser getroffen zu haben behauptet. Im letztern Fall muß erst die Unhaltbarkeit der bestrittenen Ansicht theils aus ihr selbst vollkommen klar gemacht, theils erwiesen werden, daß sie Wahrheiten widerspricht, über welche gar keine Frage, kein Zweifel, keine Untersuchung mehr Statt findet, weil der Abfasser des in Zweifel gezogenen Vortrags selbst, wenn er darüber interrogirt werden sollte, sich ganz eben so erklären würde, wie sein Beurtheiler. Und auch dieses genügt nicht immer, denn ein jedes geschlossene Werk, das die einem bestimmten Kreise von Erscheinungen zum Grunde liegende innere Wahrheit aus Gründen vortragen will, soll eine doppelte Wahrheit besitzen, deren Nothwendigkeit aus der dermaligen Trennung der Wissenschaften in mehrere, und aus einer Sonderung derselben hervorgehet, nach welcher sie in der gewöhnlichen Behandlung nicht mehr aus einem einzigen Entstehungsquell ihren Ursprung empfangend, und ihre Natur annehmend dargestellt werden. Es muß ein jedes solches Werk nicht nur mit sich selbst vollkommen übereinstimmen, sich aus sich selbst dergestalt halten und begründen, daß nirgend in ihm eine Lücke, wo es zusammenbrechen, oder ein feindseliger Punkt, der es zerstören könnte, angetroffen wird; sondern es muß auch nicht in Widerspruch stehen mit den Grundsätzen und Anwendungen, welche anderen Doktrinen angehören, die ebenfalls eine Wirkung ausüben sollen auf die Ueberzeugungen und Handlungen derselben Menschen, welche sich dem Einflusse jener erstern unterwerfen; denn sonst ist es um jene ewige Einheit geschehen, mit deren Verlust der Einzelne nicht mehr zu retten ist. Recensent kennt wissenschaftliche Werke von ausgezeichneter Beschaffenheit, die unerschütterlich feststehen, in denen kein Widerspruch, keine Lücke ist, die ein intellektuelles Universum bilden, worin sich alles vollkommen abrundet, alles gegenseitig trägt und ergänzt, und die das Gefühl eines durchaus befriedigenden Einklangs so lange erhalten, als man sich ganz in sie hineintaucht, und gegen

jeden andern Gedankenkreis abschließt. Diese können auch mit dem, was außer ihrem Bezirk liegen gelassen war, in ungestörter Harmonie stehen; aber es ist zugleich möglich, daß auch unter dem Ausgeschlossenen — also vielleicht im Gebiet einer andern Wissenschaft — etwas befindlich war, das mit ihrem Anfangspunkte nicht in Konsonanz aufgehen will, und wird dieß erst wahrgenommen, so vermag der, dem es sich dargeboten, nicht eher Ruhe zu finden, bis er auch hier das, was das Ebenmaß zu storen schien, ausgeglichen, und die ewige Einheit wieder erblickt hat, von der allein alles, was ist, Leben und Beschaffenheit empfängt. Der Kritiker kann bey solchen Werken einen schweren Stand haben, je nachdem er seine Aufgabe beschränkt oder erweitert. Er kann bey dem Werke allein und ausschließlich stehen bleiben, seinen Organismus mit dem Scharfblick der Beobachtungs- und Beurtheilungskraft nachkonstruiren und Rechenschaft geben, in wie weit derselbe sich in sich entspricht, oder Lücken und Widersprüche darbietet. Dieß war die bisherige Verfahrungsweise der meisten das Schriftthum beurtheilenden Blätter. Sie hing zusammen mit der Trennung und Selbstständigkeit der einzelnen Wissenschaften. Allein wir reichen nicht mehr aus damit. Wir verlangen ihren nicht nur gemeinschaftlichen, sondern auch höhern Ursprung wieder zu erblicken, und darum haben die Jahrbücher es sich zur Pflicht gemacht, und läugnen es nicht, gern daran wieder erkannt seyn zu wollen, daß sie, jene zweyte Erweiterung der Aufgabe suchend, auch, so weit es die Gegenstände mit sich bringen, und die Anforderungen der Zeit damit übereinstimmen, gern an dasjenige erinnern, was als die in allem Leben allgegenwärtige Kraft, Allgegenwart auch in der Wissenschaft behauptet, und jeder einzelnen nur erst durch ihr Daseyn in derselben diejenige Wahrhaftigkeit leiht, nach der sie zu streben hat.

Wenn daher bey Anzeige von Schriften, die das Wichtigste im Menschen berühren, das Verhältniß derselben zu den unabläugbaren Wahrheiten, bald mehr bald minder in Betrachtung gezogen worden, so fodert zu entsprechendem Verfahren ganz vorzüglich ein Buch auf, das, wie das vorliegende, dadurch die gesammte Wohlfahrt der Völker in das Auge gefaßt zu haben behauptet, daß es die Nationalökonomie nur für das eine Mittel, dieselbe zu befördern und zu erreichen, erklärt, aus demselben Grunde also auch das zweyte Erforderniß, die Civilisation im erhabenern Sinne, in Anspruch nimmt. Es begegnet sich dadurch mit andern Schriften, die in England, Frankreich und Deutschland zum Theil später als jene im Jahre 1816 abgehaltenen Vorlesungen, an das Licht getreten sind, die gleichfalls die Lehre von der Nationalwohlfahrt an die höhere Natur des Menschen, so wie der

Dinge überhaupt, knüpfen wollen, und zum Theil ihr Ziel schon fester und richtiger gesucht haben. Diese werden vielleicht einst Gelegenheit darbieten, das, was außer den Gränzen der jetzigen Schrift geblieben ist, theils nur aus der Anerkennung der Einflüsse einer höheren Natur der Dinge entstehen kann, näher und gründlicher zu beleuchten, wenn die gegenwärtige Beurtheilung das Entsprechen der vorgetragenen Lehre mit sich selbst vorzugsweise im Auge behalten, und nur von Zeit zu Zeit die Grundpfeiler erblicken lassen wird, welche ein in anderm Geiste konstruirtes Gebäude tragen.

Zuerst etwas über die wissenschaftliche Form des Buches, über die staatswirthschaftlichen Lehren, die ihm vorangegangen sind, und über die sich verallgemeinernde Richtung, einzelne staatswirthschaftliche Ansichten und Erscheinungen in Lehrbüchern mit dogmatischer Allgemeinheit zusammen zu stellen.

Diese letztere Richtung ist überwiegend geworden, erst seit Adam Smith mit seinem bekannten Werke aufgetreten war, und es frägt sich jetzt, ist die Sache dadurch gefördert worden? Recensent läugnet dieß zuerst aus dem allgemeinen Grunde, weil die Staatswirthschaftslehre die von Umständen und einem größern stets wechselnden, auch aus ganz verschiedenartigen Principien wechselnden Lebensgange am meisten bedingte Wissenschaft ist, die weniger wie jede andere selbstständig da stehen kann, sondern vorzugsweise vor den übrigen einer Umgebung, in welcher sie stehet, sich anfügen muß. Er läugnet es aber auch noch aus dem besonderen Grunde der Eigenthümlichkeit im Zweck und im Entstehen der Ansichten Smiths. Man fängt an, über diesen ausgezeichneten Geist in Verwirrung zu gerathen. Es ist ihm, vielleicht um gewisse Fabrik- und Handelsansichten durchzusetzen, angedichtet worden, er habe bewirken wollen, daß alle Staaten des Kontinents sich mit Entsagung des Fabrik- und Kommerzial-Systems, ausschließlich dem Agricultursystem widmen sollten, um England jene erstern beyden Quellen des Nationalreichthums allein zuzueignen. Dieß habe seine Ansichten bestimmt, und darum müsse den Resultaten derselben entgegen gearbeitet werden. Abgesehen von der Frage, in wie fern denn jene Resultate einen so großen Nachtheil hervorgebracht haben möchten, ist Smith gewiß nicht von einer so engen und kleinlichen Intention ausgegangen. Er hat mit intellektueller Geisteskraft einen Kreis wichtiger politischer Erscheinungen, um ihrer selbst willen, als wissenschaftlichen Gegenstand durchschauen und auf innere Einheit, auf sich entsprechende Nothwendigkeit zurückführen wollen. Die Einsichtsvolleren, selbst wenn sie ein anderes suchen wie er, gestehen ihm dieß auch immer noch zu. Daher nennen sie seinen

Namen mit Ehrerbietung, aber oft schon mit einer Warnung vor den Resultaten, zu welchen seine Lehre führt. Recensent hörte zufällig einen der geistvollsten, vielseitigsten, scharfsinnigsten und sinnvollsten Männer in der Nation, nachdem er zufällig sein Werk gelesen, ausrufen: »Welch eine Ansicht vom Staat! Ein beständiges Essen und Verdauen und weiter nichts. — Wie müßte so etwas einem Staatsmann aus dem Alterthum, oder einem aus den größern Perioden der neuern Zeit vorkommen?«

So entstehen Zweifel an Smith und Verdunkelungen über ihn. Wie diese aus dem Streben, seinen Ansichten dogmatische Allgemeingültigkeit zu erwerben hervorgehen mußten, dieß soll späterhin gezeigt, erst er selbst und seine Lehre betrachtet werden, denn dazu nöthigt auch der Autor, weil er, selbst mit einer gewissen Verkennung Smiths, doch auf den meisten Pfaden, die er durchschreitet, vorzugsweise ihm als Wegweiser folgt. Unrecht thut er Smith wohl in der Einleitung bey Erwähnung der verschiedenen Lehrgebäude über die Quellen des Nationalreichthums, indem er zwar Say's große Lobsprüche wiederholt, aber jene Lehrgebäude auf drey zurückführt, nämlich auf das Handels-System, auf das Oekonomiesystem und auf das Industriesystem, welches letztere er Adam Smith zueignet. Wahrheit ist hierin allerdings. Man kann Smiths Ansichten ein Industriesystem nennen, aber sie lassen sich auch wohl tiefer auffassen, sie enthalten wohl eine durchgreifendere Wahrheit. Nie ist Recensent in den Irrthum verfallen gewesen, daß er sie annehmungswürdig gefunden hätte, aber er muß sie verehren, weil er sie glaubt verstanden zu haben. Smith hat, was mit keinem seiner Vorgänger der Fall gewesen war, seinen Stoff vollkommen durchschaut, jedoch nicht auf den höchsten Punkt erhoben, der zu erreichen war. Es war nothwendig und möglich, mit der ganzen Totalität der Smithschen Ansichten noch eine Verwandlung, eine nochmalige Destillation und Klärung vorzunehmen. Dann gewann man ein überall brauchbares und überall hindringendes geistiges Element. Statt dessen hat man es mit allerhand andern Rückständen zusammengemischt, und diese incongruente Mischung für diejenige Tinktur genommen, welche zu gewinnen wohl möglich war, und welche sich dann mit dem allergeistigsten hätte in Vereinigung bringen lassen.

Dieß kann nur nach einem Verständniß der ihm vorangegangenen Systeme eingesehen werden. In der Zeit am frühesten, hatte sich das Handelssystem ausgebildet; eine fast sonderbare Erscheinung, indem nach dem natürlichen Lauf der Dinge sich erst Ackerbau und Gewerbe ausgebildet haben müssen, ehe der Handel eine Basis gewinnen kann. Aber die Geschichte gibt die

Erklärung; dieses System hängt mit der in Italien vollendeten Ausbildung des Handels zusammen, und kam durch die Medicäer aus Florenz zuerst nach Frankreich hinüber. Die Florentiner waren die ersten, welche eine Art von Konsumtionssteuer einführten. Sie ließen eine geringe Abgabe von den auf den Märkten feilgebotenen Lebensmitteln erheben, die nicht mehr die Natur eines Standgeldes, wegen der von den Verkehr Uebenden eingenommenen und benutzten Stelle, sondern eines Kontingents von den in der Stadt verkauften Lebensmitteln hatte. Es war eine erweiterte Handelsabgabe, und ihre Natur bezeichnet den leisen Uebergang des Feudalsystems in ein anderes, der nur in einem Lande Platz greifen konnte, dem die Feudalinstitutionen am meisten fehlten. Aus dieser Abgabe entstand in Frankreich die Akzise, die bey weiterer Ausbildung sich wieder in zwey Zweige theilte, in Handels-Akzise und Konsumtions-Akzise. Colbert hatte sie vornämlich in ihrer ersten Beschaffenheit vorzugsweise benutzt, damit aber zugleich das System der Kolonisation in fremden Welttheilen, der Schiffahrt und des Handels in Verbindung gesetzt, daher denn auch er als Annehmer und Bildner des Handelssystems obenan stehet.

Gegen dieses System entstand eine Wirksamkeit von einer ganz andern Seite her, als von der finanziellen. Man möchte sagen, das Princip des Feudalismus habe in neuer Gestalt wieder erwachen, und den Handel, der es zuerst erschütterte, wieder bekämpfen wollen. Wer weiß nicht, wie wenig Montesquieu dem Handel geneigt war, indem er eigens davon geschrieben hat, wie der Handel den Völkern nachtheilig werde. Auch hatte die Anwendung des Handelssystems viel Schädliches, vielen Druck hervorgebracht, und eine neue Wendung mußten die Dinge erhalten. Da trug sich zu, was wir auch jetzt wieder erlebt haben, daß die Augen eines Arztes sich auf die Staatswirthschaft wendeten, und daß sie von der Betrachtung des Ackerbaues ausgingen. Auf Grund und Boden ist das ganze Princip des Feudalismus basirt. Seine Dauer und Sicherheit, seine Ergiebigkeit und Unwandelbarkeit will es dem ganzen Staatsgebäude gewähren, darum verwandelt es jede Kraft und Erscheinung in ein Analogon des Erdbodens fast mit ähnlicher Konsequenz, wie Adam Smith alles in Kraft oder Arbeit. Alle Bann- und Zwangsrechte, alle Naturalverpflichtungen, selbst die Vermählung des Doge mit dem Meer, offenbar eine Belehnung, deren Symbol im Ringe sogar wieder zu erkennen ist, lassen sich nur daraus verstehen. Eine dunkle Ahnung von der ergiebigen Kraft dieses Systems und von seiner großen Einfachheit wehte einzelne Geister an. Man wollte sie wieder gewinnen, aber dieß war in der

vorigen Weise nicht mehr möglich; Geld war ein zu allgemeines Surrogat der früheren Kräfte geworden, und man wollte nur dieß wieder an den Grund und Boden knüpfen. Der Leibarzt Quesnoy stiftete daher die bekannte Schule der Physiokraten, der Minister Turgot nahm ihre Lehre auf in die Staatsverwaltung, und Condillac entwickelte sie systematisch. Niemand wird verlangen, daß hier von der Sache selbst gesprochen, noch angegeben werde, weßhalb der Physiokratismus nicht gedeihen konnte. Genug, mit Erfolg war er nicht anzuwenden; indessen hatte er veranlaßt, daß Land und Verkehr nun einmal gegenüber gestellt worden, und Untersuchungen entstanden, die manche neue Seite und manche neue Wahrheit darboten, aber auch vieles in Verwirrung brachten. Hierzu fügte sich, daß in England die staatswirthschaftlichen Gegenstände durch Hume und Stewart doch auch schon anders betrachtet worden waren, und so bereitete sich das Bedürfniß vor, diesen ganzen Gegenstand kritisch und durchgreifend zu bearbeiten. Dieß ist dann mit seltener Virtuosität durch Adam Smith geschehen, der keineswegs mit Zurückdrängung des Grund und Bodens, noch des Handels, ein Drittes, die Arbeit, die Industrie zur hauptsächlichsten Quelle des Nationalreichthums gemacht, und sie erst gleichsam neu entdeckt, sondern nur versucht hat, in allen Quellen des Nationalwohlstandes, auch wenn sie verschiedener Natur sind, etwas Gemeinsames und Uebereinstimmendes zu entdecken, und sie sämmtlich auf dieses, als auf ihre gemeinschaftliche Einheit zurückzuführen. Er war kein Routinier, aber ein großer Empiriker, er zeigte uns immer ganz bestimmte wirkliche Erscheinungen, und darum war er innerlich und unbewußt so philosophisch. Aber weil er in dem lebendigen England keine Vorstellung von Theoretikern hatte, welche Einheit in der äußern Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu entdecken unfähig, sie nur in der Einförmigkeit antreffen, und darum diese suchen, so blieb er schuldig uns zu sagen, daß die Arbeit, die er überall antraf, und auf die er alles zurückführte in den Objekten, in denen sie wirkte, jedesmal wieder ein anderes objektives Wesen ward. Es kann auch seyn, daß ihm dieß in seiner letzten Klarheit nicht deutlich geworden. Kurz, weil dieses nicht zur Einsicht gekommen, hat man ihn theils falsch verstanden, theils geglaubt, ihn auf eine ungehörige Weise berichtigen zu müssen, und doch nicht umhin gekonnt, ihn stets als den Schöpfer der Staatswirthschaftslehre zu nennen, in der er auch seinen Platz und Rang nie verlieren kann. Soll er aber brauchbar, soll er selbst den Veränderungen förderlich werden, denen die Staatswirthschaftslehre entgegengehen will und muß, dann ist zuvor zweyerley nothwendig. Es muß erst gezeigt werden,

wie er allen wirksamen Kräften nicht nur, sondern auch Gegenständen eine gemeinsame Seite abgesehen hat, mittelst der er sie alle in Arbeit verwandelt, ohne darum ihr Bestehen in sich in einer andern Natur und Beschaffenheit weder zu vernichten noch unterzuordnen, etwa so als wenn nur, was uns als Arbeit erscheint, einen absoluten oder reellen Werth hätte, alles übrige dagegen dieser nur dienen, dieser gleichsam nur ein Material abgeben müsse. So ist es nicht, und daß dem so nicht sey, dieß muß erst gezeigt werden, d. h. alles muß erst in Kraft, und zwar in eine Kraft verwandelt werden. Nachdem dieses geschehen, steht uns bevor, zu finden und einzusehen, was denn alle Kraft sey, und woher denn alle Kraft komme.

Recensent glaubt ersteres vollkommen durchschaut, letzteres aber, was wir nicht so durchschauen können, weil es mit dem Unendlichen zusammenhängt, angeschaut und wahrgenommen zu haben. Doch es ist nicht möglich, dieses nothwendige Supplement aller Staatswirthschaftslehren, mit dessen Entbehrung die Prüfung nur darauf, in wie weit sie mit sich selbst zusammenhängen, sich in sich entsprechen, und ihr eignes Resultat nicht vernichten, gehen kann, die Untersuchung aber, wie sie sich zu dem außerhalb ihrer Gränze beginnenden Gebiet, zu den ewigen aus der höheren Natur des Menschen und der Dinge hervorgehenden Wahrheiten verhalten, ausgesetzt bleiben muß, in wenigen Blättern zu liefern und zugleich zu begründen. Selbst den Abriß, den Recensent nicht schuldig bleiben darf, so fern er dem Wichtigsten aus dem Buch auch nur von Zeit zu Zeit eine andere Ansicht gegenüberstellen will, und auf den er daher öfter wird zurückkommen müssen, vermag er hier nur sehr summarisch zu liefern.

Nach Smiths Auflösung aller Kräfte in Arbeit scheint nämlich auch das Kapital und das Geld — der Bequemlichkeit wegen, weil es hier auf die Unterscheidung nicht ankömmt, soll beydes Geld genannt werden — mitzuarbeiten, da doch in der Wirklichkeit auch nur das Wirkliche, die lebendige Natur in diesem Gelde, und ihm gegenüber arbeitet oder hervorbringt. So ist es auch nur, und so soll es auch nur seyn bey richtigen und wahren Verhältnissen. Aber diese findet der Staatswirth nicht mehr vor, und er muß den Körper im abnormen Zustande nach diesem, nicht nach dem normalen behandeln. Ist in ihm ein neuer Bestandtheil entstanden, so darf er diesen nicht übersehen, so lange er darin vorhanden ist; und mit dem Gelde ist dieses der Fall, es lebt mit im Staatskörper, aber wie thut es dieß, indem es sich der schaffenden Arbeit der Natur und der menschlichen Kräfte anschließt?

Wer — wenn mit Wegstellung aller übrigen Eigenthümlich-

keiten und des leicht verwirrenden, und darum nicht zu früh anzuwendenden Begriffs von Tausch, wo alle Gegenstände nur als Erwerbsmittel betrachtet werden — nichts hat als seine Fähigkeiten, der erarbeitet selbst und allein alles was er bedarf. Wer Grund und Boden oder Aehnliches besitzt, für den arbeitet die Natur. Wer Kapital besitzt, für den arbeitet ein Mittel, Andere zur Arbeit oder zur Abtretung des Naturgewinns zu zwingen. Entsteht hiernach die Arbeit des Geldes erst als eine mittelbare, so tritt sie doch wirklich ein in die Reihe der arbeitenden Kräfte, eben so gut wie die Arbeit der Natur; das aber, was in Smiths Theorie Arbeit heißt, ist nicht mehr ein Prinzipale, dem Natur und Geld wie ein durch die Absolutheit seiner Qualität Verschiedenes gegenüber oder untergeordnet hingestellt sind, sondern alle drey haben zugleich mit der verschiedenen Qualität auch wieder gleiche Qualität. Sie sind ein und dasselbe Wesen, und doch auch nicht ein und dasselbe Wesen. Sie sind in einem Verhältniß. Nur Dinge, die in einem Verhältniß stehen, durch welches sie alle selbst Einheit sind, können auch in der Betrachtung Einheit annehmen, d. h. Gegenstand einer gemeinschaftlichen oder für alle wahren Betrachtung werden, oder überhaupt die Betrachtung zulassen. Letztere könnte überhaupt nicht Statt finden, wenn nicht ein Verhältniß der Verschiedenheit da wäre. Sollten daher Betrachtungen über staatswirthschaftliche Gegenstände überhaupt wissenschaftlich wahr und fruchtbar, sollten sie, wenn sie die empirische Natur einmal verschmähten, mehr werden als bedingte Ansichten, die einzeln wahr, in der Zusammenstellung aber, und durch das Subsumiren der einen unter die heterogenere Natur der andern, als eines auch ihr gebührenden Princips, Irrthümer und Widersprüche würden; so war nöthig, jenes Verhältniß der Einheit und Verschiedenheit erst aufzufassen, auszubilden, um zeigen zu können, wie es bey jeder Erscheinung wieder eintritt, aber auch bey jeder sich wieder zusammengesetzt und gestaltet, endlich wie dieses Produkt der Zusammensetzung und Gestaltung sich zu andern Dingen, namentlich den höchsten verhält. Denn es kömmt allemal darauf an, in wie fern die Resultate der Staatswirthschaftstheorien an sich selbst zu Grunde gehen, und in wie fern sie an Anderes zu Grunde gehen. In keine dieser Gefahren konnte Smith gerathen. Nie trachteten seine Belehrungen nach wissenschaftlich dogmatischer Eigenschaft. Nie gerieth er darauf, daß, weil er in mehreren ganz bedingten Erscheinungen Gleiches und Uebereinstimmendes entdeckte, er diese Erscheinungen ihren Bedingungen und ihrem bedingenden Zusammenhang entriß, um sie zu einem Kollektivwesen zu vereinigen, welches er einem Princip oder Gesetz subsumirte, das die Kraft der wis-

senschaftlichen Nothwendigkeit ausübte, und sich zum Systeme bildete. Stets nur zeigte er bey einzelnen Erscheinungen, welche Uebereinstimmung und Verschiedenheiten sie darboten, um die Wirkungen der beym Staatshaushalt in Betracht kommenden Kräfte anzugeben.

Dieß führt zur zweyten Aufgabe, der Entwicklung, wie das Verwandeln der Empirie Smiths in Dogma und formale Wissenschaftlichkeit Nachtheil brachte, der um so größer werden mußte, je mehr das nun unvermeidliche Streben wuchs, diese neue Doktrin und ihre Wahrheiten auch mit andern in Verhältniß, demnächst aber in Uebereinstimmung zu setzen, welche sich gleichzeitig auf das Wohl und die Beschaffenheit der menschlichen Anlagen bezogen. Denn nicht nur rein ökonomische Elemente verschiedener, nur in einer Beziehung gleicher Art wurden colligirt, und unter ein nur die Beschaffenheit wissenschaftlicher Wahrheit behauptendes Princip oder Gesetz colligirt; es geschah Aehnliches auch mit Elementen höherer Natur, die der πολιτεια gleichfalls angehörten, auch diese wurden mit jenen in jene Art der Relation gebracht. Geschieht dieß, werden Begriffe und Forderungen, die aus dem ökonomischen, mit solchen, die aus dem moralischen Bedürfniß der Menschen folgen, colligirt und subsumirt, so muß, weil die neuere Wissenschaft nicht aus der höheren abgeleitet und entsprungen, sondern auf einem fremden Gebiete ganz anderer Beschaffenheit entstanden war, und sie nachträgliche Vereinigung mit den übrigen suchte, etwa wie die Nachkommen von Kolonisten mit dem Urstamme eines Volks, überall und unwillkürlich entweder Oekonomisches über das Moralische gestellt, und letzteres stillschweigend unter jenes subsumirt worden, oder auch das Gegentheil geschehen, wofern nicht etwa auch wechselnd an dem einen Punkt diese, an dem andern Punkt jene Anordnung angetroffen wird. Wie das letztere verwirren muß, ist an sich klar, und daß, wird Moralisches unter Oekonomisches subsumirt, dieß nicht fördere, kaum wohl minder. Nur wenn Moralisches die unterordnende Kraft ausübt, scheint die Gefahr geringer. Allein nirgend möchte es wichtiger und nöthiger seyn, richtig zu verfahren wie hier, weil bey den Bestrebungen dieser Art sich das Uebel am tiefsten verbergen, ja was noch mehr ist, es sich in ein täuschendes Gewand hüllen kann. Denn wie viel des Moralischen ist nicht, worüber die größte Unklarheit herrscht, und es ist wohl möglich, daß sich auch diese Unklarheit zu der im Gebiet des Oekonomischen nach obiger Auseinandersetzung schon eingerissenen noch geselle. Es gibt staatswirthschaftliche Lehrbücher, deren Verfasser sich für strenge Anhänger von Fichtes reinem Idealismus halten, und die kameralistische Systeme geschrieben haben, vielleicht darnach

lehren, in denen nicht blos der entschiedenste Materialismus, sondern sogar der crasseste Mechanismus vorgetragen wird, in dem Wahn, es werde dadurch die dem höchsten Ideal entsprechende Menschenbildung befördert. Was ist merkwürdiger, wie Meßmers Ansicht vom Staat! Meßmer glaubte das Geistigste in der menschlichen Natur entdeckt zu haben, und behauptete, daß nun auch ihr gesellschaftlicher Organismus eine entsprechende geistigere Beschaffenheit annehmen müsse. Darum schrieb er Grundzüge für die Staatsverwaltung auf, in der festen Meinung, nach und durch deren Anwendung erst könne der Staat sich zum Organismus erheben. Aber kaum eine Revolution hat so mechanische und tyrannische Ansichten entwickelt oder Formen ersonnen, wie es hier von Meßmer geschehen ist. Kann folglich der Eintritt des Moralischen in die Staatswirthschaftslehre die Verwirrung häufen, so vermag sie vielleicht noch verderblicher auch zugleich zu verblenden. Entweder zieht sie dem, was ganz materiell ist, nur das Kleid des Moralischen an, zufrieden wenn sie in dieser Vermummung dem Verderblichen Eingang verschafft hat. Oder sie hüllt dasselbe nicht einmal in das Gewand des wahrhaft Moralischen, sondern nur dessen was sie so nennt, und vollbringt dadurch auf doppelte Weise etwas, das posiche bleibt.

Nichts von diesem allen darf geschehen. Keine Vermischung oder Beyordnung des blos Gewinn bringenden Nützlichen mit dem Moralischen, keine Verhüllung desselben mit dem letztern, selbst keine Unterordnung jenes unter dieses ist zuläßig. Es kömmt auf die völlige Auflösung des erstern in das letztere an, wie im Wesen, so auch in der wissenschaftlichen Behandlung, sobald die letztere sich in der Zeit hervorthun will. Der Beweis, wie die Gründe hierzu in der Sache selbst im Stoffe liegen, ist hier minder an seinem Platz wie der, daß es aus dem Begriff der Wissenschaft folgt. War doch gezeigt worden, am Wesen der Arbeit in der Natur, im Menschen und im Kapital, wie eine Wahrheit und Klarheit hervorbringende wissenschaftliche Behandlung erst möglich wird, wenn die Gegenstände der Wissenschaft zuvor in einer wirklichen Einheit erblickt worden, welche neben derselben jenen auch noch etwas Abweichendes läßt, wodurch Verhältnisse in ihnen entstehen, deren Betrachtung und Darstellung den Inhalt der Wissenschaft ausmacht. Darum, wenn wissenschaftliche Behandlung die ökonomischen Gegenstände ergreifen will, müssen diese erst ihr in jener Einheit, die Abweichung übrig läßt, und das Entstehen gegenseitiger Verhältnisse veranlaßt, erscheinen. Will sie mit ihnen aber zugleich die moralischen erfassen, so ist unerläßlich, daß auch deren Einheit mit jenen, so wie die Abweichung und das daraus entspringende Verhältniß ihr klar sey.

Diese Seite zu betrachten ist, so bald ein blos politisches Werk sich auf Zergliederung des Stoffes beschränken dürfte, eine literarische Anstalt, in deren Bereich auch wissenschaftliche Kritik liegt, an sich verpflichtet, und, früherer Erwähnungen gemäß, um so mehr, als auch die wissenschaftlichen Behandlungen jetzt Moral und Religion — Recensent erinnert unter den Deutschen nur an Franz Baader und an Adam Müller — wieder mit den politischen Wissenschaften in Verbrüderung stellen wollen, als neben den Bestrebungen genannter Männer sich viele unechte hervor thun, und als der Verfasser des vorliegenden Werks selbst ein Ziel ähnlicher Art vor Augen hat. Gibt nun sein Buch, der Vollständigkeit und Anordnung wegen, einen trefflichen Leitfaden ab, diese Aufgabe in der Art zu vollbringen, daß dessen Inhalt als der Text betrachtet wird, dem ein kritischer Kommentar von Schritt zu Schritt begleitend folgt, so muß Recensent doch sich solches Geschäft als vielleicht einst zu liefernde Arbeit vorbehalten. Denn der Materialien zu den reichhaltigsten Untersuchungen sind in dem Werke des Herrn Storch so viel anzutreffen, daß auch nur einigermaßen an Vollständigkeit und Erschöpfung zu denken ganz unmöglich ist. Darum muß die Prüfung des Materiellen der einzelnen Ansichten, und der bey einem staatswirthschaftlichen Buche gewiß sehr wichtigen praktischen Seite, nämlich die ihrer möglichen Wirkungen in der Anwendung, ganz ausgeschlossen, und selbst die Prüfung, wie die einzelnen Lehren und Behauptungen mit sich selbst, so wie mit dem, was außerhalb ihrem Gebiete liegt, in Uebereinstimmung sind, oder nicht, d. h. in wie fern sie an sich selbst, oder an Etwas außer ihnen zu Grunde gehen oder nicht, nur summarisch und an einigen Artikeln versucht werden.

In dem 9. Abschnitt, von den Theilen der Staatswissenschaft, S. 4 und 5, spricht der Verfasser von der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Polizey, als Verrichtungen der Regierung. Er stellt jene als die zur Sicherung der Rechte nöthige Festsetzung voran, und läßt dann die Verwaltung als die Aufrechthaltung jener Festsetzung folgen. Dieß führt ihn auf die Mittel dazu, also die Rechtsbehörden, welchen Schlichtung der Rechtshändel und Bestrafung der Rechtsverletzungen obliegt, wenn die Verhütung der Verbrechen und der Naturübel, die Milderung ihrer Folgen, und die Erhaltung der Ordnung durch die Polizey geschieht. Diese, zwar auch blos auf Sicherheit gerichtet, sagt der Verfasser, hat mannigfaltigere Mittel als die Rechtspflege, muß dieser vorangehen und sie ergänzen.

Sind hier nicht Gesetzgebung, Rechtsprechung, Rechts-Exekution, Kriminal-Recht, Civil-Recht, polizeyliche Gesetzgebung,

Polizeyexekution und allgemeine Staatsadministration so wenig gesondert, und ihrem Wesen nach so wenig bestimmt, daß sie selbst dem Verfasser völlig zusammenlaufen, und er am Ende die Polizey gewissermaßen über alle, auch die Gesetzgebung stellen muß. Dieß entsteht nun daher, weil alle diese Dinge zuvörderst als Einheit, die Abweichung unter ihnen übrig läßt, wodurch sie in ein Verhältniß treten, aufgefaßt werden müßten; denn dann erst könnte sich ihr Verhältniß als wahrhaftes und richtiges angeben. Daß der Verfasser es nicht darstellt, darüber ist ihm kein Vorwurf zu machen, denn er liefert nur ein Handbuch, welches in's Klare gestellte Resultate eigentlich vorfinden will. Aber der Gegenstand ist noch nicht im Klaren. Weder in den Lehrbüchern ist die Aufgabe gelöset, noch im Leben selbst; gerade in diesem wird darüber gestritten. Auf den Universitäten hört man den Gegenstand in den verschiedenen Vorträgen nach den verschiedenen Theorien sehr verschiedenartig vorgetragen, und jeder Vortrag gibt sich für einen absoluten. Welche Verwirrung muß entstehen, wenn in den Banden dieses Wesens befangene Lehrlinge einst wirklich in das Leben treten! wie mißlich sind folglich die meisten staatswissenschaftlichen Lehrgebäude und Lehrvorträge! Denn offenbar ist die Sache selbst noch ganz unentwickelt, und die Handbücher, wenn sie ihren Zweck erfüllen wollten, müßten ihrer als einer noch unentwickelten Materie Erwähnung thun, die erst, entweder ein der Aufgabe gewachsener Geist, oder die Form des politischen Daseyns selbst ins Reine zu bringen hätte. Jener kann nur in dem angegebenen Wege zu seinem Ziele gelangen. Es müßten nämlich zuvörderst die erwähnten Begriffe unter sich in die mehr gedachte Einheit und Verschiedenheit aufgelöset werden, demnächst aber wäre zu fragen, ob sie nicht, wenn noch eine höhere Natur der Dinge, wie die ihnen entsprechende anzuerkennen wäre, auch zu dieser in Verhältniß stehen, und ob nicht dieß gleichfalls das einer Einheit des Wesens, wenn auch nur einer Beziehung nach, werden könnte. — So wäre z. B. dieser sehr wichtige, und im ganzen civilisirten Europa viele Geister beschäftigende Gegenstand zu untersuchen und zu behandeln.

In eine ähnliche Unbestimmtheit oder vielmehr Halbwahrheit geräth der Verfasser gleich darauf, wenn er von einer Regierungskunst spricht, die wie jede andere Kunst ihre Grundsätze hat, welche sich durch Hinaussteigen zu höheren Wahrheiten finden, nämlich zu den Naturgesetzen der menschlichen Entwicklung, und den Vernunftgesetzen seiner Rechte und Verbindlichkeiten.

Wie viel wäre nöthig, um diese Angaben auf klare, wirkliche und bleibende Begriffe zurückzuführen, noch mehr aber, um das

zu erschöpfen, was die, S. 6, daraus gefolgerte Behauptung enthält, mit der die Politik bezeichnet wird, daß sie zeige, nicht blos was gerecht, sondern auch was unter verschiedenen vorkommenden Umständen nützlich und zweckmäßig ist. Alles übrige bey Seite gesetzt, ist es schon unmöglich, daß etwas scientifisch sey, das zeigt, was unter vorkommenden Umständen nützlich oder zweckmäßig werde.

Kaum zu sagen ist, wie viel die geselligen Verhältnisse nicht nur gelitten, sondern auch an Haltung und Festigkeit verloren haben, weil man ihnen ihre wesentlichen und festen Grundpfeiler nahm, um etwas unterzuschieben, was in sich selbst sich aufhob, und darum das untergrub, womit es in Berührung trat. Ein Beyspiel hievon gibt der Verfasser p. 10 des ersten Theils, wo er die an sich klare und richtige Behauptung anschaulich machen will, daß alles, was auf eine Einheit zurückgeführt werden kann, auch eine Abweichung von dieser gestatte; das Beyspiel, dessen er sich bedient, besteht darin, daß die Schwerkraft nach dem Mittelpunkt der Erde eine der durchgreifendsten Kräfte in der Natur sey, und selbst diese eine Ausnahme erleide in der Erscheinung oder Hervorbringung des Springbrunnens. Aber nichts weniger wie eine Ausnahme vom Gesetz der Schwerkraft, vielmehr eine Bestätigung desselben ist die Erscheinung des Springbrunnens. Denn dieß Gesetz nöthigt ja, wenn wir Wasser zu einer Höhe hinauffördern wollen, es mit menschlicher Kraft hinaufzutragen oder hinauf zu pumpen. Ein Ersatz dieser Verrichtung ist die Anwendung des Hebels, dessen selbst die Natur bedarf, wenn sie ein von den Erscheinungen der Schwerkraft abweichendes Phänomen hervorbringen will. So ist die Erscheinung des Springbrunnens keine Ausnahme vom Gesetz der Schwerkraft, sondern die Erscheinung einer neuen Kraft, welche jene nicht einmal aufhebt, sondern ihr auf kurze Zeit und mit beschränktem Erfolg entgegenwirkt. Wenden wir dieß auf das Recht und die Gesetze an, um den Begriff der Ausnahmen, der bey ihnen so wesentlich ist, klar zu machen. Wenn ein Tyrann einem Gesetz aus einem andern Princip, als dem, woraus es entstanden, entgegenwirkt, so wäre es der höchste Irrthum, dieß eine Ausnahme vom Gesetz zu nennen; es ist eine Verletzung desselben, die in eine Vernichtung des Rechts überhaupt ausarten kann. Nur richtige Einsicht von dem, was Ausnahme ist und möglich macht, stellt dieß dar. Nicht immer dringt das innere Wesen der Dinge, ihre wahrhafte Grundlage, bis in das Aeußerlichste aller Erscheinungen hinein, die sich mit ihm verkettet darstellen, und die Lücke wird nicht von einer untergeordneten, sondern von einer allgemeineren und gültigeren Kraft ausgefüllt, so daß oft ihr Hervortritt allein nur noch fähig

ist, das Wesen vom Untergang zu retten, und den Eintritt der besondern Kraft in die Lücken, oder deren Erhaltung in dem ganzen Kreise der Erscheinungen möglich zu machen. Man wende dieß auf die Folgen des Eigenthums und der Rechte desselben an. Ausnahme davon kann nur seyn, was noch dessen Schein behauptet, ohne virtuell noch dessen Wesen zu besitzen. Wir hören aber auch oft, daß das Eigenthum allgemeiner Wohlfahrt weichen müsse. Woher rührt dieß? — Weil individuelles Eigenthum eigentlich nie absolut existirt, sondern alles individuelle Eigenthum durch irgend etwas die Qualität als allgemeines beybehält, und Zufälle eintreten können, die seine Qualität als allgemeines wieder erwecken und in Anspruch nehmen. Dieß Gültigwerden der allgemeinen Qualität darf aber die besondere nicht nach Willkür und über die Gebühr hinaus vernichten. Daher entspringt ein neues Verhältniß der Verpflichtung. Die besondere Qualität muß weichen, die allgemeine aber jene nach Möglichkeit entschädigen, darum der Begriff der Entschädigung. Der einfache gesunde Verstand handelt unbewußt, und ohne die Gründe einzusehen, allemal dem obigen Verhältniß entsprechend, wahr und richtig. Diese Betrachtung aber gestattet einen Blick auf das, was Aufklärung genannt wird, und was die staatswissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Lehren befördern zu müssen sich nicht selten rühmen. Aber zu oft ist dieß nur eine Erweiterung des Kreises der Irrthümer. Nichts sichert mehr gegen diese, als wenn die ursprüngliche Kraft dem Sinne in seinem wesentlichsten Verhältniß so gegenwärtig bleibt, daß sie ihn bewahrt dafür, nichts Ungehöriges, nichts sich Widersprechendes oder Aufhebendes zu vollbringen. Gelingt ihr dieß, so kann sie mit gutem Gewissen dem Menschen die Augen schließen für alles das, was dergleichen Widersprechendes entweder schon enthält, oder durch Halbheit der Einsicht ihn verleiten kann, Halbes und Unvollkommenes zu vollbringen, um so mehr, als er der besondern Anleitung zum Handeln nicht bedarf. Denn das, was ihn bey vorkommenden Fällen zum rechten Verfahren bestimmt, ist mittelst jener Befolgung des Rechten in seinem Urverhältniß ihm durch das ganze Wesen ergossen. Weil es ihm durch das ganze Wesen ergossen ist, weil es sich nicht irgend in einen Winkel als Regel zurückgezogen hat, aus dem es als solche mit Bewußtseyn hervorgeholt und befragt werden muß, so verliert es die Eigenschaften der Erscheinungen des Bewußtseyns, und bleibt was es seyn sollte, unbewußte Tugend, unbewußter Sinn für das Wahre und Rechte. Unter den mancherley Wegen, die eingeschlagen werden, nicht nur das Wohl, sondern auch das Heil der Menschen zu befördern, und die man erst erkennen sollte, bevor man sie verfolgt, gibt es

auch einen, der in den zuletzt angeführten Zügen charakterisirt worden, und den man, wenn Obscurantismus ein Vergehen ganz anderer Art ausdrückt, doch auch mit dieser Bezeichnung eines Vorwurfs belegt.

Auch der Verfasser ist nicht ganz frey von der Neigung, den Weg zu einer Aufklärung zu bahnen, die nur mit der Vermummung der finstersten Verworrenheit in lichte Kleider zu vergleichen ist, wenn alles, was er p. 13 des ersten Theils sagt, betrachtet wird. Denn hier spricht er von der Verpflichtung, die Einzelnen zu belehren, wie sie ihr Vermögen zu vermehren hätten. Er sagt, wer dieß für entbehrlich halte, gleiche denen, welche Anatomie und Heilkunde für entbehrlich erklären, weil man ohne sie gut leben und athmen könne; als wenn nicht mit dem Grade der Unentbehrlichkeit jener medizinischen Hülfsmittel der Grad und die Allgemeinheit des Krankheitszustandes im Verhältniß stände, und als ob nicht ein Bestreben denkbar sey, das jene Hülfsen entbehrlich machen will, nicht um die Krankheit uneingehalten fortwüthen zu lassen, sondern um die Heilung durch etwas zu beginnen, was das Uebel in seinem Ursprunge, und den vom Uebel ergriffenen auch in seinem Ursprunge ergreift. Geht doch der Verfasser so weit, daß er eben daselbst von einem alten Schlendrian und alten Irrthümern spricht, denen so allgemein und seit so langen Zeiten gehuldigt worden, wie z. B. der alten Lehre von den vier Elementen, gleich als wenn das Kriterium der Wahrheit im Neuen läge, und es nicht, wenn alte Irrthümer angenommen werden, auch neue Irrthümer geben könnte. Und derselbe Verfasser ist S. 17 wieder so im Rechten, daß er einen wahren Sonnenblick in die Irrnisse der Zeit wirft, indem er, seiner vorigen Behauptung ganz widersprechend, behauptet, daß, wie die Menschen gesund gewesen wären, ohne den Körper zu kennen, so Staaten sich der Gesundheit erfreut hätten, ohne den Haushalt zu kennen. Selbst zu einem gehäßigen Blick auf das Administriren und die ämtlichen Tabellen wird er hingerissen. Möchte doch jene Ansicht ganz durchdrungen, aber auch das letztere richtig durchschaut werden. Denn wie sehr Referent jenen ämtlichen Tabellen abgeneigt ist, so sind sie doch gerade bey einer Behandlung der innern Staatsangelegenheiten wie die, zu welcher der Verfasser sich hinneigt, keinesweges zu entrathen, und es möchte sehr gefährlich werden, früher, als diejenige Kraft lebendig und wirksam geworden, welche an die Stelle der jetzigen Staatsverwaltung die geselligen Verhältnisse tragen und lenken soll, die Mittel erschlaffen zu lassen, durch welche jene dermalen ihre Zwecke erreicht und ihre Aufgabe erfüllt.

So viel von dem Allgemeinen des Werks genüge, das Bedürf-

niß sichtbar zu machen, welches, wenn einmal durchgreifende staatswissenschaftliche Lehrbücher bestehen sollen, nöthigt, mit Ernst die allgemeinen politischen Ideen, auf denen sie beruhen, zu betrachten und zu prüfen, um sie von den tiefliegenden Verwirrungen zu reinigen, die damit verwebt sind. Letztere lasten keinesweges nur auf dem Verfasser, sondern sind ein Eigenthum der Zeit, um welches letztere sich preiset und nicht selten Besseres verschwendet. Die meisten Lehrbücher hegen diese Irrthümer, das aber, was sich auf das ausschließlich Oekonomische, auf den Reichthum und das Vermögen der Staaten und der Völker beziehet, wenn es auch wohl oft Berichtigung bedarf, hängt doch nicht mit Irrthümern zusammen, die so tief bis in das Innerste der Begriffe gehen, die dem Menschen und der Gesellschaft fast auf jedem Tritte des Lebens begegnen. Die Sicherheit der Anleitungen, welche Smith gegeben hat, trägt auch hierzu viel bey, und Halbwahrheiten kommen nur dann zu Tage, wenn das Empirische einen wissenschaftlichen Aufschwung nehmen will, wie z. B. S. 25, wo es heißt: daß das Urtheil des Verstandes über den Werth der Dinge ihre Nützlichkeit bestimmt. — Geld hat zuweilen einen höheren, zuweilen einen geringern Werth, und vermag darnach bald mehr, bald weniger zu wirken. Es hat also darnach mehrere oder mindere Nützlichkeit. Ist es nun wohl der Verstand, der diese bestimmt, und ist es wohl die Art seiner Bestimmungen, daß sie schwankend sind, daß sie von Zufälligem abhängen? Der Verfasser sieht dieß auch sehr wohl, denn er entwickelt die Lehre vom Werth und Nutzen an andern Stellen auf weit entsprechendere Weise. Die Anführung geschah auch nur, zu zeigen, wie weit wir in dem Hang gehen, das Positive für nichtig zu halten, daß wir selbst, wenn es in den festesten Erfahrungen aus der Wirklichkeit zu Tage tritt, ihm noch die Stützen einer allgemeinen Rationalität glauben leihen zu müssen, die es gerade vernichten.

Wichtiger sind die mitgetheilten Ansichten vom Tausch, denn sie geben Anlaß, nicht nur den Verfasser, sondern Adam Smith selbst zu beleuchten. Nach p. 32 des ersten Theils entsteht der Tausch, sobald Menschen zusammenwohnen, und eine Mannigfaltigkeit von tauschbaren Dingen besitzen. So definirt ihn der Verfasser, und leitet nun aus der Definition doktrinell alle seine Erfordernisse und Eigenschaften ab, zuerst die, daß er Eigenthum voraussetzt. Aber zerfällt nicht hiermit allein schon die ganze Ansicht? — Denn alle, welche den Tausch als beachtungswerthe Erscheinung in die Nationalwirthschaftslehre mit aufnehmen, stellen ihn dar als Produkt eines Zustandes von noch rohem Zusammenleben, und doch soll er Eigenthum, Mannigfaltigkeit der Besitzgegenstände u. s. w. voraussetzen. Namentlich aber ist das Eigen-

thum Zeugniß und Erzeugniß eines sehr ausgebildeten gesellschaftlichen Zustandes. Dieß führt darauf, eine Fiktion und eine Verwechslung zu betrachten, die unglaubliche Mißverständnisse in die Lehre von der Nationalökonomie gebracht, indem sie selbst Smith gehindert hat, das wahre Verhältniß so rein und richtig zu entdecken, wie es seinem Geiste möglich gewesen seyn würde. Wenn sie der Anfangspunkt dessen ist, was sich in seiner Lehre Irriges antreffen läßt, so ist sie dieses noch schlimmer bey seinen Nachfolgern geworden.

Seit Smith nämlich gewann die Annahme größere Allgemeinheit, daß die Anwendung des Geldes eine Verfeinerung des Tauschverhältnisses sey, und damit verflocht sich die, daß Völkern, die sich des Geldes bedienen, mithin auch uns Europäern, ein Zustand vorausgegangen sey, in dem wir nach dem Beyspiele der Wilden nur getauscht hätten. Es kann nicht anders seyn, denn wenn mit einer kanonischen Bestimmtheit, an die wir glauben sollen, wie an die Geschichte unserer Vorzeit, ja der menschlichen Entstehung überhaupt, gelehrt wird: erst, sobald die Menschen zusammenleben, tauschen sie nur, dann suchen sie ein allgemeines Tauschmittel, und kommen bald auf Metalle, zuletzt auf ausgeprägtes Geld — eine Deduktion, welcher besonders Kraus in seiner Staatswirthschaftslehre vielen Platz einräumt — so muß auch dieß oder etwas anderes die Geschichte der Entstehung unserer Geldverhältnisse seyn, und das eine oder das andere sich nachweisen lassen. Denn ließe sich die Entstehung nicht nachweisen, oder wäre sie eine andere gewesen, dann hätten wir entweder eine unbegründete Hypothese über etwas erhoben, wovon wir positive Kenntniß besaßen, oder hätten absichtlich durch Verwechslung das Verhältniß entstellt. Geschichtliche Forschungen von Umfang dürften nöthig seyn, die Wahrheit zu ergründen und unumstößlich zu beweisen. Bey deren Mangel und der Unzulässigkeit, sie hier zu versuchen, wünscht Recensent, daß das Folgende nur für Konjektur genommen werde, möchte es gleich mehr seyn wie diese. Tausch in der Gestalt, wie ihn die Lehrer der Staatswirthschaft in ihre Betrachtungen hineinziehen, ist nur und kann nur seyn ein Gebrauch- und Hülfsmittel bey Völkern nicht in ihrem ursprünglichen Zustand, sondern in dem einer Rohheit, zu der sie wieder verfallen und hinabgesunken sind. Er führt auch aus sich selbst und durch sich selbst ohne Dazwischenkunft von etwas Fremden nie wieder zum Geldverhältniß. Letzteres haben den Völkern, die durch Tausch lebten, erst fremde Völker oder Ereignisse zugeführt Die Tauschenden nahmen es als etwas neben ihnen Entstandenes, mit ihnen in Berührung gekommenes auf, entwickelten es aber nicht aus sich und der Vertauschung.

Wo dieß nicht das Entstehen der Gültigkeit geprägten Metalls gewesen, da sind ihm andere Verhältnisse vorausgegangen, die mannigfaltiger Art gewesen seyn können, aber nie die des Tausches waren. Um das wahre Wesen des Geldes richtig zu betrachten, muß man diese freylich ergründet haben, und nachzuweisen vermögen. Wo dieß aber noch nicht geschehen ist, oder geschehen kann, da müssen Kombinationen, Folgerungen und Schlüsse an ihre Stelle treten, die auch genügen, wenn mehr das Widersprechende in einer Sache gezeigt, wie das Wahre ergänzt werden soll. Vielleicht ist bey jedem Volk die Geschichte der Geldentstehung eine andere; wird aber, wenn von den europäischen Staaten die Rede ist, der geschichtliche Faden verfolgt, so geht dem Entstehen des Geldverhältnisses noch immer erst ein anderer Zustand voraus, als der des Tausches, und geschichtlich kommen wir nie auf seine Erscheinung in der Gestalt, welche er bey den neuen Weltentdeckungen gezeigt. Daher ist alles, was in die Entwicklungen des Wesens cursirender Geldmünzen aus jener Ansicht eingeflossen, unrichtig, und hat den Gegenstand verdunkelt, die Lehre unrein gemacht. Mehrentheils jedoch ist auch dieß wieder weniger durch Adam Smith, wie dadurch entstanden, daß späterhin von ihm beyspielsweise gebrauchte Erscheinungen, die auch ihm nur dienen sollen, zu zeigen, wie das Geld ebenfalls an sich nichts sey, sondern nur so fern es Einfluß auf Arbeit ausübe, Betrachtung verdiene, auf andere Weise benutzt sind, nämlich die Meinung einzuschwärzen, daß gesellschaftliche Verhältnisse und Gesetze — von denen Plato fragt, ob sie wohl Menschen gemacht haben könnten, ob sie nicht von den Göttern kommen müßten? — freye Heraufbildungen aus einem frühern rohen Naturstande wären.

So macht die Ansicht von rohem Produkten- oder Waaren-Tausch — als welchen sehr viele auch die Feudalverpflichtungen nur betrachten wollen — in Bezug auf Smith eigentlich ein doppeltes Geschäft der Sichtung erforderlich, nämlich in wie fern er selbst durch Uebernahme einer unrichtigen Vorstellung irre geleitet worden, und in wie weit spätere Mißanwendungen noch schlimmerer Art zu noch größerer Verrückung der Vorstellungsart beygetragen haben. Nur in so fern der Verfasser selbst hierzu einen Anlaß und ein Kontingent gewährt, soll hier etwas darüber gesagt werden. Indem er nämlich die Ansichten vom Tausch verfolgt, und im achten Hauptstück der Vorbegriffe, allgemeines Maß der Tauschwerthe, S. 75, auf ein früheres Beyspiel von der Art, wie in Kiachta Tücher gegen Thee ausgetauscht werden, zurückkömmt, zeigt er, wie ein Preis nicht entstehen könnte, wenn das Verhältniß des Werthes von Tuch zu dem von Thee beständig

dasselbe bliebe, und nie änderte, denn nur weil dieß nicht ist, entsteht zuerst der Begriff von Werth, dann der von Preis. Er bewundert an einer andern Stelle, S. 207 208, wie dieß Gleichbleiben der Werthe und der gegenseitigen Arbeitsverhältnisse, das eigentlich die Industrie lähme, auf eine fast unerklärliche Weise in China, wo es in so hohem Grade angetroffen werde, ganz Entgegengesetztes hervorbringe. Erscheint aber nicht hierdurch mit einem Male das Geld, statt Ersatz des Tausches, als Ersatz eines ganz andern Verhältnisses, nämlich einer gewissen Stabilität der Werthe, worin auch große Kraft liegt, die nur entstehen kann, wenn andere Gesetzlichkeiten als die, welche der Oekonomist betrachtet, so prävaliren, daß letztere sich entweder gar nicht melden, oder doch sogleich unterordnen, und ihren Einfluß zurücknehmen. Schon lediglich ökonomischen Vortheil kann es gewähren, wenn manche Dinge und Leistungen, die dazu geschickter sind wie andere, nach Möglichkeit eine gewisse Gleichmäßigkeit des Werths behaupten, wodurch sie in ein gegenseitiges Verhältniß größerer Stabilität treten. Denn Unbeweglichkeit ist eben so wohl eine Kraft, selbst finanzielle Kraft, wie Beweglichkeit. Darum ist schon des Nutzens und Vortheils willen ein Verhältniß denkbar, das beyde Kräfte in sich aufnimmt. Aber auch aus absichtlichem Streben nach Vollständigkeit des Organismus, oder aus Fülle der geistigen Kraft, können die Dinge von einer Natur erfüllt werden, mittelst der jedes besteht und wirkt, ohne ein willkürliches Verhältniß zu dem andern anzunehmen, was mit Freyheit und Absicht sich zu jeder Zeit erst umzubilden und wieder aufzuheben bedarf. Vermöge einer geistigen Kraft, welche durch das Ganze ergossen ist, wird jeder Einzelne mit den Objekten in ein Verhältniß gestellt, die seinem Wirken eine in sich beständig gleich bleibende, und nur auf sich bezogene Richtung dergestalt ertheilen, daß jeder nur um sein Selbstwillen, aber in festen Grenzen, sich zu regen, und dem Wesen nach Eins und Dasselbe zu vollbringen da ist, wodurch das Gegenseitige aus sich selbst zu Stande kommt, ohne daß das Einzelne sich in der Abhängigkeit von diesem Gegenseitigen, oder einer Verpflichtung an dasselbe gestellt sieht. Alle Abhängigkeiten, alle Verpflichtungen, alle Unterordnungen, die aus einer mannigfach oft willkürlich bewegten Vielheit hervorgehen, verschwinden, und nur eine behauptet Gültigkeit, die Folge desjenigen Gesetzes ist, innerhalb dessen bestimmender Kraft jeder Einzelne den ihm bestimmten Erdkreis des politischen Lebens betritt, dessen ursprünglichen Geist er nie verlassen, dem gemäß aber er sich unendlich ausbilden kann. Es ist sogar möglich, dieses Gesetz dergestalt in Geist zu verwandeln, daß wir von ihm alle persönlichen und ding-

lichen Verhältnisse in einer Vollkommenheit durchdrungen sehen, deren Daseyn den Begriff des Gesetzes ganz aufhebt und überflüssig macht. Freylich ist hierdurch der Einzelne schon mit dem Eintritt in das Leben einem Gesetz anheim gefallen, dem nie entgehen zu können wenigstens die Regel ist, und aus der Anschauung von einem entgegengesetzten schreibt sich es her, daß man dieses ein freyes, jenes ein unfreyes genannt hat. Unfrey ist kein gutes Wort, schon deßhalb, weil es nur eine negative Bezeichnung enthält, ein bloßes Contrarium angibt, womit nie die wirkliche Natur eines Dinges darzustellen ist. Besser hatte man von einem Zustand der Freyheit, und einem Zustand der Gebundenheit gesprochen, denn wirklich ist der beschriebene einer der letztern Art. Aber finden wir denn nicht in der ganzen Natur, daß es die Gebundenheit ist, welche die Stoffe zu Wesen höherer Art erhebt? Wer Pflanzen und Metalle decomponirt, gewinnt statt ihrer Stoffe, die sich im ungebundenen Zustande befinden, und, wenn vorher einem Gesetz, nun den verschiedenartigsten Attraktionen folgen, bis sie wieder von einem höheren Organismus und höheren Leben aufgenommen werden. Freylich paßt dieß, weil es eine bildliche Darstellung ist, nicht ganz, sondern nur einer Beziehung nach auf den Menschen, der sich im Besitz einer höhern Freyheit behauptet. Aber vergessen wir nicht, daß auch uns das Gefühl der Freyheit dann am gegenwärtigsten wird, worin wir sie im Kampf mit mehreren Attraktionen geltend zu machen haben, und daß wir dann nicht immer am glücklichsten sind, ferner daß die Mehrheit der Attraktionen und der Zustand sich zwischen ihnen bestimmen, oder sich ihnen gegenüber erhalten zu müssen, folglich das Bedürfniß der Freyheit erst mit der Decomposition entsteht, und daß es mit ihr in Verhältniß bleibt und wächst.

Die weitere Betrachtung dieser Seite würde in ein fremdes Gebiet reißen. So viel ergibt sich für den hier zu verfolgenden Zweck, daß wenn alles etwas wird, sowohl sich selbst wie einem andern, weil es den Strömungen einer durch das Ganze ergossenen, sich einzelnen Kreisen, selbst Personen und Dingen zum besondern Gesetz individualisirenden geistigen Kraft folgt, der Begriff von Werth, Preis, Ersatz und Tausch sein Gebiet verlieren muß. Denn daß das Eine und das Andere gegenseitig einander gewähren und von einander nehmen, wird nun nur äußere Erscheinung von einem wesentlich weit tiefer begründeten Verhältniß, welches selbst gar mancherley, welches die höchste, die edelste Natur annehmen kann. Noch näher aber mit dem Verfasser, der hier nur als Darsteller allgemeiner Gültigkeit theilhaft gewordener Lehren gelten kann, wieder zusammen zu treffen, so

folgt, wenn dem so wäre, auch, daß die Begriffe von Werth, Preis und Ersatz —, nicht Tausch, denn Tausch und Ersatz haben sich schon früher als verschiedenartig gezeigt — entstehen können, weil die unsichtbaren Fäden erschlafft, oder theilweise gerissen sind, welche früherhin die Einzelheiten in gegenseitiges Verhältniß gehalten hatten. Entstände solcher Zustand der Trennungen und des Auseinanderweichens, dann müßte ein neues Bildungsmittel, und — weil die blos äußerliche Bindung, wenn sie nicht wieder gelöset werden könnte, Narrheit und Tod hervorbrächte — frühzeitiges Lösungsmittel eintreten. Es möchte sich, wenn der Raum es gestattete, bis zur Ueberzeugung darthun lassen, daß wenigstens in den alteuropäischen Staaten, und am meisten in ihrem Mittelpunkt, das Geld nicht an die Stelle rohen Tausches getreten, sondern daß es eine Lücke ausgefüllt hat, die entstehen mußte, weil die unsichtbare Encheiresis von höherer Natur zu verschwinden begann. Wäre dieß, so hätte der Nationalreichthum früherhin nur in zwiefacher Thätigkeit, oder nach Smith in zwiefacher Arbeit bestanden, der der Natur und der des Menschen. Denn, um dem Gegenstand möglichst enge Grenzen zu setzen, und die Prüfungen der Kritik von dem Vorwurf der Schwärmerey frey zu erhalten, soll die Kraft der Religion und Kirche mit Absicht unerwähnt bleiben. — Durch solche Annahme gewänne Smiths Lehre eine ganz andere Gestalt, indem die unnatürliche zwitterhafte Arbeitskraft des Geldes, deren Berücksichtigung, weil ihre Natur nicht in die der wirklichen Arbeit vollkommen aufgehen wollte, Ursache der meisten halben Wahrheiten geworden, nun Berichtigung erfahren könnte. Wir könnten sogar, wenn wir ihn ganz liegen ließen, viel weiter kommen, und ungleich klarere und richtigere Ansichten gewinnen, sobald wir nur in Natur- und Menschen-Arbeit gespaltene Thätigkeit, und in diesen die ursprünglichen Pfeiler der Nationalkraft erblicken. Aus jeder neuen Ansicht der Auffassung eines Gegenstandes strahlen stets nach verschiedenen Richtungen hin Folgen desselben aus. So ist es auch mit dem, was zuletzt aufgestellt worden. Soll daher mit dem früher Betrachteten eine möglichst enge Verbindung erhalten werden, so ist es nöthig, an Smith, als den Urheber der Doktrin, die hier beschäftigt, anzuknüpfen, und an seine wesentlichste Leistung, daß er alle Nationalkraft und alles Territorialvermögen auf eine Einheit, die der Arbeit zurückgeführt hat. Allemal, wenn zwey Dinge sich gegenüber stehen, die ihrer Einheit wegen wieder ein Verhältniß bilden, müssen sie auf ihre gemeinsame Natur zurückgeführt werden, und die eine könnte nicht in die andere übergehen, wenn es nicht mit beyden möglich, wenn der Uebergang nicht beyden gestattet wäre. Kann daher Smith

alles in Arbeit auflösen, kann er alles, was wir in der Form der Objekte erblicken, die Hervorbringungen des Bodens, die Schätze der Gebirge, das in den Wäldern ohne alles menschliche Zuthun sich erzeugende Wild in Arbeit verwandeln, so muß auch alle Arbeit des Menschen umgekehrt als Fortsetzung der der Natur angesehen werden können. Wenigstens ließe sich, wenn die vollständige Verwandlung auch nicht möglich wäre, die Arbeit der Menschen, der Natur und ihren Gesetzen als einen untrügliche Anhalt wieder näher bringen. Ohne Zweifel war unter den vielen Seiten, die der Feudalismus besaß, auch dieses eine ihm angehörige. Alles Thun der Menschen, wenn es seinen Anstoß von einer Kraft noch höherer Natur auch empfangen wollte, schloß sich doch zugleich der Wirksamkeit einer theils noch an sich heiliger geachteten, theils durch jenes Höhere mit verklärter Natur an, und wollte betrachtet seyn nur als eine Fortsetzung ihrer Wirksamkeit. Denn zweyerley war nur möglich. Entweder mußte der Mensch sich sammt seiner Kraft, also seine Arbeit, über die der Natur stellen, und letztere damit bestimmen und gleichsam unterjochen wollen, oder sich selbst ihr anschließen, ihren Leitungen folgen, und so regenerirte sich im Feudalismus mit einem gewissen Bewußtseyn das Wesen der untergegangenen Naturstaaten. Politik im weitesten Sinne war die Wiedergeburt und Wiederbelebung der Naturgesetze im Menschen, was wir jetzt so oft als Herabwürdigung schelten hören, weil wir die atomistische Freyheit, und die momentanen Siege, die vergänglichen Unterjochungen des Stoffes, zu denen sie uns verhilft, höher anschlagen, und uns begnügen, diesen seelenlosen Hervorbringungen nur das Gewand intellektueller Gesetze oder philosophischer Natur-Konstruktionen umzuhängen.

Das Bedeutendste aber was hieraus folgt, besteht darin, daß Adam Smith der war, welcher den erwachten Hang, alles in Kraft und Arbeit zu verwandeln, an deren Spitze die menschliche stehen sollte, im Gebiet des Oekonomischen mit der klarsten Durchschauung, mit der größten Schärfe des Geistes, und mit der bis dahin richtigsten Auffassung derjenigen Seite, welche Wahrheit hatte, aussprach, und so der Schöpfer einer neuen Staatswirthschaftslehre im neuen Geist der Zeit ward, die, wie schon bemerkt worden, abermals in etwas Neues hätte verwandelt werden sollen, aber in den nachfolgenden Behandlungen statt dessen nur mit Heterogenem versetzt wurde. Selbst der Verfasser, wenn er dieß letztere Geschäft theilt, liefert gerade dadurch manches, was nur weiter verfolgt und zergliedert zu werden brauchte, um ihn mit dem Referenten in eine Bahn zu lenken. So erwächst ihm mit einem Male S. 47 eine Ansicht des

Geldes, die ihn dasselbe als allgemeines Unterpfand betrachten läßt. Sie ist merkwürdig, und verdiente wohl einmal an Adam Müllers Versuch einer neuen Theorie des Geldes gehalten zu werden. Ferner erkennt er p. 50 unerwerbliche Güter an, welches besonders geistige Talente sind. Es frägt sich, ob nicht je geistiger der Staat ist, es nicht auch politisch unerwerbliche Güter, die nicht jeder, sobald er nur das Zwangsmittel des Geldes in Händen hat, zu besitzen vermag, geben könne und müsse. Denn nicht nur ist die politische Unerwerblichkeit noch keine absolute, sondern zu betrachten, daß unerwerbliche Güter schon alle werden, deren Werth in der Eigenthümlichkeit der Qualität vorzüglich beruht, die deßhalb am mindesten geschickt sind, einen Gegenstand des Tausches abzugeben; und daß, je geistiger eine Eigenschaft ist, sie um so weniger in den Tausch kommen kann, wird keiner läugnen.

Fast auf jeder Seite enthält das Buch etwas, das dem Beurtheiler Anlaß gäbe zu zeigen, wie der Autor — der hierin das nothwendige Schicksal aller Staatswirthschaftslehrer wegen des durch Smith veranlaßten Eindringens des Begriffes von Tausch in die Doktrin theilt — früher aufgestellten Sätzen, Behauptungen und Entwicklungen widerspricht, dadurch aber Gelegenheit darbietet, von ungültigen Punkten aus den Weg zum Uebergang in die entgegengesetzte oder angedeutete Ansicht zu bahnen. Aber dieß müßte in einem eigenen Werke geschehen, wozu das vorliegende seiner Vollständigkeit wegen einen trefflichen Leitfaden gewähren könnte. Recensent würde sonst mehr seine Ansicht entwickeln, als sich mit dem Inhalte des vorliegenden Buchs selbst beschäftigen, ja sogar von einem Zustand sprechen, der nicht der jetzige ist, und auf den es, hier wenigstens, nicht hauptsächlich ankommen kann. Denn wir haben einmal das dritte Medium, wodurch Menschen- und Bodenkraft erworben werden kann, es sey nun zum Nutzen oder Schaden, im Staat davon getragen, und es ist ein zu jeder Hervorbringung nothwendiger Bestandtheil geworden. Soll also die Lehre von der Nationalökonomie, und mit ihr deren Beurtheilung, praktisch und nützlich werden, so kann sie zwar das bessere Verhältniß der Dinge zeigen, darf aber nicht unterlassen, auf die beste und heilsamste Benützung der dermalen vorhandenen drey Bestandtheile, so wie auf deren Lenkung und Behandlung das Auge zu richten, weßhalb es denn nöthig wird, mit Uebergehung alles Sonstigen, diesem Zweck zuzueilen.

Mit dem Eintritt des Kapitals und aller der mancherley sich ihm anschließenden Begriffe von Erwerbsstamm, Verlagsrente, Profit, Zins, Vorschuß u. s. w. bildet sich erst eine neue Art des Werthes der Dinge, wovon wieder der Preis derselben eine Ab-

weichung, und letzterer sogar nach mannigfaltigen Eigenschaften ein Ding verschiedener Art wird. Dieser übt einen Einfluß auf Grund und Boden aus, und veranlaßt nur den Begriff von Grund- oder Landrente mit allen ihren Abzweigungen, ferner auf die Arbeit aller Art, sowohl die rohe als die zusammengesetzte, wodurch die Begriffe von Arbeitslohn und dem Erwerbslohn, oder dem Werth und Preis, der durch zusammengesetzte Arbeit, durch Unternehmungen u. s. w. zu erzielendem Gewinn entstehen. Alles dieß tritt jetzt in die entschiedenste Abhängigkeit von dem neuen Wesen, und die ganze Lehre, welche nun den Mittelpunkt der Wissenschaft von der Nationalwirthschaft ausmacht, ist nur die Entwicklung der aus diesem zwingenden Einfluß entstehenden Verhältnisse, welche die Thätigkeit der Natur und der Menschen in eine Thatigkeit des Kapitals verwandeln, die gar mancherley Nüancen annimmt, wodurch sich natürlich von selbst eine Ansicht, die dieß alles auf eine Einheit reducirte, wie in Smiths Lehre geschah, vorbereitete. Recensent behält sich vor, dieß durch Zergliederung der Natur aller der verschiedenen neu entstandenen Dinge, und durch Betrachtung, wie in demselben Maße als sie in einander eingreifen, sie einander zerstören, und folglich auch praktisch einst zu einer Destruktion führen müssen, darzuthun. Er führt, daß er sich dieß vorbehalte, an, weil er die Lücken, die er überall läßt, sehr wohl kennt, und er sich gegen Vorwürfe sichern will, zu denen der Anlaß nur aus den Beschränkungen hervorgehen kann, welche der hier nur vergönnte Raum auflegt. Also gleich zum Hauptresultat und der wichtigsten Betrachtung.

Alles, was vom Kapital ausgeht, führt auf Anspannung der Kräfte, sowohl in der Arbeit der Natur wie der der Menschen. Unglaublich kann diese angespannt werden, ohne daß Erschöpfung zu befürchten stehet, wenn die Anspannung ausgeht von Etwas, das als Geist noch nicht wahrhaft und richtig genug bezeichnet wird, weil dieß Wort Geist nicht immer an das Ewige erinnert, dieses allein aber dasjenige seyn kann, was hier gegen Verzehrung des Todes schützt. Denn etwas muß doch bewirkt werden durch die Anspannung der Natur und Menschenkraft, etwas muß doch daraus hervorgehen. Daher entsteht jedesmal eine Verwandlung, wie denn schon der Oekonomist zugeben muß, daß jede Arbeit den Stoff verwandelt. Nichts ließe sich bündiger beweisen, als daß das Ewige, wenn es die Kraft der Natur und der Menschen verwandelt, es sie nur in eine, der seinen entsprechende Wesentlichkeit verwandeln, mithin nie das Verwandelte tödten, noch den Quell und die Fundgrube der Verwandlung erschöpfen könne. Aber dieser Beweis zöge den Gegenstand in ein Gebiet hinüber, welches zu betreten der Recensent

sich absichtlich untersagt hat. Er will fürs erste nur die Verwandlungen, welche das Kapital mit der ganzen Reihe ihm sich anschließender Wirksamkeiten hervorbringt, verfolgen, also ganz im Kreise der materiell ökonomischen Anschauungen verbleiben.

So lange die Natur — mit hier absichtlicher Weglassung desjenigen ewigen Einflusses, der auch sie auf noch höhere Weise verewigend mit seinem Element durchdringen, und darin verwandeln kann — die obenan stehende Wirksamkeit ist, der sich die menschliche, also die Arbeit in Menschen, nur anschließt, so daß diese Arbeit sich nicht vom Kapital und dessen Gesetzen, sondern der Natur und deren Gesetzen anziehen und bestimmen läßt, verwandelt sich nicht nur die menschliche Arbeit zu Fortsetzungen und Analoga der Natur, sondern letztere selbst auch bringt nur sich selbst immer wieder neu hervor. Kein drückender, ein überall nur wohlthätiger nicht sich erschöpfender Natursegen, Fülle und Reichthum wird die Folge in so glücklichem Verhältniß, daß mit seinen Vermehrungen die der Hervorbringungen der menschlichen Arbeit stets gleichen Schritt halten. Die menschliche Arbeit muß stets einer Richtung zu etwas anderem hin folgen, oder diese Richtung sich geben lassen. Gewinnt sie diese nicht von dem, was über der Natur stehet, noch von der Natur, noch von dem, was dem Staat im höhern Sinn als ein aus beyden Hervorgegangenes zum Grunde liegt, sondern dem Kreise von Wirksamkeiten, welche Recensent unter den Kollektivbegriff von Kapital zusammenfassen muß, so folgt sie selbst nicht nur diesem, sondern zieht auch die Arbeit der Natur mit in jene Richtung hinein, und es wird klar, von welcher Art die Verwandlung seyn muß, welche nunmehr beginnt. Nach der Umsetzung in Kapital strömt alles hin.

Man betrachte die Wirklichkeit der Verhältnisse, und gerade so zeigt es sich. Nicht nur der neue Lehrer der Staatswirthschaft verwandelt alle Wirksamkeiten in Kapitalwirksamkeiten, die wirkliche Welt selbst thut es, und der Wirksamkeit entspricht das Produkt. Es ist das Kapital, immer im kollektiven Sinn dieses Worts, und als Gegensatz von Natur und Menschenarbeit — was ungeheuer wächst, aber auch gleich vierfache Beschaffenheit annimmt. Es wird todtes und lebendiges, wirkliches und eingebildetes, Kennzeichen und Unterscheidungen, die nicht anzutreffen sind, so lange wir lediglich Arbeit der Natur und Arbeit der Menschen besaßen. Keine von diesen kann todt, keine von diesen eingebildet seyn. Nur die Richtung der zwingenden Kraft des Kapitals ist unaufhaltsam hingewendet zum Tod und zur Einbildung, zu dem was früherhin mit dem Wort postiche bezeichnet worden.

Der Beweis hiervon ist nicht nöthig; Herr Storch, der

hier nur als Wiederholer der Lehre genannt wird, welche die Zeit angenommen hat, liefert ihn auf jeder Seite, freylich aber mit jedem Widerspruch in sich selbst, den das Unechte und Zwitterhafte der Kapitalarbeit veranlassen muß. Denn stets entsteht ihm der Erwerbstamm durch Ersparung S. 169, und geht ihm verloren durch Verschwendung und Unverstand — was nicht ganz richtig ist, da ihn Unglücksfälle auch angreifen können —, ferner gehört zum Kapital zwar das wirkliche Geld auch, aber dieses allein bildet dasselbe noch nicht, jede Ansammlung von Objekten bringt dasselbe hervor. Da nun diese nie selbst arbeiten, jedoch nur was sich regt und wirkt, in der Staatsökonomie nur was Arbeit veranlaßt, Leben hat; so sind diese Ansammlungen, auch wenn Geld darunter sich befindet, nur lebendiges Kapital, sofern sie Arbeit veranlassen, im entgegengesetzten aber todtes. Ferner kann die Arbeit, welche sie veranlassen, eine wirklich hervorbringende, oder eine nutzlose vielleicht nur scheinbare seyn, postiche nach dem früher erwähnten Handelsbeyspiel. So fällt nicht nur aus einer eingebildeten Erwerbsthätigkeit deren Eigenschaft auf das Kapital zurück, sondern aus der hier nur vorbeygehend zu berührenden Vermehrung mittelst des Zins, die oft unrealisirt bleiben muß, so wie der von seiner gewaltigen Vermehrung ausgehenden Nothwendigkeit es mittelst des Kredits und anderer Repräsentation darzustellen, die sich auch nicht immer realisirt, entsteht ein wirkliches und ein eingebildetes Kapital. Niemand daher kann läugnen, daß die Erscheinungen von todtem und lebendigem, von eingebildetem und wirklichem Kapitale vorhanden sind. Nun aber tragen das Todte und das Eingebildete als gemeinschaftliches Kennzeichen die Nichtigkeit an sich. Denn nichtig ist das Todte, und nichtig ist das Eingebildete, nur jedes auf verschiedene Art. Folglich entsteht mit dem Begriff und dem Wesen des Kapitals so wie seiner Arbeit zugleich ein wirkliches und ein nichtiges, mit der der Natur sich anschließenden oder dem Ewigen widmenden Kraft ist es nicht so. Es muß folglich mit der zunehmenden Verwandlung der Natur und Menschenarbeit in Kapital beyder Verwandlung in ein Nichtiges zunehmen. Die Kapitalkraft verwandelt aber, wenn eine entgegengesetzte Wirkung nicht aus einer andern Region her entsteht, so lange Natur und Menschenarbeit in ihr Analogon, in Kapital, so lange noch Kraft zur Arbeit in ihnen ist, die dasselbe in Bewegung zu treten zwingen kann. Wenn sie nun jemals ihr Ziel zu erreichen vermöchte, so verwandelt die Kapitalkraft, wie sie damit anfängt, alles aus sich in Bewegung zu setzen, auch alles in ihr entsprechende Beschaffenheit. Das Kapital aber, wie es anwächst, setzt einen nichtigen Bestandtheil ab, und zu-

letzt dürfte sich nichts mehr vorfinden, nichts mehr sich gegenüber stehen, wie das wirkliche und das nichtige Kapital. Wirkliches Kapital ist indessen als zur Arbeit zwingendes Medium nur denkbar, so lange ihm noch etwas gegenüber steht, das zur Arbeit gezwungen werden kann, und nicht schon sich selbst in Zwangsmittel verwandelt hat. Findet sich nun nur noch das Zwangsmittel vor, die Arbeitskraft selbst aber ist schon erschöpft, so ist alles Kapital nichtig oder todt, und alles auch in der Gesellschaft nichtig oder todt geworden.

Zur Verhütung möglicher Mißverständnisse ist in Beziehung auf obige Schlußfolge zweyerley zu bemerken.

Daß die Resultate derselben, nämlich die angekündigten letzten Folgen noch nicht eingetreten sind, hebt ihre Wahrheit nicht auf; denn in der Wirklichkeit sind noch überall sehr verschiedenartige und mannigfaltige Gegenwirksamkeiten gegen jenen Gang der Wirksamkeit des Kapitals vorhanden, welche die Denkbarkeit nicht in ihr Gebiet mit aufnehmen, und bey ihrem richtig wandelnden Fortschritt berücksichtigen kann. Sie setzt voraus, daß die Kapitalwirksamkeit ihr angefangenes Werk vollbringen werde, nämlich die übrigen Elemente besiegen, und in ihr Wesen verwandeln. Wenn es nicht geschiehet, wie es nicht geschehen wird, so liegt dieß nicht in Verhältnissen, deren Berücksichtigung die gegenwärtige Betrachtung aus Gründen ausschließt. Sie könnte sie erst aufnehmen, nachdem sie solche mit den hier ergriffenen Elementen in eine Einheit aufgelöset hätte, deren Entstehen die Verhältnisse bildete, welche betrachten, oder etwas neues entwickeln, dasselbe wäre. Zudem kann es genügen, daß ein Theil der Folgen schon eingetreten ist. Denn um Bürgschaft zu leisten für die Richtigkeit der Folgerung und des Raisonnements ist es hinreichend.

Zum andern ist zu bemerken, daß obige Darstellung die Beschaffenheit der Abstraktion nur angenommen hat, um möglichst kurz sich aussprechen zu können. Darum mußte sie den Gegenstand in größter Allgemeinheit mit Weglassung aller Individual-Beziehungen auffassen. Nur Mangel an Raum nöthigte dazu; denn das vorliegende Buch gibt Veranlassung zu untergeordneten individuellen Betrachtungen und Behauptungen. Zum Beyspiel über den Gewinn, die Arbeitstheilung, den Verlag, die Rente u. s. w., die ganz natürliche und folgerechte Kette von Verhältnissen vor den Augen der Leser entstehen zu lassen, in der sich wie ein Glied aus dem andern dieselbe Reihefolge von Zuständen und Ergebnissen bilden würde. Was noch mehr ist, wie wirkliche Fakta, wie geschichtlicher Gang mancher einzelnen ökonomischen Ereignisse und Erscheinungen, ließe sich Entsprechendes an wirk-

lichen Vorfallenheiten mit historischer Treue berichten und darstellen. Zum Beyspiel von etwas, das auch der Verfasser anerkennt, und das am meisten einem entgegengesetzten Resultat förderlich zu seyn scheint, nämlich daß mit der Künstlichkeit und Theilung der Arbeit, das Bedürfniß nach allen Nuancen des Kapitals wachsen müsse, wäre, wie von dem entferntesten und widerstreitendsten Punkt aus, ein Verhältniß gegenseitiger Kollisionen und Zerstörungen zu entwickeln möglich, das am Ende seinen Entstehungspunkt in Entsprechendem anträfe, so daß es nur als untergeordnete Wiederholung des nämlichen Ereignisses sich dem Auge darbieten würde.

Beginnt also in Gemäßheit der, nur durch zwey eingeschobene Bemerkungen unterbrochen gewesenen, Reihefolge von Betrachtungen durch den Eintritt ungehemmter Wirksamkeit der Kapitalkraft in die Gesellschaft, eine Verwandlung aller Elemente derselben in Kapital, und zwar in nichtiges und in wesentliches Kapital zugleich; so entsteht — und hier erscheint sogleich eine der Gegenwirkungen, welche das durch konsequente Folgerung entstandene Resultat ändern kann — ein Bestreben der Kapitalsinhaber selbst, das Versinken des Kapitals in Nichtigkeit zu hemmen. Dieß Bestreben allein und vom beschränkten Interesse Einzelner ausgehend, kann nur geringen Erfolg haben. Der Inhaber der Kapitalkraft wird diese wieder in Naturarbeit, vielleicht selbst in eine gewisse Fortdauer von Menschenarbeit umzusetzen versuchen. Aber dieß ist nur ein Umsatz, keine Verwandlung, und der Umsatz muß dem Gang der Umwandlung doch nach und nach anheim fallen. Das was richtige Einsicht bewirken könnte — und die vermag zu allen Zeiten sehr viel — bleibt fürs erste noch unerwogen, denn das Interesse erzeugt sich aus der Regung selbst, und äußert sich deßhalb früher. Nun aber muß, je mehr die Kapitalkraft das allgemeine belebende Element wird, in je höherem Maße Abhängigkeit von ihr entsteht, der ihrer Beyhülfe Entbehrende einen Druck empfinden, welcher um so allgemeiner und um so lastender wird, je mehr das Kapital sich zu nichtigem verwandelt, das nicht der Arbeit förderlich wird, und sobald sich dieß durch die nichtige Arbeit im Zins vermehrt. Wer nunmehr nicht Inhaber der zwingenden Kapitalkraft, oder Rentier ist, besitzt nur dienende Kraft, nämlich entweder die der Naturarbeit im Grund und Boden, oder die in der eigenen Arbeit, oder auch wohl beyde; aber keine dritte, denn die gibt es nicht. Den hohen Werth beyder fühlt er wohl, er erkennt sie wohl als die wesentlichen an, und nicht entgeht es ihm, daß sie von einer eigentlich nichtigen gelähmt werden. Dieß veranlaßt ein Mißverhältniß, welches die staatswirthschaftlichen Theorien nicht anerkennen, denn

diese behaupten, der Inhaber jener Kräfte könne deren Arbeit oder Produkt dem Inhaber der Kapitalkraft so hoch anschlagen im gegenseitigen Austausch. — hier zeigt sich das Trügliche und Ungehörige im Begriff von Tausch — daß ihm von jeder entgegengesetzten Kraft stets wieder so viel zufließt, als er bedarf, seine Arbeitskraft zu beleben. Aber die Erfahrung widerspricht dem, und muß es aus sehr vielen, zum Theil fern liegenden Gründen. Zum Beyspiel die Arbeitskraft des Menschen wird physisch so schwach, daß sie nur in Gesellschaft mit Verlags- oder anderem Kapital arbeiten kann, oder, mittelst der Maschine, macht die Kapitalkraft die Arbeitskraft ganz entbehrlich, und lähmt sie dadurch auf das furchtbarste; ferner kann die Naturkraft örtlich ohne Kapitalkraft bald die Menschenkraft nicht mehr anziehen, bald die sächlichen Erfordernisse nicht mehr erwerben, und was dergleichen mehr ist. So fängt der Druck allemal an, der Arbeitskraft zuerst fühlbar zu werden. Auch dieß hat seine vielerley Ursachen, unter welchen die erheblichste die ist, daß am Ende die Naturkraft mit geringer Beyhülfe der menschlichen Arbeitskraft, selbst geringer Kapitalkraft noch fortarbeitet, oder daß sie sich immer noch in sehr enger Vereinigung mit der menschlichen Arbeitskraft erhalten hat, bey den Alten durch das Sklaven-, bey den Neuern durch das Hörigkeitsverhältniß. Fängt nun die menschliche Arbeitskraft an, jenen Druck zu empfinden, so ist es sehr möglich, daß sie zuerst einen Angriff auf die Naturkraft und deren Inhaber macht. Es läßt sich aber annehmen, daß dieß nur geschiehet, wenn entweder der Druck wirklich von der Naturkraft ausgeht, was geschehen kann allemal, wenn die Kapitalkraft noch gar nicht Wirksamkeit gewonnen hat, und folglich der menschlichen Arbeit nur die Naturarbeit entgegen stehet, oder aus Irrthum, wenn die menschliche Arbeit den Unterschied von Natur- und Kapitalarbeit noch nicht genugsam durchschaut hat, noch nicht weiß, wie viel Hemmung von der Kapitalarbeit ausgeht, und wie sehr diese nur sich ihr entzieht, und sie selbst hemmt. Sie gelangt aber am Ende zur richtigen Einsicht, und dann kann es kaum ausbleiben, daß beyde durch die Kapitalkraft gelähmte Kräfte, die Arbeit der Natur und die der Menschen, sich verbinden gegen jene des Kapitals, und zwar mehr oder minder gewaltsam. Auf die gewaltsamen Wege kann es hier nicht ankommen, nur auf den entgegengesetzten, und das wäre der, abermals und von neuem gegenseitig zu wirken und zu schaffen, sich zu tragen und zu erhalten, ohne der Intervention der Kapitalkraft zu bedürfen. Dieß kann nun zurück zum Tausch und rohem Naturzustande führen. Es ist aber auch, wenn der Einfluß eines verständigen Sinnes die Oberhand behauptet, möglich, daß dieß

Verhältniß wieder Organismus wird, und man nach natürlichen Gesetzen sich wieder zu wechselseitigen Leistungen verpflichtet, also sich eine Staatsverfassung bildet, welche man eine rein natürliche nennen könnte, weil sie, einer zweckmäßigen Maschinerie gleich, ein zweckmäßiges Wirken und Eingreifen der Kräfte zu Stande bringt, ohne daß die Einflüsse höheren Ursprungs in das Ganze einzutreten nöthig hätten.

Scheint nun ein Lehrbuch der Nationalökonomie vorzugsweise für die geschrieben, welche mit der Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu thun haben, und wäre in dem Vorgetragenen etwas enthalten, woraus auch sie Anwendung zu ziehen hatten, so läge es nahe, zu fragen, ob nicht die Regierungsweisheit darin bestehe, nur die gewaltsamen Versuche zur Herstellung eines angemessenen Verhältnisses zu verhüten, wo möglich auch das Zurücksinken zum Tausch und rohen Naturzuständen, folglich das Mißverhältniß zwar wachsen zu lassen, aber nach Möglichkeit es so zu lenken, daß sich Staatsverfassungen wieder nach natürlichen Gesetzen bilden, und die geselligen Verhältnisse sich aus sich selbst Formen schaffen, die jedes fremde Princip verbannend, Natur- und Menschenarbeit wieder in ein geregeltes Verhältniß auf dauernde Weise stellen? Dieß wäre nicht nur dem Gedanken nach möglich, sondern könnte auch einen glücklichen Erfolg haben, obwohl dabey gewiß Vieles verloren ginge, was Manche nicht anerkennen, was aber doch, wenn es auch ein hier ausgeschlossenes Element seyn mag, erhalten zu wollen, mancherley Gründe anrathen könnten. Es wäre ja doch möglich, daß, so gut wie von alten Irrthümern gesprochen wird, auch neue Irrthümer entstehen können, und daß es wünschenswerth würde, Interessen und Einsichten eine Zeit lang auseinander zu halten. Es ist möglich, daß auch Einsichten eine ungemäße Richtung nähmen. Was wir früheren Zeiten vorwarfen, kann ja auch uns einst, und vielleicht früher als gewähnt wird, zum Vorwurf gereichen. Der Verstand irrt nun einmal; aber er findet auch wieder, gerade durch seine Kraft, einzelnes Irrige, ja fast alles Irrige zu durchschauen, die Einsicht über seinen eigenen Irrthum. Es geschieht dieß in der Regel, aber die Erfahrung lehrt, daß ihm dann dazu auch nichts nothwendiger sey, wie völlige Ungestörtheit seines Wirkens. Er darf z. B. schon nicht im Dienst von etwas Fremdem, lediglich der Zeit Angehörigem stehen. Oft kann er sogar dann schon, wenn er auch nur vom Wind fremder Ansichten angeweht wird, seine Richtung zwar nicht auf immer, aber eine Zeit lang verändern. Am meisten und leichtesten wird dieß der Fall seyn, wenn Interessen ihn entweder berühren, oder an sich ziehen. Es ist mithin sehr möglich, daß der Verstand, wie er nur hinaus ge-

stellt ist, außerhalb dem Gewühle von Interessen, wie er nur forscht, ohne damit einen Nebenzweck zu verbinden, er wieder das Richtige ergreift, und der Geist sich diesem im Allgemeinen wieder zuwendet. Es gehört also zu den Möglichkeiten, daß es Bedürfniß sey, die geselligen Verhältnisse so lange zu erhalten, so lange jede Erschütterung von ihnen abzuwenden, so lange sie zu bewahren vor gewaltsamen Mitteln, die ein naturgemäßes Gleichgewicht wieder herstellen wollen, oder vor dem Zurücksinken bald in rohe Natur, bald in kunstvoll organisirte mechanische Verhältnisse, als die wirkende Wiederkehr eines bessern Geistes sich erwarten läßt, damit dieser, nicht, wenn auch kaum für immer, doch auch nicht für lange Zeiten erlösche. Entstehen diese Bedingungen, dann muß es weit mehr darauf ankommen, die Kräfte, welche als Quellen des nationalen Reichthums zu betrachten sind, zu schonen, wie darauf, sie in eine Regung zu setzen oder zu erhalten, welche die Ankunft eines jener Zustände beschleunigt.

Aber auch abgesehen hiervon — denn es beruht auf politischen Rücksichten, die wenigstens nach jetzt vorwaltenden Begriffen und Theilungen der Wissenschaft dem Staatswirth fern bleiben — und nur angenommen, daß der Staat und die Gesellschaft einmal beruhe auf den drey Grundkräften der Arbeit, der Natur, der Menschen und des Kapitals, angenommen, daß die Existenz dieser drey Kräfte, und ihr fortgesetztes Ineinanderwirken die beständigen und unabänderlichen Bedingungen der Gesellschaft und ihres Wohlstandes seyn sollen, so muß es blos um ihrer willen und keines andern Zwecks wegen, nach den angedeuteten Verhältnissen. in denen sie stehen, ganz vorzüglich darauf ankommen, sie zu schonen. So entstände dann eine Lehre von der Nationalökonomie, welche nicht mehr höchste Anspannung und Regung dieser Kräfte zu befördern, sondern zu lehren hätte, wie das jedesmalige Verhältniß zu finden sey, in das diese Kräfte zu stellen und zu erhalten wären, wenn sie in dem Grade entweder alle oder einzeln geschont werden sollen, der nöthig zu erhalten ist, um zu hindern, daß keine in Regsamkeit übergehe, die entweder ihr oder allen der Uebertreibung wegen schädlich werden, namentlich nicht denjenigen Wirksamkeiten und Wirkungen entgegeneile, deren Eintritt sich in der obigen Kette von Folgerungen gezeigt hatte.

Wenn frühern Andeutungen entsprechend die ökonomische Seite im nationalen Daseyn sich gänzlich Einflüssen unterordnen kann, die sie als höher stehend anerkennt, und deshalb ihre Natur annimmt, ihren Gesetzen und Lenkungen folgt; so entstände eine Art, den hier beschäftigenden Gegenstand zu behandeln, bey der er ganz ein anderer wäre, als er dem Verfasser und der

Schule, mit der er in Uebereinstimmung sich befindet, wirklich ist. Er ginge aus andern Begriffen hervor, und beruhete auf andern Bestandtheilen. Auf ihn ließ sich nur hinweisen, mehr um ein Bedenken gegen die absolute Natur der Ansichten des Autors zu erregen, als ihn nach diesem Geiste darzustellen; denn letzteres hätte ganz von ihm entfernt. Dagegen verhält es sich mit dem Inhalt der zuletzt erwähnten Betrachtung anders. Diese behält Kräfte und Materialien bey, welche auch des Verfassers Grundlagen sind, und hier scheint nichts zu hindern, daß die im Allgemeinen angegebene Ansicht nicht auch im Einzelnen durchgeführt und begründet werde, indem sie sich überall nur Dingen gegenüber zu stellen hat, die der Autor ebenfalls besitzt. In der That hindert auch nichts als die Beschränktheit des Raums. Wer bekannt ist mit den staatswirthschaftlichen Schriften, die jetzt ein Ansehen behaupten, kennt ihren Umfang. Selbst die, welche in Eintracht stehen mit den Betrachtungsweisen, die jetzt Ansehen genießen, können Erweiterungen oder Berichtigungen derselben nicht wagen, ohne Verbreitung über eine Reihe von Gegenständen, und dieß liegt in der Natur des ganzen Gewebes, mit welchem man diese Wissenschaft vergleichen kann. Ein jeder Bestandtheil derselben wird nach den Fäden, mit denen er in Nachbarschaft zu liegen, oder in wirkliche Verbindung kommt, wieder ganz ein anderer, und jede Veränderung des Gewebes durch die Verrückung der Fäden an einem Punkt, zieht mehr oder weniger Aehnliches auch an andern Stellen nach sich. Es geht mit allen Elementen, wie mit dem Gelde, von dem auch der Verfasser sagt, es sey so wunderbarer vielseitiger Natur, daß man es oft wieder auf ganz entgegengesetzte Weise zu betrachten habe, und zuweilen nicht wisse, wie man mit ihm daran sey. Schon diese Bemerkung ist außerordentlich viel werth, denn sie zeugt von dem Streben, ein vielseitiges Wesen vielseitig aufzufassen. Der Grund aber, aus welchem alle Materialien der Nationalökonomie so vielseitig sind, beruht darin, daß sie dem wirklichen stets regen Leben angehören, welches sich fortwährend ändert, dessen Aenderungen mit Einfluß und Wirksamkeit durch das Ganze durchschlagen, und ihre Modifikationen unsichtbar bis zu einer endlosen Weite hin verbreiten. Nöthigt dieß nun schon die Anhänger des Systems zu bedeutenden Ausbreitungen, wenn sie nur geringe Abweichungen von ihm deutlich machen wollen, wie mehr muß dieß der Fall werden, wenn den sämmtlichen Elementen eine andere Stellung und Richtung gegeben werden soll, die der bisherigen ganz entgegen läuft. Dieß oder jenes sey übersehen oder vergessen, ist ein Vorwurf, der vielleicht wenigen Schriftstellern öfter gemacht wird wie denen, die über den Nationalhaushalt gehandelt haben,

und ähnlichen Vorwürfen wünscht Recensent sich nicht auszusetzen. Es müßte ihm vergönnt seyn, Seite für Seite dem vorliegenden Werke gegenüber einen noch andern Zusammenhang der von ihm betrachteten Elemente darzustellen, und dessen Uebereinstimmung bald mit dem Ganzen, bald mit fern liegenden Materien und Erscheinungen, oft zur Seite zu stellen, und in Erinnerung zu bringen. Welcher Raum aber dazu nöthig wäre, wird jeder Einsichtsvolle ermessen, und darum will er bey diesem Hinderniß jener Auflage zu genügen, an einigen Sätzen und Mittheilungen des Verfassers darthun, in welchem Grade so vieles, was die Nationalökonomie lehrt, mit ihrem eigenen Inhalt und Ziel nicht nur, sondern auch mit dem Inhalt und Ziel der höhern Politik, d. h. mit der Lehre von allem was das gesellige Daseyn der Menschen, wenn wir es denn einmal außerhalb den Einflüssen der Religion gestellt betrachten wollen, erfordert und darbietet — einen Widerspruch behauptet und fortsetzt.

Zuerst bietet sich, der Anordnung des Werks nach, die gepriesene Arbeitstheilung dar. Sie soll die Gewerbsthätigkeit vervollkommnen, und die Waaren verbessern, weil die Kunstanlagen des Menschen bey einfachen und oft wiederholten Verrichtungen sich vervollkommnen, Zeitverluste erspart werden, und bey der Beschränkung aller Kräfte des Menschen auf einen Zweck, er eher Mittel seiner Erreichung, z. B. Maschinenkräfte entdeckt.

Von dem allen läßt sich das Gegentheil durch wirkliche Erscheinungen und durch Auffinden der Gründe zu denselben darthun. In England werden Stahlwaaren in Fabriken mit allen Hülfen der Arbeitstheilung verfertigt, bey denen man nur darauf bedacht ist, sie denen im äußern Ansehen nachzubilden und ähnlich zu machen, welche in London von zünftigen Meistern verfertigt werden. Sie werden jenen untergeschoben, aber bey der Erkennung weit geringer bezahlt. — Ferner, bey einfachen sich oft wiederholenden Verrichtungen werden nicht die Kunstanlagen der Menschen vervollkommnet, er wird zu bloßen Handgriffen geschickt gemacht, über die hinaus seine Anlagen verschwinden. Endlich die Beschränkung der sämmtlichen Kräfte des Menschen auf einem einzelnen Mechanismus, auf einen einzigen Handgriff! Verwandelt sie ihn denn nicht zu etwas der Maschine ganz untergeordnetem? Das Werkzeug und dessen Handhabung ist stets nur eine Erweiterung und Erleichterung der eigenen Arbeitskraft und Geschicklichkeit; der Mensch bleibt als das Lenkende und Wirkende über dem Instrument. Bey der Arbeit mit Maschinen sind diese das Wirkende, das Thätige, das Ursprüngliche, der Mensch hilft mit einer ganz untergeordneten Verrichtung nur nach, wird das Dienende. Wie stimmt dieß mit dem Streben, ihn frey machen

zu wollen? den erhabensten Kräften will man ihn nicht unterordnen, eine Fortsetzung der Naturwirksamkeit soll er nicht werden, wohl aber der Maschinenwirksamkeit; denn die stetigste und höchste Beschrankung auf dem immer unverändert bleibenden Handgriff ist ja der Inhalt des aufgestellten Satzes. Ferner findet man es herabwürdigend, wenn, den höchsten Beziehungen nach, der Mensch nur auf wenige Gegenstände angewiesen und beschränkt werde, damit er diese ganz in ihrer lebendigen Tiefe durchdringe, weil, je weniger er auf der Oberfläche wechselnd und flüchtig umher kreiset, er um so sicherer an das nur in der Tiefe anzutreffende Wahre und Wesentliche gelangt; aber nicht herabwürdigend nennt man es, wenn er Zeitlebens nur auf die Anschauung einer einzigen Maschinenwirksamkeit beschränkt wird, weil dieß die Hervorbringung von Arbeiten, deren Ueberfülle nur zu bald mit Erstickung droht, befördert, er selbst indeß vielleicht auf die Entdeckung eines verbesserten Handgriffs gelangt.

Aber bey der Sache zu bleiben, so lehrt die Theorie hier unbedingt Beförderung der Arbeitstheilung, und gibt weder die Maxime der Limitirung noch den Maßstab zur Limitirung an. Endlos wird sie freylich nicht werden, denn eine beschrankende Kraft von außen her wird sich ihr schon entgegen stellen. Aber muß sie diese abwarten, um zur Einsicht einer aufzustellenden Schranke zu gelangen, und entbehrt sie selbst die Anweisung dazu, so ist sie nicht mehr Wissenschaft. Praktisch wird sie so lange die Arbeitstheilung vorschreiten lassen, oder wohl selbst befördern, bis sich das Bedürfniß der Hemmung vielleicht zu spät schon anmeldet, und so kann denn, ehe sie es gewahr geworden, ein Uebel, das sie gehegt hat, entstanden seyn, nemlich erstickende Ueberfülle an Gewerbshervorbringungen, die keinen Nutzen mehr gewähren, weil sie über das Bedürfniß des Gebrauchs vorhanden, also in sich todt sind, die ferner, weil Kapitalkraft in ihre Hervorbringungen und in die Anstalten zu ihrer Hervorbringung gewendet ist, welches realisirt werden will, um andere Arbeit zu beleben, lebendiges und wirkliches Kapital in todtes und eingebildetes verwandelt haben, die endlich den nur auf die eine Fähigkeit und Verrichtung beschränkten Menschenhänden Gelegenheit zur Arbeit um so mehr entziehen, als jenes unglückliche Ereigniß Stoff sowohl wie Kapitalkraft vernichtet hat, wodurch auch wieder Thätigkeiten anderer Art Stockung erfahren. Alle diese Leiden fangen wirklich schon an zu drücken.

Zwey Betrachtungen aus ganz entgegen gesetzten, zum Theil sehr entfernten Regionen bieten sich nun dar.

Wäre die Stockung anderer Beschaffenheit, wäre sie aus einer Ueberfülle der Erzeugnisse, wie gesegnete Ernten hervor-

bringen können, dem Grund und Boden erwachsen, so hätte als letztes, fast nie eintretendes Extrem die Folge seyn können, daß der Acker nicht mehr kultivirt würde. Aber dieß wäre immer keine absolute Stockung oder kein Verzehren gewesen, denn die Natur arbeitet doch fort, wenn sie auch nur die Kraft der Arbeit sammelt und stärkt. Hier geht das Substrat der Thätigkeit nicht verloren, nicht unter. Es leistet eine Zeit lang vielleicht wenig oder gar nichts, aber es bleibt da, und dasselbe zu erhalten, auch wenn es unthätig bleiben sollte, verlangt keine Anstrengungen. Wie anders ist dieß mit der durch Theilung vervielfältigten und erweiterten Kraft der Arbeit! Der Verfasser zeigt selbst, wie durch Künstlichkeit und Theilung der Arbeit ein größeres Bedürfniß nach mehrerem Kapital entsteht. Dieß Kapital ist, da seiner Darstellung gemäß der Erwerbstamm nicht blos Geld zu seyn braucht, sondern oft in einer Ansammlung der zur Arbeitshervorbringung nöthigen Objekte bestehen kann, die Totalität dieser Gegenstände, welche sich hier Anstalten nennen lassen. Die menschliche Arbeitskraft, so behandelt, daß sie nach Möglichkeit eine Fortsetzung der Naturkraft wird und bleibt, behält in der Regel eine Art von Substrat; sie verläßt die Bodenbearbeitung beym natürlichen Zustand der Dinge, und ist nicht mehr geschützt gegen schädliche Intervention der Kapitalkraft, nur wenn der Boden so viel gespendet hat, daß das Bedürfniß zur Arbeit aufhört. Der Gewerbfleiß hat kein solches festes Gebiet oder Substrat. Er bedarf so mancherley, was ihm dasselbe surrogiren soll, am meisten den Erwerbstamm, und dieser ist zuletzt in der Form der Anstalt nöthig geworden. Das Ereigniß, daß diese zu viel gearbeitet habe, sey eingetreten, wird angenommen; Stockungen sind also entstanden. Die theoretische Terminologie nennt dieß einen Verlust oder eine Beschränkung des Markts. Aber was heißt dieß? woher kommt sie? — Es hat ein unnatürliches Verhältniß den Zustand wirklich erreicht, den es hervorbringen mußte, und der Ausdruck: Verlust des Markts, der sich zur Noth deduciren und darstellen läßt, ist nur täuschende Paraphrase für den letzten Erfolg ganz anderer Vorbereitungen, die tiefer liegen. Doch es sey! Man sage, der Markt ist verloren, oder auf eine Zeit lang gesperrt, und hülle mit diesem Kunstausdruck für eine Krankheit die ganze Geschichte ihrer medizinischen Vorbereitung ein. Gleich entstehen folgende Anforderungen. Der Spekulant, der Inhaber des Erwerbsstamms, der Kapitalist, der sein Kapital in die Anstalt gesteckt hat, verlangt Unterstützung, damit das kostbare Substrat sich einst wieder belebender Arbeit nicht untergehe, er verlangt ferner Maßnahmen, daß ihm abermals ein Markt gebildet, und nie wieder gesperrt werde, er verlangt vielleicht sogar Unter-

stützung für die arbeitslos gewordenen Individuen, damit ihre Kunstfertigkeit nicht untergehe, oder, ist er bescheidener, so zeigt er der Regierung eine Menge von Motiven, die nothwendig machen, sich jener Arbeitslosen anzunehmen. Doch nichts von diesem allen kann die Regierung thun; denn theils ist es an sich unthunlich, und Kräfte, die ein Werk, das nie zu Stande kommen kann, unternehmen, verschwenden sich nur, theils würde es Opfer erfordern, die, um ein minder wichtiges Glied am Körper nur hinzuhalten, entweder die Aufopferung eines weit nothwendigeren, oder die Zerrüttung des ganzen Organismus zu Folge haben würden. So geht es mit allen Wirksamkeiten, wenn sie entweder einen Erwerbsstamm zur Base brauchen, oder sich zu sehr auf derselben stützen, in demselben Maße, wie sie zu sehr, zu ungehörig, und zu unverhältnißmäßig auf derselben gestützt sind. Ursprünglich war Keiner sicherer basirt, bedurfte Keiner weniger einer Unterstützung, höchstens etwa bey Unglücksfällen, nie aber wegen fehlenden Markts oder fehlenden Betriebskapitals wie der von Grundschulden nicht gedrückte Grundeigenthümer. Aber auch dieser kann dahin kommen, daß er Versicherung des Markts und Unterstützung durch Betriebskapital verlangt.

Alle diese Ereignisse und Verhältnisse, die entstehen müssen, zeigt uns die Gegenwart wirklich entstanden und vorhanden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß um anderweiter Gründe willen, englische Fabriken nicht nur ohne Betriebs- und Verlagsgewinn, ohne Profit, sondern selbst mit Schaden und Aufopferung arbeiten und verkaufen — recht als wollten sie den Satz des Verfassers S. 40 widerlegen, daß wenn eine Waare unter den natürlichen oder nothwendigen Preis sinkt, sie keiner mehr verfertigt — und wahrscheinlich daß auf manche anderweite Operation hierdurch ein bestimmender Einfluß ausgeht, nämlich allerdings Erweiterung des Markts gesucht wird. Es ist faktisch, daß die vaterländischen Fabrikanten nicht nur Sicherung des Markts gegen England im Allgemeinen begehren, sondern daß sie noch Ansprüche anderer Art erheben, ja daß Einzelne einstweilige Unterstützungen wegen temporärer Handels- oder anderer Konjunkturen verlangen. Alles aber, was die Staaten in Entsprechung solcher Anmuthungen thun möchten, wäre nur Vermehrung des Uebels, denn es macht das unnatürlich gewordene Verhältniß durch Verstärkung des Princips, woraus dasselbe entstanden, noch allgemeiner und verderblicher unnatürlich. Wie aber im Ackerbau und den Gewerben stellt sich eben dieß im Handel dar, nur läßt wegen der feinen Verzweigungen desselben es sich nicht so kurz zeigen, und die Phänomene, welche daraus entstehen, sind Bankerotte der Gutsbesitzer, der Fabrikunternehmer und der Kaufleute.

Merkwürdig ist bey diesem allen, namentlich bey dem Bedürfniß der Fabrikanten unterstützt zu werden, daß dieß in den österreichischen Staaten verhältnißmäßig am geringsten ist, und so viel dem Recensenten bewußt, hier keine große Fabrikunternehmer den Staat mit der Anmuthung angegangen sind, etwas Bedeutendes zu ihrer Erhaltung zu thun. Dieß hängt aufs Innigste, Mannigfaltigste und Vielseitigste mit tausend Dingen zusammen, welche Allem, was diesem Staate angehört, eine so große Solidität geben. Man tadelt es oft als ein Retardiren der Entwicklung, aber es verdiente wohl einmal als das Hindern einer einseitigen, nicht nur ihr untergeordnetes Material verzehrenden, sondern auch das Ganze in fiebrische Bewegung setzenden Konsumtion der Kraft betrachtet zu werden. Es rührt ganz gewiß eben so sehr aus dieser Schonung der Kraft, wie aus der Erhaltung von Basen her, die nicht nur an sich unerschütterlich sind, sondern auch das Eigenthümliche haben, daß sie, wenn das Aequilibеr schwanken zu wollen anfängt, was überall von Zeit zu Zeit einzutreten pflegt, sie diesem Schwanken frühere Grenzen setzen, und den Wogen ihr Gestade wieder geben.

An das Gesagte schließt sich etwas an, das der Verfasser erst später berührt. War uns gelehrt worden, daß die Arbeitstheilung größeren Verlag nöthig macht, so ist zu erwägen, was S. 185 und 205 und folgende in Verbindung gesetzt, angetroffen wird. Hier sehen wir — denn es wäre ungerecht zu behaupten, der Verfasser lehre es als eine falsche Doktrin, da es in der Wirklichkeit vollkommen so angetroffen wird, wie er es angibt — das Arbeitslohn auf Kosten der Verlagsrente steigen. Dieß stimmt ganz mit der Erfahrung überein, und es muß, wenn Arbeitslohn schon den Ertrag der Verlagsrente kürzt, den der Grundrente noch mehr kürzen. Dieses heißt, um einfach und verständlich, nicht nach der Terminologie zu sprechen, das Arbeitslohn steigt, und im Produkt der Menschen- und Naturarbeit wird am Ende nur die Menschenarbeit, ja diese selbst besser bey einem andern Verlag oder Gewerbe, wie dem des Landbaues bezahlt. Früher war gezeigt worden, wie der vom Verlag abhängig gemachte Grundertrag einen Produktenpreis verlange, der nicht blos die Grundrente, sondern auch die Verlagsrente abwerfen und decken müsse. Jetzt sehen wir ihn, wenn er nicht im unzertrennlichen Besitz menschlicher Arbeitskraft ist, auch genöthigt, das höhere Arbeitslohn durch den Produktenpreis zu decken. Nur aus dem erhöhten Produktenpreis kann die Deckung erfolgen, nicht durch die Vermehrung der Erzeugnisse, wie bey den Maschinenarbeiten, theils weil die Naturkraft ihre Grenzen hat, theils weil hier nicht von dem Verlags- und Arbeits-Zuschuß die

Rede ist, der nöthig werden mußte, wenn dem Acker mehr wie sonst Sorgsalt und Arbeit zugewendet würde, sondern von dem Zuschuß, den die alten Arbeitskosten erfordern, weil sie theurer geworden sind. Folglich nicht aus unwürdigen Intentionen, nicht aus Habsucht sehen wir den Landmann zur Erhöhung der Preise seiner Erzeugnisse genöthigt. Er muß sie erhöhen, weil er ohne dem genöthiget seyn würde, aufzuhören zu kultiviren. So stellt sich die Forderung in Gemäßheit der Theorie. Gelänge nun die Erhöhung, so müßte der Arbeiter ja wieder bey Berechnung seines Arbeitslohns sich die Erhöhung der Produktenpreise in Rechnung stellen, und noch mehr Arbeitslohn fordern, der Produzent aber, weil ihm höheres Arbeitslohn abgefordert wird, wieder die Produktenpreise erhöhen, so, daß die Steigerung kein Ende hätte, und die Verkehrtheit dem unbefangensten Auge einleuchten müßte. Aber zum Glück von der einen Seite geht es nicht so mit der Vertheurung der Produkte. Weßhalb? — Weil Staaten und Völker noch weise genug sind, Natur- und Menschenarbeit nicht zu trennen, und sie einem unnatürlichen Fluctuiren blos zu stellen. Diese produziren wohlfeiler, und hindern die von der Doktrin gebotene Produkten-Vertheurung. Aber nun sind ja alle die, welche im Besitz der Naturkraft sind, die unverbunden mit Menschenarbeit unfruchtbar ist, gerade so erschüttert, wie sich vorher von den Fabrik-Unternehmern gezeigt hatte. Durch die Befreyung der Arbeitskraft, durch die Lösung des Zustandes von Gebundenheit, in dem sie sich befand, wäre also nicht größere Wohlfeilheit, sondern größere Theurung entstanden, denn daß letztere noch ausgeblieben, ist vornemlich dadurch verhindert worden, daß noch nicht alle die Arbeit frey gegeben haben. Kann nun noch des Verfassers Behauptung S. 191 Wahrheit haben, daß, wenn in Europa allgemeine Gewerbefreyheit wäre, die Kosten des Unterrichts am geringsten seyn würden? Waren sie nicht der Geschichte und Erfahrung zufolge am geringsten, als die größte Gebundenheit der Arbeit Statt fand?

Aber es soll ja, wenn S. 189 betrachtet wird, weder das Arbeitslohn grenzenlos steigen, noch ein solches gegenseitiges Erhöhen und Ueberbieten, wie das angeführte ist, eintreten, daher der Begriff vom nothwendigen Arbeitslohn, und die Versuche dieß zu reguliren, es wirklich feststehend, wirklich permanent fest zu stellen beginnen. Den Anhängern der Lehre Smiths sind sie unentbehrlich, denn in dieser macht die Arbeit das erste, zugleich das überwiegende aus. Eins muß anfangen den Preis zu bestimmen, und es liegt in der Sache, daß dieß die Arbeit sey, mithin daß diese selbst einen nothwendigen Werth und Preis haben müsse, der von ihr ausgeht, nicht von der Landrente oder

Verlagsrente u. s. w. Denn Smith zeigt, wie sogar die Landrente steigen und fallen muß, was sie auch wirklich thut. Noch in einem höhern Grade sind diesem Steigen und Fallen die übrigen Renten ausgesetzt, daher natürlich nichts übrig bleibt, wie die Arbeit, bey der sich versuchen läßt, den Anfangspunkt zu finden, und die Möglichkeit, einen ursprünglichen, gewissermaßen absoluten Preis fest zu stellen, der von Einigen der natürliche, von Andern der nothwendige genannt wird. Diesen nimmt man als den wahren an, weil die Abweichungen, die nie ausbleiben, andern Ursprungs sind. So entsteht denn das nothwendige Arbeitslohn, das nach dem vom Autor angelegten Kalkul etwa auf den doppelten persönlichen Bedarf des Arbeiters anzunehmen ist. Hat man diesen ausgemittelt, und festgestellt, wie viel etwa ein Arbeiter täglich leisten kann, so scheint ein Messen des Werths der Arbeit aus sich selbst, und an ihrem eigenen Maßstab, weil sie das Ursprünglichste ist, ohne Intervention des Geldes und der andern Kräfte möglich, so daß aus diesem Anfangspunkt sich staatswirthschaftliche Werthe und Preise zum Unterschiede von den wirklich entstehenden feststellen lassen. Man bedarf ihrer, um in der Lehre, und in einer aus der Lehre hervorgehenden sich auf letztere stützenden Praktik einen Anhalt zu haben. Denn, überläßt man den Nationalhaushalt nicht sich selbst, sondern will man ihn lenken, so ist jenes principale, bey dem man glaubt anheben zu müssen, kaum zu entbehren. Aber mannigfache Wege gäbe es, zu zeigen, wie an dasjenige, was zu diesem Verfahren führt, sich gar mannigfache Täuschungen heften, denen nicht unähnlich, welche zu Gesetzen führten, die aus der Thätigkeit des Bewußtseyns ein Mißverstand ableitete, der nie mit dem wahren Geiste des Urhebers der idealistischen Erkenntnißlehre vertraut, weit über dessen eigene Forderungen und Resultate hinaus ging. Ganz unbewußt, und wenigstens durch jene Philosophie nicht allein darauf hingeführt, hatte nun auch die Lehre von der Nationalökonomie sich für die subjektive Kraft und Arbeit als die primitive erklärt, die der Natur ganz untergeordnet, und doch zugleich die zur Ursprünglichkeit erhobene Arbeitskraft in völlige Abhängigkeit unter die Kapitalkraft gesetzt. So sehen wir in allen Bestrebungen der Menschen den Versuch entstehen, abzuweichen und auszubeugen aus den Bahnen eines ewigen und gegebenen Kreislaufs, in dem alles Harmonie und Uebereinstimmung hat — aber freylich nicht für den Sinn dessen, der es von Außen und oberflächlich betrachtet, sondern nur dessen, der die Betrachtung mit dem Vorwalten des Glauben und der Anerkennung anhebt — um den Anfang zu machen, ihm gegen über oder zur Seite einen eigenen der Umspannungsfähigkeit schwächerer Gei-

stesкraft überschaubaren neuen Kreislauf zu beginnen, dessen mächtige Peripherie den alten umspannen will, um ihn dadurch erst zu einem geistigen Besitzthum zu erheben. Aber unvermerkt rundet sich nach dem Maße der fortschreitenden Ausdehnungskraft die Zirkellinie, welche sie zu beschreiben gedenkt, und schnell darum vollendet sie die Hälfte ihres Ganges, so daß, früher als geglaubt worden, und während die Bewegung noch immer wähnt, ihren unendlichen Bogengang in die Weite zu nehmen, die beschränkte Kreislinie schon wieder in derjenigen engen nothwendigen Richtung fortläuft, die trotz alles Widerstrebens nach dem Punkt zurückführen muß, von dem sie ausging, so daß man nur fragen kann, ob der neue kleinere Zirkel haltungslos umherschweifen, oder dem Umschwung des Ursprünglichen stets nur zur Seite gehend folgen, oder mit ihm und seinem Kreislauf wieder wahrhaft zusammenfallen will?

Die in dieser bildlichen Entfaltung ausgesprochene Ansicht hat mehr und vielfältigere Wahrheit auch im Gebiet der Nationalökonomie, als man ihr beyzulegen wohl geneigt seyn möchte, wenigstens kennt Recensent bereits ein Bestreben, den Arbeitswerth auf eine andere Weise zu messen und schätzen, nämlich so, daß der Grund und Boden, nämlich die Naturarbeit den Gradmesser abgeben, und den Nullpunkt sowohl wie die Steigerungen anzeigen soll. Man lese Thaers rationelle Landwirthschaft, so wird man die ersten Versuche dazu bereits entdecken. Sie wollen die Arbeitskraft des Bodens an sich selbst abmessen, ohne genöthigt zu seyn, sie an ein Zweytes oder Drittes zu halten, und suchen dafür den Maßstab; darum suchen sie Klassen für den Boden nach der Kraft in ihm zu arbeiten und hervor zu bringen. Aber diese sind noch nicht das, was Recensent im Sinne hat, sondern die praktischen Folgen sind es, welche damit dem Wirkungskreise erwachsen sollen, auf den die erwähnten Bemühungen gerichtet und angewiesen sind. Die Absicht nämlich geht dahin, innerhalb desselben die Trennung der Arbeit im Menschen und der in der Natur absolut zu vollbringen. Die feste Vereinigung beyder hatte bey richtiger Handhabung, abgesehen von allen sonstigen Vortheilen, die sie gewährte, für den Wohlstand der Völker, so wie für die Festigkeit, Sicherheit und Beständigkeit aller geselligen Zustände und Bildungen den Nutzen, daß sie, weil bey richtiger Einrichtung die beyden Kräfte sich überall schon vereint und gegenwärtig vorfanden, nie erst zu suchen brauchten, folglich keine Kraft für das Mittelgeschäft der Vereinigung zersplittert zu werden brauchte, die Hervorbringungen nicht nur in einem hohen, sondern auch in einem sich gleichbleibenden Grade vermehrten, wodurch sie gegen Reibungen und Bewegungen sicherten, die stets

aus Disproportion hervorgehen müssen. Sie hatte ferner den konsekutiven Nutzen, daß sie auch den übrigen geselligen Verhältnissen eine höchst sichere Grundlage gewährte, denn sie waren sämmtlich an der festen Base dieser unerschütterlichen Vereinigung angelehnt. Mochte aus andern Gründen und Anlässen Mißverhältniß, dadurch aber Reibung entstanden seyn, so löseten und zerstörten diese nur bis sie jene Grenze erreicht hatten, denn jener Stützpunkt war es, der keinen Angriff duldete, vornemlich so lange, als der Einfluß der Kapitalkraft noch mangelte. Alles Leben hätte aufgehört, wenn die Trennung von Boden- und Menschenkraft wäre konsumirt worden, es gab kein anderes Cement, kein anderes Bindungsmittel für beyde, als nur ein geregelter Zustand, Organismus, Gesetzmäßigkeit, gesellige Relation; diese mußte wieder gesucht werden, selbst dann, wenn man mit der früheren nicht mehr zufrieden war. Eine Lücke konnte nicht Statt finden, wenigstens keine lange, denn wie wäre dann ein Bestehen möglich gewesen? So verbot sich der Irrthum, erst alles niederreißen, demnächst aber neu aufbauen zu wollen, von selbst. Nur Ausbildungen, nur allmähliche Umwandlungen zum Entsprechenden konnten eintreten. Zu diesen beyden großen Vortheilen trat nun auch der, daß dieß wahrhaft fruchtbare Verhältniß nicht durch den Eintritt des Begriffs von Kapital zerrissen werden konnte. Unmöglich war es, daß jenes die oben auseinander gesetzte Wirkung, das Lebendige in Todtes zu verwandeln, ausüben konnte. Endlich welcher Veredlung das ganze Verhältniß fähig war, hat Recensent bey mehreren andern Gelegenheiten gezeigt. Er übergeht dieß, und will nur den schon bey einer andern Gelegenheit von ihm erwähnten Montlosier wieder in Erinnerung bringen, der in seinem bekannten Werk sur la monarchie françoise von den drey Ligamenten in der Gesellschaft spricht, dem Bande der Knechtschaft, dem Bande des Geldes und dem Bande gegenseitiger fester Leistungen, letztere aber als die würdigsten, edelsten und menschlichsten darstellt, zugleich sie auch in Frankreich als Institutionen von germanischer Eigenthümlichkeit charakterisirt, während er den beyden andern römischen und gallischen Ursprung beylegt.

Wenn nun dieß Verhältniß nicht von selbst auseinander gehen, sondern mit freyerer Absichtlichkeit aufgelöset werden soll, so muß entweder jeder nur so viel Land haben, wie seiner eigenen Arbeitskraft entspricht, oder wenn er mehr braucht, sich diese Arbeitskraft mit dem Gelde, das hier als Verlagsrente erscheint, erwerben. Wer eine Vereinigung von Grundkraft und fremder Arbeitskraft besaß, soll die eine Hälfte seines Eigenthums verlieren, es sey nun weil es ökonomisch besser gehalten wird, oder

weil es der Zeitgeist fordert; dafür muß er entschädigt werden durch ein Objekt, mit dem er sich die entweichende Arbeitskraft ersetzen kann, d. h. durch ein Objekt, welches ihm die nöthige Verlagsrente gewährt. Er soll mithin für die Arbeitskraft, die er hingibt, eben so viel Bodenkraft erhalten, indem ihm überlassen wird, was er an Landrente mehr erhält, in Verlagskapital und Verlagsrente zu verwandeln, damit er die nöthige Menschenarbeit durch sie gewinne. Deshalb muß die Gleichung vom Werth der Naturkraft zur menschlichen Arbeitskraft gesucht werden, und der Anfang läßt sich bey der Naturkraft für dieses Geschäft wohl zweckmäßiger machen; darum wird nun sie, nicht die menschliche Arbeitskraft, als das Bestimmende obenan gestellt, nämlich die Bodenkraft gemessen, diese in neuen arithmetischen Größen ausgedrückt, auf dieselben arithmetischen Größen aber der Lebensbedarf eines Arbeiters zurückgeführt. Besitzt man nun für Menschenarbeit und Naturarbeit einen gemeinschaftlichen Nenner, so hindert nichts mehr die Ausgleichung. Dieß ist nur der dem beabsichteten Geschäft unterliegende Grundgedanke. In der Ausführung ist es noch manchen Komplikationen und Modifikationen unterworfen, die es wieder anders stellen; allein darauf kömmt es hier nicht an, denn das Wesentlichste des jetzigen Zwecks ist, nur zu zeigen, wie, dem früheren Beyspiele vom Physiokratismus entsprechend, in anderer Absicht und auf andere Weise der Versuch sich erneuert, von der Naturarbeit auszugehen; aber freylich durch ein Verfahren, das gleich sehr zerstörend in sich selbst wie für anderes ist. Denn einmal kann die absolute Normirung, wenn von diesem Punkt ausgegangen wird, eben so wenig vollbracht werden, als wenn es bey der Menschenarbeit geschieht. Schon in dem bey dem jetzigen Gesellschaftszustande dazwischen getretenen Kapitale liegt ein wichtiger Hinderungsgrund. Wie dieß zusammenhängt, würde wieder in die Bahn ganz neuer Untersuchungen ziehen. Es ist auch nicht das Wichtigste; dieses bestehet viemehr darin, daß wir nun die Schule der jetzigen Nationalwirthe selbst gespalten sehen. Einig sind beyde dadurch, daß sie Naturarbeit und Menschenarbeit anerkennen, mithin beyden die Erscheinung der Kraft, und des Fundaments ihrer Wissenschaft als Arbeit gemeinsam ist, sie auch Naturwirkung und Menschenwirkung auf dieß Gemeinsame der Arbeit zurückführen wollen. Aber der eine hebt bey der Natur-, der andere bey der Menschenarbeit an; dem Einen ist dieß, dem Andern ist jenes das Ursprüngliche. So erneuert sich derjenige Kampf über das Hysteron und Proteron auch in diesem Gebiet, der unausbleiblich eintritt, wenn wir das, was nur Eins ist, und in seiner Einheit des Ursprungs ein Wesen höherer Art, trennen wollen, und mittelst dieser Trennung uns

selbst zerrissen sehen von der unausgesetzt sich wieder erneuernden Ungewißheit, was wir für das Erste, für das Bestimmende anerkennen wollen!

So viel ist für den Kreis der hier nur zu umspannenden Ansichten und Betrachtungen wahr, daß die Wissenschaft der Nationalökonomie nur in sich selbst auf das Entschiedenste, auf das Unversöhnlichste durch Trennung und Widerspruch leidet. Denn ohne weitere Erörterung und Beweis, selbst ohne weitere Beyhülfe für dessen Auffindung, möchte nun wohl der von eigener Denkkraft unterstützte Leser im Stande seyn, sich es klar zu machen, wie und weßhalb die Versuche, den Werth der Naturarbeit aus sich zu bestimmen, eben so gewiß scheitern müssen, wie die einer gleichmäßigen Bestimmung der Menschenarbeit, so daß beyde sich aufreiben und vernichten. Woher kömmt diese Spaltung? — Aus zweyen Gründen, die sich gegenseitig ergänzen, und so zu einem einzigen werden. Eine Wissenschaft von wirklichen Dingen muß doch wohl diesen wirklichen Dingen entsprechen, die physischen Wissenschaften müssen doch eine Natur und einen Organismus, die mechanischen eine Dynamik und einen Mechanismus zur Unterlage haben. So lange nun auf der einen Seite die Bewegung einer Maschine, auf der andern das Leben einer Pflanze stehet, und in der Wirklichkeit beyde nicht innerlich, nicht dem Wesen und dem Ursprunge nach, für eins gelten sollen, sondern nur äußerlich im Raume durch eine dritte fremde Gewalt in Berührung gestellt werden, kann weder die Physik noch die Mechanik diejenige Wissenschaft seyn, deren Gesetze für beyde Gültigkeit besitzen. Also was in der Wirklichkeit aus einander gerissen ist, muß auch im Spiegel der Wissenschaft so erscheinen. Deßhalb, wenn wir ein beständiges Scheitern der wissenschaftlichen Bemühungen erfahren, den Versuch der Einheit zu Stande zu bringen; wenn fortwährend, nachdem stets geglaubt worden, nun sey das obere Gesetz gefunden für das Erste der beyden Wesen, sie aus einander fallen, und sich wie unabhängige Parallelen gegenüber stellen, dann dürfen wir wohl schließen, der Mangel der Uebereinstimmung sey hier entstanden, weil sie sich auch in der Wirklichkeit durch Zertrümmerung des wirklichen Verhältnisses zeigt. Aber dieß vollendet die Ansicht noch nicht. Es war früher entwickelt worden, daß wissenschaftliche Einsicht, die eines wahren nicht scheinbaren Verhältnisses verschiedenartig sich darstellender Wesen zu einander sey. Dieß entsteht nur dadurch, daß die Verschiedenartigen in der Tiefe auf eine Einheit zurückgeführt seyn wollen, daß diese Einheit in der Wurzel nur die wesentliche sey, jedoch daß diese um so schwächer und so unwahrer werde, je mehr sie übrig läßt, was sie von der Einheit ausschließt.

Nun aber die Wissenschaft von der Nationalökonomie! Sie sucht die Einheit in der Arbeit der Natur, des Menschen und des Erwerbstammes. Letztere hat etwas, das nie in diejenige Einheit mit aufgehen kann, welche die beyden erstern bilden; dieß war gezeigt. Die beyden erstern ihrer tiefer liegenden wahren Natur nach bilden folglich ein Verhältniß, dessen Betrachtung die der Kapitalarbeit ausschließt. Harmonie entsteht nur, wenn sie nicht als Parallelen, sondern als die Schenkel des von einem Mittelpunkt ausgehenden Winkels erblickt werden; denn nur diesen gibt die Fähigkeit, mit Freyheit zusammen fallen und auseinander gehen zu können, die den Parallelen fehlt. Nur jene bilden ein Universum mathematischer oder vielmehr geometrischer Wahrheit und Harmonie. Letztere heben es so lange auf, bis sie nicht die Annäherung beginnen, dann aber sich in Schenkel des Winkels verwandeln, die den gemeinsamen Punkt des Ursprungs suchen, mit dem Freyheit und Gesetzlichkeit der Bewegung entsteht. Geschieht dieß nicht, so wird die Berührung nicht mehr nothwendige Folge der Sache selbst, und geht aus dem gemeinschaftlichen Einheitspunkt gesetzlich hervor, sondern die willkürliche Dazwischenkunft von etwas Fremdartigen muß sie zu Stande bringen. Wie in aller Welt aber kann die Doktrin auf den Winkel hinarbeiten, diesen voraussetzen wollen, wenn sie in der Wirklichkeit beständig die Parallelen hat, oder vielmehr: wie kann sie wähnen, sie konstruire doktrinell den Winkel, und ihre Konstruktion solle Wahrheit und Dauer behaupten, da sie doch praktisch beständig die Parallele entweder als anerkannte Figur vorfindet, oder fortwährend zu konstruiren gebietet. Wollte man endlich noch weiter gehen, so könnte man fragen: wie soll aus wirklichen absoluten Parallelen — denn vieles erschien als solche, was, weil hier die geringste Abweichung den Begriff oder die Figur aufhebt, leise oder auf Punkten abwich, und dadurch sogleich das Entgegengesetzte wurde — eine Totalität von geometrischen Figuren und geometrischen Wahrheiten entstehen können?

Dieß, der jetzt gültigen Nationalwirthschaftslehre feindliche Resultat ist freylich nur durch ein dialektisches Verfahren erreicht worden, hat daher auch das Positive nicht hervorgebracht, sondern nur nach der Richtung hingewiesen, in welcher es zu suchen ist. Abgesehen von der Rechtfertigung, welche die Pflicht der Beschränkung diesem Verfahren darbietet, ist aber auch zu erwägen, daß Recensent die Theorie, mit der er sich beschäftigt hat, erschüttern wollte, weil er sie nicht anzuerkennen vermag. Aber es ist ihm entgegen, etwas vernichten zu wollen, um auf Trümmer ein Neues zu errichten. Selbst wenn eine Lehre sich verirrt hat; gibt es zwey Wege ihre Irrthümer aufzuheben. Der eine besteht in Vernichtung derselben, mittelst welcher sie völlig zer-

trümmern, durchaus in Staub und Asche zerstäuben soll. Wer aber erhalten will, muß konsequent seyn, auch die Durchgangspunkte des Irrthums geschichtlich achten. Darum vermag er jenen Weg nicht zu wählen, und muß zu einem andern schreiten, nämlich, das in dem Irrthum enthüllen, was noch oder schon wieder Keim zur Wahrheit ist. Dergleichen besitzt jeder Irrthum, und jener von ihm aufgestellten Maxime glaubt Recensent treu geblieben zu seyn. Er hat nichts dogmatisch aufgestellt, was er für die rechte der von ihm angegriffenen gegenüber stehende Lehre ausgeben will. Dahingegen hat er gezeigt, wohin das von ihr selbst ergriffene Verfahren, alle Arbeit oder Kraft, kurz alles Wirken auf Eins zurückzuführen, leiten könne, zum Guten oder Bösen. Daraus müßte sich die rechte Doktrin von selbst bilden, wenn hier von Doktrin die Rede seyn könnte. Aber ein wahrer, lebendiger Gesellschaftszustand folgt nicht der Doktrin sondern etwas Anderm, und geht dadurch der Doktrin voran. Es ist nicht gut, wenn letztere, besonders sobald sie von dürftiger Natur ist, den Vortritt behauptet. Recensent konnte sich daher wohl auf die gelieferten Andeutungen beschränken, und hofft um so mehr deßhalb keine Vorwürfe zu leiden, daß er so viele Einzelnheiten im ersten Theil des Werks unbeachtet gelassen, da er lediglich nicht das Allgemeine, wohl aber das Durchgreifende, was in jeder Verwandlung der Hauptsätze zu besonderen Behauptungen wieder sichtbar wird, aufgefaßt hat.

Was den zweyten Band der Uebersetzung, der vom geistigen Kapital des Menschen, der Civilisation, handelt, betrifft, so ist schon angedeutet worden, wie hier nach des Recensenten Meinung bloßes Nebeneinanderstellen nicht ausreicht, sondern vollkommene Auflösung zu einer Einheit gesucht werden muß. Hier fehlen aber noch alle gemeinschaftliche Unterlagen, die durch Annahme der Einheit in der Natur-, Menschen- und Kapitalarbeit der Theil gewährte, der von der Nationalökonomie handelte. Es würde nöthig seyn, sich erst hierüber durch ausführlichere als hier zuläßige Mittel in Uebereinstimmung zu setzen.

Von den, den dritten Theil anfüllenden, Zusätzen ist schon bemerkt worden, daß sie als willkommene Materialien für die Lehre von der Nationalökonomie zu betrachten sind, deren Verarbeitung Gegenstand eigener Beschäftigung werden kann; daher sie gleichfalls außer den Bereich der hier unternommenen Betrachtungen treten, deren Zusammenstellung und Natur durch den Zweck bestimmt werden, die Mannigfaltigkeit von Ansichten und Materien, welche der Staatswirth jetzt zu umspannen hat, nach einer Seite hin zu richten, von der aus sie sich wieder in vollkommener Einheit allmählich darstellen werden. W. v. Schütze.

Art. V. Geschichten hellenischer Stämme und Städte, von Dr. Karl Otfried Müller, Professor an der Universität zu Göttingen. Erster Band. Orchomenos und die Minyer. Mit einer Karte. Breslau. Verlag von Joseph Max, 1820. (VI und 125 S. in 8.)

In der Einleitung zu diesem umfassenden, trefflichen Werke erklärt sich der Verfasser über die Art und Weise der Behandlung der ältesten Mythen und Sagen so umsichtig und mit so gesunder Kritik, daß der Leser sich zu ihm mit gespannter Erwartung hingezogen fühlt. Seine Worte sind: »Nachdem man die Weise früherer Gelehrten, Alles in engem Bezuge an die Schriften des alten Bundes anzuknüpfen, und aus dem Heidenthume nichts als ein zerrissenes, entartetes Judenthum zu machen, verlassen hat: wenden nicht Wenige und höchst Geistreiche, gerade so wie jene Alten, die Augen beständig nach Aegypten, Phönicien, dem fernsten Morgenlande. Und ganz vorzüglich bestreben sich diese, das Hellenische möglichst aus hellenischer Art herauszudrängen, und durch die verworrenen Gespinnste mythischer Ideenreihen bis zu indischer Urweisheit, oder Vorderasiens und Aegyptens getrübten und düsteren Religionen hinzuführen — eine Neigung, die sich nicht in Glauben und Sage allein, sondern auch in Geschichte der Bildnerey, Wissenschaft, der ältesten Staatsformen kund gibt — eh' indeß, was doch vorausgehen müßte, hellenisches wie orientalisches Leben, in gesonderter Eigenthümlichkeit und unverfälschter Wahrheit, jedes für sich, vollkommen ergründet und dargestellt wäre. Nur eine solche vorurtheilsfreye und umfassende Darstellung könnte es seyn, die den Zusammenhang und die Verflechtung des Hellenischen mit dem übrigen geschichtlich Gegebenen, und vielleicht eine weit tiefere und größere, als bis jetzt aus einseitig beschränktem Gesichtspunkte nachgewiesen worden, auszumitteln vermöchte, zugleich aber auch einen Ausweg öffnen müßte aus dem Irrsale zahlloser Muthmaßungssysteme, deren jedes seine einleuchtenden Zusammenstellungen und überraschenden Schlußreihen hat. — Dagegen sucht man in der Behandlung der alten Sage und des alten Glaubens immer nur das zu erweisen, was wir vornweg glauben, aber unmöglich einer Erfahrungswissenschaft als Ziel setzen können, daß in der Wurzel Alles Eins sey, und alle Offenbarung des Göttlichen ein' und dieselbe.« — (S. 8—9.) Recensent freuet sich, den Verfasser, von diesen Grundsätzen ausgehend, auf diesem Wege zu finden, der, seiner schon früher ausgesprochnen Ueberzeugung gemäß, bey der Erforschung des Alterthums allein zum Ziele führen kann.

Es wird nun noch eine andere, nicht minder verwerfliche Partey der Alterthumsforscher bezeichnet: »in deren Werken

nichts Ideenähnliches ist, die wie französische Schriftsteller neuerer Zeit in pragmatischer Mythenerklärung würdige Schüler Ephoros und Diodors — die älteste Sage nicht viel anders, als die geheime Geschichte europäischer Kabinette — behandeln, und mit einem oft lächerlichen Scharfsinn und einer Kritik zu berichtigen streben, die nicht unkritischer gedacht werden könnte.« (S. 10.) Indem der Verf. in beyden Behandlungsarten ein entgegengesetztes Streben wahrnimmt, übersieht er, daß beyde in dem ersten Grundsatze, von dem sie ausgehen — wenn auch ohne sich desselben bewußt zu seyn — völlig eins sind. Alle ihre Verirrungen, ihre Mißgriffe, fließen aus einem Quell. Jeder schiebt dem Alterthum seine Weltansicht unter, und findet daher überall wieder was er selber sieht oder zu sehen — weiß oder zu wissen glaubt. Diese ihre Philosophie, die sich zwar erst in unserem Zeitalter entwickelt hat, aber doch da sie — und wie könnte es anders seyn? — die Natur unseres Geistes wenigstens von einer Seite richtig auffaßt; und der menschliche Geist zu allen Zeiten in der Aeußerung seiner Grundkräfte nothwendig derselbe war — überall einzelnen Zügen der Mythen und Sagen angeschmiegt, oder aus ihnen abgeleitet werden kann; jene ihre engen praktischen Verstandesbegriffe des heutigen Altagslebens; aber auch diese ruhen ja endlich auf den nothwendigen äußern Bedingungen des geselligen Lebens, und lassen sich daher theilweise zu allen Zeiten nachweisen. Wer das Alterthum wahrhaft begreifen und in der Gestalt darstellen will, die es wirklich trägt, muß die schwere Kunst erlernen: sein eignes Selbst zu verläugnen; gleich dem Uebersetzer eines Werkes aus alten Sprachen, muß er nicht allein in den Sinn des ihm Gegebenen, in Begriffe und Ideen einzudringen suchen; sondern auch die Formen, in welchen das Ganze sich darstellt, so viel die Verständlichkeit es erlaubt, treu beybehalten. Er muß wiedergeben was er findet, ohne durch Symbolisirung und Deutung heraus zu künsteln, was nicht da ist, auch wo eine Wahrscheinlichkeit ihn lockt; denn diese setzt eigentlich nur die Möglichkeit voraus; und von dieser bis zur Wirklichkeit, ist immer ein großer Sprung. Wir werden in der Folge zeigen, daß der Verfasser, so richtig er den Begriff der Alterthumsforschung auch auffaßt, doch demselben in der Anwendung nicht ganz treu bleibt, und bald zu dieser, bald zu jener Partey herüber schwankt.

Der Verfasser bestimmt dann den Gegenstand seines Werkes näher. Um eine allgemeine Geschichte der Hellenen, die »als Kern der Alterthumskunde noch unverantwortlich wüste liegt,« vorzubereiten und zu begründen, will er die Specialgeschichte der hellenischen Stämme und Städte bearbeiten.

Ein eben so verdienstliches als schwieriges Unternehmen, welches ganz den jugendlichen Muth, die Kraft und Gelehrsamkeit erfordert, welche der Verfasser in diesem ersten Bande an den Tag legt. Der Anfang wird nun mit der Geschichte der Minyer gemacht, und keineswegs verhehlt sich der Verfasser die Schwierigkeiten, die ihm hier entgegen treten. »In Wahrheit — sagt er — bedarf die Geschichte der Minyer, wenn irgend eine, angestrengter Forschung. Die Verwandtschaft der Minyer Böotiens mit den thessalischen Völkerschaften, die innerste Verknüpfung der orchomenischen Sagen mit denen vom Argonautenzuge, endlich die Verbindung der Minyer mit den Niederlassungen in Thera und Cyrene, alles dieß und noch vieles Andere bildet ein Sagengewirr, welches bis in die Geschichte hineinspielt, und eine Vermittlung der Geschichte mit dem Mythos, wie selten! Dieses Sagengewirre zu lösen sey die erste und hauptsächlichste Absicht dieses Buches.« (S. 19.)

Wenn der Recensent nun den Verfasser auf diesem Wege mit einer, zwar unparteyischen, doch scharfen Kritik begleitet, so glaubt er dadurch nur die Wichtigkeit zu bezeichnen, welche er diesem Werke beylegt.

Der erste Abschnitt enthält eine geographische Beschreibung von Böotien und den Wohnsitzen der Minyer. Es war nothwendig, damit den Anfang zu machen, und der Verfasser hat alle Quellen, die ihm zu Gebote standen, mit Sorgfalt benutzt; wir finden nur Weniges dabey zu erinnern. Wenn es (S. 25) heißt: »Parnes, Kithäron, Helikon, der Parnaß, Oete und die Küstenberge schließen ein Thal ein, welches außer dem nördlichen Theile von Phokis ganz Böotien in sich begreift, wenn man die schmalen Ebenen ausnimmt, die sich südwestlich außerhalb des Helikons und Kithärons, und nordöstlich zwischen den Küstenbergen und dem euböischen Meere hinziehen, und von denen diese sich nördlich in das Küstenland der Lokrer am Knemis erweitert,« so ist dieß nicht ganz richtig, und es wird dabey ein geographisch sehr bedeutender Bergzug ganz übersehn, welcher von dem nordöstlichen Küstengebirge, in der Richtung von Anthedon gegen Süden, zwischen den Quellen des Schönus und Thermodon herabsteigt, und sich mit den Fortsetzungen des Helikon, welche gegen Süden das Thal schließen, vereinigt. Die geologische Ansicht dieser ganzen Gegend setzt diesen Höhenzug nicht allein als nothwendig voraus, sondern Wehler beschreibt ihn auch in seiner Reise ausdrücklich. Er schätzt die gegen Westen gerichtete Abdachung, welche sich übrigens ganz gut ersteigen ließ, auf zwey bis drey Lieues; dann stieg er wieder etwas sanft herab, ging über einen Fluß, welcher hier seinen Lauf

8 *

gegen Osten nahm, und den er für den Asopus (Thermodon) hielt, und stieg dann wieder ein steiles, felsiges Gebirg herauf, bis nach Vlachi (Horma). Dieser Bergzug trennt nun das große Thal von Böotien als ein völlig geschlossenes Thal ganz von dem Doppelthale des Asopus, welches endlich in nördlicher Richtung gegen das Meer sich öffnet.

Vorzüglich kömmt bey dieser geographischen Untersuchung der Gegend, in Bezug auf den Grad der Kultur und Kunst der ältesten Bewohner derselben, viel auf die Katabothren, oder unterirdischen Abzugskanäle des kopaischen Sees in das euböische Meer an. Unter den neuern Reisenden hat Wehler sie zuerst gesehen und von ihnen geschrieben. Dieser Reisende, welcher die Katabothren für Werke der Kunst hält, ist außer sich über die Größe derselben. Wären sie wirklich Menschenwerk, so hätte auch das gesammte Alterthum nichts aufzuzeigen, was an Kühnheit des Unternehmens, an Kraft und Ausdauer diesen außerordentlichen Werken vorzusetzen sey. Der Verfasser tritt nun im 2ten Abschnitt der Meinung Wehlers bey; und sagt: »daß die Katabothren, wie Wehler sie beschreibt, als »Menschenwerke erscheinen, leuchtet ein; so unbestimmt auch »der Ausdruck der Alten ist, die sie ἐναύλους nannten.« (S. 63.) Wir bemerken hier zuerst, daß Wehler diese Abzüge eigentlich gar nicht beschreibt; er nennt sie blos erstaunenswürdige Werke; von denen er fünf und zwanzig selbst sah, und deren Anzahl sich auf funfzig belaufen sollte. Nichts wird von ihrer Gestalt erwähnt, ob sie regelmäßig oder unregelmäßig, eben fortlaufend, oder niedriger liegend als der Boden des Sees sind; oder irgend etwas woraus sich auf ihre natürliche oder künstliche Entstehung schließen ließe.

Was bey dieser Untersuchung sogleich auffällt, ist die große Anzahl dieser Abzüge — funfzig, und so klein, daß sie leicht sich verstopfen, und man in der Folge um sie zu reinigen, von oben durch den Berg senkrecht Brunnen eintreiben mußte. Waren sie durch Kunst angelegt; warum öffnete man statt so vieler nicht zwey — drey große Abzüge, geräumig genug das Gewässer abzuführen, da dieß offenbar weniger Mühe und Aufwand gekostet haben würde, als funfzig besondere Kanäle, und noch obenein den Vorzug augenscheinlich darbot: daß nicht leicht eine Verstopfung möglich war, oder wenn sie ja eintrat, ohne viele Mühe wieder gehoben werden konnte. Einem Volk, dem man Kunst und Kraft genug zutraut, ein Werk der Art zu unternehmen, muß man auch die Kenntnisse zugestehen, diese Vortheile zu überlegen.

Was hier aber zu entscheiden scheint, ist die keineswegs un-

bestimmt erklärte Meinung der Alten. Nur mit der, von Wehler entlehnten, vorgefaßten Meinung: daß die Katabothren Menschenwerk wären, konnte der Verfasser von einer Stelle des Strabo, die von diesen Abzügen handelt, sagen: sie sey »unverkennbar verwirrt« — sie ist dieß gar nicht. Strabos Worte sind, nach Hr. Müllers eigener Anführung, folgende: »Von den böotischen Ebenen sind einige durch einströmende Flüsse, Seen geworden; wo aber die Flüsse einen Ausgang genommen, und die Thäler ausgetrocknet sind, haben diese sich in die gesegnetsten und bebautesten Fruchtfelder verwandelt. Da aber das Land in der Tiefe ausgehöhlt und voll Risse und Spalten ist, sind oft gewaltige Erdbeben entstanden, welche einige Ausgänge verstopft, andere geöffnet haben, bald durch sichtbare, bald durch unterirdische Gänge *). So fließen nun auch Fluß- wie Seegewässer, hier durch unterirdische Abzüge, dort über der Erde ab. Hatten sich aber die Gänge in der Tiefe verstopft, so geschah es wohl, daß die Seen bis zu den bewohnten Orten stiegen, so daß Städte und Gegenden in sie versanken, die dann, wenn jene Kanäle oder andere geöffnet wurden, wieder erschienen.« —— »Für dieß alles ist Kephissos das beste Beyspiel, der den kopaischen See anfüllt. Denn da dieser einst so wuchs, daß Kopä Gefahr lief überschwemmt zu werden, öffnete sich am Ufer des Sees nahe bey Kopä ein unterirdischer Schlund, der den Strom in sich aufnahm, und nach einem Laufe von dreyßig Stadien, bey Ober-Larymna wieder hervorspringen ließ.« (S. 55. 56.) Wo liegt nun in dem Allen etwas verwirrtes? Auf das deutlichste geht daraus die Meinung hervor: alle Abzüge der beyden Seen, des Kopaischen und Hylischen, sowohl die unterirdischen als sichtbaren, sind Wirkungen der Natur, das Land ist höhlig und klüftig, in der Tiefe verstopfen sich die Abzüge, so schwellen die Seen an: werden durch Erdbeben neue eröffnet, so fallen sie wieder. Zum Beweis für diese Behauptung wird ein Beyspiel aufgestellt; das Schwellen des kopaischen Sees, und sein Zurückweichen da ein neu entstandener Schlund den Kephissos nicht weit von Kopä aufnahm,

*) Anmerkung. Der Verfasser hat den Sinn hier nicht richtig gefaßt; Strabos Worte sind: Ὑπάντρου δὲ καὶ σηραγγώδους οὔσης κατὰ βάθους τῆς γῆς, σεισμοὶ γενόμενοι πολλάκις ἐξαίσιοι τοὺς μὲν ἔφραξαν τῶν πόρων, τοὺς δὲ ἀνέωξαν· τοὺς μὲν μέχρι τῆς ἐπιφανείας, τοὺς δὲ διὰ ὑπονόμων· συμβαίνει δὴ καὶ τοῖς ὕδασι, τοῖς μὲν δὲ ὑπονόμων φέρεσθαι τῶν ῥείθρων· τοῖς δ' ἐπιπολῆς, τοῖς δε λιμναίοις, καὶ τοις ποταμίοις, also »da die Erde in der Tiefe höhlig und klüftig ist, so verstopfen die heftigen, sich oft ereignenden Erdbeben einige Ausgänge und öffnen andre u. s. w.

und unter dem Gebirge bis Larymna fortleitete. Daß Strabo unter den Abzügen, von denen er als von Höhlen und Klüften spricht, welche durch Erdbeben verstopft und eröffnet werden, die Katabothra mit begreift, ist so klar, daß man sich wundern muß, wie der Verfasser dabey in Zweifel seyn konnte.

Die Meinung Strabos scheint nun allerdings die Meinung des gesammten Alterthums zu seyn; weil es sich sonst gar nicht begreifen ließe, warum man diese großen Werke, wenn man sie irgend für Menschenwerke gehalten, in den reichen, auf viel unbedeutendere Dinge Rücksicht nehmenden Sagen dieser Gegend so ganz mit Stillschweigen übergangen, und sie nicht zur Verherrlichung dieses oder jenes Heros angewendet haben sollte? Recensent kann nach wiederholter Prüfung der hier in Betracht kommenden Gründe nur jener Meinung der Alten beytreten. Sollte das — immer nur kleine und auf wenige Städte beschränkte Volk der Minyer je eine Stufe von Kultur und Kraftentwicklung erreicht haben, als nöthig war, Werke der Art zu vollbringen und dieselben »Jahrhunderte lang«, durch seine Wasserbaukünstler zu unterhalten, ohne daß auch nur eine geschichtliche Spur, oder selbst in Sagen und Mythen — davon vorkäme, da doch von der Gründung, der Blüte und dem Verfall ihrer Städte, wie von dem Wachsen und Fallen der Seen u. s. w. so oft die Rede ist? Freylich entgeht dem Verfasser dadurch ein vorzüglicher Grund, die alten Minyer zu verherrlichen, die er eben dieser Abzüge wegen in der Wasserbaukunst den alten Aegyptern an die Seite setzt!

Der Verfasser führt diese geographische Beschreibung bis zu dem Ende des dritten Abschnittes durch, und geht dann auf eine sinnreiche Art zu den ältesten Sagen der Griechen überhaupt über, wobey man jedoch zweyerley vermißt, was man wohl hätte erwarten können; nämlich eine Entwicklung der Ansicht, welche er überhaupt mit den Völkern der oben beschriebenen Gegenden in den Urzeiten verbindet, und was ihm Sage und Mythus überhaupt eigentlich ist. Statt dessen tritt der Verfasser sogleich polemisch in die ältesten Sagen ein, und überläßt es dem Leser, sich nach und nach die Ansicht des Volks, von dem die Rede ist, zu gestalten, und der Begriff der Sage und des Mythus kommen erst am Ende des 5ten Abschnittes zur Sprache. Bey dem Polemisiren bildet sich aber eine Ansicht des Verhältnisses der ältesten Griechen gegen andere alte Völker, z. B. die Aegypter, welche keineswegs richtig ist, und wodurch der Verfasser sich seinen Gesichtspunkt ein wenig verrückt.

Den Uebergang von der Landesbeschreibung zu den ältesten Sagen bildet der Verfasser nun auf folgende Art: er findet

zwischen Böotien und dem Kephissos, und Aegypten mit dem Nil, kurz zwischen der orchomenischen und ägyptischen Natur eine »auffallende Aehnlichkeit,« an welcher indeß die Phantasie mehr Antheil hat als die Beobachtung der Natur. Die wirklich vorhandene Aehnlichkeit ist keine andre, als die zwischen allen Thalländern, in deren Mitte ein Fluß hinströmt, Statt findet. Eine größere Verschiedenheit aber, wie sie wirklich zwischen der orchomenischen und ägyptischen Natur Statt findet, läßt sich nicht wohl denken — doch der Verfasser scheint diese Aehnlichkeit auch nur ergriffen zu haben, sich den Uebergang zu den folgenden Abschnitten zu bahnen, in welchen er von den Sagen, die Einwanderungen des Kekrops und Danaus aus Aegypten und des Kadmos aus Phönizien handelt, und dieselben geschichtlich ganz verwirft.

Recensent kann unmöglich in die einzelnen Züge dieser Untersuchung eingehn; doch muß er im Allgemeinen bemerken: die Gründe, mit welchen der Verfasser jene Sagen geschichtlich bestreitet, setzen alle voraus — was wir nicht unbedingt zugeben — daß unter dem Aegypter, woher Kekrops und Danaus gekommen seyn sollen, schon ursprünglich das Land am Nil; und unter dem Phönizien bestimmt das Land am Libanon, oder gar Tyrus verstanden worden sey. Hier entwickelt sich aber die tiefer liegende Frage — welche der Verfasser gar nicht berührt — ob der Name Aegypten ursprünglich wirklich einem Manne aus dem Nillande ausschließlich beygelegt worden sey? Daß Aethiops und Aethiopien Appellative sind, die sich nur nach und nach an ein Land als Eigennamen knüpften, behauptet der Verfasser selbst. Sollte es nicht vielleicht mit Aegypter und Aegypten eben so seyn? Man scheint Αιγυπτος ursprünglich eben so auf eine dunkle Farbe bezogen zu haben als Aethiops. Das Wort scheint alt pelasgisch zu seyn, und seine ursprüngliche Bedeutung daraus hervorzugehen, daß man bey näherer Bekanntschaft mit Aegypten, den eigenthümlichen Namen desselben: Chmi, d. i. schwarz, durch dasselbe übersetzte; daher denn auch: αιγυπτιοω, schwarz machen. Ist diese Vermuthung nicht ganz ohne Grund — und einen ähnlichen Grund muß man sich doch wohl denken, warum die alten Pelasger und Hellenen dieses schwarze Land, sey es nun durch Uebersetzung seines alten Namens, oder seiner schwarzen Farbe — nach der Ueberschwemmung — wegen: Αιγυπτος nannten — so konnte man ursprünglich auch wohl alle dunkelfarbige, über das Meer herkommende Fremde: Aegypter nennen, und so konnten Kekrops und Danaus den alten, in der Geographie gewiß noch wenig erfahrenen Pelasgern Aegypter heißen, ohne daß

dabey schon damals bestimmt an das Land am Nil gedacht wurde. Daß beyde Ankömmlinge nicht aus dem wirklichen Nillande kamen, ist — wenn man auch nicht einmal in Anschlag bringt, daß ihre Namen keineswegs ägyptisch, sondern pelasgisch sind, — ziemlich klar zu erweisen. Wären jene Männer auch durch innere Unruhen gezwungen worden, Aegypten zu verlassen, so würden sie dennoch ihre Religion und ihre Götter mit in das neue Land herüber genommen haben; auch soll namentlich Kekrops, der als Lehrer und Bildner der rohen Urbewohner dargestellt wird, den Dienst der bekannten zwölf Götter eingeführt haben; aber diese Götter sind nicht ägyptisch, sondern rein pelasgisch. Die Grundpfeiler der ägyptischen Religion, die Regierung der Welt durch ein gutes und ein böses Princip, die sich gegenseitig bekämpfen; die Seelenwanderung, welche ohne den Glauben an die Präexistenz des Menschen wohl nicht gedacht wurde, hatten sich unmöglich in der Religion der Griechen so ganz wieder verlieren können, wenn sie jemals, und zwar von einem der ersten Begründer der Götterverehrung, übertragen worden wären.

Die Verwandtschaft zwischen den ägyptischen und griechischen Göttern und Tempeldienst, welche spätere Griechen, und namentlich Herodot, zu finden glaubten, beruhet erweislich nur auf äußern Merkmalen, und auf einer tiefern Verwandtschaft, die auch ohne Uebertragung bey allen Religionen Statt findet, welche ursprünglich von einem blos sinnlichen Naturdienst ausgingen.

Kekrops und Danaus waren also wohl keine Ankömmlinge aus dem Nillande; aber kamen sie deßwegen gar nicht als Fremde, über das Meer in den Gegenden an, wo sie sich niederließen? Dieß zu läugnen, scheint uns ein zu willkürliches Verfahren mit alten, bestimmt ausgesprochenen Sagen zu seyn. Wenn der Verfasser aus dem Umstande: daß Herodot des Kekrops gar nicht gedenkt, wenn er von Aegypten und der Uebertragung ägyptischer Tempelinstitutionen nach Griechenland spricht, schließt: die Sage von Kekrops überhaupt ist eine jüngere, erst nach Herodot gebildete Sage — so ist dieß nicht ganz richtig geschlossen. Es folgte blos: daß man den Kekrops zu Herodots Zeit für keinen Ankömmling aus dem Nillande hielt; was er auch gewiß nicht war. Die Verflechtung des Danaus in die Mythe der Jo ist dem Verfasser wichtiger, als sie uns zu seyn scheint. Die Verwandtschaft der griechischen Jo mit der ägyptischen Isis, überhaupt die Bekanntschaft der Aegypter mit der Jo, beruht zuverläßig nur auf der irrigen Auslegung griechischer Hermeneuten, welche in der mit Hörnern gebildeten Isis ihre Jo erkannten, und den Aegyptern versicher-

ten: die Griechen verehrten dasselbe Wesen; so grundverschieden auch die beyderseitigen Begriffe von diesem Wesen waren. Die Verknüpfung der Mythe, der Io mit der Ankunft des Danaus, deutet vielmehr auf einen pelasgischen Ursprung desselben, und klar auf den Weg hin, auf welchem man ihn nachher bey der Uebertragung der Mythe der Io nach Aegypten, zum Aegypter machte.

Bey dem Phöniker Kadmos müssen wir uns schon etwas länger verweilen, weil durch Siklers bekannte Schrift dieser Gegenstand ein größeres und tieferes Interesse erregt. Recensent ist keineswegs von Siklers Ansichten überzeugt, weil ihm ein kadmeischer Urmythus, in dem Sinne und in dem Umfange, wie jener Gelehrte ihn aufstellt, und aus einer Reihe etymologischer Erklärungen, zu beweisen sucht; mit dem wohl aufgefaßten Geist des gesammten griechischen Mythos nicht vereinbarlich scheint — aber zugestanden muß doch werden: daß schon in den ältesten Zeiten zwischen Palasgern, Hellenen und den semitischen Phönikern viel Zusammenhang Statt fand; daß von letztern zu den erstern manche Kenntnisse und religiöse Ideen, und mit ihnen manches aus der Sprache überging. Muß man daraus, nach der Art und dem Geist der Mittheilung aller Völker, nicht eher auf die wirkliche Einwanderung einer Kolonie, als auf einen bloßen Handelsverkehr schließen? der Verfasser gesteht das Uebertragen phönikischer Kenntnisse zu, und meint nur: man habe alles Phönikische, was man durch Verkehr und Handel empfangen, in der Folge nur auf Kadmos, als einen Kolonienführer, übertragen, ohne daß je ein solcher existirt habe. Aber wie — muß man hier fragen — konnte überhaupt diese Sage, von dem Kolonienführer Kadmos und den Kadmeiern, die er in eine bestimmte Stadt einführte, entstehen; wenn ihr nichts weiter zum Grunde lag: als ein allgemeiner Handelsverkehr, an welchem gerade die Stadt, in welcher Kadmos und sein Volk sich niederlassen, ihrer Lage wegen keinen sonderlichen Antheil nehmen konnte? Diese Frage übergeht der Verfasser und stellt nur Gründe auf, welche beweisen sollen: daß die Kadmeier nicht aus Phönikien kamen, und Kadmos kein Kolonienanführer war; ja, daß überhaupt der Kadmos der Sage gar nicht existirte. Die vornehmsten Gründe für diese Behauptung sind: 1) es sey wunderbar, daß gerade Theben die Kolonie eines Handelsvolks seyn solle, und zwar die allererste, da sie doch unter allen Städten Hellas zum Handel am unbequemsten lag. Hierbey wird nun aber vorausgesetzt, was erst erwiesen werden müßte: daß die Sage Theben als eine Handelskolonie betrachte, oder daß keine Kolonie von den Phönikern ausgehen können, als nur des Han-

dels wegen. Wenn Kadmos nun, wie die Sage andeutet, ein Flüchtling war, der keinen andern Zweck hatte, als ein neues Vaterland zu suchen? Konnte es da nicht in dem Zweck liegen: die vielleicht schon von seinem Volk besuchten Küsten zu meiden? Der zweyte Grund ist: Kadmos war kein Mensch, sondern ein Gott der tyrrhenischen Pelasger, die folglich mit den Kadmeiern ein und dasselbe Volk sind. Der letzte Theil der Behauptung ruhet auf dem ersten, und der erste gründet sich auf einen blos ähnlichen Klang zweyer Namen, die in der That von den Alten zuweilen verwechselt werden. Wenn wir auch annehmen, daß Kadmos und Kadmillos einerley Namen seyen — folgt daraus wohl: daß es nun keinen Anführer einer Kolonie geben konnte, der Kadmos hieß? Keineswegs. Wie viel alte Könige und Helden führen nicht Götternamen, oder wurden selbst mit Göttern für eins gehalten. Des Königs Osiris Grab zeigte man in Aegypten — Zeus herrschte und starb in Kreta — Odin herrschte und starb mehrmals in Norden, wie Wischnu in Indien. Die Lehre der indischen Awalar scheint unter den alten Völkern weit verbreitet gewesen zu seyn. Dieß alles unangesehen, steht dem Verfasser noch ein anderer historischer Grund entgegen, warum der Name der Kadmeier wohl nicht von dem tyrrhenischen Kadmillos abgeleitet werden kann. Schon Moses kannte unter den Urbewohnern von Palästina ein Volk der Kadmeier (Kadmoniter), dessen Land den Nachkommen Abrahams versprochen wird. Wenn wir nun keineswegs mit ältern Historikern aus dem Umstande: daß die Eroberung jener Länder durch die Israeliten, und die Ankunft des Kadmos in Böotien so ziemlich in eine Zeit fallen, schließen, daß er wirklich ein Flüchtling jenes Volks gewesen sey; so ist doch so viel klar: daß Kadmeier ein uralter Volksname unter den semitischen Syrern war. Recensent beabsichtigt hier übrigens mit allen diesen Gegenbemerkungen nichts, als den Verfasser aufmerksam darauf zu machen, daß die Frage über die ältesten Einwanderungen bey den Hellenen doch wohl noch nicht so abgeschlossen sey, wie sie ihm vorzukommen scheint.

Wir haben schon erwähnt, daß, indem der Verfasser sich mit diesen Sagen polemisch beschäftigt, sich in seiner Ansicht der Hellenen ein Verhältniß derselben gegen die andern alten Völker, und namentlich gegen die Aegypter bildet, das nicht das richtige sey — wir müssen dieß näher beleuchten. Indem behauptet wird: die Sage von einem künstlichen Schatzhause und dem heimlichen Diebstahle aus demselben durch die Erbauer mittelst eines beweglichen Steins, sey von den alten Minyern zu den Aegyptern übergegangen, sagt der Verfasser: »Es bleibt uns nichts übrig

als anzunehmen, daß diese sinnvolle Sage erst zu jener Zeit, da unter der Herrschaft der saitischen Könige ganz Aegypten hellenisirt wurde, hinüber geführt, vielleicht an eine ältere Erzählung von einem Schatzdiebstahl (wobey an Sardanapals Schätze Herodot 2, 150 erinnert wird) angeknüpft, und, wie so vieles andere Hellenische sage ich, denn was darf am Ende eine strenge Kritik oder auch nur eine unbefangene Ansicht über so manche ägyptisch-hellenische Mythen, die man jetzt gar gern als dem Morgenland ursprünglich voraussetzt, anders entscheiden, als daß es wahrhaft Hellenische Sagen seyen, die sich die Aegypter, bald mit veränderten, bald unveränderten Namen und Umgebungen angemaßt, und den Hellenen als ägyptisches Geschenk zurückgegeben haben.« (S. 101—102.) Nachdem dieß Verhältniß auch auf Perser und Assyrer angewendet worden, sucht der Verfasser seine Ansicht durch Beyspiele aus ägyptischen Sagen zu erläutern und zu beweisen, und fährt dann fort: »und wie hätte es anders geschehen mögen, da ja Psammetich den Söldlingen der Jonen, die er in das Innere seines Reichs aufgenommen, ägyptische Kinder zu Erlernung der Sprache, und wohl schwerlich der Sprache allein, anvertraut hatte, von welcher denn die Kaste der Mäkler und Dollmetscher entsprossen seyn soll, durch die einzig der Fremde, was er von ägyptischer Geschichte erfahren konnte, erfuhr, und denen doch unmittelbar daran liegen mußte, Hellenisches und Aegyptisches möglichst untereinander zu wirren.« (S. 103—104.) Als Herodot nach Aegypten gekommen, meint der Verfasser ferner, sey es schon zu spät, und für den Scharfsinn dieses Alten eine zu schwierige Aufgabe gewesen, das Hellenische von dem Aegyptischen zu unterscheiden. Zweyhundert Jahre waren verflossen, seit der Ansiedlung der Jonier unter Psammetich; hundert Jahre blühte schon die hellenische Handelsstadt Naukratis — und »siebzig Jahre lang war durch die persische Eroberung Volk und Religion im Druck, und mußte sich nach äußern Stützen umsehen; Logographen wie Hekatäos, waren, voll von hellenischen Priester- und Volkssagen, nach Aegypten gekommen, und die Dollmetscher hatten wohl Zeit gehabt, hier und da auf einzelne, halb verstandene hellenische Sagen gestützt, ein ordentliches System von Umdeutungen — — durchzuführen. Und nicht die Dollmetscher allein, und die Hellenen — — sondern die Priester selbst haschten nach hellenischer Sage und Weisheit; — — ja daß sogar in physischer Beobachtung ihres eigenen Landes die Priester hellenische Muthmaßung, früher oder später, für ihre

eigene alte Weisheit ausgaben, erhellt am meisten aus der Annahme, daß der Nil aus dem umströmenden Okeanos ausfließe, die Herodot als einfältige Muthmaßung seiner unwissenden Landsleute verwirft; Diodor dagegen als Aussage ägyptischer Priester anführt u. s. w.« (S. 105.)

Dieß alles, meint der Verfasser, lehre strenge Kritik und unbefangene Ansicht! Wir wollen sehen. Die Punkte, worauf die Ansicht des Verfassers ruht, sind folgende: 1) Die griechischen Dollmetscher wirreten Hellenisches und Aegyptisches durcheinander. — Dagegen kann niemand etwas haben; aber die Folgen dieser Durcheinanderwirrung der Dollmetscher, und was der Verfasser noch daran knüpft? — Es heißt 2) ganz Aegypten wurde unter der Regierung der saitischen Könige hellenisirt; 3) Manches Hellenische wurde den ägyptischen Königsannalen eingeflochten, und dem Nationalstolz der Aegypter dienstbar gemacht; 4) wahrhaft hellenische Sagen wurden — verändert und unverändert — den Hellenen als ägyptisch zurück gegeben, und 5) selbst ägyptische Priester haschten nach hellenischer Sage und Weisheit u. s. w.

Woher, so muß man hier fragen, hat der Verfasser alle diese Nachrichten? Kennt er jene alten Königsannalen, von welchen er spricht? wird nicht alles blos aus ganz einseitigen Nachrichten von Griechen geschlossen und gefolgert? und zwar von Griechen, von denen keiner jene Königsannalen jemals gesehen oder verstanden hat, und die alle ihre Kenntnisse aus den Erzählungen der alles durcheinander wirrenden Dollmetscher schöpften? Und aus welchem Gesichtspunkte nimmt der Verfasser diesen ganzen Sagen- und Ideenwechsel beyder Völker? Er scheint ihm vorzüglich auf einem eigenen Interesse der Dollmetscher und Mäkler zu beruhen, und auf einem — doch wohl nur von eigner Armuth erzeugten — Haschen der Priester nach hellenischer Sage und Weisheit! Befindet der Verfasser sich dabey nicht mitten auf dem Wege, den er vorhin als treue Nachfolge des Ephoros und Diodor mit Recht verwarf?

Daß die Aegypter früher als ein gebildetes, kunstreiches und mächtiges Volk in der Geschichte da stehen als die Griechen, wird der Verfasser schwerlich läugnen wollen; und unternähme er es im Ernst — der Versuch würde unglücklich ausfallen. Beyde Völker neben einander gestellt, kann man also schwerlich mit dem Verfasser die Griechen als Lehrer der Aegypter darstellen; auch wenn man — was wir hier ganz unentschieden lassen — die Aegypter nicht als Lehrer der Griechen betrachten will. Doch — statt alles Polemisirens mit dem Verfasser stellt Recensent hier seine eigene Ansicht von den Hellenen und ihrem Verhältniß ge-

gen die Aegypter überhaupt auf, und unterwirft sie gern der Prüfung jedes unbefangenen Alterthumsforschers.

In allen den Ländern, welche wir unter dem Namen Griechenland begreifen, finden wir zuerst pelasgische Völker. Woher diese kamen, braucht nicht in Frage zu kommen, wenn sichs darum handelt: darzustellen, was unter den Hellenen bestand, und wie es unter ihnen sich bildete. Denn unter und aus den pelasgischen Völkern bildeten sich die Stämme der Hellenen, frühere Sagen und Mythen und Kultus der Pelasger aufnehmend, aber bey dem unruhigen Hin- und Hertreiben, und der örtlichen Verschiedenheit dieser Gegenstände, und der Stammverschiedenheit der Pelasger und Hellenen sehr verwirrt und durch einander geworfen; doch bildet zuletzt sich alles in ein eigenthümlich hellenisches Wesen aus.

Soll aber die tiefer liegende Frage in Untersuchung kommen: ob die Pelasger ein wirkliches Urvolk waren? so muß diese Frage verneint werden. Unter Urvolk verstehen wir ein solches: das vom Anfange seiner geselligen und religiösen Bildung an in dem Lande lebte, wo wir es finden. Der Hauptgrund, die Pelasger als ein solches nicht anzuerkennen, ist folgender: Alle uns im Alterthum bekannten Urvölker, z. B. die Hindu, die alten Perser, die Aegypter, gingen in der Ausbildung ihres ganzen religiösen Wesens von der Natur ihres Landes aus. So ist der Himalaya, der Ganges, und die ganze Natur Indiens mit der Lehre des Brahma; die Feuermeteore und die gesammte Natur des alten Irans mit der Lehre Zoroasters, der Nil, seine Ueberschwemmungen, die Fruchtbarkeit des Landes, die verheerenden Sandstürme aus der libyschen Wüste, mit der Religion der Aegypter so innig verschmolzen und verwebt, daß wenn man auch bey diesen Völkern mitgebrachte Keime gern zugesteht, und aus andern unläugbaren Gründen zugestehen muß, doch die aus Grund und Boden und Himmelsstrich hervorgehende Ausbildung unmöglich verkannt werden kann. Von alle dem nun findet sich bey Pelasgern und Hellenen nichts; ihre Götter scheinen eingewandert, ihr Kultur unabhängig von Grund und Boden gebildet, ja in manchen Stücken auf andere Länder und Völker hindeutend. Daher wird erklärlich, warum dem Griechen, sonst so stolz auf seine nationale Bildung, doch der tiefere Stolz auf eine ursprünglich heimische Religion — wodurch sonst jedes Urvolk sich so charakteristisch auszeichnet — gänzlich mangelt, und er sich außerhalb Griechenland nach dem Geburtslande seiner Götter umsah.

Nehmen wir nun die Hellenen, wie wir sie in ihrer Ausbildung begriffen finden, und betrachten sie zu der Zeit, wo sie un-

ter Psammetich mit den Aegyptern in Berührung traten; so ergibt sich das wahre Verhältniß zwischen beyden Völkern von selbst. Die Aegypter hatten zwar den langen Zeitraum ihrer Größe schon durchlaufen; Theben mit seinen Riesenwerken war schon verlassen, die Pyramiden waren schon erbaut, und das Labyrinth schon vollendet; bey den Hellenen mußte selbst Athen noch anderthalb Jahrhunderte ringen, ehe ein Perikles baute und ein Phidias bildete. Der Grieche trat daher, wenn er Aegypten berührte, in ein Land der Wunder; doch mit der festen Ueberzeugung, daß die Götter seines Landes, als Götter des ganzen Menschengeschlechts, auch in Aegypten verehrt würden, ging sein ganzes Forschen nur dahin: wie man diese Götter dort nenne, und wie sie verehre; und da er nun nie in das Wesen der ägyptischen Religion — oder in das Innere ihrer Tempel eindrang; ließ er sich durch blos äußere Merkmale leiten, und fand so in dem Phtha seinen Hephäst, im Amoun seinen Zeus u. s. w. Da er nun ferner in Aegypten ein offenbar uraltes Reich, mit einer längst vollendeten, abgeschlossenen religiösen und bürgerlichen Verfassung fand; wer kann ihm verdenken, wenn er nun seine Götter aus Aegypten empfangen zu haben glaubte

Der Aegypter hatte von seinen Göttern dieselbe Ueberzeugung wie der Grieche, und es mußte ihm Freude machen, zu hören: daß seine Götter auch in dem Vaterlande des fremden, zu ihm kommenden Volks verehrt würden. Dadurch entstand für beyde Theile ein hohes, religiöses Interesse, Mythen und mythische Sagen mitzutheilen und auszutauschen — es lag hier ein tiefes, ein heiliges Interesse zum Grunde, das der Verfasser gar nicht aufgefaßt hat; es galt der vollständigern Kenntniß der Offenbarungen und Handlungen ihrer Götter.

Wenn der Verfasser nun sagt: ganz Aegypten sey hellenisirt worden, so kann man dieß zugeben, wenn dabey von den Hellenen die Rede ist, welche offenbar alles, was sie uns von Aegypten erzählen, hellenisiren, und nach ihren eigenen Begriffen und Ideen auffassen, ohne daß dadurch übrigens für den Aegypter das Aegyptische hellenisirt wurde. Der Aegypter mochte dabey eben so mit dem Hellenischen, was er zufällig erhielt, verfahren; — es wurde ganz gewiß ägyptisirt. Wir sagen was er zufällig erhielt, denn nie reiste ein Aegypter nach Griechenland, um dort Sagen und Weisheit zu suchen, wie dieß umgekehrt Statt fand.

Daß bey diesem Ideenwechsel und Sagentausch in das eigentlich Aegyptische wohl wenig oder gar nichts übergegangen seyn mag, scheint aus dem abgeschlossenen, und dem griechischen Geist

ganz entgegengesetzten Religionswesen dieses Volks wohl gefolgert werden zu können; so wie der eigentlich religiöse Geist der Griechen nichts Aegyptisches aufnahm, wie die Eigenthümlichkeit desselben hinlänglich beweist. Der Austausch betraf daher nur — wenn wir auf Künste nicht Rücksicht nehmen — äußere Religionssagen und Sagen, die jeder nach der eigenthümlichen Denkart deuten konnte, die dann hin- und hergetragen, gedeutet und umgedeutet wurden, und wo es für uns oft — da wir allein die einseitigen Berichte der Griechen vor uns haben — unmöglich seyn möchte, zu bestimmen, wo das wahre Vaterland derselben sey; auch kommt darauf im Ganzen wohl weniger an, und wir können auf Untersuchungen der Art nicht den großen Werth legen, den unser Verfasser mit mehreren Alterthumsforschern darauf zu legen scheint.

Wie mißlich es um gelehrte Beweise und Entscheidungen der Art steht, wollen wir durch ein Beyspiel aus der Schrift unseres Verfassers darthun. Eine alte Sage, welche Herodot vom Rhampsinit in Aegypten, Pausanias von dem König Hyrieus zu Hyria in Böotien und Charax vom König Augias in Elis erzählen, hat folgende Grundzüge: Zwey Brüder bestehlen ein steinernes Schatzhaus, in welchem ein Stein so künstlich eingesetzt ist, daß er von außen herausgenommen werden kann. Der König bemerkt den Diebstahl, und legt in dem Hause Schlingen und Fallen. Einer der Brüder wird in derselben gefangen, und der andere, um nicht durch den Gefangenen verrathen zu werden, schneidet ihm den Kopf ab und flieht. So weit stimmen alle darin zusammen. In der ägyptischen Sage sind alle, bis ins Kleine ausgeführten Umstände echt ägyptisch und den Sitten des Volks angemessen. Der König beherrscht ein altes, reiches und mächtiges Volk, kann daher wohl große Schätze besitzen, und sich ein steinernes Schatzhaus bauen lassen. Die sich preisgebende Königstochter kommt in Aegypten mehrmals vor, und daß der kluge Dieb endlich Günstling des Königs wird, ist ganz den Sitten angemessen — auch Joseph gelangte aus dem Kerker (wenn auch unschuldig, doch als Verbrecher geachtet) durch Klugheit zu der Stelle eines Günstlings. In Griechenland treten der Sage von vorn herein manche Widersprüche entgegen. Die Begebenheit soll hier an zwey verschiedenen Orten, und bey zwey verschiedenen Königen geschehen seyn. Der Verfasser sucht dieß dadurch zu heben, daß beyde Könige Minyer waren, die Sage also bey einer Trennung des Volks von einem Ort zu dem andern mit fortwanderte — aber immer muß doch die Sache an einen Ort übertragen, und Namen und Nebenumstände daselbst erdichtet seyn. Ferner: wie kommt ein

Minyerkönig, sey es in Hyria oder Elis, dazu, so viele Schätze zu sammeln, daß er sich ein eignes steinernes Schatzhaus bauen ließ? diesem wichtigen Einwurf weicht der Verfasser dadurch aus, daß er die ganze Sage symbolisch-allegorisch erklärt. Das Schatzhaus ist die Erde; die Schätze das den untern Mächten Angehörige — der Diebstahl die heraufgebrachten Ernten. So soll die Sage nun denselben Sinn haben, wie die Mythe des getödteten Dionysos und des getödteten Jasion. Wenn wir die Deutung dieser Mythen hier auch nicht in Anspruch nehmen — welche Aehnlichkeit findet zwischen ihnen und jener Sage von den Schatzdieben statt? Keine andere, als daß jemand getödtet wird. Den Dionysos tödten zwey Brüder, den Jasion tödtet Zeus durch den Donnerstrahl, und beyde werden nachher als mächtige Gottheiten verehrt — von Diebstählen ist dabey gar nicht die Rede. Trophonios stiehlt mit seinem Bruder Agamedes einen Schatz; der letztere wird gefangen, und von Trophonios gemordet, und der Mörder Trophonios wird als Gott verehrt. Sollte der Sinn dieser Sage mit jenen Mythen etwa gleich seyn, so ist klar: daß der verehrte Trophonios nun auch der gemordete seyn müßte. Der Verfasser fühlt dieß auch, nimmt diesen Widerspruch aber sehr leicht, und sagt: »Obgleich »man freylich erwarten sollte, daß Trophonios wie Jasion »der getödtete wäre, ist er nun der Mordende.« (S. 156.) Aber ist denn dieser Widerspruch so geringfügig, daß er die Deutung nicht stört? Ist es gleichgültig, ob jemand der Mörder oder der Gemordete ist? Mit Erklärungen, in welchen dieß keinen Unterschied macht, kann man freylich aus allem alles machen, und noch dazu ohne alle Mühe!

Doch — lassen wir alles, was sich auf innere Gründe und Deutung bezieht, und sehen auf das Geschichtliche bey der Sache, welches ja nach des Verfassers eigenen Erklärung der Kern der Alterthumskunde ist. Der Verfasser führt den Beweis: daß die Sage von dem Schatzraube ursprünglich den Minyern angehöre, und von den Aegyptern in ihre Königsgeschichte übertragen sey, auf folgende Art:

Minyer ließen sich, von Orchomenos aus, im Peloponnesos neben Elis nieder. Diese Einwanderung geschah, vielleicht früher, doch spätestens in den nächsten Jahrhunderten nach der dorischen Einwanderung in den Peloponnesos. Augias selbst war den Minyern verwandt, und da die Sage nun in Böotien und Elis vorkommt; so folgt: daß die aus Böotien in die Nähe von Elis einwandernden Minyer sie mit dahin brachten und auf den Augias übertrugen; und da ferner, wie schon gesagt, diese Einwanderung in den

nächsten Jahrhunderten nach der Einwanderung der Dorer, also früher geschah, als die Griechen unter Psammetich Aegypten näher kennen lernten; so folgt: daß diese Sage den Minyern auch früher bekannt war, ihnen also eigenthümlich angehört. (S. 100.)

Der Verfasser setzt in diesem Beweise offenbar voraus, was eigentlich erst erwiesen werden soll. Wäre erwiesen: daß diese Sage wirklich den alten Minyern in Böotien und Elis bekannt war, so ist die Folgerung: daß sie von Böotien nach Elis übertragen worden, sehr richtig; aber aus der bloßen Möglichkeit dieses Uebertragens auf die frühere Bekanntschaft zurück zu schließen, ist an sich nichtig. Daß die Sage in jene alten Zeiten zurückgesetzt wird, beweist nichts, denn in jüngere Zeiten durfte man sie nicht setzen, wenn sie geglaubt werden sollte.

Der Beweis, den der Verfasser hier zu führen hat, kann allein auf Aussagen von Zeugen beruhen; und hier weiß er für die Sage in Hyria nur den Pausanias, und für die Sage in Elis den Charax anzuführen; zwey Zeugen, welche über fünfhundert Jahre nachher lebten, da die ägyptische Sage durch Herodot allen Griechen bekannt geworden war. Wenn der Verfasser die Sage von der Einwanderung des Kekrops verwirft, geschieht es vorzüglich aus dem Grunde: weder Homer noch Hesiodus, noch irgend ein alter Dichter, noch Herodot erwähnen dieser Sage, da letzterer doch so viele Veranlassung hatte, davon zu reden — wenn er sie gewußt hätte. Eben so ist es auch mit dieser Sage von dem Schatzraube! Kein alter Dichter gedenkt ihrer, auch Herodot nicht, und dieser hätte davon reden müssen, indem er sie als ägyptisch erzählt, wenn ihm das Geringste davon bekannt gewesen wäre; und dieß Stillschweigen des Herodot ist offenbar für diese Sage bedeutender, als sein Schweigen über die Sage von Kekrops — denn er gibt keinen andern Erbauer von Athen an.

Nachdem der Verfasser nun nach verschiednen Sagen, und namentlich im fünften Abschnitt die Sagen von Athamas und den genealogischen Zusammenhang mancher Namen und Stämme näher betrachtet, kommt er am Ende dieses Abschnittes auf den Begriff der Sage und des Mythos überhaupt. Freylich hätte diese Betrachtung der ganzen Untersuchung vorhergehen sollen; doch wir wollen auch hier unsere Bemerkungen darüber mittheilen. Nachdem von dem Sagengewirr der hellenischen Stämme, wie es in den Werken der Griechen uns vorliegt, gesprochen ist, heißt es: »Ein solches Gewirr und Gewebe von Sagen, welches »theils schon die Logographie, nicht weniger vielleicht auch das

»systematische Bestreben der Alexandriner in eine Art, wiewohl »sich beständig selbst widerlegenden Zusammenhangs geordnet hat, »kann erst verstanden werden, wenn jener scheinbare Zusammen»hang zerrissen, die Sage auf die ursprüngliche Einfachheit zu»rückgeführt und Ort und Stamm ausgemittelt wird, von wo sie »ausgegangen, sich mit den Sagen andrer Hellenenvölker ver»mischt hat.« (S. 142.) Wie schwierig und mißlich dieß Ausmitteln sey, haben wir eben zu zeigen gesucht; dennoch legt der Verfasser darauf einem hohen Werth, wenn er fortfährt: »Nur jene Ursage natürlich, läßt eine historische Anwendung auf die Urzeit zu, und zwar oft weniger an sich selbst, als durch ihre Beywerke, die Beziehungen in denen sie steht, die äußeren Voraussetzungen, die sie macht. Denn die Sage liegt als etwas Ewiges allen jenen äußeren Bedingungen und allem Geschichtlichen, was in sie übergegangen, weit voraus: ja es läßt sich kein Zustand eines Naturvolks denken, wo es ohne Sage gewesen, kein Volk, das erst geschichtlicher Ereignisse und Facten bedurft, um darnach das Höchste und Herrlichste und Sinnvolleste erfinden zu können. Es ist ein ewiger Gedanke, den alle Mythologie verfolgt, und in die Zeit überträgt, wie einst Menschen und Götter in einem weit innigern und unmittelbaren Verhältnisse standen —— der eigentliche tiefste Grund der Sage ist weder ein Philosophem, etwa von höheren Geistern willkürlich (?) erfunden, und um es dem rohen Haufen annehmlicher zu machen, in symbolische Bildersprache eingehüllt; noch weniger ein ursprünglich Gestalt- und Bedeutungsloses, was erst nach und nach herangebildet, und von Dichtern und Philosophen wetteifernd verfeinert, oder tiefsinnig umgedeutet worden wäre; eine jämmerliche Ansicht und die längst gefallen ist: sondern grade in den Ursprüngen tritt die tiefste Bedeutsamkeit am meisten hervor. Nun hatte ich mich überzeugt, daß die Sage unmöglich ein blos äußerlich Traditionirtes seyn konnte, was nur so um es weiter zu tradiren, von Vater auf Sohn und Enkelkind fortgebracht worden wäre; denn wozu das? — sondern daß sie ein Leben ist, das innigste des ganzen Volkes, was Jeden unmittelbar anging, und worin ein jeder mitlebte; ja daß es überhaupt durchaus keine geistige Thätigkeit eines Urvolks, freyer Art, gegeben hat, als eben Sage und Mythus. Denn wie in einem gemeinschaftlichen Keime liegt in diesem beschlossen alles Glauben und Denken und Wissen des Urvolks. Aber eben darum ist die Sage ein höchstbewegtes und veränderliches Leben, —— es mußte sich, was das Volk bewegte, jede neue Erscheinung, jeder bestehende,

jeder vorübergehende Zustand, jeder bedeutende Zuwachs von Kunde, sein Bild darin ausprägen; — — wie die Gestalt der Erde die Geschichte aller ihrer Revolutionen lehrt (?), so liegt in den Ueberlieferungen der auf uns gekommenen Sagen wirklich die Geschichte langer Jahrhunderte, wenn auch nur in einzelnen Spuren, aufbewahrt.« (S. 143. 144.) Zu Anfange des neunten Abschnittes kommt der Verfasser auf denselben Gegenstand zurück, und sagt: »Niemals erfundene (?) Gedanken der Urvölker haben sich in den ältesten Mythen oft nach geheimnißvollen Gesetzen verkörpert und gestaltet; an Priesterschaften, an heilige Gebräuche, an Volksstämme festgebunden, haben sie mit diesen fortgelebt und sich ausgebildet: aus diesen Keimen ist der Baum der Sage aufgeschossen, hat nach allen Seiten hin Aeste getrieben und große Völker unter sein Dach aufgenommen. Aber während so das ganze Leben des Volkes in diesem Baum verwachsen ist, und kein Zweig abgerissen werden kann ohne den Mythenbaum selbst schmerzhaft zu verwunden: wie will die geschichtliche Betrachtung verfahren, die überall zu scheiden, zu sondern und scharf zu begränzen strebt?« (S. 205.).

Eigentlich bringt der Verfasser mit allem hier Gesagten dem Modegerede der Zeit ein Opfer, und betritt eine Bahn welche er in der Einleitung mit Recht verwarf. Daher mangelt hier die Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes, welche die Sprache des Verfassers sonst so trefflich charakterisirt, und um die Gedanken legt sich ein mystisches Dunkel, welches Doppelsinn und Unbestimmtheit der Begriffe zur Folge hat.

Erstlich wird dabey der Begriff des eigentlichen Mythos mit der Sage überhaupt — sie sey mythisch oder rein geschichtlich — völlig vermischt und als eins genommen, wodurch manches Unpassende, manches Halbwahre gesagt wird; noch auffallender ist die völlige Vermischung des Menschen selbst, oder der Natur seines Geistes, wie diese sich durch allgemeine Anlagen, Bestrebungen und Gefühle in dem ganzen Geschlecht offenbart; mit den blos zufälligen, durch äußere Bedingungen veranlaßten Aeußerungen und Gestaltungen derselben. Nur die erstern können in gewisser Hinsicht ewig, der Geschichte weit vorausgehend genannt werden; nicht die letztern, immer von äußern, örtlichen Bedingungen und Erscheinungen abhangend, und nicht die erstern, sondern nur die letztern sind der Gegenstand der Mythologie und Alterthumsforschung. Die Natur unseres Geistes, mit den aus seiner Tiefe sich überall entwickelnden Ideen und Bestrebungen, mag eine Philosophie der Mythen nachweisen — die Mythen selbst sind etwas anderes. Gleichwohl verwechselt der Verfasser jenen tiefsten in dem Menschen selbst liegenden, innern Grund aller

Mythen, mit der zufälligen äußern Veranlassung seiner Entwicklung, wenn er sagt: (dieser) »tiefste Grund der Sage ist kein Philosophem.« — Wer hätte denn das wohl je behauptet? — »Noch weniger ein ursprünglich Gestalt- und Bedeutungsloses, was erst nach und nach herangebildet, und von Dichtern und Philosophen tiefsinnig umgedeutet worden.« Wer, müssen wir wieder fragen, hat dieß wohl jemals behauptet? Wer hat je den tiefsten Grund des Mythus in die äußere örtliche Veranlassung der Erscheinung gesetzt? Wer kann aber diese äußere Erscheinung, durch welche der Mythus seine örtliche Gestalt annimmt, anders als ursprünglich bedeutungslos denken? Wenn die Sonne aufgeht und das Dunkel der Nacht vertreibt, so liegt in dieser äußern, physischen Erscheinung nichts weniger als ein symbolischer tief bedeutender Sinn. Wenn der noch rohe Mensch vor dem heraufsteigenden glänzenden Körper niederfiel, ihn anbetete, an dieß Auf- und Absteigen der Sonne die Ideen eines Kampfs zwischen Licht und Nacht knüpfte, und in diesem wieder symbolisch einen Kampf zwischen Gut und Böse und sich selbst hier als Mitkämpfer erkannte; so lag dieß alles nicht in der äußern Erscheinung, sondern in dem Menschen, der an jener Erscheinung es in sich selbst, aus der Tiefe seines Geistes entwickelte; und sicher dachte jener erste der vor der Sonne betend niederfiel, noch nicht an die tiefe symbolische Bedeutung des aufgehenden Lichts — Philosophen deuteten erst; obwohl wir gern zugeben, daß die noch unerfundene Deutung sich schon unbewußt in dem ersten Beten regte; aber zwischen dem Bewußten und Unbewußten, dem Erfundenen und Unerfundenen (wenn wir uns dieses letzten Ausdrucks mit dem Verfasser bedienen dürfen), muß der Mytholog und der Alterthumsforscher durchaus unterscheiden. Daß allen Mythen und mythischen Sagen gewisse allgemeine Gefühle, Bestrebungen und Ideen zum Grunde liegen, gehört zu dem, wovon der Verfasser selbst sagt; daß man es von vorn herein glaubt, wonach man nicht erst zu suchen braucht.

Durch die Vermischung wesentlich verschiedener Begriffe, wird der Verfasser nur zu irrigen Erkärungen verleitet, und schiebt einzelnen Sagen gewisse allgemeine Ideen unter, die sich zwar in ihm selbst bey der Vergleichung vieler Sagen entwickelten, die aber für die Völker, von denen bey jenen Sagen die Rede ist, noch unter das völlig Unerfundene gehört, ja das sie in der örtlichen Gestalt ihre Sage nicht einmal ahneten.

Der Verfasser arbeitet sich dann durch das bunte Sagengewirr der Minyer und der ihnen verwandten Völker, sucht überall wo möglich, die ältesten Züge abzusondern, zu trennen was die spätere Zeit vereinigte, zu einigen was diese trennte; und

mit Vergnügen wird jeder Alterthumskundige hier vieles aufgeräumt, besser geordnet und klarer dargestellt finden, als bisher der Fall war, und dem Verfasser für den auf diese Gegenstände verwendeten Fleiß aufrichtig danken, ohne den eben in Anspruch genommenen Deutungen mancher Mythen beyzustimmen. Bey diesen Deutungen selbst müssen wir noch weilen. Wir halten uns dabey an des Verfassers eigene Worte, mit welchen er den zwanzigsten Abschnitt schließt. »Indem es uns nicht genügte, heißt es, über die Wanderungen, die Herrschaft und Macht, die Begebenheiten und Schicksale des Stammes einige scheinbar historische Resultate zu gewinnen, haben wir versucht, der innern Geschichte des Volks, wie sie sich in Sagen und Märchen, in Legenden und Gedichten am allervollkommensten ausspricht, von allen Seiten und auf allen Wegen nahe zu kommen. Darum haben wir in der Sage von Athamas im Gegensatze gegen den Naturdienst des Trophonios, die Grundzüge einer religiösen Ethik — die ewigen Gedanken von ursprünglichem Abfalle von der Gottheit, woraus Jammer und Raserey und fortdauernde blutige Versöhnung hervorgehen — zu entwickeln versucht; obzwar das immer dazwischen tretende historische Element die Durchführung einer symbolischen Idee unglaublich erschwerte.« (S. 432.)

Hier glauben wir nun beweisen zu können, daß der Verfasser in die Sage von Athamas die — wie er sich ausdrückt — ewigen Gedanken, mühsam, und gegen den historischen Sinn, hineingetragen habe, und daß wohl niemand, der die Sage als lebendig kannte, und die darauf gegründeten Tempelgebräuche übte, dergleichen ahnete.

Daß bey den alten Pelasgern und Hellenen Menschenopfer gebräuchlich waren, ist bekannt, und daß sie mit denselben eben die Ideen verbanden, die wir bey andern alten Menschenopfernden Völkern finden, ist erweislich. Die Grundlage aller Opfer ist Anthropomorphismus. Die Götter waren nicht allein menschlich gestaltet; sie dachten und handelten, und hatten Leidenschaften wie der Mensch; wurden, wie dieser, persönlich beleidigt, und rächten sich für jede empfangene Beleidigung. Blutige Opfer waren ein Tribut, den sie forderten; wer sie ihnen reichlich darbrachte, den überschütteten sie mit Wohlthaten und Gunstbezeigungen; wer sie ihnen aber versagte, den verfolgten sie auf alle Art und Weise. Oft gelobte man einem Gott Opfer, wenn er eine Bitte erfüllen würde; oft forderte der Gott ein Opfer, wenn er eine Bitte erfüllen oder etwas thun sollte. So fordert das Orakel im Kampf der Thebaner gegen Orchomenos, daß der angesehenste Bürger Thebens sich selbst opfern solle, und von den Mes-

seniern das Opfer einer Jungfrau vom königlichen Stamme, wenn der Sieg erfolgen solle u. s. w.

Da die Götter nun gleich den Menschen beleidigt werden konnten, und sich zu rächen suchten, und man zugleich alles, was als Wirkung natürlicher Kräfte geschah, als unmittelbare Handlung und Wirkung eines Gottes betrachtete, so hielt man jedes Unglück, es mochte eine Person oder ein ganzes Volk, einen Ort oder ein ganzes Land treffen, für ein Zeichen des Zorns irgend eines beleidigten Gottes; dann wurde bey Orakeln und Sehern geforscht, von diesen die zürnende Gottheit genannt, und das Sühnopfer bestimmt. Unter diesen scheinen in den ältesten Zeiten Menschenopfer sehr gebräuchlich gewesen zu seyn, und man legte auf sie den höchsten Werth. Die Herrscher der Erde pflegten sich für empfangene Beleidigungen durch Blut zu rächen, die Götter machten es nicht anders. Agamemnon beleidigt Artemis — seine eigene Tochter wird als Opfer gefordert. So sollte auch Phrixos, um den durch eine Dürre sich kundgebenden Zorn des Gottes zu sühnen, geopfert werden, und entfloh; so sollte Athamas selbst den Opfertod leiden, aber Kytisoros befreyt ihn mit Gewalt, und nun macht ein Orakelspruch dieß Opfer unter gewissen Bedingungen in seiner Familie bleibend.

Aus diesen bleibenden, oder unter Bedingungen fortdauernden Opfern aus der Familie des Athamas, schließt der Verfasser nun: »es sey hier keine vollendete Aussöhnung möglich gewesen; der Fluch sey als stets (nie) rastend und unersättlich gedacht worden,« und daher dünkt ihm: »es trete in der Mythe von Athamas der ethische Sinn des Sühnopfers reiner und erhabner hervor, als irgendwo anders« (S. 166.) Es liegen darin »die ewigen Gedanken von ursprünglichem Abfalle von der Gottheit, woraus Jammer und Raserey und fortdauernde blutige Versöhnung hervorgehen.« Wir wollen, was der Verfasser den ethischen Sinn des Sühnopfers nennt, der sich auf einen ursprünglichen Abfall von der Gottheit, und auf fortdauernde blutige Versöhnung bezieht, hier nicht in Anspruch nehmen, da von unsern theologisch-mystischen Philosophen solche Ideen wohl aufgestellt sind; nur darauf wollen wir aufmerksam machen: daß in der Mythe selbst und den wiederholten Opfern dieser Sinn gar nicht liegt. Man mag diese Mythe betrachten wie man will; alle darin aufgedrückten und angedeuteten Ideen sind in dem engen Kreise des Anthropomorphismus beschlossen, und der beleidigte Gott rächt sich auf menschliche Weise.

Der Verfasser unterläßt hier, die Hauptzüge der Sage zuerst

aufzustellen, welches um so nöthiger gewesen wäre, da keine Sage verwirrter und in sich widersprechender überliefert ist. Er nimmt nur heraus, was etwa zu seiner Meinung paßt, und erwähnt des andern kaum als verwerflich. Die Hauptzüge, welche hier in Betrachtung kommen, sind folgende: König Athamas hat zwey Weiber: Nephele — von deren Herkunft nichts bekannt ist — und Ino, die Tochter des Kadmos und der Harmonia. Welche von beyden die erste, welche die zweyte, oder ob beyde neben einander Gattinnen gewesen? wird verschieden erzählt; dem Sinne des Ganzen nach war Nephele die erste, und wurde der Ino wegen verstoßen. Ihre Kinder, Phrixos und Helle, sind erwachsen; die Kinder der Ino, Learchos und Melikertes, noch klein, und Ino, als böse Stiefmutter, kommt fast überall vor. In einer Landplage erkennt man den Zorn eines Gottes — Phrixos soll ihn durch den Opfertod sühnen. Dabey ist nun die Rede von den Tücken der Stiefmutter Ino; bald soll sie einen Götterspruch erdichtet, bald die Landplage erkünstelt haben; genug Phrixos rettet sich durch die Flucht. Here, die Beschützerin der Nephele, macht, um sich an Ino zu rächen, den Athamas rasend, der den Learchos am Felsen zerschmettert, und Ino zwingt, sich mit dem Melikertes ins Meer zu stürzen. Hier wird sie — die Tochter einer Göttin — selbst Göttin, welche Ehre auch der Nephele widerfährt. Nun leidet das Land noch mehr unter dem Zorn des Gottes, und Athamas selbst soll durch den Opfertod sühnen — da kommt Kytisoros, sein Enkel, und befreyt ihn mit Gewalt. Darüber zürnt der Gott, und setzt in der Familie des Kytisoros durch ein Orakel unter Bedingungen die Wiederholung von Opfern ein.

Der, vorzüglich in der Wiederholung der Opfer sich offenbarende Fluch, der auf der Familie des Athamas laste, meint der Verfasser: »entbehre nun eines mythisch-ethischen Halts, einer Begründung, die nur in einer Selbstthat und Selbstschuld des Ahnherrn Athamas gesucht werden könne, und mythisch seyn müsse, weil diese erste Schuld jedesmal über alles Bewußtseyn hinaus liege.« (S. 168.)

Wenn der Verfasser behauptet: die Sage sey nicht mythisch begründet, so ist dieß ganz unrichtig. Athamas und Kytisoros beleidigen den Gott, darüber zürnt derselbe und grollt dem ganzen Geschlecht — das ist echt mythisch; es bedarf hier keiner andern Begründung. Wenn der Verfasser nun ferner behauptet: der Mythe fehle ein ethischer Halt, sie sey nicht ethisch begründet; so setzt er voraus, was erst zu beweisen seyn würde: daß der Mythos überhaupt eines ethischen Grundes bedürfe.

Dieß ist eben der Punkt, um den es sich handelt! der alte hellenische Mythos, völlig in die beschränkte anthropomorphistische Ansicht der Götter beschlossen, entbehrt der rein ethischen Begründung gänzlich; denn wenn auch ethische Züge zum Vorschein kommen, so sind sie nur auf persönlichen Charakter dieser oder jener Gottheit gegründet, und nach örtlichen, menschlichen Beweggründen motivirt. Freylich lassen sich bey fast allen Mythen auf eine künstliche Weise ethische und allgemeine Ideen hinein oder heraus symbolisiren, aber davon soll bey der Darstellung eines Mythos die Rede nicht seyn; nicht wollen wir wissen: welche Ideen ein späterer, christlicher Philosoph hineinlegen kann; sondern welche Ideen damit verbunden waren, zu der Zeit, da der Mythos sich bildete. Ehe wir indeß die symbolische Erklärung der Verfassers näher prüfen, wollen wir noch einige Bemerkungen vorhergehen lassen.

Der Verfasser sagt: die Schuld — welche dem Fluch zum Grunde liegt — muß in einer Selbstthat gesucht werden, muß Selbstschuld seyn. Unter Selbstthat kann doch wohl nichts anderes verstanden werden, als eine That, welche der selbst begeht, der dafür gestraft werden soll; der also die Schuld der That sich selbst aufladet. Wie paßt diese Bestimmung aber zu unserer Sage: in welcher die durchaus schuldlosen Nachkommen des Athamas — wie der Verfasser annimmt — wegen der Schuld ihres Ahnherrn unter dem Fluch stehen? Doch — nach der Idee der Alten wurden die Sünden der Väter auch an den Kindern bestraft. Aber wie soll man den Nachsatz verstehen: die Schuld müsse mythisch seyn: »weil diese erste Schuld jedesmal über alles Bewußtseyn hinaus liege?« Eine Selbstthat, durch welche man eine Selbstschuld auf sich ladet, soll über alles Bewußtseyn hinaus liegen? Kann es — im rein ethischen Sinne — eine Selbstschuld geben, ohne Bewußtseyn der That? Oder sollen diese Worte sich auf den ursprünglichen Abfall von Gott beziehen, den der Verfasser in dieser Sage ausgedrückt findet? Wie schwankend ist das alles!

Diese erste Schuld soll nun allein in Athamas gesucht werden müssen. Dieß streitet aber mit dem ganzen Inhalt der Sage. Nur in Kytisoros Handlung, indem er den Athamas durch Gewalt dem Opfertode entreißt, liegt die Schuld, um derentwillen sein ganzes Geschlecht (nicht Athamas Geschlecht) den wiederholten Opfern unterworfen wird. Hätte Kytisoros den Athamas nicht befreyt, so wäre sein Geschlecht nicht in die Strafe verfallen. Der Verfasser verwechselt dabey völlig die verschiedenen Begriffe von Strafe und Fluch. Die

Sage hat es allein mit Strafe für Beleidigungen, nicht aber mit irgend einem Fluch zu thun. Daher ist die Fortdauer des Opfers an eine verbotene, mit Bewußtseyn begangene Handlung geknüpft; sie kann gänzlich vermieden werden, und Kytisoros Geschlecht kann unter dem Volke ruhig leben und seiner Güter sich freuen, wenn — seine Aeltesten nur nicht in das Gemeindehaus gehen (wo das öffentliche Wesen berathen und verwaltet wird). Ein Fluch hätte seiner Natur nach sie ereilt, auch ohne eigene Verschuldung; dem Fluch war nicht zu entfliehen — die Strafe traf nur den, der durch eigene Schuld sich dieselbe zuzog. Ganz falsch ist daher die Vorstellung, welche sich der Verfasser von diesen fortdauernden Opfern macht. Er vergleicht sie mit der Opferung von zwey Verbrechern bey den Jonischen Targelien, und sagt: »von keiner andern Art (als Verbrechern) sind fast alle Menschenopfer der alten Welt. (S. 166.) Dieß ist aber ganz und gar nicht der Fall, sondern in den ältesten Zeiten wurden vorzüglich nur Könige, oder Kinder der Könige und sehr angesehener Personen geopfert. So fordert Artemis von Agamemnon zur Sühne die eigene Tochter, so die Pythia von den Messeniern eine königliche Jungfrau; so kann nur Kodrus selbst sein Volk durch den Tod retten; so fordert das Orakel den angesehensten Bürger Thebens u. s. w. Diese Ansicht herrscht in allen alten Mythen. Hat ein König einen Gott beleidigt, so wird statt seiner das Volk bestraft. Agamemnon beleidigt den Apoll in seinem Priester; und zu Tausenden fällt das Heer durch die Pfeile des zürnenden Gottes, bis ihn der König wieder sühnt. Wenn, sagt Hesiodus (Hauslehren, von Voß v. 260) die Gerechtigkeit das Unrecht erblickt, eilt sie zum Vater Zeus:

Klagt das Unrecht an der sterblichen Menschen, bis ihr gebüßt hat,
Alles Volk für die Sünden der Könige —

Aber ruft er nun den Königen zu:

Böses bereitet sich selbst, wer andern Böses bereitet!

So sollte nun auch Phrixos, so sollte Athamas den Opfertod leiden, um das Land zu sühnen, was von dem Zorn der Götter wegen Athamas Unthaten durch Dürre und Pest geplagt wurde. Der Gebrauch: Verbrecher den Göttern zu opfern, konnte wohl nur erst in späteren Zeiten aufkommen, wo man schon daran dachte die Götter so — abzufinden. In dem alten Schaster der Kalisecte unter den Hindu, bey welcher Menschenopfer noch gebräuchlich sind, werden die Eigenschaften der zu Opfernden ausführlich beschrieben. Nur junge, schöne Personen, eben so fleckenlos in ihrem Charakter als durchaus fehlerfrey am

Körper, dürfen als Opfer gebracht werden. Wenn der Verfasser nun im Gegensatz der Opferung von Verbrechern, von den Opfern unserer Sage schreibt: »im Geschlecht der Athamantiden sind es die Edelsten des Volks, der alte Königsstamm, Zeus Abkömmlinge heilig und verflucht zugleich, es sind die Priester, die zugleich Opfer sind. Keine besondere, nur die allgemeine Sünde lastet auf ihnen« (S. 166), so waltet dabey mancherley Irrthum ob. Daß nichts Besonderes in der Wahl des Königs-Geschlechtes zu diesen Opfern liegt, haben wir eben gezeigt. Was soll aber der Ausdruck: allgemeine Sünde bezeichnen? Vorhin war nur die Rede von der Selbstschuld des Ahnherrn; hier tritt an diese Stelle derselben eine allgemeine Sünde, um daran die Idee des allgemeinen Sühnopfers wegen des ursprünglichen Abfalls von Gott zu knüpfen. Aber in der Sage stirbt ja niemand wegen einer allgemeinen Sünde, sondern weil er eine freywillige Handlung begeht. Diese Handlung, wird man vielleicht sagen, war aber an sich nicht des Todes werth — darüber werden wir uns nachher erklären.

Mit diesen unrichtigen Ansichten geht der Verfasser nun an seine symbolische Deutung. Athamas hatte zwey Frauen. Nephele, ein Göttin, und Ino eine Sterbliche. Durch ein altes Sprichwort wird nun erwiesen: daß er die Sterbliche der Göttin vorzog. Darin findet der Verfasser nun die Selbstthat, die über alles Bewußtseyn hinaus liegende Selbstschuld. Athamas zieht die irdische Liebe der göttlichen Liebe vor — dadurch wird der ursprüngliche Abfall von Gott ausgedrückt, aus welchem Jammer und immerwährende blutige Versöhnung hervorgehe. Diese Erklärung widerlegt sich selbst, wenn man sie mit den Hauptzügen der Sage vergleicht, und die irrigen Ansichten des Verfassers berücksichtigt, die wir eben entwickelt haben.

Noch müssen wir indeß die Wiederholung der Opfer in der Familie des Kytisoros, und die Handlung näher betrachten, woran sie geknüpft ist. Hätte das Orakel jeden Erstgebornen des Hauses zum Opfer bestimmt, so läge darin ein Schein für die Meinung des Verfassers. Aber es knüpft dieses Opfer an eine freye Handlung, und wir setzen noch hinzu: an eine politische Handlung, an eine Handlung, die sich ohne eine politische Tendenz gar nicht denken läßt. Der Erstgeborne dieser alten, zu der Zeit da diese Opfer gebracht werden konnten, ihrer Herrschaft beraubten Königsfamilie, war auch das Oberhaupt derselben. Er konnte ruhig und glücklich unter dem Volke leben, wenn er keinen Einfluß auf das öffentliche Wesen zu haben strebte; so bald dieß aber geschah, so bald er in das Prytaneion eintrat,

wo die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, also Theil an der Verwaltung nehmen wollte; starb er den Opfertod. Denn daß irgend jemand aus kindischer Neugierde in jenes Gemeindehaus, oder so von ungefähr eintreten sollte, wenn er wußte, daß dieß ihm das Leben kosten werde, ist nicht wohl anzunehmen. Geschah es, so mußte wohl ein Grund vorhanden seyn, und ein Zweck erreicht werden sollen, der des Wagestücks werth war, und der dem gesammten Volke keineswegs gleichgültig seyn konnte. Uns scheint daher der Sinn dieser Anordnung sehr klar zu seyn. Vielleicht wird der Verfasser aber unsere Erklärung zu den verächtlichen, verwerflichen Versuchen zählen, alte Sagen als geheime Geschichten europäischer Kabinette erklären zu wollen — allein er wird doch die augenscheinliche Einwirkung der Orakel auf politische Verhältnisse der hellenischen Völker und Staaten von den ältesten Zeiten an nicht läugnen wollen? Muß diese zugestanden werden, so kommt in viele Orakelsprüche und davon abhangende Gebräuche und Einrichtungen in der That so etwas Geheimes, Kabinettmäßiges, das oft um nichts besser seyn mochte, als es noch gegenwärtig zuweilen ist — und das vielleicht nirgend klarer ans Licht tritt, als eben in diesen fortdauernden Opferungen der Häupter einer alten Königsfamilie, wenn sie sich der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nahen wollten.

Wir haben uns über die Behandlung und Deutung der Mythen und Sagen umständlich verbreitet, weil jede Geschichte der ältesten Hellenen davon ausgehen muß, und wenden uns nun zu dem eigentlich geschichtlichen Theile des Buchs. Wir können hier unmöglich dem Verfasser überall folgen, wenn unsere Recension nicht zu einem Buche anschwellen soll; sondern müssen uns auf eine Prüfung der Grundsätze der geschichtlichen Kritik, welche der Verfasser befolgt, und der Ansicht der ältesten Geschichte der Hellenen, wie er sie gibt, beschränken.

Bey dem Uebergange der eigentlichen Sage zur Geschichte ist der sammelnde Fleiß des Verfassers, und das Streben, alle die einzelnen Züge zu einem Gemälde zu vereinigen, sehr zu loben; allein dieß Streben führt ihn zuweilen etwas leicht über Gegenstände hin, welche einer tiefern Forschung bedurften, und läßt ihn hie und da Beweise ergreifen, welche der Kritik nicht genügen. Um dieß zu belegen, wählen wir von mehreren sich darbietenden Beyspielen nur eins. Der Verfasser nimmt an: daß die Minyer in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Böotien gedrängt, zum Theil nach dem Peloponnes, von hier nach Thera und endlich nach Kyrene auswanderten; auf diesem Zuge ursprüngliche Sagen und Namen mit sich forttrugen, und in ihren neuen Nie-

verfassungen lokalisirten. Gegen die Richtigkeit dieser Behauptung haben wir nichts einzuwenden, wohl aber gegen einen Beweis, den der Verfasser als den vorzüglichsten dafür aufstellt. Triton ist ihm ursprünglich ein Fluß in Böotien, an dem das alte böotische Athen lag, und der kopaische See ist folglich der ursprüngliche Tritonssee. (S. 155, 156.) Wenn dieß nun so viel heißen soll: daß schon die ältesten pelasgischen Anwohner diesen Fluß Triton nannten, an ihm ein Athen erbauten, und darin die Athena verehrten, und ferner in dem kopaischen See einen Tritonssee fanden; so haben wir abermals nichts dabey zu erinnern. Wenn der Verfasser aber ferner in dem Tritonsflusse und dem Tritonssee bey Kyrene eine bloße Uebertragung böotischer Lokalnamen sieht, und glaubt: man hätte den einheimischen Fluß und See dort mehr gesucht als gefunden (S. 156), so liegt darin etwas Irriges, das sich auch in andere, davon abhangende Ansichten verbreitet. Triton, der Sohn Poseidons und Amphitritens, kam in vielen Flüssen zum Vorschein, und wurde ursprünglich vielleicht in allen verehrt. Daher gab es viele Tritonsflüsse: selbst der Nil war den Griechen ein Triton — nicht, wie der Verfasser glaubt, weil man in ihm den kleinen böotischen Waldstrom Triton suchte, oder den Namen desselben auf ihn übertrug; sondern weil er ein Triton, d. i. ein Sohn Poseidons war. Triton als Flußname ist also kein solcher böotischer Lokalname, daß man behaupten könne: er sey von hieraus, und nur von hier auswandernden Völkern auf andere Flüsse übertragen worden. Der Verfasser hält jene Idee aber fest, und fügt als Beweis hinzu: »Kann man daran zweifeln, so höre man die böotische Sage beym Pindar; wie Athene in Libyen, da bey dem Tode der Medusa die Schlangenhaare der schwesterlichen Gorgonen gezischt, den Ton auf einer Rohrpfeife des Sees Triton nachgeahmt habe.« »Hier — fährt der Verfasser fort — ist sicher eine ältere Ueberlieferung von der Erfindung der Flöte am böotischen Triton und dem kopaischen See (wo das beste Flötenrohr wuchs) mit der neuern Gorgonenfabel zusammen geschmolzen.« Allein jene Sage beym Pindar beweist an sich nichts; sie soll erst durch die hinzugefügte Erklärung beweisend werden, bey welcher der Verfasser durch das sicher einen nähern Beweis umgeht, und doch genau genommen dabey schon voraussetzt, was eben erst erwiesen werden sollte.

Sehen wir nun auf das mehr Geschichtliche, so bietet sich auch hier manches zu Bemerkungen dar. »Die Dorer (sagt der Verfasser S. 378), nördlich von dem Andrange mannigfaltiger Völkerstämme fortgestoßen, verließen ihre Bergstädte am Parnaß

und erzwangen zwanzig Jahre später, den Uebergang in den Peloponnes,« und setzt dann folgende Anmerkung hinzu: »Von den angeblichen fünf Rückzügen der Herakliden scheint der erste, wo sie den Peloponnes erobern, sich dann durch eine Pest vertrieben nach Marathon zurückziehn, theils angenommen, um den Tlepolemos vor dem Troerkriege nach Rhodos gelangen zu lassen, theils besonders durch attische Partikularsagen verbreitet worden zu seyn. Der zweyte, wobey Hyllus fällt, hundert Jahr vor der Rückkehr, ist blos poetisch. Geschichtliche Bedeutung hat er auf keinen Fall, da die Dorer, mit deren Beytritt der eigentliche Völkerzug erst anhebt, damals noch in Hestiotis saßen. Die beyden folgenden Angriffe sind augenscheinlich erdichtet. — Ehe die Thessalier andrängten, gab es für die Dorer keinen Grund, ihr Land am Oeta zu verlassen.«

Gegen die Art und Weise, wie der Verfasser hier die frühern Züge der Herakliden behandelt, hat die Kritik vieles einzuwenden. Er scheint dabey das mythisch begründete Verhältniß der Herakliden zum Peloponnes und die darauf gestützte Einmischung der Pythia ganz zu übersehen. Gern gestehn wir zu, daß die frühern Züge keine historische Bedeutung haben — in dem Sinne nämlich, wie der Verfasser diese nimmt — und die allerdings erst mit dem Zutritt der Dorer beginnt; aber berechtigt dieß wohl, jene frühern Züge für blos »angenommen«, »blos poetisch« und »erdichtet« zu erklären? Weil ihnen jene historische Bedeutung in Ursachen und Folgen mangelt; so sind sie allerdings schwankender, poetischer, — aber so wie Recensent oben bey der mythisch-poetischen Sage und der darauf gegründeten Tempelgebräuche an das so ganz reale politische Element erinnerte, so muß er hier an das, an Mythos und Orakeln hangende Poetische in der wirklichen Geschichte erinnern, das für die älteste Hellenenzeit so charakteristisch ist, und nie übersehen werden darf. Handlungen, welche nach der gewöhnlichen, pragmatischen Ansicht der Geschichte, welchen der Verfasser hier ein wenig zu viel huldigt, als unwahrscheinlich, grundlos und erdichtet erscheinen, sind dennoch oft wahrhafte Geschichten, und völlig in jener mythisch-poetischen Ansicht des Lebens gegründet, die, so lange sie sich lebendig in dem Volke erhielt, zu den wirksamsten Triebfedern gehörte. Daß die Heraklidenzüge erst nach der Vereinigung der Dorer durch ihre Folgen geschichtlich bedeutend werden, ist klar; aber sind deßwegen ihre früheren Versuche, weil sie blos auf jene mythisch begründeten Ansprüche sich stützen, an räthselhaften Orakelsprüchen hangen und keine bedeutende historische Folgen haben, wohl ganz erdichtet? Es gibt eine Seite der ältesten griechischen Geschichte — und diese ist nicht

die uninteressanteste! — welche eben in den mythischen Ansichten und dem daraus entspringenden innern, tiefen Zusammenhange der Orakel mit dem öffentlichen Wesen und den Staatenverhältnissen überhaupt, sichtbar wird; und diese scheint uns von dem Verfasser ein wenig zu viel vernachläßigt.

Die Begebenheiten der jüngern, eigentlich historischen Zeit, drängt der Verfasser kurz im zwanzigsten Abschnitt zusammen, und gibt, mit beständiger Rücksicht auf Orchomenos, einen recht guten Ueberblick der Geschichte Böotiens.

Dem Werke sind einige Beylagen zugegeben, besondere Untersuchungen einzelner Gegenstände enthaltend, denen aber — wie allen Abschnitten des Buchs — jede Ueberschrift oder Inhaltsanzeige fehlt. Die erste handelt von den eigentlichen Ursitzen und den ersten Wanderungen der tyrrhenischen Pelasger. Der Verfasser bestreitet die Meinung Niebuhrs: daß die Tyrrhener ursprünglich Bewohner Italiens gewesen und von den Umbrern von dort verdrängt worden seyen, mit Glück; weniger glücklich begründet scheint uns seine eigne Meinung: daß das ursprüngliche Vaterland derselben Böotien, und sie selbst ein Volk mit den alten Kadmeiern gewesen. Wir haben über die Sage von Kadmos uns schon erklärt; auch hier bringt der Verfasser keine andern Gründe bey, als die aus der Ableitung des Namens der Kadmeier von dem tyrrhenischen Kadmillos, und dem Hin- und Hertragen einiger Mythen und Sagen hergenommen sind, und schwerlich ausreichen, die Aussagen aller alten Schriftsteller zu widerlegen, welche in den Kadmeiern ursprünglich eine phönizische Kolonie erkennen. Es ist dem Recensenten aufgefallen, daß bey dieser ganzen Untersuchung der alten, von Herodot aufbewahrten Sage: daß die Tyrrhener ursprünglich Lydier, und von dort ausgewandert seyen (1. 95.), mit keiner Sylbe gedacht wird, da diese Sage allerdings einer ernsten Beachtung werth ist.

Im Ganzen legt der Verfasser bey der Bestimmung der Einheit, oder der Verwandtschaft der Völker hier (S. 438) zu viel Werth auf die gemeinschaftliche Verehrung der Kabiren, da er doch selbst eingesteht, daß der Kabirendienst allen alten Pelasgern und Hellenen eigen gewesen. (S. 451.) Dieser Dienst war allen alten Völkern, von Aegypten an bis Kolchis, gemein, und beweiset, als ein augenscheinlicher Ueberrest des allen alten Völkern gemeinsamen Naturdienstes, für die nähere Verwandtschaft einzelner Völker oder Völkerstämme nichts.

Die zweyte Beylage ist der Untersuchung des Kabirendienstes überhaupt gewidmet. Der Verfasser trägt über diesen viel verwirrten Gegenstand schon Bekanntes vor, ohne, wie es

uns scheint, der Sache näher zu kommen. Kreuzers Hindeutung nach Indien nimmt er auf, ohne in desselben, zum Theil gegründete Meinung: der Kabirendienst sey ursprünglich von der Verehrung der sieben Planeten ausgegangen, einzugehen. Er sagt (S. 457 in der Anmerkung): »Wenn irgend eine einzelne Ableitung des Kabirensystems die richtige ist, so ist es allerdings die Indische, und die Analogie von Parabrama, Bhavani, Lingam, Brama, Wischnu, Schiva, mit Hephästos, Kabeira, Kadmillos, Axieros, Axiokersa und Axiokersos kann sehr weit verfolgt werden. Auch ist Schiva — Lingam ganz dem Axiokersos — Kadmillos gleich. Kama, der indische Eros, als Sohn der Maja, ist vielleicht nur eine weichere Form des Kadmos — Hermes; Kamala ist der Lotos, bey den Aegyptern wurde dieser mit einem Kinde, in Indien mit dem Phallus gebildet« u. s. w. Der Verfasser scheint sich hier auf einem ihm ziemlich fremden Felde zu befinden und stellt Dinge zusammen, die nicht verschiedener seyn können. Der Lingam (die vereinigten männlichen und weiblichen Geschlechtstheile, oder zuweilen auch nur die männlichen allein) ist den Hindu weder eine Emanation, noch Person, noch Personification, noch irgend etwas, das an und für sich Verehrung genösse. Der Lingam ist ein bloßes Symbol des Schiven, dem er, als Erzeuger aller Dinge, beygelegt wird, und überall, in Tempeln, Schulen oder als Amulet den Schivadienst bezeichnet. Der Name Schiva« Lingam bedeutet nichts als: Schiva der Erzeuger. Eben so wenig gleicht der indische Kama — die blos sinnliche Liebe, der Sinnenreiz — dem alten Eros, u. s. w. Doch — statt hier andere Meinungen zu bestreiten, wollen wir lieber unsere eigene Ansicht, wenn auch nur in einigen Grundzügen, einer fernern Prüfung vorlegen.

Mit dem Namen der Kabiren belegen die Griechen eine Anzahl alter Gottheiten, deren gewöhnlich sieben oder acht gezählt werden, und deren Verehrung mehr Gemeinschaftliches, mehr Beziehung auf einander hat, als sonst gewöhnlich zwischen der Verehrung verschiedener Götter Statt findet. Wenn die Griechen aber bey einem fremden Volke Kabiren finden, so ist dadurch noch keineswegs bestimmt, daß dieß fremde Volk dieselben Ideen mit diesen Göttern verband, welche der Grieche damit verknüpfte. Sehr auffallend ist es nun allerdings, daß fast bey allen bekannten Völkern des Alterthums acht Götter unter nähern Beziehungen auf einander vorkommen. In dem ägyptischen Phtha, dem Lichtgott, und seinen sieben Kindern, den Kabiren, und dem persischen Zervane, dem Urquell des Licht's, und seinen sieben Amschaspands, scheint die ursprüngliche Verehrung

der sieben Planeten, und eines Urhebers, Schöpfers oder Erzeugers derselben, deutlich hervorzuleuchten; nicht so in den acht großen Gottheiten, den »acht Pülsen der Schöpfung« bey den Indiern. Hier bringt die verschiedene Grundansicht, die Annahme einer männlichen und weiblichen Urkraft in Gott, die dann in der Theologie in zwey Personen, mit der Idee der Erzeugung sich trennen, ein ganz anderes System hervor. Aus Bram, dem Urgeist, tritt Bhavani (Maja) als die erste Liebe, oder das weibliche Urprincip hervor, und durch sie treten nun als Erzeugte die Drey (die Trimurtas), Brahma (die Sonne als Princip des Lichts), Vischnu (die Luft, als Princip des Wassers gedacht) und Schiva (das Feuer mit dem Princip der Wärme) ins Daseyn. Aber in jedem Wesen dieser Drey liegt wieder neben dem männlichen Princip ein weibliches, und so treten in der Theologie die drey weiblichen Hälften: Saraswati, Ladschmi und Parvati, als besondere Personen hervor. So wie nun bey den Persern immer von sieben die Rede ist und dem Einen, so kommen hier vorzüglich die Drey, denen oft der Eine als vierter zugesellt oder vorgesetzt wird; dann die zwey vor, aus denen die drey entstanden. Nun ist es allerdings auffallend, daß in den Nachrichten der Griechen von den Kabiren diese indischen Verhältnisse vollständig wieder zum Vorschein kommen. Nicht allein ist von einem männlichen und weiblichen Princip, als zwey Personen die Rede, sondern diese Zwey erzeugen die folgenden Drey, und diesen dreyen, als männlichen, stehen drey weibliche zur Seite; auch wird wohl den Dreyen noch ein Vierter zugesellt. Dieß deutet nun allerdings mehr nach Indien als nach Aegypten hinüber, wo die Nachricht des Herodot von den sieben Kabiren, als Söhnen des Hephäst, so wie die Lehre von den sieben Amschaspands in den Sendschriften, wenig mit den Nachrichten von den Kabiren zu Samothrake und andern Gegenden übereinstimmen.

Wenn unser Verfasser nun (S. 465) die Genealogie des Akusilaos, der zwischen das Urpaar der Kabiren und die Drey noch den Kamilos einschiebt (von ihm, ohne weibliche Hälfte die drey ableitend), der Nachricht des Pherekydes, der den Kamilos ausläßt, vorzieht, so beruht dieß wohl auf einem Irrthume. Soll Kamilos in diesem Systeme, wo nicht von Emanationen sondern von Zeugungen die Rede ist, zwischen das Urpaar, Hephäst und Kabeira und die Drey eingeschoben werden, so muß man ihm noch als Erzeuger der Drey, eine Gattin zugesellen; und da neben drey Kabiren auch noch drey Kabirinnen stehen, so würde die Zahl auf zehen steigen. Der sich hier eingeschlichene Kamilos ist wohl nur ein bloßer Name,

und als Person mit einem der vier andern Kabiren eins. Daß unter den drey bekannten Kabirennamen: Axieros, Axiokersa und Axiokersos, ein weiblicher Name als der zweyte vorkommt, deutet noch mehr nach Indien hinüber, wo Bhavani — die Schöpferin, die Daseyngebende — gleichfalls zunächst dem Einen und Ewigen steht.

Was die Bedeutung dieser drey Namen betrifft, so erinnern sie offenbar an einen orientalischen Ursprung. Es kommt bey der Erklärung desselben vorzüglich auf die, in allen dreyen vorkommende Wurzel: er an, welche dem Recensenten im Grunde ziemlich eins mit der in morgenländischen Sprachen so bedeutenden Wurzel or, oder ur zu seyn scheint. Im Koptischen heißt dieß er: seyn, esse; ob die Wurzel im Zend und Sanscrit in derselben Bedeutung vorkommt, kann Recensent nicht behaupten; wohl aber findet er sie in beyden Sprachen in ker und kar, schaffen, das Seyn geben. (Im Zend: kerete — er hat geschaffen; im Sanscrit: karta der Schöpfer, kartri die Schöpferin.) Der Sinn und die Grundbedeutung jener Namen kann also wohl im Allgemeinen nicht zweifelhaft seyn, und schließt sich so wohl an die Bedeutung jener Gottheiten in Indien, als in den Zendschriften an. Ob man aber, so sehr die Kabiren der Griechen auch nach Indien hindeuten, eine Vergleichung der einzelnen indischen Wesen mit den einzelnen Kabiren zu versuchen berechtigt ist, wie der Verfasser es wagt; ist noch eine Frage, deren weitere Erörterung die Gränze dieser Blätter übersteigen würde.

Die vier übrigen Beylagen sind genealogischen und chronologischen Tafeln, einigen Inschriften und genauern geographischen Bestimmungen und Erörterungen gewidmet. Ein Register erleichtert den Gebrauch des Buchs.

Recensent hat bey Beurtheilung dieses interessanten Werkes seine Meinung unumwunden ausgesprochen, und, mit Darlegung seiner Gründe, angezeigt, was ihm schwankend oder irrig schien. Mit Vergnügen sieht er dieser, von Fleiß und Ausdauer zeugenden Arbeit entgegen, von der er viel für die Aufklärung mancher noch ziemlich dunkeln Regionen in dem alten Hellas erwartet. Möge der gelehrte Verfasser sich nur strenger an die von ihm selbst aufgestellten Grundsätze halten, und sich nicht irre machen lassen durch den Tadel derer, denen Alles Eins ist.

Rhode.

Art. VI. 1. Abhandlungen vermischten Inhalts. Herausgegeben von Menu von Minutoli, Generalmajor und Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen königl. Hoheit, Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt und einiger andern gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit XIV Kupfern und einer eingedruckten Vignette. Berlin 1816, in der Maurer'schen Buchhandlung. 8. IV und 256 S.

2. Darstellungen aus Nord-Deutschland, von Dr. Meyer, Domherrn. — Ausflug aus Hamburgs Trümmern im Herbst 1814. — Sommerreise in Holstein 1815. Mit Kupfern, Hamburg bey B. G. Hoffmann und Aug. Campe. 1816. VIII und 398 S. 8.

1. Von den in diesem Werke enthaltenen 23 Abhandlungen gehören nur sehr wenige zu den Untersuchungen über Alterthümer, die sich in Deutschland vorfinden, über welche wir fortgesetzte Berichte zu geben versprachen: die meisten sind kriegswissenschaftlichen Inhalts. Höchst erfreulich ist es, daß der würdige und treffliche Herr Verfasser aus dem Schatze seiner Kenntnisse des Alterthums und seiner vorzüglichen Sammlung diese Nachrichten ausgelesen hatte. Möchte er nur, nach seiner Rückkehr von seiner jetzt unternommenen so wichtigen Reise nach Aegypten, mit Anderem auch recht bald ein ausführliches Verzeichniß seiner schönen Sammlung der gelehrten Welt schenken. Die hieher gehörigen Aufsätze sind:

Ueber Wiesbaden. Herr v. Menu rühmt die Menge der Alterthümer, die hier gefunden werden, römische wie deutsche. Wiesbaden war ohne Zweifel einer der Orte, wo die Römer zuerst festen Fuß faßten. Welcher deutsche Stamm hier saß, ist nicht auszumachen; nach Cäsar, Tacitus und andern müßte man die Usipeter vermuthen, welche von einem andern Stamme den Mattiaten, vertrieben wurden. Wichtig ist die heidnische Mauer, welche auf einer ansehnlichen Strecke erhalten ist; ihre Bauart zeigt römischen Ursprung. Römische Schriftsteine führt der Verfasser, wie vorhin Herr Dorow, an. Am wichtigsten findet der Verfasser die Menge der Heidengräber, welche die Stadt umgeben. Dergleichen werden nach ihm auch bey Totzheim und andern Orten der Nassau-Usingischen Lande gefunden.

Auch Herr von Menu eröffnete, in Gesellschaft des Dr. Häberlin aus Frankfurt am Main, einige dieser Hügel. Bey drey geöffneten Hügeln fand sich nur ein von Feldsteinen zusammengesetztes und überdecktes Behältniß, in welchem Asche und Knochen, nebst einem kieselartigen, faustgroßen abgerundeten Steine, der vielleicht zum Schleudern diente. (Wir haben ähnliche

aufzuweisen und theilen die Vermuthung.) Obwohl die Ausbeute dem Eifer nicht entsprach (welches nur zu oft der Fall ist, aber nie von sorgfältiger Untersuchung abschrecken muß, da ein glücklicher Fund tagelanges vergebliches Suchen belohnen kann), ward doch noch ein siebenter Hügel geöffnet. Einige Fuß tief fand sich ein kleiner Henkeltopf, der aber mit der Schale, auf welcher er stand, zerbrochen war. (So finden wir hier also die spätere Dorow'sche Bemerkung bestätigt, welcher auch so häufig Urnenuntersätze bemerkte, sie aber nicht ganz aus der Erde fördern konnte. In Schlesien ist uns noch kein Beyspiel der Art bekannt geworden.)

Man sieht aus dem Gesagten, fährt der Verfasser fort, daß der Inhalt solcher Hügel sehr ungleich ist. Zuweilen findet man die Urnen in geringer Tiefe blos in die Erde gestellt, öfters aber auch mit einer Art Behälter, von Feldsteinen zusammengesetzt umgeben. (Also wie in Schlesien die herrschende Verschiedenheit.) Die beste Weise, einen solchen Grabhügel zu öffnen, ist, wenn man ihn in einer Tiefe von vier bis fünf Fuß im Kreuz durchsticht. (Sollte auf diese Weise nicht manches Nebengrab unentdeckt und ununtersucht bleiben, indem blos nach dem Hauptgrabe gestrebt wird?) Höher findet man gemeiniglich schon Asche und Kohlen, und dann etwas tiefer die röthliche Branderde, ein Beweis, daß über dem Leichnam auf der Stelle, wo er verbrannt wurde, auch zugleich der Hügel aufgeworfen ward. In Rücksicht der irdenen Aschentöpfe muß man sehr behutsam beym Graben zu Werke gehen, weil sie, ehe sie eine Zeit an der Luft gestanden haben, sehr mürbe sind und daher leicht in Stücke gehen. (Diese Zerbrechlichkeit ist unglaublich. Meist sind die Grabenden selbst am Verunglücken schuld. Erst, die Hitze, ein Gefäß dem Schooß der Erde zu entnehmen, dann, wenn schon viele gefunden sind, eine wachsende Gleichgültigkeit. Bisweilen sind aber auch die Gefäße unrettbar, indem sie schon bey der Beysetzung, durch das erste Ueberschütten des Sandes, zertrümmert wurden. Oft sind die Gefäße aber auch innen mit Sand gefüllt, und hier erfordert es nun Geschicklichkeit und eine leichte Hand, die Gefäße von innen und außen rasch so zu reinigen, daß der trocknende und sich zusammenziehende Sand sie nicht sprengt oder eindrückt.)

Herr von Menu bildet eine Urne ab, die bey Bibrich am Rheine ausgegraben ist. Sie ist schwarz und dem englischen Geschirre von dieser Farbe nicht unähnlich. (Die Form ist nicht ungewöhnlich und wichtig, daß auch dort schwarze, das heißt unstreitig mit Wasserbley geschwärzte Urnen, vorkommen, welche in einigen Gegenden ganz zu fehlen scheinen. In Schlesien wird eine reiche Fülle der Urnen von schönster Schwärze gefunden.

Beym Aufgraben sehen sie in der Erde wie das beste Geschirr von gegossenem Eisen aus, nach der Aushebung muß man sie, wenn sie trocken sind, mit einer scharfen Bürste putzen, worauf sie den Glanz wieder erhalten, als wenn sie eben erst mit neuem Wasserbley überzogen wären und der Verdacht einer neuen Ueberstreichung leicht verzeihlich wird.) — In jener Gegend hielt man diese Grabhügel für römische, der Verfasser erklärt sie, und gewiß mit vollstem Rechte, für deutsche.

Beytrag zur vaterländischen deutschen Alterthumskunde. Der Verfasser erhielt (wahrscheinlich 1801) eine Urne, die bey Mombach, einem Orte bey Mainz, ausgegraben war, in welcher sich außer der Asche noch zwey kupferne Werkzeuge und ein plattrundes Stück Thon befanden, das etwa einen Zoll im Durchmesser hielt und in der Mitte mit einem Loche versehen war. Die Urne ist etwas über einen Fuß hoch, von einer schwärzlichen Masse, dem Wedgwood nicht unähnlich, zeigt aber weder edle Gestalt, noch große Kenntniß der bildenden Formen. (Sie ist in einer kürbisartigen Gestalt, eine Gestalt, die uns nur erst einmal ähnlich vorgekommen ist, in einer bey Schimischow in Oberschlesien entdeckten Urne, die wahrscheinlich aus einer dem Christenthume nahen Zeit ist, denn der ganze reiche Inhalt derselben bestand aus eisernen Werkzeugen. — Der Verfasser ist zweifelhaft, ob sie römischen oder germanischen Ursprungs; wir glauben ihr unbezweifelt eine deutsche Entstehung zusprechen zu dürfen. Was die Werkzeuge betrifft, so sind es Fibeln; es ist nicht recht klar, ob sie in gleicher Größe mit den Urstücken nachgebildet sind oder verkleinert; wir vermuthen ersteres, da sie sonst übermäßig groß wären. Ihre Gestalt ist im Ganzen den gewöhnlichen Fibeln entsprechend, im Einzelnen wunderlich, breit und gespreizt. Daher ist es uns auch unwahrscheinlich, daß sie zu Kleiderhefteln dienten; sie mußten zu anderem Behuf seyn.) Das Stückchen Thon ist entweder ein Spindelstein, oder mag vielleicht als Gewicht an einem Fischernetze gedient haben und dieß um so eher, da der Landrath von Zieten auf Wusterau ähnliche Stücke besitzt, welche mit Angelhaken vergesellschaftet gefunden sind. In diesem Falle ließe sich nun schließen, daß obbenannte Urne die Asche eines Fischers verwahrt habe. (Wir halten die Thonplatte für einen Spindelstein; die Breslauer Sammlung besitzt ein Paar dergleichen, von gleicher Größe und Masse. Hier das Grab eines Fischers zu sehen, ist uns sehr unwahrscheinlich; was sollten die Heftel? Als Gewichte dienten die doch wohl nicht? Wir finden das Grab einer Frau darin, die Ober- und Unterkleid mit den Hefteln befestigte. Der Spindelstein ergibt sich dann von selbst.)

Wir nehmen einen später stehenden Aufsatz zu diesem, da er auf diesen Bezug hat:

Fragmente über römische Alterthümer. Der Hauptmann Hoffmann zu Neuwied (ein um die Alterthumskunde seiner Gegend sehr verdienter Mann, mit dessen Werk wir uns auch hier nächstens zu beschäftigen gedenken) hatte die Meinung des Verfassers, daß jene Grabhügel um Wiesbaden meist deutsche seyen, angegriffen, und für einen großen Irrthum erklärt. Der Verfasser verantwortet sich dagegen (und Dorow's Untersuchungen haben seine Vermuthungen und Ansichten bewahrheitet), wobey er Anfangs so ziemlich das nur wiederholt, was er im vorigen Aufsatze bereits angeführt hatte, und welches keinen Auszug verstattet. Nach den hier aufgestellten Ansichten aber sind alle Behältnisse in den römischen Grabhügeln regelmäßig und zwar meistentheils von Backsteinen erbaut und gewölbt (auch dieß erhärtet Dorow), dahingegen waren alle andern Grabhügel bey Wiesbaden in den Marken (wir setzen hinzu in Schlesien, Westphalen, Posen, u. s. w.) unregelmäßig zusammengesetzte Behältnisse von ganzen oder gespaltenen Feldsteinen erbaut, worin die Urnen, Waffen und anderen Geräthschaften lagen. Der Verfasser ist auch viel zu nachsichtig, wenn er sagt, die von ihm oben beschriebenen Alterthümer von Metall hielte er allerdings für römische, sie sind vielmehr wohl gewiß deutsche.)

Dabey erwähnt der Verf. seine reiche und schöne Sammlung von Alterthümern. Unter andern zählt er daraus auf: »einige in nordischen Grabhügeln aufgefundene Fibulä, Opfermesser, Götzenbilder u. s. w. von so seltener Arbeit, daß sie nur aus der Hand eines römischen Künstlers hervorgegangen seyn können. Besonders gilt dieß von einem Jupiter hastatus, der vor einigen Jahren an der Oder ausgegraben wurde, und von einigen Dolchgriffen, die bey Potzdam aufgefunden worden. Sie sind überdieß größtentheils mit der schönsten Patina überzogen.« — Hier bemerkt auch der Verfasser (S. 247), daß die bey Wiesbaden gefundenen Gefäße, den in Schlesien gewonnenen (welche Herr von Menu größtentheils aus Starowitz bey Ohlau erhielt, wo ganz vortreffliche und merkwürdige Alterthümer entdeckt wurden) sehr nachständen (welches uns auch Dorow's Alterthümer noch gewisser gemacht haben. Bedenkt man dabey den ungeheuren Reichthum an diesen Gefäßen in Schlesien, die unendlich wechselnden Formen, so wird die Ansicht, welche man von der schlesischen Alterthumskunde faßt, hoffentlich nicht geringe seyn). Merkwürdig ist besonders noch der Modellirstein, der unter mehreren Gefäßen in Rügen gefunden worden ist. Auf

der einen Seite sieht man drey Perlen, auf der zweyten einen Blätterzweig, der viel Aehnlichkeit mit der Myrte hat, auf der dritten eine Rose mühsam eingegraben. Daß er zu diesem Zweck gebraucht, geht daraus hervor, daß sich in seinen Vertiefungen noch hie und da verhärteter Thon fand, der wahrscheinlich beym Abdruck zurückgeblieben war.

Beschreibung einer alten, in der Mark ausgegrabenen Kinderklapper. Die hier mitgetheilten Kinderklappern sind überaus merkwürdig, ja auf uns meist unbekannte Weise gestaltet. Der Herr Verfasser beweist den Gebrauch der Klappern bey den Römern aus mehrern Stellen ihrer Schriftsteller. Eine vor uns liegende Handschrift über Grabstätten, die in Westphalen, besonders um Münster, entdeckt worden, bemerkt, daß dort Kindergräber nicht (oder wenigstens überaus selten) gefunden würden, da man Kinder nicht der Ehre eines Grabhügels gewürdigt. Anders ist es in Schlesien; hier theilten Kinder die gemeinsamen Grabhügel der andern Personen, und wir haben, besonders in Schlaupe, sehr sinnige und freundliche Gebräuche und Winke dabey gefunden.

Topographische Berichtigung, oder Bemerkungen über die vorhandenen Ueberreste zweyer vermeintlichen Orte in der Kurmark. Beckmann gibt Nachricht von einigen vermeintlichen Orten, ausgezeichnet durch große Steine, Steinkreise und Steingänge. Den einen Ort, nicht fern von Liepe und Oderberg, untersuchte der Herr Verfasser selbst, nachdem er schon bey Neustadt Eberswalde glückliche Aufgrabungen angestellt hatte. Er fand, als er sich den Trümmern der angeblichen Stadt näherte, statt der Straße zwey Reihen, in der Entfernung einiger Ruthen neben einander laufender Mauern oder vielmehr Wälle, die sich beynahe in einer geraden Linie hinzogen, während andere eben dieser Art die Kuppen der vorhandenen Hügel umgürteten. Hiernächst erblickte er einzelne in der Runde oder in regelmäßigen Vierecken mit Steinen eingefaßte Behältnisse, und inner- oder außerhalb derselben die sichtbarsten Merkmale vorhandener Begräbnißplätze; genug, hier war nicht eine Spur von einer ehemaligen Stadt zu finden, wohl aber alle Merkmale eines Wohn-, Sammel- oder Waffenplatzes. (Dieß sucht, mit glücklich gefundenen Gründen der Verfasser zu beweisen. Die Untersuchung des einen Mahles aber ist sehr unvollständig, und es ist zu bedauern, daß nach bedeutenden Anstrengungen die Arbeit so leicht verlassen wurde, ohne nur das geringste Ergebniß gewährt zu haben.) Der Verfasser begab sich darauf nach dem sogenannten Heidenkirchhofe, wo er wieder arbeiten ließ. Auch hier wurden die Nachgrabungen zu leicht geendet,

und gaben nichts, als die ohnehin schon klare Gewißheit, daß dort Grabstätten befindlich. Wie ungeheuer die Grabhügel aber sind, ergibt sich aus folgender Angabe: der ganze Hügel bestand beynahe aus lauter Steinen, von denen der Verfasser ungefähr ein Drittel, d. h. etwa fünfhundert Steine wegräumen ließ, ehe er etwas fand. Dann fand er Scherben, grub aber nicht weiter nach, um die etwaigen Geräthe zu entdecken. Erzählt wurde ihm noch von einem spiralartig gewundenen Golddrath; von einer Kette in einer kupfernen Urne; von einer Eiche, in welche buchstabenartige Zeichen geschnitten gewesen. In einem andern Gewölbe fanden sich mehrere Urnen, in einer lagen zwey metallene, stark mit Theilen der Patina überzogene Werkzeuge, die, nach Aussage der Finder, wie ein Posthorn gestaltet waren.

Welch ein merkwürdiger Ort scheint hier für die Alterthumskunde zu seyn! Möge der jetzt erwachte Eifer auch über die Mark Brandenburg, wo so unendlich viel noch verborgen ist, seine wohlthätigen Folgen verbreiten. Denn bisher war, wie Hr. von Menu mit Recht sagt, kein Volk so gleichgültig gegen die Denkmäler verflossener Jahrhunderte, als die Deutschen. Möchte — setzt er hinzu — sich doch eine Gesellschaft von Gelehrten zur Aufsammlung und Beschreibung ähnlicher aufgefundener Denkmäler in unserm Vaterlande vereinigen, und jene Ueberreste von dem Verderben, das ihnen droht, erretten! Wir aber setzen hinzu: Möchte der sich jetzt vereinende Geist deutscher Fürsten und Völker eine große Akademie deutscher Alrerthümer stiften und vereinen, die vielleicht in dem alten Nürnberg ihren entsprechendsten und besten Platz fände, der alle Lande Deutschlands, wie einen gemeinsamen Mittelpunkt, ihre Nachrichten mittheilten, um sie dort zu sammeln, zu sichten, zu verarbeiten. Sollte das nicht ein schönes Denkmal deutscher Fürsten- und Volks-Einheit seyn? Als Anhang dieses Aufsatzes theilt der Verfasser noch einiges über die Gräber der alten Deutschen, deren Auffindung und vorsichtige Behandlung der darin enthaltenen Gegenstände mit.

2. Es ist keinesweges unsere Absicht, diese schon vor einigen Jahren erschienene Reise vollständig anzuzeigen, sondern wir wollen nur das ihr an einigen Orten über deutsche Alterthümer Eingemischte, was leicht übersehen und unbemerkt bleiben könnte, hier kurz erwähnen und darauf aufmerksam machen; denn wer kann die große Masse einzelner Nachrichten, die hier und da erscheinen, ganz überblicken, wem sollte nicht viel entgehen! Und doch war es wohl nie fühlbarer als jetzt, daß alles aus einem gemeinsamen Mittelpunkt betrachtet werden muß, was die Alter-

thumskunde der einzelnen Gauen Deutschlands darbietet, wenn wir zu einen umfassenden und wahrhaft wichtigen Ergebniß früher oder später gelangen sollen. Können wir auch nicht alles umfassen, so wollen wir doch auf das aufmerksam machen, was uns vorkommt.

Ueberaus wichtig und in mehr als einer Hinsicht die vielseitigste Untersuchung verlangend, ist die Gegend bey der Porta Westphalica, denn hier ist das Eingangsthor zu den ungeheuren Kämpfen, in denen Hermann den Varus schlug, und Deutschland befreyte. Ueberhaupt sind die Alterthümer Westphalens von der höchsten Wichtigkeit, nicht allein die der heidnischen Zeit, sondern auch die des Mittelalters, und wenn wir auch recht wohl wissen, daß es dort an Sammeleifer nicht fehlt, ja daß Westphalen den Kreis eines eigenen Schriftthums hat, wie so manche Länder, von dem nicht viel über die Gränzen kommt, so gewinnt doch eben dadurch das Gemeinsame wenig, und nicht viel davon kommt dem gesammten deutschen Vaterlande zu gute. Möchte daher eine Handschrift mit zierlichen Bildern, die wir vor Kurzem, durch die Güte eines hohen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts zu Berlin, in Händen hatten, bald in Druck erscheinen; auch sie befriedigt durch die Entwicklung eines örtlichen, emsigen Forschens.

Der Verfasser gibt S. 73 und ff. nur wenig von dem, was ihm etwa zukam, er sagt nur: »noch immer wirft der geweihte Boden dieser Thäler die Trophäen jener Triumphe aus seinem Schooß. Ein Pflug wühlte vor Kurzem auf einem Acker neben der Pforte eine solche Reliquie auf, die eiserne Knieschiene einer römischen Rüstung mit dem daran befestigten Ritterspern.« Dann liefert er aber ein kleines Bild dieses Thales mit seinen halbumgestürzten Steinmassen, »wo römische Waffen und Todtenurnen mit Knochen und Asche gefüllt unter und neben einem in seiner Mitte aufgeworfenen Erdhügel zahllos gefunden werden,« gezeichnet nach der Natur von Wilhelm Tischbein. Wer staunt nicht auch im Bilde diese verworrenen Massen an, und wünscht ihre Entzifferung? Das Thal liegt nicht weit von Osnabrück, und die Denkmäler bey den Orten Scheelenburg und Wolfshagen. — Möchte doch auch in Westphalen ein recht gediegener Eifer für die gesammte Alterthumskunde Deutschlands erwachen, damit wir nicht allein erfahren, was der Schooß der Erde verbirgt, sondern daß wir auch die Dome zu Münster, Minden, Paderborn u.s.w. recht genau mit allen ihren Denkmälern kennen lernen.

Mehr erzählt uns aber der Verfasser von seiner Sommerreise in Holstein, durch ein Land, welches an Alterthümern so

überreich ist, und unendlich Wichtiges noch verbirgt, wo tüchtige Sammlungen gebildet wurden, aber — die umfassende Bekanntschaft, und besonders die Verbreitung der Kenntniß dieser Alterthümer durch Bilder (wozu in diesem Buche auch ein erfreulicher Anfang gemacht wird), fehlen noch ganz. Von der dänischen Regierung, die so viel Wissenschaftliches auf das freygebigste unterstutzt, läßt sich auch dieß mit Recht erwarten.

Um Ascheberg werden manche Alterthümer gefunden, die der blinde Jäger Horn sammelt, und mit vieler Liebe (S. 154) von dem wahrscheinlichen Gebrauche eines jeden Stückes, von der Art der Verfertigung mit dem Verfasser sprach, bis auf die Handgriffe, welche nach seiner Meinung die Alten anwandten, um den Keilen und Streitärxten diese und jene Gestalt, den Opfermessern von Feuerstein die Schärfe und die Glätte zu geben. Er vertheidigte dabey, mit sichtlichem Unwillen über die Abläugner jeder Kunst und jedes Wissens unserer Urväter, ihre Gewandtheit im Technischen, beym Glätten, Bohren der genau passenden und gerundeten Löcher in den Hammern und Streitkolben, beym Zuspitzen ihrer Dolche und Messer. — (Und gewiß ist es, daß die Begriffe, welche wir von der Rohheit unserer Vorfahren nur zu häufig äußern gehört, durchaus unrichtig sind. Es war in ihnen eine bedeutende Kunstfertigkeit ausgebildet, und es ist gewiß keinesweges anzunehmen, daß alle die in und bey den Urnen gefundenen Sachen von Metall, Thon und Stein, Beute gewesen sind. Wären sie dieß gewesen, so würde man auch unstreitig mehr Münzen bey den Gräbern finden, da sie ja auch diese als Beute erlangen mußten. Wie selten erscheinen diese aber doch auf solche Weise. Durch unwiderlegbar an Ort und Stelle verfertigte Metallsachen werden wir an anderer Stelle darzuthun suchen, daß fast alle Alterthümer der zierlichen Art, die man findet, Werke der alten Bewohner der deutschen Gauen sind. Wo unverkennbar Römisches erscheint, wie z. B. in Salzburg, am Rheine u. s. w., da gilt freylich unsere Behauptung nicht.)

Bey Westensee erwähnt S. 237 der Verfasser einiger Hünengräber, die mit Eichenbüschen gekrönt, und vom Wellenschlage der Saaten umgeben, sich auf einer dieser Höhen erheben. — Neben dem Thiergarten bey Deutschneuhof erheben sich aus der Mitte einer Kuppel, in schöner hemisphärischer Gestalt, zwey der schönsten und höchsten Hünenhügel Holsteins, von einem überhergewachsenen kleinen Buchenhain beschattet, Margarethenhöhe genannt.

S. 246 erwähnt der Verfasser, daß das Chor der Dorfkirche zu Bosee, in altgothischer Form, wahrscheinlich eines der ältesten Denkmäler der ersten christlichen Zeit dieses Landes sey.

(Eine Zeichnung davon wäre daher wohl sehr zu wünschen. Die Sage läßt ja auch dort einen Boten des heiligen Anschar erschlagen. Man darf, wie wir schon an anderem Orte erinnerten, keine Bauform der ältesten Zeit vernachläßigen, wenn man endlich auf etwas Gediegenes und Wahres in der alten sächsischen Baukunst, wie wir sie nennen, kommen und nicht immer blos Trugsätze aufstellen will.)

»Ein geheimnißvolles Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit dieses Landes — sagt S. 296 der Verfasser — umschleyert die Denkmäler der alten Germanen; nur daß die schöne Form der Ehrenhügel, und die darunter verborgenen Ueberreste unserer Urväter, ihr einstiges Daseyn beurkundend, uns unwiderstehlich anziehen. Gern weilen wir an den durch hohes Alterthum und fromme Bestimmung geheiligten Stätten. Diese hemisphärisch hervorragenden Hügel, in fast zahlloser Menge in unsern nordischen Gegenden hingestreut, und fast überall im Thal, am See oder auf sanften Anhöhen gelagert, hier mit sammtweichem Moosteppich bedeckt, dort mit Eichen oder Buchen gekrönt; wie laden sie ein, auf ihrer geweiheten Erde und in ihren Schatten zu ruhen, um zu sinnen über jenes große und gute Volk! Auf seine angeborne Freyheit stolz, kämpfte, siegte, blutete es für sie, ehrte die Götter, liebte — das zeigt die Lage seiner Gräber überall — die schöne Natur! — Kärglich belehrt uns die Geschichte über unsere Urväter; ihr inneres Seyn und Wesen versinkt in tiefes Dunkel der Vorwelt. So laßt denn an ihren Gräbern das Wenige uns lernen, was im treuen Schooß seit Jahrtausenden die Erde aufbewahrte, um es den Forschungen später Enkel zu überliefern.«

Der Verfasser unterscheidet dreyerley Denkmale. Altäre der Götter. Ein ungeheurer platter Granitfelsen ruhet an seinen Ecken auf mehreren großen Unterlagen desselben Gesteines. Keine Bearbeitung durch Werkzeuge ist daran bemerkbar; aber die Platte ruht oft vier, sechs und mehr Fuß auf ihren Stützen hinauf gehoben. Blöcke von 8 bis 10 Fuß Länge, 5 bis 6 Fuß Breite und eben so dick; ein ungeheures Gewicht von annehmlich 30,000 Pfund habend. Fast überall stehen sie auf weit umsichtigen Anhöhen; ob diese damals, wie der Verfasser annimmt, mit Wald bedeckt waren, zweifeln wir, wenn sie auch schon in Wäldern lagen. Die zweyte Art der Denkmäler besteht aus einer großen Zahl Granitsteine, die in einem länglichen Viereck stehen, das oft mehr als drey Breiten in seiner Länge hat. Sie stehen auf kleinen Anhöhen, oder auf der erhabenen Ebene. Mehrere Steine, meist viere, sind nahe zusammengestellt, und darunter ist Einer viel größer als die andern. Urnen, Waffen sind hier nicht vergraben. Waren es vielleicht Mahl- und Gerichtsstät-

ten. Uralte Sage erzählt, sie wären bey den alten Völkern ihren Helden und Volkshäuptern bestimmt gewesen, um nach den Siegen ihre Triumphe hier durch Umgänge und Weihen vor dem versammelten Volke zu feyern. Darum heißt ein solches Denkmal noch heute der Ehrengang. Man findet in der Gegend des Gutes Nehmten, zwischen Bernhöved und Stocksee, und auf dem Kremsfelde bey Segeberg die am besten erhaltenen. Möchten sie ja recht sorgsam bewahrt werden, damit nicht mit den Denkmälern die Kenntniß ihrer Bauart verschwände.

Bey weitem schöner, bedeutungsvoller, zahlreicher auf den freyen Räumen vieler Gegenden sind die Heldengräber, in der Volkssprache Hünenhügel (Hünen- oder Riesen-Gräber, Hünenbetten). In freundlichen Thälern beerdigte man die Todten an weit umsichtigen Höhen, an den Ufern der Gewässer, und erhub dann Ehrenhügel über ihren Staub. Selten liegen diese Denkmale einzeln, oft in großer Zahl vereint, zuweilen nur paarweise und dann von ungleicher Höhe und Umfang. Ursprünglich hatten sie vielleicht eine höhere, kegelförmige Gestalt, und sie sanken durch Einfluß des Wetters und eigene Schwere zusammen. Jetzt haben alle die Gestalt des Durchschnitts einer Kugel, die über der Erdfläche in 10 bis 16 Fuß verschiedener Höhe, und 100 bis 300 Fuß im Umfang, einer Kuppel ähnlich, hervorragt. Andere sind noch viel höher.

Durch das Märgelgraben werden diese Denkmäler häufig zerstört; eines verschwindet in Holstein nach dem andern. Dadurch ist aber viel ans Licht gefördert worden. Im tiefen Grunde der Hügel, mit der Fläche des Bodens umher gleich, oder in diese etwas eingesenkt, bisweilen etwas höher, ist ein viereckiger, von flach gesprengten oder gespaltenen Granitsteinen zusammengesetzter Raum, meistens 4 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit einem großen platten Stein überdeckt. In diesem Raum und auf bloßer Erde stehen Aschenkrüge mit verbrannten Knochenbruchstücken, und daneben liegen Waffen und Geräthe. In andern finden diese sich in der Erde selbst ohne abgetheilte Räume. Der Beweis, daß Hügel nur den durch Heldenthaten oder durch Rang unter dem Volke ausgezeichneten Männern errichtet wurden, liegt in der Entdeckung gewöhnlicher Begräbnißplätze überall im Blachfelde, wo, 7 bis 9 Fuß unter der ebenen Fläche des Bodens, eine Menge mit Asche, Knochen und verbrannten Knochenstücken angefüllte Urnen ohne Waffen und Geräthe vergraben sind. (Dieser Gegensatz ist von überaus großer Wichtigkeit, und verdient in allen Ländern die genaueste Untersuchung, wozu wir recht dringend auffordern.)

Waffen, Schwerter, Dolche, Speerspitzen, Bogenspanner, Streitärte, Keile, theils von Metall, hauptsächlich aber die Aexte, Keile und Dolche von feinkörnigem Granit, von Feuerstein und selbst von Basalt, umgeben die Aschenkrüge, bald in Kreise herum gelegt, bald in, nach den vier Weltgegenden davon ringsum ausgehenden Strahlen. (Dieß ist uns in Schlesien noch nie vorgekommen, wie denn überhaupt hier die Waffen höchst selten bey den Grabstätten.) Auch einiges Geschmeide, als Spangen und Haken zu Wehrgehängen und Gürteln, Haarnadeln, kleine Messerhefte, und ein mit geringelten Springfedern versehener, den heutigen Brust- und Tuchnadeln unserer Frauen und Männer ähnelnder Schmuck von bronzartigem Metall, wird noch neben, auch in den Urnen gefunden. (So also auch in jener Gegend die Fibeln, welche in Schlesien und andern Ländern gleichförmig gebildet so häufig vorkommen.)

Der Hauptfund in diesen Hügeln, wegen des Heiligen und Ehrwürdigen ihres Inhalts, sind die Aschenkrüge selbst, von gewöhnlichem inländischen Töpferthon verfertigt. Ihre gewöhnliche Höhe ist 8 bis 9 Zoll. Die meisten gleichen, ihrer Form nach, unsern Kochtöpfen von schwarzem Thon (dieß ist bey den schlesischen Urnen durchaus nicht der Fall, die meist alle eine sehr edle, schöne Form haben; aber auch von den hollsteinischen Urnen ist diese Behauptung nicht völlig richtig, wie die vom Verfasser in Kupferstich mitgetheilten Urnen beweisen). Einige haben eine schlankere, andere eine mehr gedrückte Form, mit schmalem, aufstehenden Rande, ohne Handhaben. (Die schlesischen Urnen haben meist alle Henkel auf dem Rande stehend, oder, wenn sie sehr klein sind, Oehre. Ganz große Urnen haben wohl auf dem Bauche zwey kleine Henkel, und unter dem Bauche noch vier kleine Haken, um sie auch daran zu fassen, oder daran auf einem Gestelle, etwa wie in Form eines Dreyfußes, sie zu befestigen. Einige große Urnen haben auch blos vier solche Haken, ohne Henkel zu haben.) Die schlanke Form nähert sich der griechischen und hetruscischen, so wie auch die Farbe, das dunkelgelblich Grau, und die zarte, dünne, zerbrechliche Thonart. (Hier mag wohl die Oertlichkeit, die größere Nähe eines feinen schönen Thones, oder der Mangel desselben, große Verschiedenheiten bewirken.) Zuletzt spricht der Verfasser von einer Urne, die eine oberhalb rings umher laufende Bande mit dem einpunktirten griechischen Zierat von im Viereck in einander verschlungenen Linien des sogenannten à la grecque hatte. (Solche Verzierungen sind uns zur Sammlung noch nicht zugekommen, doch soll es dergleichen in Schlesien, wie wohl höchst selten, geben.)

Die von dem Verfasser mitgetheilten Abbildungen sind sehr

merkwürdig, und enthalten Stücke, die uns noch nicht zu Gesicht kamen, also eine Abweichung von den schlesischen Alterthümern zeigen. Der Verfasser reihet daran eine Anzahl Fragen, die wir hier nicht übergehen wollen, da sie den Vorwurf aller Untersuchungen der Alterthumskunde enthalten: Welche Beschaffenheit hat es nun mit dem Ursprung, der Form, Zeichnungen, Bestimmung dieser Geräthe und Waffen? Sind sie alle die Erzeugnisse eines ganz rohen, von allen Kunstkenntnissen, selbst von der Kenntniß der gewöhnlichsten Handgriffe in vervollkommender Verfertigung entblößten Volks? (Nimmermehr, antworten wir darauf.) Oder sind mehrere derselben griechischen und römischen Ursprungs, und bey dem Umgang mit dem befriegten Volk Italiens diesen nachgebildet? Oder in den Kriegen mit den Römern erbeutet? (Auch dieß gewiß nicht durchweg, wenn auch einzelnes daher rührt. Die schöne, reine und treffliche Form der Gefäße, worin sie die Gebeine ihrer Todten beysetzten, die denn doch nimmermehr von den Römern herrührten, da denn doch auch irgend eine Spur des römischen Ursprungs seyn würde, zeigen offenbar Kunstfertigkeiten der Stämme Deutschlands an. Wir glauben, sie brachten diese aus Asien mit. Schon ihre steinerne Waffen sind so glatt und zierlich, daß sie von keinem barbarischen Volke herrühren können.) Sind sie nach den Zeiten ihrer Verfertigung von einander zu unterscheiden? die rohen Stücke die ältern, die bessern spätern Ursprungs? Mag wer da kann und es wagt, hierauf entscheidend antworten! (Auch wir wagen dieß nicht, aber wir glauben, unsere Vermuthung bemerken zu dürfen. Nach dieser ist es umgekehrt: das Vorzügliche ist das Aeltere, das Schlechte, besonders alles von Eisen, das Jüngere. Bessere Kenntnisse aus asiatischen Stammländern mitbringend, entarteten sie in den deutschen Wäldern, bis sie endlich in dem Christenthum und durch dasselbe sich neu belebten und emporschwangen. Ob wir die Reihenfolge dieser Entartung werden auffinden können, ob wir werden im Stande seyn, das Daseyn bestimmter Stämme an gewissen Orten nachzuweisen, und ihr Uebereintreffen zu entwickeln, das steht dahin; wir aber müssen die letzten Augenblicke benutzen, um treulich zu sammeln, was uns noch zu sammeln vergönnt ist.)

Höchst merkwürdig ist folgende Beschreibung (S. 304): ich habe in Tischbein's Händen die Zeichnung eines kleinen Messerhefts, von etwa vierthalb Zoll Länge, mit farbigem Schmelzwerk überzogen, mit zarten anders gefärbten Blättern verziert, und am untersten Ende die Gestalt eines kleinen Hausgötzen, der ein dem Dudelsack ähnelndes Werkzeug über den Schultern trägt. (Diese Gestalt erinnert an den Dudelsackspieler, der in Rhetra gefunden wurde — siehe Masich obotritische Alterthümer — und

dieses Bild verdient die schnellste Bekanntmachung, aber in ausgemalten Blättern.)

S. 306 nennt der Verfasser mehrere Alterthumsforscher und Freunde in Holstein: Landbaumeister Meißner, Kondukteur Heumann zu Eutin, Kirchspielvogt Meßner in Burg, Gutsbesitzer Wedel. Einer der eifrigsten Sammler, Facius, starb als ein Opfer seines Sammeleifers: in der Ebne von Rendsburg fand er, in dem Felsenbehälter eines Hünengrabes, ein kleines thönernes Gefäß mit gelber fettiger Masse angefüllt. Freudetrunken über seinen Fund kostete er die zähe Flüssigkeit. Ein großer Ekel, von Ohnmacht begleitet, war die erste Folge dieses alterthümlichen Gelüstes. Er blieb nach dem Wagestück kränkelnd, und starb nach einem Jahr an der Auszehrung. (Warum unternahm man keine scheidekünstliche Untersuchung dieser Masse?)

Hünengräber sind überall in Holstein, so wie in der entfernten Gegend der dänischen und anderer Ostseeinseln, doch vielleicht nirgend in so großer Zahl als in der Ebne der zu dem Gut Emkendorf gehörenden beyden Dörfer Volksstädt, an den lachenden Ufern seines Sees, und zwischen den das Thal halb umkränzenden Hainen. Auch bey Höhebeck ist ein solches Todtengefilde von mehr als vierzig Grabhügeln, deren einige ganz aufgegraben, und ihre granitnen Urnenhöhlen baar aufgedeckt sind. Dabey stehen einige Druidenaltäre. (Der Name der beyden Dörfer Volksstädt ist höchst bedeutsam.) S. 316. Hinter Bordesholm reihen sich gleichfalls schöne Hünenhügel längs dem See, auf den Höhen und in ihren Saatfeldern. (Wir machen noch zuletzt bey diesem Buche auf die Nachrichten von dem wackern deutschen Künstler Friedrich Overbeck aufmerksam, die kein Kunstfreund ohne Antheil lesen wird.)

Büsching.

Art. VII. System der Logik. Ein Handbuch für Lehrer und zum Selbstgebrauch, von J. Fr. Fries. Zweyte verbesserte Auflage. Heidelberg, Mohr und Winter, 1819. (124 und 650 S.)

Der Verfasser der vorliegenden Schrift bekennt sich zu den meisten Ergebnissen der Kantischen Kritik, obgleich keineswegs zu allen: denn er glaubt sie in vielen Stücken klarer, als der Urheber selbst, dargestellt, in anderen berichtigt, in noch anderen auf eine fruchtbare Weise angewandt zu haben. Ihm schien »wie tausendfaltig auch in Kompendien und größeren Werken die gewöhnliche Lehre der Logik gesagt, und wieder gesagt seyn mag, eine Darstellung, in welcher die anthropologischen und philoso-

phischer Untersuchungen in das rechte Verhältniß gestellt, und vorzüglich noch die großen methodischen Ansichten der Kantischen Kritik der Vernunft in der Logik gehörig angewendet sind, immer noch zu fehlen.« Wofür er denn die seinige als Versuch anbietet.

Ohne weitere Vorrede schreiten wir sogleich zur Beurtheilung. Da das allgemeine Urtheil über die hier gegebene Darstellung der Logik als Wissenschaft natürlich den Schluß machen muß: so folgen wir dem Verfasser für's Erste, so weit es angeht, ins Einzelne der aufgestellten Behauptungen, wo sich dann das Bild des Ganzen von selbst zusammensetzen wird. Nach einer Einleitung, die eine kurze Geschichte der Logik, und eine Kritik ihrer gewöhnlichen Eintheilung enthält, welchen er die seinige gegenüber stellt, geht er zu einer (anthropologischen) Beschreibung unseres Denkens und Erkennens über. Wir heben ihre Hauptpunkte heraus, indem wir so viel als möglich Alles, was nicht unmittelbar das Erkennen betrifft, unberücksichtigt lassen. Der Verfasser betrachtet zuerst unter den menschlichen Thätigkeiten das Vorstellen, und unterscheidet in diesem assertorische Vorstellungen von problematischen dadurch, daß (S. 36) »jene Ansprüche an objektive Gültigkeit, an Wahrheit darin machen, daß das Seyn der Dinge mit ihrer Vorstellung übereinstimmen soll.« Da er alle diese Ausdrücke vorerst nur im Sinne des gemeinen Lebens verstanden wissen will: so haben wir nichts dagegen einzuwenden: sie bilden eine Beschreibung beyder Thätigkeitsgattungen. Diese Unterscheidung aber wird ihm dadurch wichtig (S. 57), »daß alle unmittelbaren, ursprünglichen Vorstellungen unseres Geistes behauptende sind, die problematischen erst mittelbar aus diesen entstehen.« Um nun die Vorstellungen von ihrem Ursprunge an zu beobachten, geht er zunächst zur Beschreibung der unmittelbaren, ursprünglichen Vorstellungen, und unter diesen zu den Anschauungen der Sinne über. Zur leichteren Uebersicht stellen wir das hier von diesen Gesagte mit dem an andern Stellen Vorkommenden zusammen.

»In unserer vollständigen Anschauung als sinnlicher Erkenntniß,« heißt es S. 77, »kommen jedesmal drey Bedingungen zusammen. Erstlich die eigentliche Sinnesanschauung (der Farbe, des Tones, des Warmen und Kalten u. s. w.); zweytens Beziehung dieser Anschauung in der Empfindung auf die Vorstellungen von Raum und Zeit (wozu beym innern Sinn noch das reine Selbstbewußtseyn kommt); und drittens, die Verbindung oder synthetische Einheit des in der Anschauung gegebenen Mannigfaltigen vermittelst der Beziehung desselben auf die Vorstellungen

von Raum und Zeit, d. h. die Vorstellung der Gestalt und Dauer der Gegenstände.« Die Vorstellungen von Zeit und Raum sind also von den eigentlichen Sinnesanschauungen wesentlich verschieden. Diese nennt er »empirische, weil sie aus der sinnlichen Anregung entspringen,« jene aber reine Anschauung, »weil sie der Selbstthätigkeit unserer Erkenntnißkraft gehört (S. 79);« und ihr Verhältniß bestimmt er dadurch näher, daß er sagt (Grundr. §. 8): »Die einzelnen Arten der Sinnesanschauungen würden uns jede für sich ihre eigene Ansicht der Dinge geben, wenn ihnen nicht allen gemeinschaftlich die alle vereinigende mathematische Anschauung zum Grunde läge, durch welche unsere äußere Weltkenntniß ihre Festigkeit erhält:« denn (S. 48) »in der ersten Sinnesanschauung bey der Empfindung wird der Gegenstand immer in einem Verhältniß zu meinem erkennenden Gemüth vorgestellt. Mir zeigen die Gegenstände ihre Farben, ihre Töne, ihre Gerüche u. s. w. Durch die hinzukommende mathematische Anschauung wird hingegen nur äußerliches Verhältniß der Gegenstände untereinander bestimmt ꝛc.« Schon in dieser Beschreibung kann Manches widersprechend scheinen. Denn die empirischen Anschauungen, welche durch die Gegenstände entspringen, sollten das Verhältniß derselben zu mir, also etwas Subjektives, dagegen die ganz aus uns hervorgehende reine Anschauung, das äußerliche Verhältniß der Gegenstände unter einander, also das Objektive in den Anschauungen erzeugen. Aber weder Subjektivität noch Objektivität ist nach des Verfassers Meinung im strengsten Sinne zu nehmen; sondern auch das Verhältniß der Dinge unter einander ist in unsern Anschauungen nur ein solches, wie es uns erscheint; es ließe sich also leicht denken, daß es trotz jener Bestimmungen rein in uns seinen Grund hätte. Von einem solchen Widerspruche also müssen wir den Verfasser frey sprechen; aber nun erhebt sich die wichtige Frage, woher weiß der Verfasser, daß die Anschauungen von Zeit und Raum rein aus uns entspringen, und woher kommt ihm das Recht, bey anscheinend gleicher Subjektivität und Objektivität sie in Vergleich mit Farbe ꝛc. subjektiv zu nennen?

Offenbar, könnte man antworten, aus der Erfahrung: denn wir sind jetzt in keiner philosophischen Wissenschaft, sondern in einer anthropologischen Vorbereitung begriffen, die der Verfasser als aus der Erfahrung entspringend bezeichnet hat; und S. 32 sagt er ausdrücklich, daß wir außer der inneren Erfahrung keine andere Quelle der Selbsterkenntniß haben, zu der doch die Erkenntniß einer solchen reinen Anschauung als Selbstthätigkeit sicherlich gehört. Aber dann fallen uns wieder manche andere

Stellen ein, wo die Erkenntniß dieser besonderen Seelenthätigkeiten als philosophische aufgeführt, und aus der Spekulation hergeleitet wird. Wir können uns daher auf diese Art der Untersuchung hier nicht einlassen, und müssen uns auf das beschränken, was der Verfasser an diesem Orte in Bezug auf den angegebenen Unterschied weiter sagt. Vielleicht, daß wir etwas zu seiner Begründung auffinden.

Dazu kann nun die erste Unterscheidung (S. 79) offenbar nicht dienen, »daß uns die Sinnesanschauungen nach Verschiedenheit des Sinnes gesonderte Beschaffenheiten zeigen, die mathematischen dagegen dieß Verschiedenartige vereinigen.« Denn die zeitliche und räumliche Ausdehnung könnten ja vielleicht nur höhere Begriffe, gemeinsamere Eigenschaften der Dinge seyn, oder die höchsten, wo denn natürlich alle anderen als von einander verschiedene Mannigfaltigkeiten gegen sie erschienen. Darauf scheint auch ihre zweyte Eigenthümlichkeit zu deuten, »daß sie den Dingen immer auf die gleiche Weise unveränderlich zum Grunde liegen, während die Sinnesanschauungen beständig wechseln.« Sie sind also nicht blos allgemeine, sondern auch beständige Beschaffenheiten; natürlich weil aus den Begriffen, »räumliche« und »zeitliche Ausdehnung« alles besondere oder wechselnde weggelassen ist. Wichtiger können das dritte und vierte Merkmal erscheinen (S. 80), »daß wir uns die Einsicht in die Wahrheiten der reinen Anschauung durch bloße Ueberlegung verschaffen können,« und daß »wir aus ihnen gleich die Wahrheit allgemeiner und nothwendiger Gesetze einsehen;« aber die gesuchte Auskunft geben sie uns doch nicht: denn denken wir uns fertige Begriffe, und die mit ihnen zu vergleichenden Begriffe auch fertig in uns: so können wir beyder Verhältniß eben auch durch bloße Ueberlegung finden (z. B. alle Körper sind schwer), und die dasselbe bezeichnenden Sätze sind allgemeine nothwendige Gesetze. Als fertige Begriffe aber haben wir uns »zeitliche und räumliche Ausdehnung« in ihrer Allgemeinheit gedacht, und können eben so als solche ihre besonderen Bestimmungen (z. B. die einzelne räumliche Ausdehnung, welche man Winkel nennt) denken. Woraus denn jenes eben so leicht erklärt werden kann, als (S. 82) daß sie über alle Gränzen der Sinnesanschauung hinaus reichen (indem z. B. jeder Schüler zu gibt, daß sich die gerade Linie über jede Gränze hinaus verlängern lasse): denn eben das weiß auch jeder Schüler von den Begriffen.

So wären denn »räumliche« und »zeitliche« Ausdehnung »die höchsten Begriffe,« um die Beschaffenheit der Dinge zu bezeichnen. Dann aber sehen wir auf keine Weise, wie sie dazu kommen, von den übrigen als völlig verschieden und rein sub-

jektiv in ihrem Ursprunge dargestellt zu werden. Die übrigen Eigenschaften bezeichnen in mannigfachen Stufen den Dingen Gemeinsames, die räumliche und zeitliche Ausdehnung bilden die höchste Stufe, das allen Gemeinsame; aber eine Stufe sind sie immer, und daher gleich den übrigen untrennbar subjektiv und objektiv zugleich. Betrachten wir nun aber die räumliche Ausdehnung besonders: so muß uns auch das zweifelhaft erscheinen, daß sie wirklich der für alle Sinne gemeinschaftliche höchste Begriff ist. Denn bey genauer Prüfung wird sich leicht zeigen, daß wir im Raum weder hören noch riechen, noch schmecken, noch fühlen, sondern allein und lediglich sehen; daß also der Begriff der räumlichen Ausdehnung nur der Gesichtsthätigkeit angehört. Denn die Schwingungen im Ohre, die chemischen Prozesse in den Geschmacksdrüsen ꝛc. geschehen zwar freylich im Raume; aber doch nur so, wie wir sie eben sehen; als Hören aber hat das Hören ꝛc. gar nichts mit der räumlichen Anschauung zu thun, und jene Täuschung entsteht nur dadurch, daß wir geneigt sind, an den Gesichtssinn, als den beständigsten und allgemein gleichsten, die Thätigkeiten der übrigen anzuknüpfen, und ihn troß der spekulativ ganz gleichen Subjektivität als den objektivsten, d. h. zur Begriffsbildung oder zum Festhalten geschicktesten (eine höhere Bedeutung hat es in der That nicht) zu verehren. Geht man aber auf das diesen Ausdrücken des gemeinen Lebens ursprünglich zum Grunde Liegende zurück: so wird man finden, daß die übrigen Sinne an dem Begriffe der räumlichen Anschauung gar keinen Theil haben, sondern dieß nur der höchste Begriff der durch das Auge aufgefaßten Eigenschaften, daß also die Vorstellung vom Raume als einer allen Sinnen zum Grunde liegenden gemeinsamen reinen Anschauung eine falsche, schlecht begründete Dichtung ist. — Um auf gleiche Weise die Vorstellung von der Zeit als reiner Anschauung zu beurtheilen, müssen wir zu dem übergehen, was der Verfasser vom innern Sinne sagt, obgleich er S. 83 Kants Vorstellung bestreitet (der die Zeit als Form des inneren Sinnes allein aufführt), und sie vielmehr Form unserer Sinnlichkeit überhaupt nennt. »Zwischen dem Vorhandenseyn der Vorstellungen in uns und dem, daß wir sie in uns wahrnehmen, ist noch ein großer Unterschied. Wir haben viel mehr Vorstellungen in uns, als die, die wir jedesmal gewahr werden; es muß zu ihrem Daseyn in uns erst noch etwas hinzukommen, damit sie in uns wahrgenommen, oder wie man sagt, zu Perceptionen werden. Dieses ist nun das Verhältniß zum Bewußtseyn, d. h. der Selbsterkenntniß, deren Empfänglichkeit der innere Sinn ist (S. 53).« »Der Selbster-

kenntniß nämlich, so wird dieß S. 54 näher bestimmt, liegt das reine Selbstbewußtseyn, die reine Apperception genannt, zum Grunde, welches sich: »Ich bin« ausspricht, aber ohne zu sagen, was ich bin«. »Soll aber dieses reine Selbstbewußtseyn eine qualificirte Selbsterkenntniß zeigen: so müssen erst innere Sinnesanschauungen durch den angeregten inneren Sinn hinzugebracht werden, in denen die Gegenwart dieser meiner bestimmten inneren Thätigkeiten behauptet wird.«

Wie es scheint, gehören also dazu, daß eine Thätigkeit klar in uns sey, drey Thätigkeiten, nämlich erstens diese Thätigkeit selbst, und zwar (S. 5) als die gerade jetzt lebendigste in meinem Inneren; zweytens der innere Sinn, der dieß auffaßt, und dem reinen Selbstbewußtseyn, als der dritten Thätigkeit, entgegenbringt. Anderwärts wird nur diese letzte die Form des innern Sinnes genannt, so daß sie also nur Eine Thätigkeit bildeten, von deren Eigenthümlichkeit das »Ich bin« nur, irgend wie, eine Abstraktion ausmachte. Aber daß der Verfasser nicht recht weiß, ob er es Eine Thätigkeit oder zwey nennen soll, möchte am wenigsten zu verwundern seyn. Denn suchen wir uns nun das Wahrnehmen unserer inneren Thätigkeit zu vergegenwärtigen: so ist doch so viel klar, wo Mehreres zusammenwirkt, da wird die Wirkung von der Beschaffenheit der Wirkenden zusammengenommen abhängen. So z. B. bey den äußeren Sinnen, wo für die Einwirkung der Gegenstände als Einen Faktor die Empfänglichkeit als zweyter bald größer, bald kleiner, für die Aufnahme bald dieses bald jenes Eindrucks offener ist, so daß also auch derselbe zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Thätigkeiten hervorbringt. Ganz anders bey dem sogenannten inneren Sinne: sobald nur die Thätigkeiten, welche ihn erregen, dieselben sind: so gleicht er einem hellen Spiegel, indem er keinen Unterschied seiner eigenen Empfänglichkeit kennt. Nun wohl, so bleibt sich diese immer gleich. Aber wenn nun die erste der oben angeführten drey Bedingungen einer klaren Thätigkeit Statt findet, die nämlich, daß sie gerade die lebendigste ist, ist sie nicht eben dadurch auch schon klar und bewußt? Ganz augenscheinlich. Es braucht vielmehr gar keiner andern Thätigkeit, sondern Bewußtseyn oder Klarheit einer Vorstellung (so wie jeder anderen Thätigkeit) ist weiter nichts, als ihre vorherrschende Lebendigkeit in Vergleich mit den übrigen: es braucht zum lebendigen Daseyn der Vorstellungen in uns nichts hinzuzukommen, und der innere Sinn ist eine Erdichtung, der keine Wahrheit zum Grunde liegt. Wenn ich z. B. eine fremde Sprache lesen lerne: so wird mir anfangs jeder Buchstabe besonders ins Bewußtseyn treten; was heißt das, als: meine Vorstellungen der Buchstaben werden sich so langsam

folgen, daß jede einzelne eine Zeit lang eben als einzelne Thätigkeit die lebendigste ist. Nun aber folgen sie bey größerer Uebung schneller auf einander, und beym Lesen sind doch die ganzen Wörter (zunächst als Gehörthätigkeiten, dann das dadurch Bezeichnete) die Hauptsache; sobald also das Wichtigere (eben dieß Auffassen der Wörter) durch eine schwächere Thätigkeit (ein flüchtigeres Ausprägen der einzelnen Buchstaben) geschehen kann: so werden wir uns dieses Vortheils bedienen; und eben der flüchtigere, obenflächlichere Charakter jener unbedeutsamen Vorstellungen ist es, weßhalb sie gegen die übrigen zurücktreten, und das nennt man »nicht wahrgenommen werden.« Außer dem Seyn einer Thätigkeit gibt es kein Wissen um sie, und das Maß für die Deutlichkeit des ersteren ist daher zugleich das Maß für die Deutlichkeit des letzteren. Die sogenannte reine Apperception ist der Begriff des Ich, oder die höchste Begriffsthätigkeit aller menschlichen Thätigkeiten überhaupt, aus dem Zusammenflusse also und der Neutralisirung aller entstanden (daher sie so spät entsteht). Die reine Anschauung der zeitlichen Ausdehnung ist die Abfolge der geistigen Thätigkeit, aus der jede Eigenthümlichkeit einer einzelnen Abfolge weggelassen ist; der Begriff der Abfolge, so wie jeder Begriff anfangs, und die höchsten natürlich immer, durch ein abstraktes Schema der unter ihm enthaltenen Anschauungen gegeben.

Da so die mathematische Anschauung sich als nichtig erwiesen hat: so kann von der Thätigkeit, welche nun ihre Vermittelung mit der empirischen enthalten soll, den zur figürlichen Verbindung gehörigen Vorstellungen von der Dauer der Dinge in der Zeit, ihrer Gestalt und Lage im Raum rc., die als Thätigkeiten noch dunkler sind, nicht weiter die Rede seyn.

Nachdem der Verfasser so die unmittelbare, ursprüngliche Erkenntniß beschrieben, geht er zu der hieraus abgeleiteten über, und handelt von dem Gedächtniß und dem Vergessen, von den Gesetzen des inneren Gedankenlaufs rc. Hier finden sich manche gute Bemerkungen, wie z. B. die, daß eigentlich nicht das Behalten, sondern das Vergessen der Vorstellungen der Erklärung bedürfe, und sie leicht erhalte: denn eine einmal angeregte Thätigkeit wirke natürlich fort, bis und in so weit sie durch andere hinzukommende und auf gewisse Weise entgegengesetzte geschwächt werde. Das Meiste ließe sich sehr vereinfachen; aber da es weniger mit dem eigentlichen Zwecke dieser Einleitung zusammenhängt, gehn wir sogleich zur Bestimmung des Denkens über, dessen Hervorhebung unter den übrigen Thätigkeiten der eigentliche Zielpunkt dieses Abschnittes ist.

Das Denken wird nun zuerst aus den »Veränderungen,

welche mit den im Gemüthe schon vorhandenen Erkenntnissen und andern Vorstellungen vorgehn,« als »willkürliche Lenkung der Vorstellungen durch die Aufmerksamkeit« ausgeschieden; und steht als solche zugleich mit der dichtenden Einbildungskraft »dem unwillkürlichen gedächtnißmäßigen Abfluß der Vorstellungen nach dem Gesetz der Association der Vorstellungen unter einander« gegenüber. Um diesen Unterschied zu verstehn, müssen wir die Aufmerksamkeit näher kennen lernen. »Aufmerken und Achtgeben, heißt es S. 70, bedeutet willkürliche innere Wahrnehmung unserer Thätigkeiten. Aufmerksamkeit schließt sich also an den inneren Sinn und seine Selbsterkenntniß an, bringt diese aber erst in unsere Gewalt, indem sie sich dem Willen unterwirft.« Weiter unten: »das Interessante ist es, was uns anzieht, und die Aufmerksamkeit festhält. Auf den Willen wird also gewirkt, und durch diesen auf die Lebhaftigkeit der Vorstellungen.« »Die Spannung der Aufmerksamkeit zeigt sich darin, daß sie auch dunklere Vorstellungen wahrnehmen, und bey dieser Wahrnehmung verweilen läßt.«

Um durch diese Verschlingungen hindurch zu finden, müssen wir den Punkt festhalten, zu dem wir bereits durch unsere früheren Untersuchungen gelangt sind. Dieß ist die sogenannte Wahrnehmung der Vorstellungen durch den inneren Sinn, welche uns sich als Lebhaftigkeit derselben in Vergleich mit den übrigen gezeigt hatte. Daran soll sich nun die Aufmerksamkeit anschließen, und sie dem Willen unterwerfen, und zwar indem das Interessante auf den Willen wirkt, und durch diesen auf die Lebhaftigkeit der Vorstellungen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen also ist das Ergebniß, und zwar eine größere, als daß dieselbe blos Klarheit genannt werden sollte. Betrachten wir aber nun unabhängig von jenen Ausdrücken diese in ihrem Verhältniß zu dem, was wir interessant nennen: so ist dieß ein solches, was auf unsere vorstellende Thätigkeit einen höheren Reiz ausübt; dieses höhere Gereiztseyn aber ist ihre größere Lebendigkeit, also das höhere Bewußtseyn selbst; und wir finden dazwischen weder eine Thätigkeit des Willens, noch der Aufmerksamkeit, indem die Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung weiter nichts ist, als eben diese ihre größere Lebendigkeit. Dieß erhellt ganz deutlich, wenn wir nun die besonderen Arten des Interessanten vergleichen, welche der Verfasser S. 70 aufführt. »Neuheit, Wechsel, Kontrast und Steigerung in unsern Vorstellungen sind es, welche vorzüglich belebend auf die Aufmerksamkeit wirken.« Man könnte eben sowohl und vielleicht richtiger sagen: »auf die Vorstellungen wirken«; wo dann der Aufmerksamkeit (außer dem Belebtseyn derselben) nichts bleibt, alle Willkür aber vollends ganz ausge-

schlossen wird. Denn worin sollte diese bestehn, welch eine Aeusserung des Willens könnten wir für sie auffinden? Das Neue, das Contrastirende ziehe das an; wir werden von ihnen gleichsam fortgerissen; soll also der Wille nicht mit der Lebhaftigkeit der erregten Vorstellungen einerley seyn: so zeigt sich nirgends mehr Passivität als gerade hier, und wir sehn auf keine Weise, daß »auf den Willen gewirkt wird, und durch diesen auf die Lebhaftigkeit der Vorstellungen.« Noch schwieriger wird die Sache, wenn wir nun das Nachdenken ins Besondere betrachten. Es soll die Selbsterkenntniß des inneren Sinnes in unsere Gewalt bringen, und sie dem Willen unterwerfen. Wieder ein überaus schwieriger Punkt, denn wenn die sogenannten unwillkürlichen Thätigkeiten der Einbildungskraft, sobald sie angeregt sind, sogleich fertig dastehn: so besteht das Eigenthümliche der Begriffe im Nachdenken darin, daß sie angeregt, oft lange vergebens zur gehörigen Lebendigkeit emporstreben; weit entfernt also eine Macht zu seyn, scheint die Willkür des Denkens gerade in einer gewissen Unmacht zu bestehn, welche sie vor den Thätigkeiten der Vorstellungen in der Association auszeichnet.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, er könne die Wissenschaft der Logik unabhängig von der des Gefühls- und Begehrungsvermögens entwerfen. Der Begriff der Willkür aber, wenn er hier angewendet werden sollte, müßte doch offenbar erst aus der letzteren Wissenschaft deutlich gemacht worden seyn, wie er es wohl dem Verfasser schwerlich geworden ist. Das ist aber überhaupt eine Eigenthümlichkeit seiner Untersuchungs- und Darstellungsweise. Er will überall nichts als das Bekannte und Sichere voraussetzen, und von dem gemeinen Bewußtseyn ohne Sprünge zur Wissenschaft fortschreiten. Aber ehe man es sich versieht, findet man sich in die schwierigsten Untersuchungen hinein versetzt, deren Ergebnisse als bekannt und unbestritten angesehn werden, obgleich sie dieß (wie wir dieß schon bey der mathematischen Anschauung gesehn haben) noch keineswegs sind. Wir finden sehr selten bey ihm einen reinen sichern Fortschritt des Forschens; überall nur Kreisläufe, welche auch das Richtige vom rechten Standpunkte zu fassen schwer machen. Das in der Darstellung des Verfassers schwach angedeutete Wahre, möchte etwa Folgendes seyn. Die ursprünglichen Thätigkeiten des Menschen haben natürlich, die eine mit diesen, die andere mit jenen andern, viel Gemeinsames. Kommen nun solche ähnliche Thätigkeiten zusammen, so tritt das Nichtgleiche gegen das Gleiche zurück; jenes wird verstärkt, dieses geschwächt; und ist das vollkommen geschehn, daß das Gleiche für sich allein als Thätigkeit da ist: so heißt dieselbe ein Begriff. Man sieht, daß hier die größte Nothwendigkeit herrscht,

jede Willkür ausgeschlossen ist. Zuweilen aber geschieht es, daß die gemeinsame Thätigkeit aus dem Nichtgemeinsamen schwer sich scheidet. Sie strebt zum Bewußtseyn, d. h. zur größten Lebendigkeit in Vergleich eben mit dem Ungleichen empor, aber lange vergebens. Dieses unvollkommene Emporstreben nun nennt man (wie hier nicht weiter erläutert werden kann) Wollen; und dieses findet sich oft beym Bilden der Begriffe und Urtheile, eben weil dasselbe oft mit Schwierigkeiten verbunden ist. Aber dieß Wollen ist so wenig »als willkürliches Beherrschen und Leiten der Vorstellungen« eine Vollkommenheit des Denkens, und daher so wenig eine wesentliche Eigenschaft des vollkommenen Denkens, daß vielmehr das völlig unwillkürliche, rein ohne Wollen vor sich gehende Denken das vollkommenste wäre, und jede zu ihm gehörige Thätigkeit auch wirklich um so höher ist, je weniger sie von solchen vergebenen Ansätzen unterbrochen wird, sondern nach einer schnellen und sicheren unwillkürlichen Association mit Nothwendigkeit fortschreitet.

Wenn daher der Verfasser das Reflexionsvermögen ein Vermögen der Selbstbeobachtung nennt, durch welche wir uns dessen bewußt werden, was dem innern Sinn nicht unmittelbar klar wird, so ist das von dem Fürsichhervortreten der Theile unserer Thätigkeiten zu verstehn, welche früher eben nur als Theile mit anderen innig verknüpft da waren; und ihre »Künstlichkeit« möchte wohl einzig und allein darin gesetzt werden können, daß wenn ein unvollkommener Reiz (ein bloßes Wollen) für dieses Fürsichhervortreten da ist, derselbe doch nicht ganz verloren geht, sondern als Reiz — so viel eben wirkt, als er vermag. Der Verfasser betrachtet die Sache immer, als wäre der Verstand schon an sich im Besitze einer Menge von Regeln, die er nun klug und künstlich anwendete und der Lage der Dinge anzupassen wüßte, um das zur Wirksamkeit zu bringen, was ihm als Gedanke gleichsam schon vorschwebt. Aber wenn der Verstand das Vermögen ist, Begriffe zu denken und zu bilden, und vor ihrer Bildung die Begriffe als Begriffe gar nicht vorhanden sind, so besteht ja der ganze Verlauf nur in ihrem Werden als Begriffe, in ihrem lebendigeren Hervortreten, welches der Verfasser S. 102 selbst ein »unwillkürliches Produkt der Einbildungskraft« nennt, und die Beobachtung nur in dem Vorhandenseyn des Reizes als unvollkommen, ehe er vollkommen wird.

Was der Verfasser §. 18. über das Verhältniß von Verstand und Vernunft sagt, davon haben wir das Wesentliche nun schon berührt. Der Vernunft als ganzer erkennender Kraft gehören die ursprünglichen, unmittelbaren Thätigkeiten, die wir eben betrachtet haben. Was er nach der bekannten

Kantischen Gebrauchsweise von der reinen Vernunft sagt (eben daselbst), gehört zu den oben erwähnten Ergebnissen späterer, schwieriger Untersuchungen, und wird daher, so weit es überhaupt in eine nach dem Plane des Verfassers entworfene Logik gehört, an seinem Orte beurtheilt werden. Wir können mit Recht fragen, wozu uns solche in ihrer Wahrheit doch noch ganz unverständliche Vorbereitungen sollen, und glauben, daß uns bey genauerer Ueberlegung der Verfasser selbst zugestehn muß, wir wären weit leichter nicht nur, sondern auch weit klarer zur Auffassung des Denkens in seiner Eigenthümlichkeit als menschlicher Thätigkeit gelangt, wenn er mit Auslassung aller dieser auf den Hauptpunkt keine genaue Beziehung in sich tragenden Unterscheidungen und Eintheilungen, bloß wie S. 102 gesagt hätte: »Die Abstraktion ist ein Produkt der Einbildungskraft, wenn viele ähnliche Vorstellungen in unserem Gemüthe mit Lebhaftigkeit zusammentreffen. Ihr gleicher Theil wird darin abgesondert herausgehoben, und uns zum Bewußtseyn gebracht« (d. h. für sich lebendig). Alles, was er von Willkür, von Selbstbeobachtung, von der analytischen und synthetischen Einheit rc. sagt, dient nur, um zu verwirren. Dazu gehört denn auch die sogleich auf die angeführte Beschreibung des Denkens folgende Unterscheidung zwischen einer quantitativen und qualitativen Abstraktion. Das Gleiche nämlich, welches bey der Abstraktion hervortritt, soll entweder die Form eines Ganzen, wodurch die Theile im Ganzen verbunden werden, oder das Allgemeine seyn, welches vielen als Theilvorstellung zukommt. Offenbar ist die Unterscheidung nichtig. Denn jene Form eines Ganzen ist doch gewiß auch eine solche allgemeine Theilvorstellung; und nur dieß letzte ist sie durch die Abstraktion geworden, an dem ersten aber hat diese keinen Theil; man kann also nicht von einer verschiedenen Abstraktion (einer qualitativen und quantitativen) reden, die vielmehr in beyden Fällen ganz dieselbe ist; sondern nur von einem verschiedenen Produkte derselben, von einem verschiedenen Abstrahirten, wo selbst noch jener Unterschied nur ein unwesentlicher ist. Der Verfasser nennt als Beyspiele der quantitativen Abstraktion die Vorstellung eines Würfels, des Raumes in abstracto; aber was an diesen durch die Abstraktion geworden ist, ist doch nicht, daß jener aus sechs gleichen Quadraten zusammengesetzt ist, und dieser alles räumlich Ausgedehnte in sich enthält, sondern daß jene Vorstellung nicht einen bestimmten Würfel, diese nicht eine auf bestimmte Weise erfüllte räumliche Ausdehnung enthält. Nicht alle Abstracta freylich fassen, wie diese, räumliche Zusammen-

setzungen unter sich (sind Theilvorstellungen von ihnen); aber was soll ein solcher Unterschied in der Logik?

»Vorbereitet durch diese Untersuchungen«, sagt der Verfasser S. 106, »können wir nun die Denkformen näher betrachten, ohne eine andere Bemerkung vorauszuschicken, als daß uns die Abstraktion zunächst auf die Form der Begriffe führt, aus der sich die übrigen Denkformen weiter ableiten lassen.« Wir sind also jetzt im Gebiete der sogenannten scholastischen Logik, der seit Aristoteles fast ganz unveränderten, und so fest begründeten, daß gegen eine eigenthümliche Darstellung derselben sich nichts scheint einwenden zu lassen, als Subtilitäten, deren Gebrauch der Verfasser (Vorrede S. X.) für jeden, der über logische Formen sprechen will, in Schutz nimmt. Aber erstens möchte wohl diese für so fest gehaltene scholastische Logik selbst einer Kritik gar sehr bedürfen. Es hat sie Einer von dem Andern fast ganz ohne Prüfung aufgenommen, und ohne sich zu fragen, ob denn diese Bestimmungen, Eintheilungen rc. wirklich so wesentlich in der Natur der Sache begründet sind, oder vielleicht nur ein schlecht zusammengelesenes Aggregat. Wir haben zu dieser Prüfung um so mehr Veranlassung, da der Verfasser, was ihm zum größten Lobe gereicht, diese steifen Formen zu vergeistigen, und in ihrer Nothwendigkeit darzustellen sucht. Kleinigkeiten werden wir übergehn (sonst müßten wir ein vielleicht noch stärkeres Buch schreiben, als das vorliegende ist), und unsere Aufmerksamkeit vorzüglich darauf richten, ob die Eigenthümlichkeit der Logik als Denklehre festgehalten ist. Dabey werden wir auf einige unnütze Subtilitäten (aber eben nur auf die haupsächlichsten) aufmerksam machen, unter welchen wir solche Eintheilungen, Bestimmungen rc. verstehn, welche schon in anderen wesentlicheren mit enthalten sind, und dennoch als eigenthümliche aufgeführt werden.

Der Verfasser handelt in der Lehre von den Begriffen von dem Inhalt und Umfang, von der Mittelbarkeit, von der Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit, von der Bildung der Begriffe im Verstande, und endlich von ihnen als Erkenntnißgründen. Da dieser Gang der Untersuchung eben keinen systematischen Vorzug haben möchte: so wählen wir einen eigenen. Die Begriffe, wissen wir, entstehen, indem aus mehreren ähnlichen Vorstellungen die gemeinsame Theilvorstellung besonders hervortritt. Wie müssen wir daher erstaunen, wenn wir S. 114 lesen, daß die Begriffe als fertig ausgebildete uns eigentlich nie würden zum Denken kommen lassen. »Denn das bloße Denken setzte immer nur den Inhalt eines Begriffes aus anderen Begriffen zusammen; das wäre aber eine Thätigkeit ohne

Anfang und Ende«; zum Denken also bedürften wir noch des von der unmittelbaren Vorstellungsweise entlehnten Schema's der Einbildungskraft. Wir müssen erstaunen, sage ich: denn nach der oben angegebenen Entstehung der Begriffe hat sich jeder unter dem Worte »Begriff« nichts anders gedacht, als was hier Schema der Einbildungskraft genannt wird; und daß die Begriffe auch durch Determination, d. h. durch Zusammensetzung höherer Merkmale entstehn können, erfahren wir erst weiter unten. Dieß wäre also auf jeden Fall erstens eine Unordnung in der Abhandlung der Begriffslehre, und die Schemata der Einbildungskraft müßten zweytens als eine besondere Gattung der Begriffe aufgeführt werden; aber, können wir nun weiter fragen, wenn doch, wie der Verfasser weiter unten selbst sagt, die Logik es mit wahren Denkformen zu thun hat, und von der Verschiedenheit des grammatischen Ausdrucks völlig absieht, was soll uns überhaupt die Lehre von dem Verhältniß der Begriffe zu ihren übergeordneten, die Lehre von ihrer Entstehung durch Determination, von ihren Eintheilungen in widersprechende, widerstreitende, entgegengesetzte, wesentliche ꝛc. schon in der Lehre von den Begriffen? Wir können die Begriffe als Begriffe eben nur als aus ähnlichen Vorstellungen hervorgetretene Theilvorstellungen ansehn; sobald wir aber ihr Verhältniß zu anderen Begriffen betrachten, treten wir in die Lehre von den Urtheilen ein (deren eigenthümliche Aufgabe die Darstellung dieses Verhältnisses ist), wir mögen nun das Wörtlein »ist« dazwischen setzen oder nicht. Daher denn alle die obengenannten Bestimmungen, in den Eintheilungen der Urtheile unter anderen Namen wiederkehren. Wären sie dort gebraucht worden: so hätte vielleicht eine Eintheilung durch die andere Licht erhalten können; so aber sind sie eine unnütze Last, welche nur dazu dienen kann, den Anfänger durch den Schein ihrer Verschiedenheit von jenen zu beschweren, und in Verwirrung zu setzen. Daher sie denn in der Lehre von den Begriffen ganz zu verwerfen sind.

Aber der Verfasser kennt allerdings außer dem angegebenen noch einen wesentlichen Unterschied des Schema's und dessen, was er seinem eigenen früheren Sprachgebrauche zuwider jetzt Begriff nennt. S. 115 sagt er: »Die Begriffe werden nicht, wie das Schema, als einzelne Vorstellungen eines denkenden Subjektes, sondern als Zusammenfassungen eines bestimmten zur Vorstellung von Gegenständen gehörigen Stoffes unterschieden.« »Nicht subjektiv ein einzelnes Bewußtseyn des Gemüthes, sondern objektiv die Vorstellung einer gewissen Bestimmung des Gegenstandes heißt ein Begriff.

Der Begriff gehört also zu einer Vorstellungsart, welche auf objektive Gültigkeit geht.« Außerdem schreibt er ihnen Allgemeingültigkeit zu. Diese letztere nun können wir anerkennen, obgleich auch nur vergleichungsweise: denn da alle Begriffe zunächst auf Anschauungen beruhn: so wird zwar in Vergleich mit diesen ein Begriff weiter verbreitet seyn; wenn aber jemand von den zu ihm gehörigen Anschauungen keine einzige jemals, auch nur theilweise, in sich getragen hat: so wird er auch den Begriff nicht haben, und ihm also seine Allgemeingültigkeit fehlen, die man ferner auch nicht als allgemein gleiche Bildung fassen darf, weil gerade die Begriffsthätigkeiten im Ganzen weit ungleicher, als die Anschauungen sind. Wie wir aber die angeführte Objektivität fassen sollen, wissen wir durchaus nicht. Wir für unser Theil legen sie auch den Anschauungen bey, in dem rein menschlichen Sinne nämlich, wo für uns alle Objektivität die für die menschliche Thätigkeit als menschliche erforderliche Subjektivität mit enthält; aber wenn von einer Objektivität die Rede ist, welche den Anschauungen verweigert wird: so kennen wir auch keine für die Begriffe. Die Begriffe sind eben sowohl ein einzelnes Bewußtseyn (lebendige, klare Thätigkeit) des Gemüthes, und wenn sie als Theilbewußtseyn in mehreren anderen enthalten sind: so kann sie das nicht von jener Beschränkung erlösen. Oder woher sollte das in den Anschauungen, wovon man zum Behufe ihrer abstrahirt hat, gerade subjektiv, das Zurückbleibende objektiv seyn? Man kann ja jenes, indem man von diesem abstrahirt, auch als Begriff fassen, selbst räumliche und zeitliche Bestimmungen, welche freylich unter dem Subjektiven um so weniger gemeint seyn können, da sie allein etwas Aeußerliches, was nicht bloßes Verhältniß der Dinge zu uns ist, bezeichnen (siehe oben). Aber die Schemata, von denen wir hier immer als Begriffen gesprochen haben, sind ja auch noch nicht objektiv. Enthalten aber nicht Schema und determinirter Begriff dasselbe, und auf den Inhalt kommt es doch an, oder was ist sonst für eine Veredlung mit ihnen vorgegangen? Wir können also nur mit dem Geständniß schließen, daß wir den Verfasser nicht begriffen haben.

Was §. 23 von der Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe vorkommt, gehört theils in die Urtheilslehre, theils haben wir es schon bey der Lehre von der Aufmerksamkeit gelesen; so wie überhaupt durch die Wegnahme alles doppelt Gesagten die Begriffslehre sehr schwinden möchte. — In der Lehre von den Urtheilen handelt der Verfasser von ihrer logischen Form, von ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität, von ihrer Bildung und von ihrem Zwecke. Gleich in dem ersten Abschnitt

erklärt er das Urtheil als Erkenntniß eines Gegenstandes durch Begriffe. Schon diese Erklärung läßt in die Natur dieser Lehre einen Blick thun, wenn man nämlich weiß, daß nachher unter den Urtheilen auch die hypothetischen aufgeführt werden, in welchen weder irgend ein Gegenstand, noch etwas durch Begriffe erkannt wird. Doch davon weiter unter. — Das Eigenthümliche des Urtheils setzt der Verfasser in das Erkennen durch Denken, da »der Begriff für sich nichts erkennt.« Wir müssen gestehen, wir glaubten es in diesem ganzen Abschnitte der Logik überhaupt nur mit dem Denken, noch gar nicht mit dem Erkennen zu thun zu haben. Die Bestimmung dieser Ausdrücke gegen einander kann zwar schwierig scheinen, und wenn wir für das Erkennen die Behauptung des Daseyns eines Gegenstandes erfordern: so möchte nicht gerade Jeder darin einstimmen. Der Verfasser aber ist ganz unserer Meinung: denn wenn auch seine erste Erklärung der Erkenntniß (als einer Vorstellung, in der eine Behauptung einer Aussage liegt, daß ein Gegenstand da sey, oder daß Dinge unter einem Gesetze stehen) dieß noch zweifelhaft lassen könnte: so sagt er doch S. 133 ganz deutlich: »Alle Erkenntniß hat es aber mit dem Daseyn von individuellen Gegenständen zu thun.« Davon finden wir nun aber in sehr vielen Urtheilen auch nicht eine Spur. Indem sie Vorstellungen mit Begriffen, oder diese unter einander vergleichen, lassen sie es völlig unbestimmt, ob den verglichenen irgend ein individuelles Daseyn entspricht, oder ob sie erdichtet sind; sie scheinen sich also ganz in der Sphäre des Subjektiven zu halten, und eben so wenig, als der Begriff eines Centauren, enthält ein Urtheil über denselben eine Behauptung seiner Existenz, wenn es z. B. an dieser Vorstellung irgend ein erdichtetes Merkmal hervorhebt. Es scheint demnach, als hätte der Verfasser hier Unrecht, und befänden wir uns noch, wie wir nach dem Schematism der Wissenschaft erwarten konnten, in der Denklehre, ohne in die Erkenntnißlehre übergegangen zu seyn.

Die Urtheile bilden wir durch Vergleichen von Vorstellungen und Begriffen. Hieraus unternimmt der Verfasser der Abtheilung von der Bildung der Urtheile (S. 174) ihre verschiedenen Formen abzuleiten. Die Quantität entsteht uns durch Vergleichung der Einerleyheit und Verschiedenheit in unseren Vorstellungen. »Wenn sich identische Verhältnisse der Gegenstände einer Sphäre gegen ein Prädikat finden, erhalten wir Stoff zu allgemeinen; wenn sich verschiedene Verhältnisse finden, Stoff zu besonderen Urtheilen.« Offenbar eine sehr gezwungene Anwendung der Ausdrücke »Einerleyheit« und »Verschiedenheit,« bey denen sich jeder ganz etwas Anderes denkt. S. 133 hatte er eine an-

dere Ableitung der Quantität daher gegeben, daß »alle Erkenntniß es mit dem Daseyn von individuellen Gegenständen zu thun habe, jedes Urtheil folglich eine Vorstellung von Gegenständen (und nicht von Begriffen) enthalten müsse, welche dann sein Subjekt heiße, und die Quantität desselben bestimmt.« Dieß ist aber offenbar falsch: denn es gibt eben so wohl Urtheile, in denen nur Begriffe vorkommen, und der Verfasser führt deren selbst unzählige an: denn daß man in diesem Falle sich gewöhnlich des Wortes »Alle« vor den Begriffen bedient, möchte wohl nichts als Gewohnheit seyn, von der man eben so wohl abweichen kann, ohne die Eigenthümlichkeit des Urtheils zu verletzen. Eben so willkürlich ist S. 138 die Bestimmung, daß in der Qualität eine Unterordnung des Subjekts unter dem Prädikatbegriffe gedacht, und daß (S. 140) selbst im identischen Urtheile: »Cäsar ist Cäsar,« die Vorstellung des Individuums im Prädikat nur wie ein Begriff angesehen werde, in dessen Sphäre nur Ein Gegenstand stehe. Davon finden wir weder in der Art der Verbindung (»ist«) noch in dem Wesen der Urtheile selbst eine Andeutung; sondern dieselben bezeichnen allgemein eine solche Gleichsetzung des Subjektes und Prädikates, daß das letztere in dem ersteren enthalten ist, was bey identischen Urtheilen offenbar keine Unterordnung gibt. Ist nun diese Gleichsetzung beyder (als Geistesthätigkeiten) geschehen: so entsteht die Quantität dadurch, daß ich das Subjekt in Bezug auf einen höheren Begriff bezeichne. Einzelne Urtheile, und solche, welche unmittelbar einen Begriff (als fertige Begriffsthätigkeit, nicht in ihren Anschauungen) vergleichen, haben eigentlich gar keine Quantität, und es ist ganz falsch, bey ihnen von einer solchen zu reden.

In der Abtheilung von der Qualität entscheidet sich der Verfasser gegen Kant und andere für die limitirenden Urtheile (»die Seele ist unsterblich«) als eine besondere Form, indem er sagt: »Ich sehe aber nicht ein, warum die logische Form des Begriffes, der das Prädikat bildet, nicht eben so gut mit zur Form des Urtheils gerechnet werden kann.« Warum dieß nicht geschehen kann, sagt aber der Verfasser in den angeführten Worten selbst, nämlich weil die negative Bezeichnung des Begriffes eben zu den Unterschieden dieses letzteren, nicht zu denen des Urtheils; also nicht zur Form der Urtheile, sondern zu ihrer Materie gehört, welche bey dem Beginn der Urtheilsbildung schon fertig ist. Uebrigens würde selbst, wenn wir diesen Unterschied der Materie für unsere Eintheilung aufnehmen wollten, die geliebte Dreyzahl gestört: denn dann erhielten wir vier Formen, indem ja die limitirenden wieder positiv und negativ seyn könnten.

Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser (was ihn lobenswürdig vor vielen Anderen auszeichnet) auf die Hervorhebung des rein Logischen im Gegensatz gegen die grammatischen Formen der Sätze, und die metaphysischen Formen der Erkenntniß. Von den ersten sagt er mit Recht, »die Sprache hat in den Wortbildungs- und Wortverbindungsarten mancherley Hülfsmittel neben einander, um dieselbe logische Form zu bezeichnen; auch bezeichnet sie oft zusammengesetzte logische Formen mit Einem Zeichen.« In Bezug auf die letzteren behauptet er, »daß jede logische Urtheilsform uns dazu dient, uns einer in unserer vernünftigen Erkenntniß liegenden metaphysischen Verbindungsform, nämlich eines Regelbegriffs der Naturerkenntniß oder einer Kategorie bewußt zu werden.« Hierauf stellt er die bekannte Kategorientafel auf, und obgleich er die Begründung dieser Lehre der Kritik der Vernunft vorbehält: so finden sich doch eben in jener Unterscheidung der logischen und metaphysischen Erkenntnisse manche Seitenblicke, die wir der Kritik unterwerfen müssen. Die der Vergleichung mit den grammatischen Formen würde uns zu sehr ins Einzelne führen.

Bey der Quantität ist von den metaphysischen Verbindungsformen nichts gesagt, bey der Qualität lesen wir S. 140: »Die größte Schwierigkeit liegt hier im Unterschiede der reellen metaphysischen und der logischen Bedeutung des Prädikats, in dem Unterschiede der qualitativen Urtheilsform von der Kategorie, durch welche sich diese bildet (vergl. Kants Kritik der reinen Vernunft, von der Unmöglichkeit des ontologischen Beweises für das Daseyn Gottes). Die Existenz ist keine Realität, die ich einem Begriffe beylegen kann, sie ist keine Qualität, sondern nur eine modalische Kategorie, und doch kann sie als blos logisches Prädikat vorkommen.« — Ein nicht blos schwieriger Satz, sondern ein barer Widerspruch, den ich nicht zu fassen vermag, und zu dessen Auslegung auch nicht ein Wort weiter hinzugefügt wird! — Die Sache ist übrigens sehr einfach. Indem ich einem Begriffe ein Seyn beylege, gehe ich aus dem bloßen Denken heraus (und muthe dasselbe Allen zu, denen ich diese Behauptung mittheile), und setze an dessen Stelle das Erkennen oder Erkannthaben, welches eben durch das Einschließen des Seyns von dem Denken sich unterscheidet. Ausführlicher und der Prüfung werth sind die Abschnitte von der Relation und Modalität der Urtheile behandelt.

Der Relation nach sollen die Urtheile entweder kategorische, hypothetische oder divisive seyn, welche letzteren entweder in einer Konjunktion alle Merkmale eines Begriffs zu seinem vollkommenen Inhalte zusammenfassen, oder in einer Disjunktion

seine Sphäre eintheilen. Bey dem letzteren reichen wir offenbar schon mit der oben als Merkmal des Urtheils angeführten Unterordnung des Subjektes unter das Prädikat nicht aus: denn was dieses letzte enthält, sind hier eigentlich nicht die Begriffe, welche als Unterscheidungen zum Subjektbegriffe hinzukommen müssen, um die Theile seiner Sphäre zu bilden, sondern diese Theile selbst, also die Unterschiedsbegriffe mit dem Subjektbegriffe zu Einem verbunden, so daß also nach jener Erklärung Subjekt und Prädikat ihre Stelle wechseln müßten. Daher auch der Verfasser weit richtiger S. 142 das Urtheil definirt, »als eine Vorstellung von der Einheit des Bewußtseyns der beyden als Subjekt und Prädikat vereinigten Vorstellungen, so daß sie als einstimmig oder widerstreitend gedacht werden.« Eine Erklärung, an die er sich immer hätte halten sollen. Wie aber unterscheiden sich nun diese drey Klassen von Urtheilen? »Das kategorische Verhältniß, sagt der Verfasser, ist das von Subjekt und Prädikat im Allgemeinen.« Also offenbar das, was in der bisherigen Darstellung bey allen Erklärungen und Bestimmungen allein als Urtheil gegolten hat. Die vollständige Antwort auf sein Verhältniß zu den übrigen soll nach S. 152 nur die Kritik der Vernunft in der Lehre vom Ursprung der synthetischen Einheit in unserer Vernunft geben können, »indem sie sich auf die Auffassung des In, Durch und Mit, oder die Kategorien des Wesens, der Ursache und der Gemeinschaft beziehen. Wunderbar genug, da doch Verhältnisse, die in der Denklehre entstehen, wohl auch aus ihr, besonders in einer anthropologischen Vorbereitung, vollständig müssen deutlich gemacht werden können. Eine solche logische Darlegung versucht der Verfasser auch, indem er für die Scheidung der kategorischen und hypothetischen Urtheile den Unterschied der Logiker,« nach den innern Verhältnissen, welche einen Gegenstand für sich betreffen, und der äußern Verhältnisse, welche einen Gegenstand, um in Verhältniß zu andern zu kommen, annimmt. Von den letzteren heißt es S. 175, »sie zeigen uns Verhältnisse der Abhängigkeit, welche also in hypothetischen Urtheilen erkannt werden.« — Alles dieß, müssen wir gestehen, verstehen wir durchaus nicht, und glauben, daß der Verfasser es eben so wenig verstanden hat. Denn das Prädikat, welches dem Subjekte im kategorischen Urtheile beygelegt wird, kann ja eben so wohl sein Verhältniß zu anderen Gegenständen, eben so wohl eine Abhängigkeit von ihnen ausdürcken, und im hypothetischen Urtheile ist nie von der Abhängigkeit eines Gegenstandes, sondern nur eines Urtheils von einem andern die Rede, welches kaum eine entfernte Aehnlichkeit mit dem angegebenen Verhältnisse des Innern und Aeußern an sich trägt.

Daher denn die ganze Erklärung nur gemacht ist, um die einmal gebräuchlichen, und durch Kant besonders wichtig gewordenen Vergleichungsbegriffe des Inneren und Aeußeren anzubringen, wie denn der Verfasser überhaupt für solche Ausdrücke eine besondere Vorliebe zeigt, und nicht gern einen wegwirft. An anderen Orten bezeichnet er das angeführte Verhältniß selbst ganz richtig, z. B. S. 146: »Jedes hypothetische oder divisive Urtheil enthält auch ein kategorisches Verhältniß in sich, indem die Folge vom Grunde, der Inbegriff der Merkmale vom ganzen Begriff, der Inbegriff der Theilungsglieder von der ganzen Sphäre wie ein Prädikat ausgesagt wird. Kategorische Urtheile können allein ganz einfache seyn, jedes andere ist wenigstens aus zwey kategorischen zusammen gesetzt.«

Wie es nach dieser Stelle, und mit vollem Rechte, scheint, gibt es also gar keine andere Relation der Urtheile, als die kategorische, und die übrigen sind nur Unterarten derselben, die ihr daher sehr unlogisch koordinirt werden. Wie das einfache kategorische Urtheil das Prädikat dem Subjekte so gleich setzt, daß dieses jenes in sich enthält: so setzt das hypothetische Urtheil zwey Urtheile einander in Bezug auf ihre Wahrheit so gleich, daß die des Nachsatzes in der des Vordersatzes enthalten ist; und die disjunktiven und konjunktiven Urtheile sind Zusammenfügungen mehrerer kategorischen einfachen, und bilden eben so wenig den kategorischen an die Seite zu stellende Relationen. Was aber, frägt man mit Recht, sollen überhaupt solche Zusammensetzungen von Urtheilen in der einfachen Lehre von der Urtheilsbildung, da sie nur bekannte Verhältnisse wiederholen, und man sie, wenn es darauf ankäme, bis ins Unendliche vervielfachen könnte. Denn selbst die angeführten zusammengesetzten Relationen sind keineswegs rein koordinirt, da es, wie der Verfasser selbst bemerkt, auch hypothetische Konjunktionen und Disjunktionen gibt, und wir eben so Konjunktionen mit Disjunktionen kombiniren können (disjunktive Konjunktionen und konjunktive Disjunktionen). Auch gibt uns, wenn wir nicht in die besonderen Unterabtheilungen hineingehen wollen, schon das Verhältniß des Schlusses ein Beyspiel von einer anderen merkwürdigen Zusammensetzung einfacher Urtheile, welche auf gleiche Weise als Relation den angeführten drey Arten nebengeordnet werden könnte.

Wie sehr ferner diese falsche Eintheilung auch am unrechten Orte steht, zeigt sich noch auf andere Weise. Als Eigenthümlichkeit der konjunktiven und disjunktiven Urtheile führt der Verfasser stets die Erschöpfung der Sphäre und des Inhalts an. Nicht zu gedenken nun, daß er auch von unvollständigen Kon-

junktionen und Disjunktionen redet, deren Form dann zu einer leeren grammatischen Verschiedenheit des Ausdrucks hinabsinkt: so spielt offenbar diese Hervorhebung der Vollständigkeit der Erkenntniß in ein weit höheres Gebiet der Wissenschaft hinüber; daher wir denn das Wesentliche, was von ihnen zu sagen ist, bey der Lehre von den Eintheilungen und Erklärungen (im Kapitel von der Form der Wissenschaften) wiederholt finden. Bis dahin ist denn also diese ganze Auseinandersetzung aufzusparen. Die Quantität und Qualität der hypothetischen und divisiven Urtheile setzt der Verfasser recht gut auseinander, und rechtfertigt sie gegen mancherley sie bestreitende Ansichten.

Noch haben wir die Vergleichung der logischen Formen und der ihnen nach des Verfassers Ansicht zum Grunde liegenden metaphysischen (welche wir uns dadurch zum Bewußtseyn bringen) zu prüfen. »Nach dem logischen Verhältniß, heißt es S. 159, kann jede Vorstellung, an der sich nur Merkmale unterscheiden lassen, Subjekt eines Urtheils werden; metaphysisch, der reellen Bedeutung nach, ist hingegen das für sich Seyende, die Substanz allein das Subjekt, jedes in einem anderen Seyende, die Inhärenz, Eigenschaft, Beschaffenheit nur Prädikat. So ist der Geist das Subjekt der Tugend, der Körper das Subjekt der Farbe. Mit der ersten von diesen Bedeutungen gehen wir leicht um, die andere gehört schon zu den Schwierigkeiten der philosophischen Erkenntniß.« In das Letzte stimmen wir gern ein. Denn was heißt denn eigentlich Substanz, was ist es anders als ein leerer Name, ein leeres Substrat für das, was wir von den Gegenständen wahrnehmen. Will dieß der Verfasser sagen: so müssen wir ihm durchaus Recht geben. Soll aber eine Eigenschaft etwa mehr als die andere Substanz seyn, soll z. B. der Geist, als Denkendes, Subjekt der Tugend, der Körper, als das nach allen drey Richtungen ausgedehnte Subjekt der Farbe seyn: so müssen wir durchaus widersprechen; denn mag auch manche Eigenschaft, z. B. das Ausgedehntseyn bey dem Körper, eine allgemeinere seyn: so haben sie doch in reeller Bedeutung alle eine gleiche Würde. Eben deßhalb aber begreifen wir nicht, wie das logische Verhältniß der Gleichsetzung von Begriffen, oder selbst der Unterordnung, ein Bewußtwerden des leeren Begriffes der Substanz genannt werden kann. Das höchste logische Subjekt, das Subjekt der Subjekte ist die völlig einzelne wahrnehmende oder anschauende Thätigkeit; diese aber ist mit ihrer Fülle jener todten Leerheit gerade entgegengesetzt, und daher der Satz des Verfassers einer näheren Erläuterung in hohem Maße bedürftig.

Gerade so geht es uns mit dem Verhältnisse der hypothe-

tischen Urtheile, und der Kategorie der Ursache. Daß beyder Bedeutung unendlich verschieden ist, sehen wir wohl ein; ihre Beziehung aber auf keine Weise. Denn die eigentliche Relation der hypothetischen Urtheile ist ja völlig dieselbe, als die der einfachen kategorischen (nur daß hier Begriffe, dort Urtheile verglichen werden); da also nur die Materie verschieden ist, sieht man nicht, wie die Form der Abdruck eines anderen Verhältnisses seyn könnte. Denn daß unter anderen auch Ursache und Wirkung in einem hypothetischen Urtheile bezeichnet werden können, macht keinen Unterschied, und in dem angeführten Urtheile, »wenn σκληρότης ein griechisches Wort ist: so ist die Hypothese des Kopernikus über die Anordnung des Sonnensystems die richtige,« möchte man nach solcher Verbindung vergebens suchen. Soll aber das eine Offenbarung der ursächlichen Verknüpfung seyn, daß nach dem einmal ausgesprochenen hypothetischen Urtheile die Wahrheit des Nachsatzes auf die des Vordersatzes als Einsicht folgt: so ist das einfache kategorische Urtheil das Kundwerden derselben Kategorie: denn nach dem einmal geschehenen Ausspruche des Urtheils wird auf die versicherte Wahrheit des Subjektes sogleich die Einsicht in die Wahrheit des Prädikates folgen.

Was wir endlich mit den divisiven Urtheilen, als das reelle Verhältniß der Theile zum Ganzen, oder gar das Weltganze in vollständiger Wechselwirkung darstellend, anfangen sollen, wissen wir noch weniger. Wir haben hier dieselbe kategorische Form, welche doch eben wieder nur das Bewußtwerden desselben seyn könnte. Nun aber soll dadurch das Verhältniß der Theile zum Ganzen bezeichnet werden, was zwar wirklich der Fall ist (denn die Theilvorstellungen können der ganzen Vorstellung gleich gesetzt werden, mögen sie durch Abstraktion oder durch mathematische Theilung entstanden seyn), aber doch nicht auf irgend eine von den Gleichsetzungen der übrigen kategorischen Urtheile wesentlich verschiedene Weise. Von der Wechselwirkung aber, auf die offenbar, wie Kant in der Deduktion der Kategorieen, der Verfasser hier den höchsten Werth legt, findet sich auch nicht eine Spur bey den disjunktiven Urtheilen, und sie kann auf keine Weise, selbst künstlich, dadurch ausgesprochen werden. So erscheinen uns denn alle Beziehungen unserer logischen Formen, auf die ihnen parallel seyn sollenden reellen Begriffe willkürlich, und können den Vortrag der Urtheilslehre nur verwirren, statt ihn aufzuhellen. Für die Einsicht des Logischen könnte, selbst wenn solche Beziehungen der Natur der Sache nach Statt finden (wie es durchaus nicht der Fall, und die Kantische Kategorienlehre ein seinem tiefsten Grunde nach verfehlter und unfruchtbarer Gedanke ist) uns

kein Gewinn erwachsen; da kommt es vielmehr darauf an, die Entstehung dieser logischen Formen mit Bestimmtheit auszusprechen, was durch die in dieser Prüfung gegebenen Andeutungen, wenn auch natürlich nicht in der Form des Systems, geschehen ist.

Der Modalität nach werden problematische, assertorische und apodiktische Urtheile als Urtheilsgattungen aufgeführt. Von diesen können wir nur gleich die ersten als Nichturtheile auf die Seite weisen. Denn Urtheile sind uns immer als behauptende Vergleichungen bezeichnet worden; in den problematischen Urtheilen aber, welche blos Begriffe neben einander stellen, ob sie wohl einstimmig oder widerstreitend seyn möchten, wird nichts behauptet. Sie sind also nicht Urtheile, sondern diese Form gehört zu den Vorbereitungen zu Urtheilen, und ist in dieser Lehre eben als Vergleichen zweyer Begriffe schon vorgekommen. Apodiktische Urtheile aber und assertorische scheidet der Verfasser so (S. 167): »Apodiktische Sätze sind solche, deren Wahrheit eingesehen werden, d. h. von jedem Menschen durch seine bloße Vernunft entschieden werden kann. Assertorische Sätze hingegen bedürfen immer erst besonderer Lagen eines Menschen, um als wahr gefunden werden zu können, denn sie hängen von Erfahrungen und Beobachtungen, von sinnlich angeregter Erkenntniß ab. Rein mathematische und rein philosophische Behauptungen werden apodiktisch ausgesagt; Thatsachen und das wirkliche Daseyn einzelner Gegenstände können nur assertorisch behauptet werden.« Augenscheinlich wieder eine verfehlte Unterscheidung, die auf keine Weise in die Urtheilslehre gehört. Denn unter assertorischen Urtheilen können nicht solche gemeint seyn, welche das Seyn eines Gegenstandes aussagen; sonst wären sie Erkenntnisse, also als zur Erkenntnißlehre gehörend, höher als die apodiktischen, und aus der Denklehre zu verweisen. Sondern assertorische Urtheile sind dem Verfasser die, welche von einer einzelnen Wahrnehmung (als Geistesthätigkeit) etwas aussagen. Aber auch solche müssen wir für apodiktisch erklären. Denn in ihnen wird ja, wie überhaupt in den Urtheilen, nur das Enthaltenseyn des Prädikats in dem Subjekte als Theilvorstellung ausgesagt. Wäre das nicht der Fall, so würde das Urtheil falsch seyn; ist es aber wirklich der Fall, so muß es sich allerdings durch ihre bloße Vergleichung (d. h. doch, durch bloße Vernunft) einsehen lassen, das Urtheil also apodiktisch seyn. Der Unterschied betrifft also wieder das Material, nicht die Form der Urtheile, und als solchen haben wir ihn schon oben gelesen, wo von dem allgemeineren Gelten (Allgemeingültigkeit) der Begriffe in Vergleich mit den Wahrnehmungen die Rede war.

Auch über die sogenannten reellen metaphysischen Formen (Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit) können wir hier kurz seyn. Der Verfasser gesteht (indem er S. 169 sagt: »gerade erst durch die Form in unserer Erkenntniß, durch welche uns der Unterschied des Anschauens und Denkens in der Selbstbeobachtung nothwendig wird, gibt es die metaphysischen Formen, von denen wir hier reden müssen), nur mit etwas undeutlichen Worten, selbst, daß ihre Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie nicht reell und nicht metaphysisch sind. Sie bezeichnen also als Begriffe eben unsere logischen Formen, sind also nicht von ihnen verschieden, und wenn allerdings ein Unterschied ist zwischen den Urtheilen: »Wäre A (B)«? und »A kann B seyn«: so liegt dieser nur in der grammatischen Form, nicht in der logischen, von der doch hier allein die Rede ist. In dem Abschnitte von dem Zwecke der Urtheile im Verstande setzt der Verfasser recht gut aus einander, daß nur die apodiktischen, allgemeinen und positiven Urtheile für die Wissenschaft wesentliche Wichtigkeit haben. Daß er jedoch zu diesem Satze, bey der systematisch so nöthigen Vereinfachung der Untersuchung, kürzer hätte gelangen können, glauben wir im Vorigen hinreichend gezeigt zu haben. — Hier schließt nun der Verfasser die anthropologische Logik und beginnt die philosophische. Der Unterschied, wie er ihn zwischen beyden feststellt, hat auf diesem Punkte seine eigenen Schwierigkeiten. Er wird sich mehr im Zusammenhange und deutlicher weiter unten beurtheilen lassen, wo wir einen Ueberblick über die verschiedenen Wissenschaften im Großen erhalten; und, unsere Kritik darauf versparend, gehn wir, als wäre kein größerer Abschnitt, zu dem Folgenden über, indem wir blos die kleineren Übergänge und den Inhalt der Untersuchung beachten.

Die philosophische Logik, welche mit der anthropologischen zugleich zur Lehre von den Formen des Denkens (reine allgemeine Logik, im Gegensatze der angewandten) gehört, enthält drey Hauptabschnitte: 1) Von der Zergliederungserkenntniß, 2) die Lehre von den Schlüssen und 3) von der Form der Wissenschaften. Wie wir weiter fortschreiten, erhellt bey dem ersten Anblick. Hier werden nämlich die Urtheile in ihren größeren Zusammensetzungen dargestellt (wofür sehr Vieles aus dem Vorigen hätte aufbewahrt werden sollen), und die hauptsächlichsten Formen dieser Zusammensetzung hervorgehoben. Der Verfasser macht S. 179, den Uebergang von den Urtheilen zu den Schlüssen auf diese Weise. »Nicht das Daseyn wirklicher Dinge, sondern nur die nothwendige Verbindung mehrerer allgemeinen Bestimmungen, Gesetze werden durch die Urtheile er-

kannt.« »Diese aber sind Abstraktionen, und dadurch immer noch mit dem Mangelhaften einer nur problematischen Vorstellungsweise behaftet, für sich noch keine vollständigen Erkenntnisse.« Dazu müssen sie ergänzt werden, indem der Verstand erst seine allgemeine Regeln wieder auf das unter ihnen stehende Individuum bezieht, auf den einzelnen Fall, was er eben im Schlusse thut.« — Diese Auseinandersetzung hat in Vergleich mit dem Früheren viel Auffallendes: denn S. 133, lesen wir. »Im Urtheil soll nicht nur gedacht, sondern erkannt werden. Alle Erkenntniß hat es aber mit dem Daseyn von individuellen Gegenständen zu thun, jedes Urtheil muß folglich eine Vorstellung von Gegenständen (und nicht nur von Begriffen) enthalten.« Hier wird also den Urtheilen dasselbe, was in der angeführten Stelle gerade im Gegensatze gegen diese den Schlüssen zugeschrieben. Wir haben dieß schon oben widerlegt; aber man sieht, wie wenig scharf der Verfasser seine Wissenschaft aufgefaßt hat; wie völlig unbestimmt ihm Denken und Erkennen in einander flossen. Auch hier nämlich sind wir, wie auch der Titel und die ursprüngliche Anlage der Untersuchung zeigt, noch durchaus nicht aus der reinen Denklehre zum Erkennen hinausgetreten. Auch die Schlüsse sind eine zwar apodiktische Verbindung zwischen Begriffen, die aber noch keine Beziehung auf das Daseyn hat. Zwar können ganz individuelle Gegenstände das Subjekt des Schlußsatzes bilden; aber das war bey den Urtheilen auch der Fall; überdieß ist jene besondere Beschaffenheit des Subjektes (die Anwendung allgemeiner Regeln auf individuelle Gegenstände) durchaus keine Eigenthümlichkeit der Schlüsse, sondern wir können eben sowohl auf höhere Begriffe schließen. Die Bestimmungen des Verfassers sind daher willkürlich und falsch, und die Schlüsse überhaupt nichts als durch zwey oder mehrere andere Gleichsetzungen vermittelte Gleichsetzungen.

Der erste Hauptabschnitt (»Von der analytischen Erkenntniß«) soll uns durch eine rein philosophische Begründung erst wieder zu dem Punkte hinführen, auf welchem wir anthropologisch schon angelangt sind. Er stellt die Urtheilsbildung nach den bekannten Grundsätzen des Denkens (Satz des Widerspruchs ꝛc.) dar. Zu diesem Behufe unterscheidet er zuerst analytische und synthetische Erkenntniß. »Ein Urtheil heißt analytisch (Urtheil durch Zergliederung), sagt der Verfasser S. 183, wenn in seinem Prädikat nur Vorstellungen seines Subjektes wiederholt werden: synthetisch (Urtheil durch Verbindung) hingegen, wenn es im Prädikat neue Vorstellungen enthält, die über das Subjekt hinzukommen.« Wieder eine im Vergleich mit dem Vorigen höchst

überraschende Unterscheidung. Denn das Urtheil sollte ja Vorstellungen im Verhältniß der Deutlichkeit des Bewußtseyns enthalten, sollte eine Vorstellung von der Einheit des Bewußtseyns der beyden als Subjekt und Prädikat vereinigten Vorstellungen seyn, so daß es also ganz unmöglich schien, daß im Prädikate irgend etwas seyn könnte, was im Subjekte nicht wäre. Wonach denn alle Urtheile analytisch seyn müßten. Vergleichen wir nun die angeführten Beyspiele: so zeigt sich dieß Letztere vollkommen begründet. Denn in dem Urtheile: »Jedes gleichseitige Dreyeck hat drey gleiche Winkel,« sind ja doch nicht eigentlich die Worte »gleichseitiges Dreyeck« das Subjekt, wo dann allerdings etwas in demselben nicht Gegebenes durch das Prädikat hinzukommen würde, sondern die Anschauung des gleichseitigen Dreyeckes, und in der ist die Gleichwinklichkeit mit gegeben, welche ich nur eben zum Bewußtseyn, zur besonders hervortretenden Theilanschauung hervorheben muß, um das Urtheil aussprechen zu können. Eben so kann ich nicht früher das Urtheil: »Alle Luft ist elastisch,« behaupten, ehe ich nicht im Subjekte das Prädikat wirklich schon als Theilvorstellung habe, und der ganze Unterschied ist also kein logischer, sondern ein leerer grammatischer: denn ein Urtheil, in welchem in dem vollständig gedachten Subjekte das Prädikat nicht ist, müssen wir für falsch erklären; wie auch der Verfasser selbst an anderen Stellen deutlich sagt.

Wir haben über diese berühmte Unterscheidung schon an einem andern Orte ausführlicher gesprochen; und können es daher hier bey dem Gesagten bewenden lassen. Die folgenden Grundsätze des Denkens, welche nichts als besondere Arten der Tautologie bestimmen, erhalten also den höheren Werth als allgemeine Schemata der Urtheilsbildung. Warum wurden sie aber nicht bey dieser aufgeführt? Diese Frage kann mit vollem Rechte gethan werden; denn in der That haben wir alle diese Verhältnisse unter anderen Namen (einstimmige, widerstreitende ꝛc. Begriffe) schon früher kennen gelernt, und nur die Scheu vor der Verzichtleistung auf solche mit so vieler Mühe gebildete scholastische Worte kann eine solche unnütze Weitläufigkeit beybehalten. Wäre so die Lehre von der Bildung der Urtheile in Ein Ganzes gearbeitet worden: so hätte nur Ein Mal gesagt zu werden gebraucht, was jetzt unter verschiedenen Namen fünf bis sechs Mal gesagt ist; und bey einem leichteren systematischen Ueberblick hätte sich die ganze Urtheilsbildung auf die höchst einfachen Sätze zurückführen lassen, daß das Gleiche als gleich, das Ungleiche als ungleich gesetzt werden kann. Denn der Satz der Bestimmbarkeit spricht eben (wie der Verfasser selbst sagt) weiter nichts

aus, als daß ich jede zwey Vorstellungen mit einandr verglei- chen kann (also im Allgemeinen das Vorhandenseyn einer Urtheils- bildung); der Satz der Identität ist die einfache, das dictum de omni et nullo die doppelte Gleichsetzung (daher die Formel für die Schlußbildung), der Satz des Widerspruchs die Nichtgleich- setzung des Nichtgleichen; der Grundsatz der doppelten Vernei- nung läuft, so weit er überhaupt zur Urtheilsbildung gehört, auf eine leere grammatische Spitzfindigkeit hinaus. Alles übrige in den folgenden Abschnitten (»die Grundsätze des Denkens als negative Kriterien aller Wahrheit in Urtheilen« und »die Grund- sätze des Denkens als Principien aller analytischen Urtheile«) Gesagte läuft auf eine Vergleichung ihrer Namen mit früheren in Bezug auf die Urtheilsbildung hinaus.

Eine kurze Erläuterung verdient der Satz des Grundes. Der Verfasser spricht ihn S. 191 aus: »Jede Behauptung in einem Satze muß einen anderweiten zureichenden Grund haben, warum sie ausgesagt wird«, und S. 200: »Jeder Satz ist eine mittelbare Erkenntniß; er muß also von einer unmittelbaren als seinem Grunde abgeleitet werden, wenn er gültig seyn soll.« Ihre Kritik haben diese Behauptungen schon im Vorigen erhalten. Als Urtheile haben alle Urtheile ihren alleinigen Grund in der Gleichsetzung des Gleichen, der Satz des Grundes fällt also mit den vorigen zusammen. In wiefern das Urtheil Erkenntniß ist, haben wir noch nicht betrachtet; wenn er also eben dieß als »Kathartikon der Wahrheit« in Erinnerung bringen soll: so ha- ben wir nichts gegen ihn einzuwenden, als daß er nicht hieher, sondern in den Uebergang von der Denk- zur Erkenntnißlehre ge- hört. In der Lehre von den Schlüssen, welche der Ver- fasser von S. 202 — 287 vorträgt, ließe sich nach dem Bisheri- gen Vieles vereinfachen; aber da uns eine vollständige Aufzäh- lung desselben zu sehr ins Einzelne führen würde, so können wir, da das Wesentliche davon augenscheinlich in dem von den Urthei- len Gesagten begründet ist, diesen ganzen Abschnitt überspringen. Dasselbe gilt fast auf gleiche Weise von dem dritten Hauptab- schnitte, »von der Form der Wissenschaften«, wo nach einer kur- zen Aufstellung der Anforderungen der systematischen Einheit, von den Erklärungen, Eintheilungen und Beweisen gehandelt, ihre Eigenthümlichkeit, wenn sie vollkommen seyn sollen, auseinander- gesetzt, und zuletzt ein vollständiges Verzeichniß der dabey ge- wöhnlichsten Fehler gegeben wird.

Das Eigenthümliche, welches den Verfasser bey der Darstel- lung dieser fast überall gleichen Lehre auszeichnet, ist eine Be- hauptung über das Verhältniß der verschiedenen Schlußarten zu den verschiedenen Wissenschaften.

Obgleich er nämlich S. 289, ausdrücklich den Satz aufgestellt hatte: »Diese systematischen Denkformen sind für alle Erkenntniß durchaus einander gleich, der Gehalt mag seyn, welcher er will: denn sie gehören nur der sich selbst beobachtenden Reflexion:« so behauptet er doch an andern Orten, daß die Philosophie in kategorischen, die Mathematik in hypothetischen, und die Erfahrungswissenschaften in disjunktiven Schlüssen fortschreiten; daß also jeder dieser Wissenschaftsreihen eine von den genannten Schlußarten eigenthümlich angehöre. Nun haben wir für die Bildung der Wissenschaften überhaupt bis jetzt nur eine einzige Form, nämlich die der Abstraktion kennen gelernt; alles Urtheilen war Gleichsetzen der dadurch entstandenen Vorstellungen unter sich, oder mit den ursprünglichen; alles Schließen verdoppelte Gleichsetzung; wir sehen also aus dem Früheren durchaus nicht, wie solche verschiedene Entstehungsweise der Wissenschaften möglich ist, und müssen uns vielmehr zu dem so eben angeführten entgegengesetzten Satze des Verfassers bekennen, daß sie bey allen Wissenschaften ohne Rücksicht auf den Inhalt dieselbe seyn. Wollten wir hier den aufgestellten Satz des Verfassers unmittelbar bestreiten: so müßten wir auf die Eigenthümlichkeit der drey angeführten Gattungen der Wissenschaften Rücksicht nehmen, welche wir doch erst später kennen lernen werden. Ohne daher diese letztere oder den vom Verfasser aufgestellten, wie uns scheint, ziemlich unklaren Unterschied zwischen Einordnung, Unterordnung und Nebenordnung der Sätze hineinzuziehen, wollen wir mit wenigen Worten den Beweis führen, daß kategorische, hypothetische und disjunktive Schlüsse dem Wesen nach völlig gleich sind.

Die allgemeine Formel der kategorischen Schlüsse ist die Gleichsetzung zweyer Vorstellungen durch eine mittlere, der beyde auf irgend eine Weise gleich sind. Die Formel für die konjunktiven Schlüsse gibt der Verfasser S. 255 an: »Wovon alle Merkmale eines Begriffs gelten, oder eines nicht, das gehört in die Sphäre dieses Begriffs oder nicht«. Wer sieht nun nicht, wie dieß völlig dasselbe ist? Denn der Begriff wird dem, wovon alle Merkmale gelten, gleich gesetzt (als in demselben gesetzt ausgesprochen), weil diese Merkmale alle in ihm sind, welche doch eben wieder den Begriff ausmachen oder ihm gleich sind. Eben so augenscheinlich ist die Identität des Verhältnisses bey den divisiven Urtheilen. Was von den Theilen einer Sphäre im Besondern oder Allgemeinen gilt, das kann ich eben so dem allgemeinen Begriffe beylegen, welchem diese Sphäre zukommt. Denn diese Sphäre in ihrer Ganzheit ist ja dem Begriffe gleich, so daß was in ihr enthalten ist, auch in dem Begriffe enthalten seyn muß. Die disjunktiven Schlüsse unterscheiden sich von den kategorischen

also nur dadurch, daß in jenen der Mittelbegriff als getheilt vorgestellt wird. Dieß wird denn überall der Fall seyn, wo ein mit mehreren Merkmalen bezeichneter Begriff oder eine getheilte Sphäre in die vermittelte Gleichsetzung hineingezogen wird; man sieht aber durchaus nicht ein, warum dieß nicht eben sowohl in der Philosophie, als in den Erfahrungswissenschaften der Fall seyn soll, da ja jene eben so eine Verzweigung von Begriffsreihen, als diese enthält. Sollte sie auch hier mannigfaltiger seyn (da die Begriffe jener die höchsten sind): so kommt es ja doch auf die Zahl nicht an, wo sich nur dasselbe Verhältniß findet.

Die hypothetischen Schlüsse (Wenn A gilt: so gilt B; A gilt; also gilt B) unterscheiden sich, dem Ausdrucke nach dadurch, daß in ihnen der Schlußsatz als schon fertig erscheint (während er in den übrigen erst entsteht); und nur von der Wahrheit des Vordersatzes auf seine Wahrheit geschlossen wird. Aber offenbar ist dieß blos Verschiedenheit des Ausdrucks. Jeder kategorische Schluß läßt sich als hypothetischer bezeichnen (z. B. Wenn Gold ein Metall ist: so ist es schmelzbar), wenn man nämlich das eigentlich für den Schluß Bedeutsame, die vermittelnde Gleichsetzung, weg läßt (hier »alles Metall ist schmelzbar«), und blos die erste mit dem Resultate als Formel hinstellt. Der Verfasser rühmt es an der Mathematik, daß sie »immer neue Folgen mit dem im Grundsatz aufgestellten Grunde verbinde, und dadurch immer neue hypothetische Regeln zur Subsumtion erhalte«. Aber das Rechtfertigende für diesen Fortschritt, das eigentliche Wesen ihrer Beweise, beruht doch darin, daß sie die neuen Folgen durch Gleichsetzungen (eine andere Art gibt es nicht) in Verbindung setzt. Das eigentlich Beweisende sind also auch hier kategorische Schlüsse, und die Worte, welche in der Mathematik an der Spitze der Sätze stehn, sind bloße Titel, aus Bequemlichkeit gebraucht, um nicht die ganze Gleichsetzungsreihe hinzusetzen; Titel eben, welche ihr erstes und letztes Glied anführen, die dazwischen liegenden vermittelnden aber eben sowohl, als der Titel eines Buches seine Beweisführung, auslassen. So daß also auch diese Verschiedenheit der Form im Grunde als eine leere grammatische ohne allen logischen Gehalt erkannt wird.

Wir haben nun die reine Logik oder Denklehre vollendet, und gehen zur angewandten über, deren zweyte Ueberschrift: »Vom Verhältniß der Denkformen zum Ganzen der menschlichen Erkenntniß,« ihren Inhalt genugsam bezeichnet. Der erste Hauptabschnitt handelt vom Verhältniß des Denkens zum Erkennen im Allgemeinen, und in ihm spricht der Verfasser zuerst vom Umfange und den Gränzen der menschlichen Erkenntniß. »Alle un-

sere Erkenntniß, heißt es S. 341, ist entweder assertorisch, Erfahrungserkenntniß, oder apodiktisch, Vernunfterkenntniß. — Die empirische Kenntniß der Thatsachen (also die assertorische) hängt von den Belehrungen des Sinnes ab; diese aber sind subjektiv-zufällig: ich kann nicht von jedem andern voraussetzen, daß er eben die Thatsachen kenne, die mir bekannt sind. Dagegen ich den Besitz der apodiktischen Erkenntniß (wozu Mathematik und Philosophie gehören) bey jedem Menschen voraussetzen kann, nur daß nicht jeder sich derselben in gleichem Grade deutlich bewußt wird. Sie gehören nämlich zur allgemeinen Form des Vernünftigen in meiner Erkenntniß, welche in jedem Menschen die gleiche ist.«

Eine überaus schwierige Bestimmung. Eine Erkenntniß, die wir bey jedem Menschen voraussetzen können, nur daß er sich ihrer vielleicht nicht deutlich bewußt ist! Wir müssen uns an Beyspiele halten. Daß alle gleichseitigen Dreyecke zugleich gleichwinkelig sind, ist ein mathematischer, nach den obigen Bestimmungen also ein apodiktischer Satz. Den sollen wir nun, wenn auch unbewußt, bey jedem voraussetzen können. Nun wird freylich jeder in der Anschauung eines gleichseitigen Dreyeckes zugleich ein gleichwinkeliges haben; aber wie viele haben kaum den Begriff eines Dreyeckes, und noch viel weniger den von gleichseitigen und gleichwinkeligen als einem von allen übrigen scharf geschiedenen gebildet; und in denen sollte doch jene Erkenntniß seyn? Eine Erkenntniß ist doch ein Urtheil, ein Urtheil aber besteht in Gleichsetzung gleicher Vorstellungen; was sollen wir uns nun unter einer unbewußten Gleichsetzung denken? Vielleicht daß überhaupt nur die gleichen Vorstellungen im Menschen sind, ohne daß er sie gerade je verglichen hat? Da wäre der Ausdruck immer ein sehr uneigentlicher; aber auch dieses wird keineswegs mit allen Gliedern mathematischer Sätze der Fall seyn; denn wie viele sind z. B. je auf den Einfall gekommen, auf den Seiten eines rechtwinkeligen Dreyeckes Quadrate zu denken? So kommen wir also hier auf dieselbe subjektive Zufälligkeit, auf dieselbe Abhängigkeit von gelegentlicher Erweckung einer Thätigkeit, welche das Merkmal assertorischer Erkenntniß seyn sollte. Aber wenn diese Anschauungen in ihm erweckt würden, würde er nicht nothwendig z. B. die beyden Quadrate der Katheten dem auf der Hypothenuse gleich anschauen? Ganz richtig; aber wenn in Jemanden die Anschauungen aller Pflanzen erweckt würden: so würde er zugleich (nur unbewußt, nur der Hervorhebung bedürftig) alle Art- und Gattungsbegriffe derselben mit anschauen. Der ganze Unterschied also, sieht man, ist ein leerer und nichtiger; die Anschauungen (oder überhaupt ursprünglichen Thätigkeiten) der

apodiktischen Urtheile sind eben sowohl subjektiv-zufällig (vielleicht in Vergleich mit denen der assertorischen weniger; aber sie sind es doch); ihre Begriffe müssen aus diesen ursprünglichen Thätigkeiten eben sowohl durch Abstraktion, ihre Urtheile durch Gleichsetzung gebildet werden; und der einzige Unterschied ist die vergleichungsweise größere Verbreitetheit ihrer Grundthätigkeiten, so daß man also für die Bildung der apodiktischen Urtheile mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Anknüpfungspunkte rechnen kann *)

Der zweyte Unterschied ist der zwischen intuitiver oder anschaulicher, und diskursiver, gedachter Erkenntniß. Die ganze Logik ist seine Erläuterung gewesen, wir haben also nichts darüber zu sagen. Der Unterschied der Erkenntniß a priori und a posteriori, wie ihn der Verfasser faßt, ist dem letzteren gleich. Wozu also der doppelte Name, besonders da der Ausdruck a priori in seiner weitern Bedeutung (die Erkenntniß eines Gegenstandes, die ich vor seiner Anschauung besitze) sich gar nicht auf den Ursprung der Erkenntniß als Erkenntniß, sondern auf eine zufällige Anwendung in der Zeit bezieht (eine Erkenntniß kann gegen dieselbe Anschauung unrein a priori seyn, gegen die sie vor einer Stunde a posteriori war)?

Nach diesen Bestimmungen theilt nun der Verfasser das Ganze der menschlichen Erkenntniß. Die Haupteintheilung in Wahrnehmungs-Wissenschaften (intuitiv-assertorisch), Erfahrungswissenschaften (diskursiv-assertorisch) und reine Vernunftwissenschaften (apodiktisch) hat schon im vorigen ihre Kritik gefunden. Die reinen Vernunftwissenschaften sollen ferner Mathematik und Philosophie seyn, von denen jene die Einsicht in ihre allgemeinen Gesetze »aus der reinen Anschauung,« diese »nur mit Hülfe des Denkens« erhalte. Wieder eine eigene Eintheilung, die das Ueble hat, daß wir für das eine Glied, für die Philosophie nämlich, nur ein negatives Merkmal erhalten. Denn das Denken soll bey der Mathematik auch in Anwendung kommen; warum gibt also der Verfasser nicht lieber eben so das Material der Philosophie an, da ja der Unterschied eben nur ein materialer, durchaus kein logischer ist. Die Philosophie theilt er dann noch weiter in Logik, »deren Erkenntnisse aus bloßen Begriffen auch aus dem Reflexionsvermögen selbst entspringen,« und in Metaphysik, deren Erkenntnisse uns zwar auch nur in Begriffen zum Bewußtseyn kom-

*) Der Irrthum, welcher hier Statt findet, ist dem oben bey der Lehre von der Allgemeingültigkeit der Begriffe im Gegensatze mit den Anschauungen gerügten ganz analog.

men, aber nicht aus der Reflexion entspringen, sondern eine eigne Quelle in der unmittelbaren reinen Vernunft haben.« Wieder nur ein Unterschied in der Materie der Erkenntniß, und das letzte Glied auch nur negativ bestimmt, da ja zur reinen Vernunft in weiterer Bedeutung auch die reine Anschauung gehört, und die »eigene Quelle« nicht naher bezeichnet wird. Wir heben dieß besonders heraus in Bezug auf die eben bey den Schlußformen geäußerte Meinung, welche auch hier in manchen Andeutungen wiederkehrt, als sey es dem Verfasser gelungen, eine rein logische, formale Theilung der Wissenschaften aufzufinden. Diese hat er aber nicht gefunden; denn die einzige, welche so erscheinen könnte, die zwischen assertorischer und apodiktischer Erkenntniß, hat sich als nichtig erwiesen, und eine reine Wahrnehmungswissenschaft (im Gegensatz der Erfahrungswissenschaften) möchte wohl wegen der Herrschaft, welche die Begriffsbildung schon in der Sprache behauptet, unmöglich seyn.

Außerdem gibt der Verfasser in diesem Kapitel noch die Schranken der menschlichen Erkenntniß an, zuerst die formalen (in Rücksicht des Mangels an Deutlichkeit), von denen wir schon oft gehört haben, dann die materialen, wo man S. 352 mit Erstaunen in Bezug auf die frühere Lehre von apodiktischer Erkenntniß den Satz liest: »Innerhalb des menschlichen Horizontes liegt nur das Gebiet der Erfahrung: denn jede Lebensäußerung unseres erkennenden Geistes muß erst von sinnlichen Aufregungen hervorgerufen werden.« Wo denn doch ihre Hervorrufung, und dadurch ihre Thätigkeit überhaupt (denn unbewußte heißt nur schwache Thätigkeit, und diese bedarf eben sowohl einer, wenn auch nur schwachen Aufregung) nur subjektiv-zufällig wäre. Dann folgen Bemerkungen über den Horizont des Zeitalters, des Einzelnen, das Verhältniß der Schule und des Lebens, die in ihrer Einzelnheit viel Gutes enthalten, aber hier natürlich ausgeschlossen werden müssen.

In dem zweyten Kapitel: »Die Organisation des Reflexionsvermögens,« finden wir außer vielen anthropologischen Erklärungen (von Talent, Genie, Scharfsinn, Einfältigkeit ꝛc.) über diesen Gegenstand wenig Neues, außer neuen Namen für wohlbekannte Sachen. Denn nachdem der Verfasser S. 366 (ein sehr trefflicher Zusatz der zweyten Auflage) die Eintheilung in logischen Verstand, logische Urtheilskraft und logische Vernunft als verwirrend verworfen (mit vollem Rechte, besonders da das Schließen auch nicht einmal scheinbar vom Urtheilen verschieden ist), und dafür den gemeinsamen Namen »Verstand« vorgeschlagen hat: so sagt er dennoch S. 373 wieder, das herrschende Vermögen sey die Urtheilskraft, und theilt diese in subsumirende (wenn

das Allgemeine, die Regel schon durch den Verstand gegeben ist) und reflektirende (wenn er sie erst suchen muß. Da ist nun aber die erste offenbar dem gleich, was man sonst logische Urtheilskraft, die zweyte dem, was man allgemein Verstand im engeren Sinne (logischen) nennt; wozu also die verschiedenen Benennungen, welche noch durch die gleichbedeutenden von progressiver und regressiver vermehrt werden? Außerdem stellt er diesen Thätigkeiten der Urtheilskraft als vermittelten, sogenannte unmittelbare an die Seite, welche man sonst Gefühle nennt. »Die erste Gattung derselben, sagt er S. 377, beruht nur auf dem Grade, wie weit ich mir im Augenblicke der Gründe eines Urtheils bewußt bin. Es ist für das Leben genug, daß ich aus Gründen urtheile, wenn ich mir im Augenblick gleich nicht vollständig bewußt bin, aus welchen Gründen es geschieht.« Dazu rechnet er denn den praktischen Takt und das Gewissen. Aber enthalten diese Gefühle, wenn sie recht urtheilen sollen, nicht dieselben Gleichsetzungsthätigkeiten, als die vermittelten Urtheile, nur schneller und daher nicht so gesondert; sind sie also nicht eben so vermittelt? Die zweyte Art der Gefühle sollen die der subsumirenden Urtheilskraft seyn, von denen es heißt: »Zu einer gegebenen Regel kann ich auch wieder eine neue methodische Regel hinzugeben, welche mich lehrt, wie die erste anzuwenden sey. Dabey komme ich aber doch nicht eher wirklich zum Denken, bis ich eine Regel unmittelbar anwende, einem Begriff unmittelbar etwas unterordne,« was er denn dem Gefühle zuschreibt. Aber diese Gleichsetzung des Gleichen war ja eben die eigenthümliche Thätigkeit der Urtheilskraft überhaupt, wozu also wieder der zweyte Name? Die dritte der reflektirenden Urtheilskraft gehörige Gefühlsgattung sind ihm die des Erhabenen und Schönen. Aber wie kann man nur diese an sich Urtheile nennen? Urtheilen besteht doch in einem Kombiniren zweyer Thätigkeiten; das Gefühl des Schönen ist aber doch nur Eine; will man also das Geschmacksurtheil wirklich »Urtheil« nennen, und nicht vielmehr »Aussage, Erzählung:« so muß ja für das Urtheil die Thätigkeit der Urtheilskraft zu dem Gefühle als dem Einen Gliede des zu bildenden Urtheils erst hinzukommen. — So gibt es denn durchaus keine andere Urtheilskraft, als die in der Logik gewöhnlich mit diesem Namen benannte, und alle Arten, die der Verfasser anführt, beruhen entweder auf Mißverständnissen, oder sind nur verschiedene Namen.

Der zweyte Hauptabschnitt der angewandten Logik handelt von »den Gesetzen der gedachten Erkenntniß, oder von der Aufklärung unserer Erkenntnisse.« Ein sonderbarer Titel, da das eigentlich die Aufgabe der gesammten Logik ist; so wie denn über-

haupt alles in diesem Buche wenigstens an drey verschiedenen Orten vorkommt. Den Zweck dieses Abschnitts bezeichnet der Verfasser S. 382 eben so allgemein: »zu zeigen, wie sich die Formen der logischen Deutlichkeit an das Ganze unserer Erkenntniß anlegen lassen.« Nachdem er darauf in der Einleitung noch einmal die Stufen der Deutlichkeit aufgezählt, und einige sich darauf beziehende Wörter (kennen, verstehen ꝛc.) erklärt hat, spricht er im ersten Kapitel »von den Hülfsmitteln der deutlichen Erkenntniß.« Nach einer Aufzahlung der verschiedenen Arten, die Begriffe anschaulich zu machen (Hypotyposen), mit Anwendung auf die verschiedenen Wissenschaften, und Abweisung der Gemeinfaßlichkeit in Betreff der Gründlichkeit, geht er zur Lehre von den Zeichen, und vor Allem von der Bezeichnung der Gedanken durch die Sprache über, wo er dann auch die Anforderungen aufstellt, welche die Wissenschaft an diese zu machen habe. Das zweyte Kapitel redet von den Erklärungen und Eintheilungen. Die Verfahrungsart ist dieselbe, als beym vorigen Kapitel, indem er zuerst die verschiedenen Gattungen aufzählt (Namen-, Sach-Erklärungen ꝛc.) und erklärt, und dann nach den Ansprüchen der Wissenschaft im Allgemeinen und der besondern Wissenschaften, ihnen die für sie passenden zutheilt. Wichtiger ist das dritte Kapitel »von der Begründung der Urtheile.« Die Logik hat es nicht mit der transscendentalen Wahrheit (Uebereinstimmung der Erkenntniß mit ihren Gegenständen), sondern nur mit der empirischen zu thun. Diese legen wir einer anschaulichen Erkenntuiß bey, wenn sie wirklich in unserem Gemüthe gegeben ist; einem Urtheile, wenn es mit den unmittelbaren Erkenntnissen übereinstimmt, die durch dasselbe ausgesprochen werden sollen. Die vollständige Begründung aller unserer Behauptungen in Urtheilen fordert drey Formen. Den Beweis, welcher ein Urtheil aus andern ableitet; die Demonstration, d. h. die Nachweisung seiner Wahrheit aus der Anschauung, und die Deduktion, d. h. die Nachweisung derselben aus der Theorie der erkennenden Vernunft. Nachdem der Verfasser darauf die verschiedenen Beweisarten (Schlußreihen) angegeben, geht er zu den Wahrscheinlichkeitsschlüssen über, in denen wir, in Ermangelung einer vollständigen allgemeinen Regel, oder einer vollständigen Unterordnung unter eine Regel, auch aus unvollständigen Regeln oder Unterordnungen Schlußsätze ziehen. Sie sind entweder mathematische Wahrscheinlichkeitsschlüsse, »in welchen Gründe und Gegengründe verglichen werden, um zu sehen, ob der Umfang der einen oder der anderen der größere sey;« oder »philosophische, »in denen vorzüglich von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel geschlossen wird.« Beyder Unter-

schied setzt er ausführlich aus einander; aber offenbar gehören nur die philosophischen als besondere Form in die Logik, indem die mathematischen eigentlich vollständige Schlüsse sind, und die Wahrscheinlichkeit nur Material ist, von dem nicht weiter geschlossen wird. Hierauf zählt er die heuristischen Maximen der Urtheilskraft, d. h. die Principien der reflektirenden Urtheilskraft im Aufsuchen allgemeiner Regeln, und die besonderen Vorschriften für die unvollständigen Induktionen auf. »Aller Irrthum gehört der wiederbeobachtenden Reflexion, und nicht der unmittelbaren Erkenntniß an.« Ein Satz, den man doch nur zugeben kann, in so fern diese unmittelbare Erkennthiß fehlerfrey, d. h. weder die körperliche noch die geistige auffassende Thätigkeit verderbt ist. Unter der gleichen Bedingung (der Unverderbtheit) möchte dann aber auch die Urtheilskraft fehlerfrey wirken. Nach einigen anthropologischen Erläuterungen über die mannigfachen Verleitungen zum Irrthum, gibt er ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Fehl- und Trugschlüsse, und schließt mit Bemerkungen über die Vorurtheile des gemeinen Lebens und der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen.

Das vierte Kapitel stellt das »Ideal der logischen Vollkommenheit menschlicher gedachter Erkenntnisse« auf. Wir können dieses übergehen, so wie wir vom vorigen nur einen kurzen Auszug nach dem Grundrisse gegeben haben (welchen der Verfasser nach einer sehr zu empfehlenden Methode der vollständigen systematischen Bearbeitung vorangestellt hat), da das Wichtigere aus allen diesen Kapiteln theils schon in dem Frühern da gewesen, theils in dem letzten Hauptabschnitte, der Methodenlehre, weitläufiger auseinandergesetzt ist. Ueberhaupt begreifen wir durchaus nicht, was den Verfasser zu allen diesen Abtheilungen bewogen hat. Der Wahrheit nach gibt es für alle Wissenschaften nur Eine gleiche Methode, und diese ist die Art und Weise, wie in dem gleichmäßig und ungestört sich entwickelnden Menschen sich überhaupt die Wissenschaft bildet. In der reinen Logik wird also zugleich auch die vollständige systematische Entwickelung der Wissenschaften ihrer Form nach gegeben, und man bedarf außer jener weiter nichts, als die Beantwortung der Frage, unter welchen Bedingungen unter jenen Formen auftretende Gleichsetzungen Erkenntnisse sind (d. h. eine Beziehung auf ein Daseyn haben), und eine kurze Auseinandersetzung der ursächlichen Verbindung. Aber gesetzt auch, der Verfasser glaubte formale Principien für die Theilung der Wissenschaften gefunden zu haben: so ist ja doch die Anwendung der logischen Formen auf das Ganze der Erkenntniß, und das Verfahren bey der Ausbildung derselben völlig gleich, und ihre Darstellung kann außer willkürlichen Zu-

sätzen (wozu z. B. vieles über die Sprache Gesagte gehört) nur Wiederholungen enthalten.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt der angewandten Logik, die Methodenlehre, enthält also Regeln für das Verfahren bey der Ausbildung und Darstellung der Wissenschaften. Er besteht, außer einem Kapitel über die Methode des Unterrichts, welches uns hier weniger angeht, aus drey Kapiteln über die systematische Darstellung und Erfindung für Wahrnehmungserkenntniß, für reine Vernunfterkenntniß und für theoretische Wissenschaften. Nach dem ganzen Verlaufe unserer Beurtheilung muß hier unsere Aufgabe seyn, zu zeigen, daß zwischen den angegebenen Verfahrungsarten kein wesentlicher Unterschied, und die Wissenschaften überhaupt also nur nach dem in ihnen behandelten Stoffe einzutheilen sind. Ein wissenschaftliches Verfahren für Wahrnehmungserkenntnisse, in sofern sie nicht Erfahrungserkenntnisse werden sollen, gibt es eigentlich gar nicht. Sie erfordern für die Darstellung: Erzählung und Beschreibung, und obgleich wir, wie schon oben bemerkt ist, weil beyde durch die Sprache geschehn, der Unterordnung der empfangenen Anschauungen unter Begriffe nicht entbehren können: so geschieht doch diese nach schon zur Gewohnheit gewordenen Associationen, und die einzigen Anforderungen sind nach des Verfassers eigenen Worten. »Wahrheit, Klarheit, Ordnung und Ausführlichkeit.« Wie er also dennoch auch hiebey in der Ueberschrift von systematischer Darstellung und Erfindung sprechen kann, ist kaum erklärlich. Beobachtung ist Anstrengung der Thätigkeit, und hat, in sofern sie nicht mit den theoretischen Wissenschaften in Zusammenhang steht, gar keine Methode; daher denn die ganze Lehre des Verfassers in gewissen Vorsichtsmaßregeln vor Störung der Beobachtung und Vermischung des Beobachteten mit Nichtbeobachtetem, so wie vor der Aufnahme falschen Zeugnisses von Anderen besteht.

Die Verfahrungsart bey den Erfahrungswissenschaften ist Induktion, und als solche bekannt genug, als daß wir darüber weitläufig zu seyn brauchten. Aus den Wahrnehmungen werden Begriffe und allgemeine ursächliche Verbindungen gebildet, mannigfach unter einander verglichen, unter- und nebengeordnet, bis durch die wissenschaftliche Durchdringung alles Wahrgenommenen eine vollständig systematische Anordnung derselben, von den höchsten Begriffen an, möglich wird. Der vom Verfasser S. 602 angeführte Unterschied zwischen konstitutiven Theorien (welche von den Principien ausgehn), und regulativen (welche von den Thatsachen aus erst die allgemeinen Gesetze finden, die als Principien der Theorie geltend gemacht werden sollen) ist daher

kein Unterschied des wissenschaftlichen Verfahrens, sondern entweder der Darstellung oder der vollendeten und unvollendeten Wissenschaft. Die Methode des Erkennens an sich ist stets dieselbe.

Eine genauere Untersuchung bedarf daher nur die sogenannte Spekulation. »Spekulation, heißt es S. 575, nannten wir das regressive Verfahren, durch welches wir uns der apodiktischen allgemeinen Gesetze, also der reinen Vernunfterkenntnisse bewußt werden. Diese apodiktische Erkenntniß ist aber das Eigenthum jeder menschlichen Vernunft auf gleiche Weise. Die Methode der wissenschaftlichen Erfindung geht hier nicht darauf, neue Erkenntnisse zu gewinnen, sondern nur auf innere Erinnerung; darauf, uns dessen deutlich bewußt zu werden, was immer schon in jedes Menschen dunkler Vorstellung begründet ist. Das allgemeine Hülfsmittel ist die Abstraktion, durch welche wir die allgemeinen Regeln aus den einzelnen Fällen der Anwendung herausheben« ꝛc. Gegen die meisten dieser Ausdrücke und Vorstellungen haben wir uns rein negativ schon oben erklärt; daher wir es nun versuchen wollen, so kurz und scharf als möglich die wahre Entstehungsart der spekulativen Wissenschaften anzugeben.

Die spekulativen Urtheile sind Urtheile aus den höchsten Begriffsthätigkeiten der inneren Erfahrung oder der Geistesthätigkeiten überhaupt, so daß sie also von denen der Erfahrungswissenschaften (die es ja doch auch nur mit Geistesthätigkeiten zu thun haben) nur durch die Höhe der Abstraktion sich unterscheiden. Das Verfahren ist eigentlich in hohem Maße einfach. Wie komme ich z. B. zu eben diesem Urtheile, daß die Erkenntnißbildung in den sogenannten spekulativen Wissenschaften und Erfahrungswissenschaften gleich ist? Offenbar so. Durch das Zusammenfallen aller meiner Thätigkeiten bey Ausbildung der spekulativen Wissenschaften bildet sich eine sie umfassende, aber von allem besonderen Inhalte abstrahirende, schematische Begriffsthätigkeit; so auch für die Thätigkeiten der Ausbildung von Erfahrungswissenschaften. Sind beyde Schemata fertig: so erkenne ich sie als gleich (sie fallen als gleich zusammen), und meine Erkenntniß ist vollendet. Eben so, wie komme ich zur Erkenntniß der ursächlichen Verbindung? Alle Verbindungen, die ich mit diesem Namen bezeichne, als Geistesthätigkeiten, fallen zusammen; und es bleibt mir das Begriffsschema zweyer stets einander folgenden Wahrnehmungen. Auf gleiche Weise entstehen mathematische Urtheile: denn der bekannte pythagoräische Lehrsatz ist mir nicht eher gewiß, bis ich durch Gleichsetzung die Gleichheit der Quadrate erkannt, und sich diese Gleichheit bey rechtwinkeligen Dreyecken durch Zusammenfallen aller möglichen Fälle zur Begriffsgleichung, allgemein gebildet hat. So müssen denn hier eben so

wohl Begriffe gebildet, eben so wohl dieselben verglichen, eben so wohl die besondere Erkenntniß durch die Begriffsbildung zur Allgemeinheit gesteigert werden, als bey den sogenannten Erfahrungswissenschaften und in der Methode ist kein Unterschied. Daraus würde nun sogleich folgen, daß auch zwischen der philosophischen und mathematischen kein Unterschied ist. Da aber der Verfasser mit vielen Anderen darauf so viel Gewicht legt, und seine Widerlegung viel Belehrendes haben kann: so will ich zu ihrem Behufe noch Einiges erinnern.

Ueber den ersten Unterschied (S. 576), daß die mathematische Abstraktion eine quantitative, die philosophische dagegen eine qualitative sey, habe ich schon oben geredet. Das Quantitative bey der Mathematik betrifft blos den Stoff des durch die Abstraktion Entstandenen; sonst ist die Abstraktion eben sowohl zugleich qualitativ. Was der Verfasser S. 577, als Eigenthümlichkeit der letzteren Beschaffenheit anführt, ist daher bloße Täuschung. Oder sondert etwa die Abstraktion in der Mathematik nicht allgemeine Begriffe aus, unter denen das Einzelne steht; kommt es nicht darauf an, aus diesen Verbindungen zu bilden, welche in den allgemeinsten Regeln als Grundsätze ausgesprochen werden? Und waren nicht auch in ihr, ehe man sie klar gebildet hatte, die Grundbegriffe und Grundsätze das wahre Räthsel der Wissenschaft, das Schwerste in ihr? Auf dieses Letzte kommt denn auch zuletzt alles Unterscheidende heraus, daß nämlich die Mathematik in ihrer höchsten Grundlage vollendet ist, die Philosophie bis jetzt es noch nicht ist.

Daher kommt es zuerst, daß (S. 578) »die zusammengesetzten Begriffe der Mathematik durch Synthesis gebildet werden können, und daß die ausführliche Untersuchung ihrer Grundbegriffe höchstens für die systematisirende Pünktlichkeit, nicht für die Evidenz von Interesse ist.« Denn sie sind so sicher gebildet, daß sie nach der unendlichen Prüfung aller gebildeten Völker so vieler Jahrhunderte, die sie für richtig erklärt haben, wohl über allen Irrthum erhaben genannt werden können. »Dagegen es in der Philosophie auf die Zergliederung gegebener Begriffe ankommt,« weil sie noch nicht fertig ist mit ihrer Begriffsbildung, sondern in einer unsicheren Mitte zwischen den einzelnen Thätigkeiten und ihrer höchsten abstrahirenden Durchdringung steht. Sollte ihr aber diese gelingen: so kann auch sie synthetisch zu Werke gehn, und die Differenz ist gehoben. »Die Grundsätze der Mathematik, heißt es S. 580 weiter, sind für sich evidente Sätze aus reiner Anschauung. In ihrer Wahl braucht sie eben nicht ängstlich zu seyn; sie kann von jedem evidenten Satze ausgehn.« Natürlich, als wahre Wissenschaft: denn jede Gleichsetzung, sobald sie evident

geworden ist, trägt die Gewähr ihrer Apodiktität in sich. Das wird bey der Philosophie eben so seyn, wenn sie in ihrem Grunde vollendet ist; und wenn der Verfasser von den Grundsätzen dieser letzteren sagt, daß sie sich nur durch die schwersten Abstraktionen darstellen lassen, daß sie nur in Begriffen klar werden rc.: so gilt das von den mathematischen eben so; die Schwierigkeit ausgenommen, welche eben aus mangelhafter Ausbildung entspringt. Daß die Materie der mathematischen Sätze Anschauungen sind, macht für die Form nichts aus; und wenn er S. 391 als ihren Vorzug anführt, daß »ich an einem einzelnen Bilde, einer gezeichneten Figur, doch zugleich das allgemeine Gesetz eines Begriffes klar einzusehn vermag«: so ist das ein Irrthum, den wir schon an einem anderen Orte ausführlich gerügt haben. Die einzelne Zeichnung ist nichts als Beyspiel, wie ein einzelnes Urtheil, wo in der Philosophie von der Beschaffenheit der Urtheile die Rede ist; und will ich das an ihm Erkannte allgemein aussprechen, so muß ich die unter einem Begriffe enthaltenen Anschauungen in unendlicher Vergleichung mir vergegenwärtigen.

Von den Beweisen sagt der Verfasser: »Das hypothetische System erweitert sich Schritt vor Schritt über seine Axiome hinaus, so daß seine Hauptsätze Lehrsätze und Aufgaben sind, deren Wahrheit durch die Beweise gewonnen wird. In der Philosophie hingegen sind die Beweise nur diskursiv; auf sie kommt so viel nicht an, denn sie führen das kategorische System nie über seine Grundsätze hinaus, sondern machen die Wahrheit desselben nur für einzelne Fälle geltend«. — Ueber das Verhältniß der kategorischen und hypothetischen Systeme habe ich schon geredet. — Wenn nur erst die Philosophie in ihrem Grunde fest ist: so wird es auch ihr an Lehrsätzen und Aufgaben nicht fehlen. Oder bringt ihr nicht das unendlich reiche Leben schon jetzt unzählige entgegen, die sie nur nicht als die ihrigen anerkennen darf, weil sie dieselben nicht lösen kann? Und erhält die Mathematik etwa ihre Aufgaben anders woher, als von dem Leben, d. h. vermöge in Vergleich mit ihren Grundbegriffen niederer Abstraktionen?

So möchte denn wohl, wenn der Verfasser nach Kants Beyspiel für die Philosophie die dogmatische Methode verwirft, und nur die sogenannte kritische anerkennt, sich die bekannte Fabel von dem Fuchse und den Trauben wiederholen. Für die ursprüngliche Erschaffung der Wissenschaft bleibt immer die kritische, auch für die Mathematik, die einzig wahre und wissenschaftlich mögliche; als solche ist sie aber keine neue, sondern aus den gewöhnlichen Formen der Logik schon seit mehr als zwey tausend Jahren bekannt. Für den Vortrag aber kann nach verschiedenen

Zwecken und Anlagen die eine oder die andere gewählt werden; daher wir denn auch über das letzte Kapitel von der Methode des Unterrichts nichts weiter zu sagen haben. Fassen wir nun das Bemerkte zusammen: so möchte wohl recht eigentlich in dieser Logik kein Stein auf dem andern bleiben: sondern ganz von Neuem ist das Gebäude aufzurichten, und das meiste Material als überhaupt untüchtig zu verwerfen. Aber wir haben es weniger mit dem Verfasser zu thun gehabt (dessen Fleiß und Einsicht in der Zusammenstellung und Umbildung nach den Grundsätzen der Kantischen Kritik wir vielmehr loben müssen), als mit der Wissenschaft der Logik überhaupt, wie sie seit alter Zeit in einer Art von geheiligter Tradition durch eine Reihe von Bearbeitern sich fortgepflanzt hat. Unter diesen hat sich um einer gewissen Armuth willen, wie wir gesehn haben, die Sitte schwachbesetzter Schauspielertruppen, wo sie einen langen Zug vorzustellen haben, oder kleiner Heere, die als große Kriegsmacht erscheinen möchten, eingeschlichen, daß man dieselben Personen drey, vier und mehrere Male in verschiedener Ordnung wieder vorführt; oder man läßt gar vermöge wohleingerichteter Hohlspiegel dieselbe Gestalt drey Mal zugleich auf der Bühne erscheinen, indem man dabey fest und kühn ihre Verschiedenheit behauptet. Und alles dieß so künstlich, daß die Künstler selbst (wie oft auch in anderen Verhältnissen vorkommt) sich der Täuschung nicht erwehren konnten. Aber die ernste Wissenschaft, welche zur einfachen Klarheit als ihrem höchsten Ziele hinstrebt, bedarf solches trügenden Glanzes nicht. Es ist hohe Zeit, sie davon zu entkleiden; und dieß hat unsere Beurtheilung versucht. Dieselbe hat denn zugleich auch die Einfachheit gerechtfertigt, welche des Recensenten Erkenntnißlehre *) an sich trägt, und welche man nach den bisherigen Ansichten freylich mit Recht hätte Dürre und Magerkeit schelten können. Aber die Art, wie aus den Grundthätigkeiten Begriffsthätigkeiten, und aus beyden durch mannigfache Gleichsetzungen alle Wissenschaften entstehn, ist wirklich so verschiedenartig nicht, als man sie darzustellen pflegt, sondern überall die Eine und gleiche. Es gibt in dieser Zusammensetzung durchaus keinen logischen Unterschied (keinen Unterschied der Zusammensetzung selbst), und was man als solchen aufgeführt, zeigt sich bey genauerer Betrachtung als Unterschied entweder des Zusammengesetzten oder des Ausdrucks. Möchte dieß in seiner ganzen Ausdehnung erkannt, und so eine der wichtigsten Wissenschaften zu der Durchbildung erhoben werden, deren sie fähig ist!

D. F. E. Beneke.

*) Erkenntnißlehre nach dem Bewußtseyn der reinen Vernunft in ihrem Grundzügen dargelegt. Jena, Frommann 1820.

Art. VIII. 1. Denkmale der Baukunst des Mittelalters im Königreiche Baiern. Gesammelt und gezeichnet von Dominikus Quaglio, königl. baierischem Hofmaler. München 1816, im Verlage der lithogr. Anstalt bey der Feyertagsschule. 12 Blätter gr. Folio, ohne den Titel.

2. Sammlung denkwürdiger Gebäude des Mittelalters in Deutschland. Aufgenommen und in Stein gezeichnet von Dominikus Quaglio, königl. baierischem Hofmaler. München, in dem Zellerschen Kunstmagazin. gr. Folio. Lieferung 1 — 6. Zu jeder gehören 3 Blätter.

1. Wir müssen gleich anfangs mit Herrn Quaglio und so auch mit einigen andern Künstlern hadern, daß sie sich ihre Werke über die deutsche Kunst des Mittelalters zu leicht machen oder vielmehr, daß sie nur das betrachten und ausführen, was ihnen nahe liegt, dagegen aber Alles, was die Geschichte der Kunst betrifft und von so überaus großer Wichtigkeit ist, ja oft erst den Werth manches Werkes bedingt, nicht mit in den Kreis ihrer Untersuchungen zogen. Wir halten es daher für unnachläßlich, daß der zeichnende Künstler und der Schriftsteller über die Kunstgeschichte immer Hand in Hand gehen; denn wenn jener erst durch diesen oft seine rechte Stelle findet und erhält, so wird das Wort dieses durch das Bild jenes erst recht lebendig. Zum allerwenigsten sind bey solchen Bauwerken und bey Bildwerken immer die Jahre der Verfertigung oder wenigstens die wahrscheinliche Zeit derselben zu bemerken, damit sich doch endlich einmal, bey dem Vielen was jetzt geschieht, unsere Kunstgeschichte wenn auch nicht schließe, doch wenigstens runde, das Zerstückelte, Ungewisse und Schwankende aber aufhöre.

Herr Quaglio ist seit einigen Jahren zu den Männern getreten, welche uns mit gediegenen und tüchtigen Abbildungen alter Bauwerke des deutschen Mittelalters beschenkten; denn außer diesem Werke sind uns noch 6 Lieferungen anderer Baualterthümer (jede von 3 Blättern) und außerdem noch einzelne Blätter bekannt, worüber wir nächstens zu sprechen gedenken. Herr Quaglio bedient sich zu seinen Werken des so erfreulich in München blühenden Steindruckes, und die meisten seiner Blätter lassen wohl, in künstlerischer Hinsicht, nichts zu wünschen übrig. Nur der Forscher der Kunstgeschichte möchte bisweilen wünschen, daß die künstlerische Behandlung der klaren Haltung des Ganzen und der getreuen Wahrheit nachstünde, nicht aber diese oftmals überwöge. Beydes läßt sich glücklich vereinigen und befriedigt so alle Abtheilungen der Käufer. Ein anderer Uebelstand ist die große Theurung der einzelnen Werke. Das vorliegende trifft dieser Vorwurf zwar nicht, aber desto mehr die anderen eben genann-

ten. Das ist ja eben ein Vortheil des Steindrucks, daß man den Werken die möglichste Wohlfeilheit geben kann. Je leichter die Möglichkeit wird, sich dergleichen Werke der Kunst anzuschaffen, um so größer wird auch gewiß die Liebe dazu werden, und sich die Kenntniß des Guten vermehren, und so wird hoffentlich der gräßliche Schund ausgerottet werden, der unter dem Namen Kupferstiche diese schöne Kunst und die Märkte verunziert.

Tafel I. Ein Säulenknauf aus dem St. Jakob oder Schottenkloster zu Regensburg, erbaut im Jahre 1111. In edlen und schönen Verhältnissen entworfen; die darauf befindlichen Adler mit ausgebreiteten Flügeln sind weit edler gearbeitet, als die, welche wird Band X. in dem Schlosse zu Gelnhausen kennen lernten, und wir hoffen, daß sie nicht etwa verschönert sind. Die Blätter- und Muschelbande am obern Rundstabe ist leicht, zierlich und schön gearbeitet, und überhaupt zeigt sich in alle dem, was dieses Heft uns gibt, eine überaus große Kunstfertigkeit und Zierlichkeit. Wir verwundern uns darüber nicht, indem wir immer in jenen Gegenden, an der Donau und dem Inn, so wie in dem tieferen Salzburg, eine hohe Bildung frühester Zeit, die Donau niedergehend, anerkannt haben, entsprungen aus dem von römischen Pflanzstädten ausgestreuten Samen. Unserer Ansicht nach gehen diese Strahlen römischer Bildung durch die Pflanzstädte, am Rheine einer Seits, anderer Seits an der Donau nieder, die Ufer beyder Flüsse selten überschreitend, höchstens sich nur auf das nächste jenseitige Ufer verbreitend. Sie blieb aber den eigentlichen Landeseinwohnern nichts Fremdes, sondern vermischte sich innig mit ihnen, und daher finden wir denn auch hier, bey der Blüte des Christenthums, die ersten eigenthümlichen Entwickelungen, aber dennoch wieder vieles, auf die Bildung der alten Welt zurückweisend. Daß am Rheine viele Baustücke alter Zeit in neuere Gebäude gefügt wurden, ist bekannt, wir vermuthen dieß auch besonders von mehreren Bildwerken, welche uns dieß Heft aus den Donaugegenden bietet.

Die edlen und schönen Verhältnisse an dem Säulenknauf des Schottenklosters können nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß diese Schottenklöster wahrscheinlich am tiefsten in die Geheimnisse der Bauhütten mit eingeweiht waren, ja vielleicht als die Siegelbewahrer derselben angesehen werden können. Waren sie dieß, so konnte ihnen die Darstellung des Trefflichsten und Schönsten nicht schwer werden. Die Schottenklöster und Kirchen, deren es noch mehrere in Deutschland gibt, und von denen besonders das Regensburger, als Stammkloster der übrigen, von höch-

ster Wichtigkeit ist, verdienen daher die angestrengteste und aufmerksamste Erforschung und Abbildung aller ihrer Theile.

Nicht minder schön gearbeitet ist der auf derselben Platte stehende Säulenknauf aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Ueber die Zeit der Erbauung derselben sagt uns Herr Quaglio nichts; aber die Menge der Beyspiele, die er aus ihr entlehnt, zeugen von ihrer ausnehmenden Wichtigkeit. Wir vermuthen nun, daß zu derselben, die höchst wahrscheinlich noch ein Rest des ältesten Kirchengebäudes aus dem zehnten Jahrhundert ist, überaus viel altes Bauwerk genommen wurde. Die Blätter dieses Knaufes werden in der Mitte durch einen Ring zusammengefaßt, schlingen sich dann links und rechts oben um den Knauf, und entfalten sich fußartig unten zu beyden Seiten. Der Rundstab ist schneckenartig gedreht, die obere Platte mit einer Kette umgürtet. Diese Kette, an den Platten der Kopfgesimse und Füße, ist von Wichtigkeit; sie findet sich auf vielen der ältesten Werke, z. B. auch an den Füßen der Säulen in der Margarethenkapelle zu Nürnberg.

Tafel II. Säulenknauf aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Der untere Ring der Säule ist schneckenartig gedreht, am eigentlichen Knauf sitzen in Blättern, die zierlich in einander gelegt und gedreht sind, zwey Tauben (?), der Rundstab ist wieder gedreht, die Platte abgerundet, mit einer Art Kleeblätter. Die Arbeit ist ebenfalls zierlich und geschickt, und neigt sich dem Alterthume wieder hin, obgleich auch schon ihm wieder nicht mehr völlig entsprechend.

Der Säulenknauf dagegen am Kirchhofe von St. Emmeran in Regensburg zeigt schon größere Eigenthümlichkeit der sächsischen Bauart, der Knauf ähnelt jenen des Gelnhauser Pallastes, ist aber weit zierlicher, und die Adler sind (wenn sie die Hand des Zeichners nicht verschönert hat) tüchtig gearbeitet. Jeder Adler sitzt in einer Blende, gebildet durch die glatt gebliebenen Seiten des Knaufes mit dicker Platte, woran keine Verzierungen, kein Rundstab zu finden. Auf diese Weise bildet die Seite der Blende und die Platte der Säule ein abgestutztes Kreuz. Wir wiederholen noch einmal, die Arbeit an den Adlern, die doch wohl unter die ersten deutschen Kaiser fallen würde, scheint uns in der Zeichnung verbessert zu seyn.

Tafel III. Säule in der Gruftkirche zu Freisingen. Einfach gearbeitet mangelt ihr doch Zierlichkeit nicht, sie entspricht indessen der sächsischen Bauart, und sind die andern Säulenknäufe vielleicht älter, so fällt doch die Verfertigung dieser Säule wahrscheinlich in die Erbauungszeit.

Säule und Pfeiler aus der St. Emmerans-

Halle zu Regensburg. Das Ganze ist ein Pfeiler, vor dem eine Halbsäule steht, der Knauf ist einfach verziert; auffallend sind die oben in den Ecken stehenden Widderköpfe, die wohl auf eine Nachahmung des Alterthums deuten. Die Platte mit ihren verschiedenen Gliedern deckt Pfeiler und Saule, wie auch beyde einen gemeinsamen Fuß haben. Es wäre sehr wichtig zu erfahren, wie diese Pfeiler-Säule in jener Halle angebracht ist.

Tafel IV. Zwey sehr schöne, reiche Saulen zeigt dieses Blatt. Die erste Säule ist aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Schaft und Kopfgesimse sind sechseckig; das Kopfgesimse ist mit Blättern und Perlen zierlich geschmückt. Eben so die obern Theile des Fußgestelles, auf dessen gerundetem Absatze steht zwischen den Blättern und Ranken auf einer Seite ein Widderkopf, auf der andern ein Menschenkopf. Die andere Säule ist von dem Thore zum St. Jakob oder Schottenkloster zu Regensburg. Das Kopfgesims ist mit einer einfachen glatten Platte bedeckt, und einige Theile der Verzierung deuten in den gewundenen Eckhörnern und hervorstehenden Blättern auf das Alterthum hin; dazwischen steht ein Kopf. Der Schaft der Säule ist ganz vortrefflich und gehört der sächsischen Bauart zu, indem er nicht glatt, sondern mit großen Palmenblättern bedeckt ist, die sich von unten auf neben einander in die Höhe schlängeln. Solche Säulen kommen, so viel uns erinnerlich, in der schönen altdeutschen Baukunst nicht mehr vor, welche blos glatte Stabsäulen liebt und anwendet. Die erste Platte unter dem Säulenschaft ist gereift, mit Bändern, die hervorstehen, geziert, und gewissermaßen zusammengehalten; nach einigen glatten Gliedern folgt dann eine gerundete, und wie ein Korb aussehende Platte, mit Blättern an der Seite. Beyde Säulen sind, wie gesagt, sehr zierlich und schön in die Augen fallend.

Tafel V. Zwey Pfeilersäulen aus der Gruft der Domkirche zu Freisingen. Beyde sind höchst wunderlich gestaltet, und wir verzweifeln daran, ihnen eine gebührende Zeitstelle anzuweisen. Bey der ersten verfließen Kopfgesims und Säulenschaft in einander, und beyde sind höchst eigenthümlich. Das Ganze ist ein viereckiger Pfeiler, an dem eine Dreyviertelsäule die Ecke bildet. Auf jeder dieser Säulen steht ein alter Mann, der in einen kurzen Fischleib endet, Schilf bedeckt das Haupt; alle vier Männer an den Ecken tragen die obere Deckplatte. Zwischen diesen beyden Säulen geht ein Band empor, das unten einen verkehrt stehenden Kopf hat, von da auf Blätter und Köpfe abwechselnd, bis das Ganze sich in einem großen Palmblatte endet. Am Fuß jeder Ecksäule ist unten ein hervor-

stehender Kopf ausgehauen. Der andere Pfeiler hat einige Aehnlichkeit mit diesem, nur ist das Kopfgesimse streng abgesetzt. Zwey Männer, nur bis zum Nabel sichtbar, um den Bauch Blätter, tragen die einfache, gerade, unverzierte Platte. Zwischen ihnen ist ein Blatt, und unter ihnen ein gedeckter Rundstab. Der Pfeiler hat vier freystehende kleine Stabsäulen, mit kleinen Füßen und Kopfgesimsen; doch sind Kopf und Fuß nur aus einem Stück; außerdem ist ein zusammengesetztes Fußgestell darunter. So wunderlich beyde sind, so auffallend und eigenthümlich der ganze Schmuck, so kann man doch nicht anders annehmen, als daß sie der sächsischen Bauart angehören.

Tafel VI. Mittelsäule in der Gruft zu Freisingen. Dieß ist die wunderlichst von allen verzierte Säule; sie ist sechseckig. Das Kopfgesims hat eine glatte unverzierte Platte, darunter einen gedrehten Rundstab, und als eigentliche Verzierung vier wohlgebildete Adler, die wieder auf einem gedrehten Rundstab sitzen, unter denen ein gedrehter Rundstab, der auf einer glatten Platte ruht. Der eigentliche Schaft der Säule ist ganz mit Hochbildern bedeckt, und zwar sieht man darauf zwey Krokodille, die in Blätter unten ausgehen oder versteckt sind. In dem Rachen des einen steckt ein Mann bis zur Brust, auf den Unterkiefer gestützt mit beyden Armen. Das andere hat den linken Arm eines gebückten und gekrümmten alten Mannes im Rachen, der in der rechten Hand ein Schwert hält, womit er nach dem Ungethüm sticht. Dieß Krokodill hat ein Mann, mit einem Kreuzschwert an der Seite, freundlich unter dem Kopfe umfaßt, der mit dem einen Fuße wieder in dem Rachen eines fischartigen Ungeheuers steht. Ueber ihm noch ein wunderlicher Kopf. An dem vielfach aus geraden und ausgehöhlten Stücken zusammengesetzten Fußgestelle sind vier Adler- oder Greifenköpfe. Ob der Künstler in diese Säule eine Bedeutsamkeit legen wollte, möge ein glücklicherer Rather enthüllen.

Tafel VII. Verzierungen aus dem eilften Jahrhundert. Leider berichtet uns Herr Quaglio gar nicht, woher diese Verzierungen genommen sind, welchem Gebäude sie angehören, was doch von nicht geringer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit wäre, um hieraus auch die Gebäude, zu welchen sie gehören, näher kennen zu lernen. Alle sind überaus zierlich und nett, und unverkennbar ist das Herüberspielen der Bauart alter Zeit. Wahrscheinlich gehören sie aber auch zu jenen Gebäuden (Emmeran, Freisinger Dom oder Schottenkloster), von welchen die andern Bildhauerarbeiten entlehnt sind. Das erste Stück ist das einfachste, im Gesims gar keine Verzierung, und nur eine Reihe über Eck stehender Steine, die runden unverzierten Bogen

stehen unmittelbar auf hübsch geformten Säulenknäufen. Darauf folgen zwey zierlich geschmückte Gesimse. Dann eine Wand mit davor stehenden dreyfachen Wandsäulen, das Gesims äußerst geschmackvoll geziert, hierauf eine Reihe Steine übereck gestellt, welche durch die glatte Platte der Säulen unterbrochen worden; dann ein doppelt verzierter Knauf, mit einer glatten Platte unterbrochen, so daß das Ganze noch Aehnlichkeit mit einem über den Säulen liegenden Gebälk hat, das nur dicht über den Säulen unterbrochen ist. Die Säulenknäufe sind, nach der Weise des Mittelalters, nicht übereinstimmend, sondern verschieden, zierlich und sinnig, wie denn der eine vier neben einander sitzende Vögel zeigt. Die beyden letzten Stücke auf dieser Tafel sind wieder überaus geschmackvolle Gesimsverzierungen.

Tafel VIII zeigt zwey überaus merkwürdige Grabsteine aus St. Emmeran in Regensburg. Dort sollen noch mehrere seyn, und alle verdienen die baldigste Bekanntmachung, da durch sie Sitten und Tracht, so wie die Kunst ihrer Zeit bedeutend aufgehellt werden. Des ersten Umschrift lautet: Anno Domini 1001. in die St. Leonis Papae obiit dominus Warmundus, nobilis Comes — Comes de Wasserburg, qui huic monasterio dedit Hofmarchiam Vogtenreuth, hic sepultus. Ein bärtiger Mann mit einer Krone, die aus dreyfach über einanderstehenden Schuppen zu bestehen scheint, in der linken Hand hält er eine Lanze mit einem Krönchen (also zum Scherzkampf bestimmt), deren Banner hinter dem Kopfe auf dem Kissen liegt. Die untere Spitze der Lanze ist in das Maul eines Thiers gestellt, dessen Kopf und eine Pfote nur sichtbar ist. Die rechte Hand, welche niederhängt, hält das Schwert mit seinen Wehrgehängen. Ein weiter Mantel umgibt ihn, oben durch ein Band und darunter noch durch eine breite Fürspange mit drey Rosen gehalten. Darunter der vorne zwiefach aufgeschlitzte Wappenrock, unter dem die ganze vollständige Panzerrüstung hervortritt. Unten steht noch ein geflügeltes Unthier, welches einen Wappenschild hält.

Des zweyten Grabsteines Umschrift lautet: B. Hemma. Hispan. Ludovic. Regis Bavariae Coniux. Fundatrix superioris Monasterii hic sepulta. Ao. 8. 7. 6. Ein eng anschließendes Unterkleid, durch einen Gürtel um die Hüften befestigt, bedeckt ein weites faltiges Mantelkleid als Obergewand; der Kopf mit der Krone und einem darunter hervorsehenden Schleyer bedeckt, ruht auf einem Kissen. In der rechten Hand hielt sie wahrscheinlich ein Zepter, welches abgebrochen, in der linken eine Weltkugel. Die Arbeit ist sehr geschickt und tüchtig (wir hoffen in der Zeichnung nicht verschönert), die Falten sind natürlich und leicht gelegt, entfernt von dem Geknitterten, Papierartigen und

Steifen späterer Zeit. Beyde Grabsteine dürfen in einer Sammlung von Gypsabgüssen des Mittelalters nicht fehlen, sie sind zu wichtig.

Tafel IX. Kirchthüre am Dom zu Augsburg. Diese berühmte Thüre in getriebener Metallarbeit abgebildet erhalten zu haben, ist für die Freunde der Kunst des Mittelalters sehr erfreulich. Allen Nachrichten zufolge, sind diese Bilder sehr abgerieben und undeutlich geworden, und es entsteht daher die Frage: ob der nachbildende Künstler richtig erkannte, was der alte Meister gebildet. Eine Deutung der wundersamen Bilder, in denen sich Heidenthum mit dem Christenthum mischt, wollen wir nicht weiter unternehmen, indem wir doch fürchten müssen, daß sie in mancher Hinsicht unzulänglich seyn würde. Man sehe übrigens nach, was von der Hagen darüber in seinen Briefen in die Heimat I. 151 sagt.

Tafel X. Portal der Pfarrkirche zu Mosburg, aus dem eilften Jahrhundert. Dieses Thorgewände ist ganz vortrefflich gearbeitet, und zeigt nicht nur in den runden Bogen, sondern auch in der Verzierung derselben den Ursprung aus der sächsischen Bauart. Besonders ist das Gezickzackte in den Bogen jener Kunst besonders entsprechend. Sieben verschieden verzierte Bogen schlagen übereinander, und ihnen entsprechen unten im Gewände viele unverzierte viereckige Pfeiler und drey sehr zierlich geschmückte, den ganzen Schaft mit Schmuck bedeckte Stabsäulen. Neben den Bogen oben steht auf jeder Seite ein großer mit Laub bedeckter, und mit laubartigem Barte geschmückter Kopf, darunter auf dem Wandpfeiler als Kopfgesimse desselben, einerseits zwey gekauerte Männerchen, zwischen ihnen ein großes Blatt, ähnlich dem Pfeilerknauf der Freisinger Gruftkirche Tafel V, anderer Seits ein Mann, bis zum Gürtel sichtbar, in jeder Hand eine kleine Larve haltend. Man sieht deutlich, wie derselbe Schmuck und die gleiche Verzierung hier in einer Reihe von Städten sich wiederholt findet. (Mosburg liegt zwischen Landshut und Freisingen, und höchst wichtig wäre es, das ganze Gebäude, zu dem diese Pforte gehört, kennen zu lernen.) Man ist überhaupt noch nicht aufmerksam darauf gewesen, wie gleiche Bauart oder derselbe Bauschmuck sich in einer Reihe von Gebäuden hinter einander wiederholt, wie ein oder mehrere Vorbilder immer späteren Künstlern vorleuchteten. Mögen nun glückliche und sichere Blicke hier immer das Vorbild heraus zu finden wissen. — Oben unter dem runden Bogen, über dem graden Thürsturz sitzt in der Mitte eine Heilige, zu jeder Seite steht ein Geistlicher (?) und rechts knieet ein dienender Knabe mit einem Licht, links aber der Stifter mit dem Kirchengebäu in der Hand. Die

Thüre selbst ist viereckig, das Thürgewände aber kann mit den schönsten Deutschlands und Englands wetteifern.

Tafel XI. Taufstein im Dom zu Salzburg, aus dem eilften Jahrhundert. Ueber dieses prachtvolle Denkmal sagt der Verfasser leider nichts. Aller Vermuthung nach ist es in Metall gegossen und, der Abbildung nach, eines der schönsten und kunstreichsten Werke des Mittelalters. Um den Kessel geht oben eine Inschrift, hier in der Abbildung nur in einzelnen Worten und Buchstaben sichtbar und deutlich. Auf der Rundung stehen rundum sechzehn Bischöfe (acht sind sichtbar) unter runden Bogen, auf denen ihr Name. Die Ränder, auf welchen die Bogen ruhen, haben oben Ungethüm- (Bären-) Köpfe, sind verschiedenartig geziert, und haben unten einen Menschenkopf. Darunter rundum noch eine Inschrift. Er ruht auf sechs kühn und schön gearbeiteten Löwen, von denen hier drey sichtbar. Das steinerne Fußgestelle ist sechseckig. Auf der rechten Seite jedes Bischofs stehen zwey verschleyerte Frauenköpfe übereinander. Eine genaue Beschreibung dieses Kunstwerks ist für die Geschichte der Kunst von großer Wichtigkeit.

Tafel XII zeigt die ganze Gruft im Dom zu Freisingen. Starke und feste Gewölbe, in runden Bogen, ruhen auf den Säulen, die wir einzeln vorher kennen lernten. Durch die Art der Darstellung wird manches daran unklar, und überhaupt ist uns die ganze Bauart der Kirche nicht deutlich. Wir sehen nicht, wo der Hauptaltar steht. Da wo er seyn müßte, scheint sich die Kirche zu wenden? Denn der Ort, wo die Messe gelesen wird, muß ein Seitenaltar seyn.

Möchte Herr Quaglio sein verdienstliches Werk dadurch erhöhen, daß er ein kleines beschreibendes Heft zu diesen Abbildungen drucken ließe, und einen Grundriß dieser Gruft beyfügte. Dann würden der Kunstfreund und der Kunstforscher gleiche Befriedigung wie Belehrung finden.

2. Was wir bey der ersten Sammlung zu tadeln und bedauern hatten, müssen wir bey dieser wiederholen: den gänzlichen Mangel an allen geschichtlichen Nachrichten; wozu noch hier kommt, daß eines sogar unrecht bestimmt ist, bey den zweymalen, da eine ganz kurze Bemerkung dazu gefügt worden. Noch mehr wie bey jenen Denkmälern sieht hier der herausgebende Künstler nur auf malerische Darstellung und bey dem baukundig forschenden Kunstfreunde wird sich manche Bedenklichkeit erzeugen und er wird sich nach sicheren und unbedenklich genaueren Zeichnungen umblicken. Wir wiederholen unsere Meinung: daß das Malerische und

die größte Treue sich wohl vereinigen lassen und verbunden werden müssen.

In buntem Wechsel gehen diese Darstellungen in den einzelnen Heften bey uns vorüber, wir finden aber hier nicht allein wichtige Bauwerke, sondern auch sogar Burgen, bey denen auch oft Lage und Schönheit der Gegend in Betracht zu ziehen sind. Dieß wollen wir keineswegs tadeln, sondern eher als etwas Löbliches rühmen. Die Betrachtung der Baukunst des Mittelalters muß immer mehr als etwas über das Ganze gehendes, nicht blos auf das Einzelne gerichtetes sich entfalten und die Bauart alter Burgen spielt in die Kirchen und Palläste immer mit hinüber und ist vielfältig nachzuweisen. — Betrachten wir nun die Hefte und Blätter nach der Folge, in welcher sie uns Herr Quaglio anbietet.

Lieferung I. 1. St. Maximus-Kapelle in Salzburg. Der Künstler hat alle seine Bilder nicht kalt und todt hergestellt, wie viele dieser Werke, verlassen von der Menge, die anderem Thun und Treiben zugewendet, erscheinen mögen, sondern sie mit passenden Gestalten bevölkert, belebt. So auch hier; bärtige Mönche beten kniend, stehend und sitzend um ihren Bischof, den ein Strahlenkranz für den heil. Maximin erkennen läßt. Die Kapelle ist in das Gestein des Felsen gehauen, Mauerwerk erscheint nur auf der linken Seite, wo eine Mauer die Grotte schließt und die Strahlen der Sonne durch Fenster und Thür in dieses dunkle Gemach strahlen. Wann ward diese Grotte ausgehauen? In Salzburg sollte die Geschichte es wohl nachweisen. Das einzig Künstliche im ganzen Werke ist der mittlere sechs oder achteckige Pfeiler, welcher das hangende Gestein der Decke stützt. Dieser Pfeiler ist als Altar benutzt, indem an ihm eine Sonne befestigt (ob blos durch den Künstler oder in der Wirklichkeit, wissen wir nicht). Außerdem aber zeigt sich an dieser Säule höchst bemerkenswerthe und wichtige Schrift, die vielleicht ein bedeutendes Licht auf die Entstehungszeit der Kapelle wirft. Die vom Künstler nachgebildeten Zeichen scheinen auf griechische zu deuten, was noch wichtiger wäre. Die Säule selbst betreffend, so setzen wir sie, der Vermuthung nach, in das zehnte Jahrhundert; der schmale Schmuck des Kopfgesimses, die Thierköpfe am Fuße und die zu Werken der Alterthums sich hinneigenden Glieder des Fußgestelles verrathen eine große Aehnlichkeit mit den Freisinger Säulen, die wir in Quaglio's baierischen Denkmälern kennen lernten. Hat das Ganze daher eine wichtige malerische Bedeutsamkeit, so ist die kunstgeschichtliche zwar nur auf einen geringen Theil beschränkt, aber darin von nicht geringer Wichtigkeit.

2. Klosterhof in Franken. Wo? Wie allgemein ist die

Bezeichnung! Diese Zeichnung gehört zu denen, wie auch größtentheils die vorige, welche blos in malerischer Hinsicht anziehend sind. Es ist die Darstellung eines Bauwerkes, welches in die Zeit fällt, der keine Eigenthümlichkeit beyzulegen ist, sondern wo schon schwankende Ansichten eintraten. Von malerischer Seite gewährt dieß Blatt einen erfreulichen Anblick.

3. Stadt Eßlingen mit dem Frauen-Kirchthurm. Dieser Thurm ist einer der schönsten altdeutschen Thürme, den wir kennen. Schlank und leicht steigt er zierlich in die Höhe, und seine Spitze ist in der Art, welche wir schon früherhin einmal (Bd. IX. dieser Jahrbücher) für die vorzüglichste Art und Weise erklärten, dem entworfenen Köllner Domthurme, dem Straßburger Münster u. s. w. entsprechend. Es wäre zu wünschen, Herr Quaglio gäbe uns auch noch einzelne Ansichten der dazu gehörigen Kirche; deren Bauvollendung in den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts fällt; malerische Punkte sollten ihr wohl abzugewinnen seyn.

Lieferung II. 4. Wallfahrtskirche in Tyrol. Diese kleine Kirche, deren Stelle leider wieder vom Künstler nicht angegeben ist, bietet eine bedeutende Seltenheit daher, eine fünfseitig geschlossene (also auf das abgeschnittene Achteck deutende) in edlem und einfachen altdeutschen Geschmack erbaute Vorhalle. Wir wissen uns keiner ähnlichen Halle zu erinnern. Alles daran ist in der leichtschwebenden, zierlichen Art und Weise des vierzehnten Jahrhunderts ausgeführt, das übrige Gebäude scheint aber sehr einfach zu seyn und nur der kleine Thurm auf der Mitte des Daches, vermuthlich da, wo Schiff und Chor sich trennen, zeigt dieselbe Verzierung. Bemerkenswerth sind auch die großen überschlagenden Strebebogen an den Strebepfeilern vor den Abseiten, die wir sonst nur an beträchtlich großen Kirchen finden. Sollte in den Umgebungen nicht die geschickte Hand des Landschafters der Natur etwas nachgeholfen haben?

5. Schloß Kipfenberg im Altmühlthal. Eine der reizend und schauerlich auf steilem Felshange gelegenen Burgen, die, der Zeichnung nach, noch vollständig bewohnbar scheint. Das thurmartige Giebelgebäude in der Mitte gewährt einen wunderlichen Anblick; über den Abhang läuft eine kühne Schirmmauer nieder. In der Bauart erscheint sonst nichts Ausgezeichnetes.

6. Seitengang im Münster zu Ulm. Dieß Blatt gewährt von der Herrlichkeit des Domes zu Ulm einen hohen Begriff. Wer den Entwurf des Thurmes dazu in Moller's Heften kennt, den wird die Schönheit und ziere Schlankheit dieses Seitenganges nicht befremden. Schlanke und schöne Säulen, deren Kopfgesimse ein einfaches, schönes Blätterband ziert,

tragen das netzartige, verschlungene Gewölbe. Sichtbar ist der achteckige Taufstein mit altdeutschem Schmucke versehen, so wie zur Seite eine Empore halb vervortritt, deren Brüstung mit schönen, einfachen Verzierungen versehen ist, und der ein zierlicher Spitzpfeiler, mit Gestalten besetzt, zur Seitenstütze dient. Zweck und Bestimmung des darunter befindlichen Gebäudes, mit einer Spitze bekrönt, von Adlern und Löwen getragen, ist uns nicht deutlich, erforderte aber, da es ein bedeutendes Kunstwerk zu seyn scheint, eine besondere Abbildung. Das ganze Blatt ist sehr schön gehalten.

Lieferung III. 7. Reichsprälatur Kaisersheim bey Donauwörth. Hier gibt uns Herr Quaglio eine Jahrszahl 1133, mit der es ihm aber unglücklich geht, indem im ganzen Gebäude auch nicht eine Spur von der Bauart ist, die um jene Zeit herrschte, sondern vielmehr das Ganze in die Zeit der schönsten altdeutschen Baukunst gehört, und bekanntlich wurde die Kirche, wie Crusius Annalen berichten, vom Jahre 1340 bis zum Jahre 1380 vollständig neu erbaut. Wir sehen hier das Chor mit seinem Umgange, die eine Kreuzseite und den Thurm, der, dem Bilde nach, auf dem Kreuzdurchschnitt stehen muß. Das Mittelschiff steigt schön und schlank empor, und überragt weit den auch nicht niedrigen Chorumgang. Alles zeigt den ausgebildetsten altdeutschen Geschmack, auch die Spitzpfeiler auf den Strebepfeilern, und es ist nur zu verwundern, daß die Strebepfeiler des Umgangs, nicht Strebebogen, nach dem Hauptschiff hinüber schlagen. Der Thurm ist auch schön verziert und nur die Spitze fehlt, die entweder nicht vollendet ward, oder das neue Thürmchen wurde nach einem Brande aufgesetzt. Ein Thurm rechts, mit einer abgeschnittenen achteckigen Vorlage gegen Morgen, deutet auf die früheste Zeit des zwölften Jahrhunderts mit seinen runden Bogen, und zeigt etwas Lombardisches in seiner Bauart. Das ganze Bild hat eine schöne Haltung.

8. Ehemaliger Domkirchhof nächst der alten Pfarre und Niedermünster in Regensburg. Bey diesem schön gehaltenen und in baulicher Hinsicht uns höchst merkwürdigen Blatte fühlen wir besonders den Mangel einer erklärenden Anmerkung oder einer den Bau nachweisenden Jahreszahl. Wir müssen daher mit unsern Vermuthungen eintreten. Links glauben wir die alte Pfarre mit dem Thurme, und rechts das Niedermünster zu erkennen. Von jenem läßt sich, der unbedeutenden sichtbaren Theile wegen, wenig sagen, dem Thurme nach fällt sie in eine Zeit mit dem Niedermünster. Dieses gehört nun noch, seinem Aeußeren nach, vollständig der sächsischen Bauart an, indem der runde Bogen allenthalben vorherrschend ist. Ausgezeich-

net ist er an den Fenstern, wo innerhalb eines weiten Bogens ein kleines, ganz schmales Fenster steht, auch auf sehr alte Zeit deutend. Hiernach muß im Innern der runde Bogen in den Gewölben allenthalben herrschen, worüber uns Nachweis, wie überhaupt Berichtigung, wenn wir uns irren, wünschenswerth wäre. Wir setzen das Gebäude des Niedermünsters vor das dreyzehnte Jahrhundert. Eine Säule, auf der ein Gehäus für ein Heiligenbild, steht in der Mitte, und ist aus der Zeit der schönen altdeutschen Baukunst.

9. Auf einem steilen, schauerlichen Felsen steht Schloß Prunn im Altmühlthal. Auch diese Burg ist noch ganz bedacht und steht auf der hervorstehenden Spitze einer langen Felsenreihe. Ausgezeichnetes hat sie nichts, als ihre Lage, einen achteckigen Thurm und einen eben solchen Erker. Der Künstler hat eine Mondscheinbeleuchtung gewählt, die das Einsame und Schauerliche der Gegend vermehrt und von einer guten Wirkung ist.

Lieferung IV. 10. Kirchhof von St. Johannes mit der Aussicht auf die Burg zu Nürnberg. An dem Kirchhofe stehen die Steinbilder Christi und der beyden Schächer, beyde von dem wackern und tüchtigen Adam Kraft im Jahre 1490 verfertigt. Im Hintergrunde erscheint die Burg. Das ganze Blatt hat einen sehr düstern Anschein, und es ist, als ob nur von dem Kreuze einiges Licht auf die im Schatten ruhenden Gräber flösse. Wir wissen indessen doch nicht recht, wo wir mit diesem Blatte, gegen den Titel der Sammlung gehalten, hin sollen. Die Burg erscheint von hieraus zu unbedeutend und undeutlich, die Steinbilder Kraft's allein können eine Bedeutsamkeit gewinnen, und es ist zu hoffen, daß sie mit Genauigkeit gemacht sind.

11. St. Margarethen-Kapelle in der Burg zu Nürnberg (im Durchschnitt). Die Abbildung dieser Kapelle, welcher der Künstler mit Recht das zehnte Jahrhundert anweiset, ist von großer Wichtigkeit. Sie ist vollständig in der Art und Weise ausgeführt, die wir die sächsische nennen, und zeigt manche Spuren, die auf die Bauart des Alterthums zurückweisen. Die Säulen zeigen breite Platten, halb verziert, halb unverziert, die auf den eigentlichen Säulenknäufen aufliegen, und die man für Reste des alten, abgestutzten Balkenwerks erklären möchte. Die Verzierungen der Kopfgesimse sind denen ähnlich, welche wir in dem früher angezeigten Hefte des Herrn Quaglio aus Freisingen und Regensburg kennen lernten, die Säulen sind kurz und dick, und die untere Platte des Fußgestelles ist mit einer kettenartigen Verzierung geschmückt. Die vier Kopfgesimse der-

Säulen sind alle von einander verschieden, keines ist dem andern gleich, und wir finden auf dem einen auch die Adler wieder, die wir an Gebäuden, die kaiserlicher Milde ihre Entstehung oder Verbesserung verdanken, häufig finden. Herr von Rumohr machte in Schlegels deutschen Museum zuerst auf diese merkwürdige Kapelle aufmerksam, die Zeit ihrer Erbauung auch bestimmend, und sie verdient es wohl, nach allen ihren Einzelheiten ausgemessen und dargestellt zu werden, ein Werk, das wohl von einem Nürnberger Künstler zur Ehre seiner Vaterstadt ausgeführt zu werden verdiente; denn diese Kapelle ist wohl eines der ältesten und merkwürdigsten Bauwerke Deutschlands.

12. St. Martins-Pfarrkirche in Landshut, angefangen 1432, vollendet 1478. Länge der Kirche 252 bayerische Schuh, Breite 78, Höhe des Thurms bis zum Knopf 422 Schuh. Diese Angaben stehen auf dem Blatte, und lassen es um so schmerzlicher vermissen, daß wir nicht allenthalben wenigstens so kurze Nachrichten finden. Schlank und leicht steigt der Thurm in die Höhe, und ist mit mancherley scheinbar Durchbrochenem geziert, doch nicht von der luftigen Durchsichtigkeit des wirklich Durchbrochenen, welches wir an andern altdeutschen Thürmen bewundern, aber dennoch ist er sehr schön und merkwürdig, besonders auch, da er völlig vollendet da steht. Er ist auf der Abendseite der Kirche, und der Haupteingang durch ihn sichtbar, der durch eine schöne, geschmückte Vorhalle geht. Das ganze Blatt ist zierlich gehalten, und die lange Reihe der Giebelhäuser gibt dem Thurme eine schöne, altstädtische Umgebung.

Lieferung V. 13. St. Klement im Rheingau. Diese kleine Kirche, gelegen an den Ufern des Rheinstroms, von dem wir hier in dem schilfbewachsenen schmalen Flüßchen, das der Künstler uns darstellt, nichts wieder erkennen können, welches einen nicht ungegründeten Verdacht gegen die Treue der Bilder bey uns erweckt, ist ein merkwürdiger Bau. Unverkennbar sieht man, daß das ganze Gebäude ursprünglich in sächsischer Bauart und wohl im zwölften Jahrhundert ausgeführt ist, daß aber schon damals die Bauweise zu schwanken anfing, oder daß die spitzbogigen Fenster (die noch sehr schmal) und die spitzbogige Eingangsthür einer spätern Zeit angehören. Die letztere Meinung wird uns durch die Säulen wahrscheinlicher, welche die Spitzbogen tragen, indem dieselben der sächsischen Bauart mehr entsprechen. Die Kirche ist eine Kreuzkirche, und alles feste und große Gemäuer erscheint an ihr gleichzeitig. Die neben einander stehenden runden Bogenstellungen fehlen nicht. Eine genaue Beschreibung dieser Kirche, besonders auch wie das Gewölbe innerhalb gestaltet ist, wäre sehr zu wünschen; dem Aeußern nach muß durch-

aus der runde Bogen herrschen. Ueberhaupt wäre es erfreulich, wenn ein Kunstkenner diesen Bildern gewissermaßen nachreiste, und eine ausführliche Beschreibung der dargestellten Gebäude besonders herausgäbe, wobey dann Grundrisse der Kirchen, auch wohl leichte Umrisse der merkwürdigsten Theile, Vorhallen, Thüren, Thürme, kleine Schmucksäulen im Innern u. s. w. nicht fehlen dürften. Wenn es aber auch nicht möglich seyn sollte, in allen Bildern dem Herrn Quaglio ergänzend zu folgen, so wird es immer erwünscht seyn, wenn auch nur einzelne Bauwerke eine ausführliche Beschreibung finden.

14. Tempelherrn-Hof zu Bacharach am Rheine. Was das Wort Hof bey dieser Kirche bedeuten soll, verstehen wir nicht. Höchst bedeutend und wichtig ist aber dieß ganz verworrene, zusammengesetzte und dazu leicht geeignete Gebäude, jeden Kunstforscher wohl verwirrt zu machen. Aus diesem einen Blatte läßt sich nichts Bestimmtes ergrübeln, und nur einzelne Andeutungen lassen sich folgern. Das ganze Gebäude ist in sächsischer, lombardisirender Bauart ausgeführt, und gehört wohl noch dem eilften Jahrhundert an. Dem Anscheine nach sehen wir hier die Mittagseite mit einem Theile des runden Chors, vor dem ein nur kurzes Kreuz liegt. Hier zu hinterst des Chors steht ein runder schmaler Thurm, ihm gegenüber ein anderer. (Hier vermissen wir besonders einen Grundriß, denn auf den ersten Blick glaubt wohl ein jeder, hier die ganze Länge der Kirche zu sehen, wofür er die Breite derselben betrachtet.) Im Chore zeigt die Kirche einige Aehnlichkeit mit dem Dom zu Worms und St. Castor zu Koblenz, und wahrscheinlich glich auch die Schloßkirche zu Ingelheim dieser Bauart. Oben, dicht unter dem Dache, zieht sich eine Reihe Doppelsäulen herum. Die Fenster sind mit großen runden Bogen überwölbt (wie beym Niedermünster zu Regensburg), die aber hier, je zwey und zwey, auf einer Säule ruhen, die ein verziertes Kopfgesims hat, und über der in der Ecke zwischen dem Bogen ein Adler sitzt. Die spitzbogigen Fenster unter diesen runden Bogen sind in neuerer Zeit, als die schöne altdeutsche Baukunst herrschte, eingeführt worden, und wahrscheinlich fanden sich auch hier früher die langen und schmalen, rundbogigen Fenster, die wir am Regensburger Niedermünster sehen. Am ganzen Gebäude sind keine eigentlichen Strebepfeiler sichtbar, und nur die breiter niedergehenden Füße der Säulen, die wir hinten am Chore kennen lernten, deuten sie schon an. Die Thüren zeigen alle auf die sächsische Bauart, und nur die beyden letzten scheinen im Spitzbogen zu seyn. Was aber den Hauptthurm gegen Abend betrifft, der zwar auch noch schwer, kurz und gestaucht ist, so gehört er doch späterer Zeit

an, fällt schon in die Zeit der schönen altdeutschen Baukunst, in welcher das Gebäude in vielen Theilen verändert und erneuert ward, und es ist in ihm blos die alte schwere sächsische Art nachgeahmt worden, um mehr Uebereinstimmung in das Ganze zu bringen, die aber doch nicht bewirkt worden ist, vielmehr blieben schreyende Gegensätze. Merkwürdig sind an dem abendlichen Thurme auch die vier Eckerker, die um die eigentliche Spitze stehen, und den alten Wartthürmen gleichend, einen Beweis von dem geben, was wir über die Einwirkung der alten Burgbauart auf die sachsische Bauart, Band IX dieser Jahrbücher, erinnerten. Auch der an der Seite stehende achteckige Thurm mit viereckigen Fenstern, zu dem Treppen empor führen, ist nicht unmerkwürdig.

15. St. Werneruskirche in Oberwesel am Rhein. Diese nur kleine Kirche gewährt einen malerischen Anblick, und macht einen eigenen Eindruck. Sie steht nämlich auf einem sehr beträchtlichen Unterbaue, der auf der rechten Seite nicht klar ist, indem ihn Bäume und Hallen verdecken, unten darunter weg geht ein hohes gewölbtes Thor, in eine Straße an der Mauer führend, und auf der linken Seite steigt man eine hohe Treppe zu ihr empor. Schwerlich ist die Kirche sehr bedeutend alt, wenn auch immer noch in der letzten Zeit der schönen altdeutschen Baukunst ausgeführt. Sie zeigt aber etwas ganz Eigenthümliches, das uns auf Einwirkung italienischer Bauart des sechzehnten Jahrhunderts zu deuten scheint. Das Chor nämlich ist mit einer völligen Kuppel außen überwölbt, durch acht Ribben getheilt, an welche sich das Dach anschließt. Auf dieser Kuppel steht das achteckige Thürmchen, das beynahe wie eine Laterne aussieht, und nur durch die höhere Spitze ausgezeichnet ist. Es ist von großer Wichtigkeit, zu erfahren, wie der Baumeister diese Kuppel innerhalb behandelte. Die Fenster zeigen den spitzen Bogen.

Lieferung VI. 16. Dom zu Frankfurt am Main. Diese dem heiligen Bartholomäus geweihte Kirche gewährt nicht den großen Anblick, läßt nicht den tiefen Eindruck zurück, welchen die Prachtkirchen jener Zeit gewähren; denn sie ist sehr arm an Zieraten. Indessen ist Einiges an ihr doch nicht unmerkwürdig, besonders die Aneinanderschachtelung der Gebäude am Schiff der Kirche. Wir erblicken hier nämlich ein beträchtlich hohes Schiff, daran eine hohe Abseite, und an diese ist wieder eine weit niedrigere Halle angebaut, oder ein zweytes niedriges Seitenschiff, wenn man es lieber so nennen will. Am Kreuze fehlen diese Anbaue, und das Chor scheint auch nichts davon zu haben. Außerdem ist daran der Wechsel des runden und spitzigen Bogens auffallend. Man sieht deutlich, daß der Spitzbogen der herr-

schende ist, wie er denn auch der Zeit, in welcher die Kirche gebaut ward, entspricht; aber in der Vorhalle, im Thurme, an der niedrigsten Abseite sieht man runde Bogen. Die Thür am Kreuze, mit einem Spitzbogen eingedeckt, erscheint schön verziert und verdient wohl eine besondere Zeichnung. Der Thurm ist nicht vollendet, und mit einer runden Kuppel eingedeckt. Wie er werden sollte, lehrt uns die saubere Zeichnung, welche Herr Moller in seinen Denkmählern deutscher Baukunst mittheilte. Das Spitzpfeilerwerk, was jetzt an ihm ist, sieht kahl und bedeutungslos aus, da ihm die eigentliche Bekrönung, der Schluß, nach welchem es strebt, fehlt.

17. Eingang in das Münster zu Ulm. Diese Bezeichnung ist unrichtig, indem wir hier eine Seitenansicht des Münsters erhalten, und der in der Mitte des Bildes befindliche Eingang auf den Friedhof des Münsters führt, der ihn entweder ganz umgibt, oder zu seiner Seite liegt. Ungeachtet der großen Verkürzung sieht man doch einen bedeutenden Theil des herrlichen Prachtbaues, in welchem die hohen Seitenschiffe (wir sahen einen Durchschnitt des schlanken Werkes schon oben) doch noch weit von dem hoch strebenden Mittelschiffe überragt werden. Der Umblick im Innern muß höchst ergreifend seyn. Den Hintergrund nimmt der ungeheure Thurm ein, der in seiner Mächtigkeit, in seiner abgestutzten Unvollendung doch auf das zierlichste mit Stabwerk belegt ist. Die Seitenhalle zeigt wieder einen runden Bogen nach außen, da doch allenthalben der Spitzbogen herrscht. Halten wir also den runden Bogen dieser Vorhalle mit dem auf vorigem Blatte zusammen, und vergleichen wir damit die andern ähnlichen, die wir kennen, so scheint es, als wenn die Baumeister zu diesen Vorhallen in der Regel lieber den runden als den spitzigen Bogen gewählt haben; eine Beobachtung, der wir genauere Prüfung wünschen. Die Strebepfeiler sind meist verziert, die beyden, welche zur Seite des Seiteneingangs stehen, reicher. Um das Dachgesims des Seitenschiffs geht der Schmuck neben einander stehender kleiner Spitzbogen. Vor dem Eingangsthor steht ein Springbrunnen, bekrönt durch ein tüchtiges Bild des heiligen Georg. Zur Seite links ist eine Kapelle sichtbar, die, in ihrem runden Bogen in der Einrichtung ihres Glockenhäuschens, in der Gestalt ihres Chores, ein hohes Alter aus der Zeit der sächsischen Bauart zu verrathen scheint. Drey Thurmspitzen treten im Hintergrunde noch hervor. Von dem schönen Blatte erhielten wir leider einen Abdruck, der durch die Wahl eines schlechten in der Mitte brüchigen und schmutzigen Bogens Papier entstellt ist.

18. Rathhaus in Ulm. Das Gebäude hat wenige, aber recht geschmackvolle Verzierungen. Eigenthümlich ist der

achteckige offene Erker (Balkon), der auf einem dicken eckigen Säulenstamm ruht. Am Gebäude sieht man Spuren alter Malerey. Vor dem Rathhause steht ein schöner Brunnen. Diese Abbildung machte uns die große Trefflichkeit des Rathhauses zu Breslau wieder noch deutlicher, und wie sehr dieß in seiner Art wohl einzig zu nennende Gebäude eine Abbildung verdient. Bey dieser Zeichnung ist aber saubere, treue und genaue Darstellung des vielen merkwürdigen Bildwerks daran das Hauptsächlichste, aber auch das Schwerste, da bis jetzt alles, was wir von solchen Nachzeichnungen gesehen haben, in dieser Hinsicht noch völlig ungenügend ist. Der Lauf der Jahre wird indessen vielleicht auch dieses Werk zeitigen.

Nur mit dankbarer Anerkennung des tüchtig Geleisteten können wir von dem Herrn Quaglio und seinem Werke scheiden, in der Hoffnung, daß uns bald neue Lieferungen erfreuen, und zu weitern Betrachtungen auffordern werden. Büsching.

Art. IX. Ueber die Geographie der asiatischen Türkey.

Illustration (chiefly geographical) of the history of the expedition of *Cyrus*, from Sardes to *Babylonia*, and the retreat of the tenthousand Greeks from thence to Trebisonde, and Lydia; with an appendix containing an enquiry into the best method of improving the geography of the *Anabasis* etc. explained by three maps, by James *Rennel*, fellow of the Royal Societies of *London* and *Edinburgh*, member of the Royal Institute of *Paris*, and of the Imperial Academy of St. *Petersburgh*, and fellow of the Royal Society of *Göttingen*. *London* printed by W. *Bulmer* and *Co.* Cleveland Row St. James; and sold by G. and W. *Nicol*, booksellers to his Majesty, Pall Mall 1816, in Quarto 347 Seiten.

Journey through *Asia* minor, *Armenia* and *Koordistan*, in the years 1813 and 1814, with remarks on the marches of *Alexander* and the retreat of the ten thousand. By John *Macdonald Kinneir*, Capitain in the service of the Honourable East India Company, Townmajor of Port St. *George*, and Political Agent at the Durbar of His Highness the *Nabob* of the Carnatic. *London* John *Murray*, Albemarlestreet 1818. Oktavo 603 Seiten.

Itinéraire d'une partie peu connue de l'*Asie* mineure, contenant: la description des régions septentrionales de la *Syrie*; celle des côtes méridionales de l'*Asie* mineure et des régions adjacentes encore peu connues; l'examen des causes de l'abaissement du niveau à l'extrémité du bassin oriental de la Méditerranée etc. à *Paris*, chez J. M. *Eberhard*, Imprimeur-libraire rue du Coin St. *Jaques*, Nro. 11; et chez

Antoine-Augustin *Renouard*, Rue St. André des *Arts*. Nro. 55. 1816. Oktavo 437 Seiten.

Mémoires historiques et géographiques sur l'*Arménie*, suivis du texte arménien de l'histoire des Princes *Orpélians*, par Etienne *Orpélian*, archevêque de *Siounie*, et de celui des Géographes attribués à Moyse de *Khoren*, et au Docteur *Vartan*, avec plusieurs autres pièces relatives à l'histoire d'*Arménie*; le tout accompagné d'une traduction françoise et de notes explicatives, par M. J. *Saint Martin*. Tome premier. *Paris* de l'imprimerie Royale 1818, in Oktavo 448 Seiten. Tome second 517 S.

Karamania, or a brief description of the South Coast of *Asia* minor and of the remains of Antiquity with plans and views collected during a survey of that coast under the orders of the Lords Commissioners of the Admiralty in the years 1811 et 1812, by Francis *Beaufort*, F. R. S. Gapitain of His Majesty's ship *Frederikssteen*; second edition. *London* printed for R. *Hunter* (successor to Mr. *Johnson*) 72 St. Paul's Church-yard. 1818. Oktavo 309 Seiten.

A voyage up the *Persian* Gulf, and a journey overland fom *India* to *England*, in 1817, containing notices of *Arabia felix*, *Arabia deserta*, *Persia*, *Mesopotamia*, the garden of *Eden*, *Babylon*, *Bagdad*, *Koordistan*, *Armenia*, *Asia minor* etc. by Lieutenant William *Heude*, of the *Madras* Military establishment. *London* printed by *Strahan* and *Spottiswoode*, Printers street; for *Longman*, *Hurst*, *Rees*, *Orme* and *Brown*. Paternoster Row, 1819, in Quarto 252 Seiten.

Wenn wir hier nur ein halbes Duzend englischer und französischer, über Vorderasien seit drey Jahren erschienener Werke als die Quellen einer geographischen Uebersicht der asiatischen Türkey aufführen, so sind wir deshalben nicht gesonnen, uns bey dieser Arbeit auf den Inhalt derselben ausschließlich zu beschränken, sondern wollen das Mangelhafte derselben (nach Maßgabe der jüngst gelieferten geographischen Uebersicht Persiens) aus anderen abend- und morgenländischen Reisewerken ergänzen oder berichtigen. Diese sind zuerst drey der in der persischen Uebersicht angezeigten Reisebeschreibungen (Morier's erste Reise, Dupré und Tancoigne), in so weit dieselben auf dem Hin- oder Herwege von Persien die Länder der asiatischen Türkey durchschritten haben, und in so weit also der Inhalt derselben bey der vorigen persischen Uebersicht nicht benützet worden; dann drey türkische Werke, die einzigen dem Recensenten in dem Laufe vieljähriger bibliographischer Untersuchungen und bibliopolischer Forschungen bekannt gewordenen ertragreichen Quellen türkischer Geographie, nämlich, das zu Konstantinopel gedruckte geographische Werk Hadschi Chalfa's Dschihannuma, d. i.

der Weltenzeiger [1]), die Reisebeschreibung Ewlia Efendi's [2]), und die zu Konstantinopel im Jahre d. H. 1232 (1816) gedruckte Wallfahrtsreise des Derwischen El-hadsch Mohammed Edib, im Jahre 1193 (1779) unternommen [3]).

Indem wir also zu unserer Arbeit gerade noch einmal so viele Quellen, als deren oben mit vollständigem Titel als die neuesten Erscheinungen im Felde der Geographie der asiatischen Türkey aufgeführt sind, benutzen, erlaubt jedoch der Umfang des osmanischen Reichs in Asien, und der Raum dieser Blätter keineswegs, diese türkische Uebersicht eben so umständlich wie jene persische zu behandeln, und wir haben daher die nothwendige Schranke gesetzt, bey den Auszügen aus den drey morgenländischen Werken uns nur an die von den europäischen Reisenden berührten und beschriebenen Oerter zu halten, ohne den ganzen Reichthum der türkischen Reisebeschreibungen zu Tage zu fördern. Nur hier und da sollen einige Oerter besonderer Merkwürdigkeit, oder der nächsten Lage willen nahmhaft gemacht werden. Die hier nicht zu leistende Vollständigkeit kann nur von einer ordentlichen Geographie des osmanischen Reichs in Asien erwartet werden. Dafür leisten wir aber den europäischen Geographen den wesentlichen Dienst der echten Ländereintheilung nach den Statthalterschaften des osmanischen Reichs, nach welcher allein, als der heute bestehenden Ordnung der Dinge, die Lehrbücher der neuen Erdbeschreibung eingerichtet seyn sollten. Die Echtheit dieser Eintheilung ergibt sich theils aus dem Kanunname oder Reichsgrundgesetzen des osmanischen Reichs, theils aus den Tewdschihat oder Verleihungslisten der Statthalterschaften des Reichs, welche jährlich nach dem Fastenmonde Ramasan zu Konstantinopel kund gemacht werden [4]).

Nach den großen natürlichen Gränzmarken der Gebirge,

---

[1]) Umständlichere Nachricht über das Dschihannuma findet sich bey *Toderini* letteratura Turchesca, in der Literaturgeschichte der Osmanen herausgegeben von Eichhorn, und in der encyclopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients. [2]) Der Inhalt derselben ist zu Ende des zweyten Theils des Werks über die Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs angegeben. S. 457—470. [3]) Siehe die Inhaltsanzeige desselben in der Leipziger Literaturzeitung 112. 4. May 1818. [4]) Diese seit einigen Jahren als außerordentliche Beylagen zum österreichischen Beobachter gelieferten Tewdschihat, oder Listen der jährlichen Veränderungen der Statthalterschaften und Staatsämter des osmanischen Reichs, sind jedoch in so weit mit Vorsicht zu gebrauchen, als darin öfters unbesetzte oder unverändert gebliebene Statthalterschaften fehlen, und öfters einzelne Sandschake mitten unter den Ejalets oder Statthalterschaften aufgeführt sind.

Wüsten und Flüsse zerfällt Vorderasien, in so weit es unter osmanischer Herrschaft steht, in drey große Ländergebiete, deren erstes die ganze kleinasiatische Halbinsel mit allen diesseits den Quellen und der Mündung des Euphrats gelegenen Ländern begreift, und also Kleinasien im weitesten Sinne heißen mag; das zweyte die Länder zwischen dem Euphrates und Tigris, und längs demselben bis zu den Quellen hinauf, so daß darunter nicht nur das eigentliche Mesopotamien, sondern auch das nördlich demselben gelegene Armenien darunter begriffen wird; das dritte Syrien und die Halbinsel Arabien [1]). Die hier zu liefernde Uebersicht umfaßt blos die beyden ersten großen Ländergebiete, und beschäftigt sich weder mit Syrien noch mit Arabien; die Beyträge, welche sich zur Beschreibung dieser beyden Länder in zweyen der hier recensirten Werke finden (in Heude über Arabien, und in dem französischen Werke des ungenannten Verfassers, den wir mit C. [2]) bezeichnen wollen, über Syrien), mögen für eine künftige Uebersicht reisebeschreibender Werke über Syrien, Arabien und Aegypten aufbehalten werden, wo dieselben dann eben so ihre Stelle finden werden, wie hier die in der geographischen Uebersicht des persischen Reichs nicht benutzten Stellen der Marschrouten durch die asiatische Türkey.

Die politische Eintheilung dieser großen durch Flüsse, Gebirge und Wüsten von einander getrennten Ländergebiete geschieht nach Landschaften (Ejalet, von Il Stamm), welche von besonderen Statthaltern Wali regieret werden. Nach der Eintheilung der osmanischen Grundgesetze des Kanunname besteht die asiatische Türkey aus zwanzig Statthalterschaften, die aber nach ihrem Umfange sehr ungleich eingetheilt sind, indem z. B. Aegypten eine einzige Statthalterschaft, Syrien aber deren drey (Haleb, Damaskus, Tripolis) gibt. Die übrigen sechzehn (welche von den Verfassern der sechs vorliegenden Werke durchreiset und beschrieben worden sind: 1) Anatoli, 2) Siwas, 3) Karaman, 4) Trabesun, 4) Meraasch, 6) Itschil, 7) Tschekdir, 8) Erserum, 9) Karß, 10) Wan, 11) Schehrsor, 12) Moßul, 13) Diarbekr,

---

[1]) Auch die morgenländischen Geographen nennen die erste große Abtheilung Rum im weitesten Sinne, so daß nicht nur Anatoli (Asia Minor), sondern auch Siwas (ein Theil des Pontus) Karaman (Phrygien), Itschil (Cilicien), Trabesun (Kappadocien) und Meraasch (Melitene) darunter begriffen wird. Armenien nennen sie Ermen Syrien, Mesopotamien Al-dschesiret Scham und Arabien Dschesiretolarab. [2]) Herr Corancé wird als der Verfasser angegeben.

14) Rakka, 15) Bagdad, 16) Baßra [1]. Diese Landschaften sind hier von der Gränze des mittelländischen Meeres an, die persische von Westen gegen Osten fortschreitend, angegeben; in der folgenden Uebersicht aber schreiten wir in umgekehrter Ordnung von Osten gegen Westen vor, so daß wir aus der persischen Statthalterschaft von Chusistan, womit wir die geographische Uebersicht des persischen Reichs beschlossen haben, unmittelbar in die angränzenden Statthalterschaften des osmanischen Reichs, nämlich in die von Baßra und Bagdad übertreten, und dann unsern Weg gegen Westen bis an die große Naturgränze des mittelländischen Meeres verfolgen.

I. Baßra.

Die im Dschihannuma [2]) angegebenen zehn Sandschake dieser Statthalterschaft sind: 1) Baßra, 2) Abu Arna, 3) Rahmanije, 4) Sekije, 5) Koban, 6) Katif, 7) Korna, 8) Manßurije, 9) Ssalehije, 10) Kut; es fehlen aber zehn andere, indem nach dem Kanunname diese Statthalterschaft aus zwanzig Sandschak besteht. — Baßra die Hauptstadt, elend und schmutzig gebaut, gesunder Luft, die Pest abgerechnet, durch welche die Zahl der Einwohner auf 80,000 Seelen herabgesunken ist, meistens Araber, welche dem jeweiligen türkischen Motessellim, d. i. Verwalter der Statthalterschaft, genug zu schaffen geben; kaum gelingt es ihm, mittelst einer Leibwache von beyläufig tausend Mann die öffentliche Ordnung inner den Mauern der Stadt zu handhaben [3]). Die Stadt ward unter dem Chalifate Omar's erbaut, und erhielt den Ehrennamen Kubbetol-islam, d. i. die Kuppel des Islams. Zur höchsten Zeit ihres Flors zählte sie 7000 Moscheen und 8000 Kanäle, welche die fruchtbaren Ebnen längst des vereinten Tigris und Euphrats bewässerten. Eine Strecke von achtzehn Miglien lang, Obolla genannt, zeichnete sich so sehr durch Schönheit der Auen und Pflanzungen aus, daß dieselbe von jeher für eines der vier irdischen Paradiese der Morgenländer galt (die drey andern sind das Thal Guta bey Damask, das Thal Schaabi Bewan in Fars, und die Ebene von Sogd in Transoxana [4]).

---

[1]) Malte Brun hat diese Statthalterschaften in zwey sehr schätzbaren Tableaus (T. III. p. 93 und 94) nach den neuen und alten Benennungen, sowohl der Distrikte als der Hauptstädte zusammen gestellt, nur Tschildir fehlt. Itschil wird als eine Abtheilung von Cypern, das dazu gehörige Adana als eine besondere Statthalterschaft, und Baßra als eine mit Bagdad angegeben. [2]) *Heude* p. 48. [3]) Dschihannuma S. 456. [4]) Sonderbar genug erwähnt auch nicht ein abendländischer Reisender namentlich weder dieser Zaubergegend noch des Zauberthals von Schaab

Heude, welcher die Reise von Baßra bis Korna zu Wasser und von da bis nach Bagdad zu Pferd zurücklegte, erwähnt auf seinem Wege des Grabs, oder vielmehr der Höhle Mahadi's des zwölften Imams, und des Grabs Ali Ben Hosseins, des Enkels Ali's. Das erste ist nach dem Dschihannuma (S. 466) zu Sarmenrei oder Samara, und das zweyte ist das des Imams Ali En-naki [1]), des zehnten Imams, der hier sammt seinem Sohne Hassan Al-askeri (dem eilften Imame) begraben liegt.

Nehr Antar, d. i. der Fluß Antar's (des berühmten arabischen Ritters und Dichters) [2]), ist der gewöhnliche Sitz des Scheichs der Muntefik, eines der mächtigsten arabischen Stämme der Araber, welcher eben damals dem Pascha von Bagdad zu Hilfe eilte. Herr Heude erzählt sehr ausführlich die Veranlassung und den Ausbruch dieser politischen Unruhen, die sich mit dem Wechsel des Paschas von Bagdad und der Einsetzung eines neuen endigten. Die frühere Geschichte dieses Paschalik liefert er aus Niebuhr [3]).

Manßurije, eine nicht unbeträchtliche Stadt mit einer der von Korna untergeordneten Mauth [4]).

Abada (Abadan) [5]), ein Dorf am westlichen Ufer des Schatt [6]).

Korna, der Vereinigungspunkt des Tigris und Euphrats, ein festes Schloß, gerade gegenüber von Rahmanije [7]).

Kut, einer der Sitze der Muntefik, wo Heude einige Tage bey dem Scheiche derselben zubrachte [8]).

Schatra, eine nicht unbeträchtliche Stadt, sechzig englische

Bewan, wiewohl die erste unmittelbar am Flusse ober Baßra, und das zweyte am Fuße des Kalai Sefid liegt. Dieses besuchten die englischen Reisenden, Macdonald Kinneir, Monteith und der Honourable M. Gordon; jene Gegend weckte in Heude wenigstens paradiesische Erinnerungen, in dem eine der drey Kupferplatten seines Werks Korna in the garden of Eden betitelt ist.

[1]) Ali-En-naki, der zehnte Imam, ist nicht zu verwechseln mit Mohammed Et-taki dem zehnten, auch Price in seiner mohamedanischen Geschichte I. S. 375, nennt irrig beyde gleich Tukky. [2]) Der Araber in Jemen, Mißr und Dschesire, hat das Andenken dieses Volkshelden durch Ortsbenennungen geehrt, wie hier der Fluß Antars, findet sich in Arabien und in Aegypten der Stall Antars (Ißtabl Anter). [3]) Die Description du Pachalik de *Bagdad*, *Paris* 1809, scheint Hr. Heude nicht zu kennen. [4]) Heude, p. 58. [5]) Dschihannuma, S. 454. [6]) Heude, p. 59. [7]) Dschihannuma, S. 450. [8]) Heude, p. 66.

Meilen von Kut an der Gränze des, oder der Vereinigung des Tigris und Euphrats bebauten Landes [1]); von hier aus beginnt die Wüste, und es wird die Statthalterschaft von Basra nördlich hin vom Flusse Hai (Hye River) begränzt, welcher quer vom Tigris zum Euphrat läuft, und also ein von allen drey Seiten flußbegränztes Dreyeck abschneidet, welches noch zur Statthalterschaft von Basra gehört.

II. Bagdad.

Dasselbe gränzt östlich an Chusistan und Kurdistan, die persischen Provinzen, westlich an die Statthalterschaft Rakka und an die syrische Wüste, nördlich an die Statthalterschaft von Mosul und Schehrsor, südlich an die von Basra, von welcher dieselbe durch den Kanal Hai getrennt wird. Die größte Länge von Abadan bis Tekrit beträgt 125 Farsangen, die größte Breite von Holwan bis an die Wüste 80 Farsangen, der Flächeninhalt 10000 Farsangen, nach der schon unter dem Chalifen Omar vorgenommenen Messung. Derselbe besteuerte den Dscherib Landes (die Farsange hat 40000 Dscherib, der Dscherib 60 Ellen) mit 4 Drahmen vom Weitzenacker, 2 Drahmen vom Gerstenacker, 8 Drahmen vom Palmenhain (40 Dattelbäume auf ein Dscherib gerechnet), und 6 Drahmen von Fruchtgärten; die Kopfsteuer in drey Klassen zu 88, 24 und 12 Drahmen, die höchste, mittlere, niederste Klasse; die Zahl der Einwohner betrug eine halbe Million [2]).

---

[1]) Heude, p. 74. [2]) Die meisten Araber, deren vorzüglichste Stämme das Dschihannuma S. 458. nennt: Ali Jahja, Beni Haser, B. Muenis, B. Sewamil, B. Mahawire, B. Arnaat, B. Nureddin, B. Rebiat, B. Kuß, B. Messud, B. Hamdan, B. Abu Arif, B. Okail, B. Hekim, B. Senirat, B. Resid, B. Lewatis, B. Al Hawije, B. Medschir, B. Hasnin, B. Debab, B. Amire, B. Bedr. Der persische Erdbeschreiber verweiset in Betreff der ausführlichen Namenliste auf sein Werk Dschewlan ol-fikr, d. i. Tummelplatz der Gedanten, dessen Auffindung sehr wünschenswerth wäre. Kinneir (in seinem Memoir S. 309) nennt die Stämme Montefidge (die er aber in seiner Reise S. 498, selbst wieder Montefik schreibt). B. Chuld, B. Law, B. Haschem, B. Chosail, B. Biadsch, B. Dscheschm, B. Abu Hamid, B. Rebia, B. Schemer, B. Dufoy (?) B. Asa, B. Al-biat, B. Segarit, B. Aslam, B. Delem, B. Saba, B. Dscherbai, B. Obbeide, B. Tai; die letzten sind die berühmtesten in der arabischen Geschichte, weil Hatem, der freygebigste aller Araber, aus ihnen entsprossen war; heute sind die Muntefik die mächtigsten, nach ihnen die B. Lam, Kaab und Obeide. Otter (II. 189) nennt

Sultan Murad IV. theilte das Land nach der Eroberung Bagdads in achtzehn Sandschake ein, nämlich: 1) Bagdad, 2) Dschewaser, 3) Wassith, 4) Semawat, 5) Rumahije, 6) Hille, 7) Aana, 8) Tekrit, 9) Sengabad, 10) Derteng, 11) Derne, 12) Dschengume, 13) Dihbala, 14) Kilan, 15) Kerend, 16) Karatagh, 17) Denmir Kapu, 18) Karatia; im Dschihannuma sind noch die Sandschaken Bejat und Kaßr Schirin genannt, und manchmal wird (aber unrichtig) auch die kurdische Festung Amadia sammt dem Distrikte Sachu dazu gerechnet, welche aber beyde ober Moßul liegen, und zu dieser Statthalterschaft gehören.

Von den oben genannten 18 Sandschaken liegen die ersten acht zwischen dem Tigris und Euphrat, und also im eigentlichen Mesopotamien, wovon das Paschalik von Bagdad die untere Hälfte ausmacht, die andern zehn aber auf dem östlichen Ufer des Tigris zwischen demselben und zwischen den persischen Landschaften Loristan und Curdistan.

Gebirge. Diese Statthalterschaft wird in verschiedenen Richtungen von einer einzigen Kette niederer Hügel, welche den Namen Dschebeli Hamr oder Hamrun, d. i. der rothe Berg oder das rothe Gebirg, tragen, und deren Richtung das Dschihannuma sehr genau angibt. Sie kommen von Arabien, werden bey Dschemassa vom Euphrat durchschnitten, laufen durch die Wüste der Dschesirei B. Omer (welche zwischen den Statthalterschaften Bagdad und Moßul liegt), auf den Tigris bey Altbagdad zu, laufen auf dem anderen Ufer gegen den Diala, von dem sie bey Kisil Robath durchschnitten werden, wie weiter unten vom Flusse bey Dissul (dem Eulaus), und laufen dann gegen den persischen Meerbusen aus. Man findet in denselben Nafta und schwarze Mumia [1]).

nebst dem Muntefik, Kaab und Lam, noch die B. Malek, B. Mudan, B. Chuld. Die Beschreibung des Pachalik *de Bagdad* (S. 113) nennt die B. Nedschd, B. Dschohaim, B. Gesis, B. Saide, B. Schamar, B. Chozail, B. Djeschib, B. Sefir, B. Humeid, B. Behredsch, B. Selam, B. Delem, B. Begarra, B. Adwan u. s. w., so daß in diesen drey verschiedenen Listen kaum drey Stämme in ihren Namen als dieselben erscheinen.

1) Dschihannuma S. 469, auf Rennels Karten des Rückzugs der Zehntausend ist die Richtung dieser Kette nach obiger Angabe gezeichnet, auf Kinneir's Karte fehlt dieselbe ganz, es müßte nur der Berg Kerrin gemeint seyn, den er an das westliche Ufer des Tigris bey Tekrit setzt, ohne denselben aber (wie bey Niebuhr Tab. XLV.) auf der anderen Seite des Flusses wieder fortlaufen zu lassen.

Flüsse. Der von den kurdischen Gebirgen auf dem östlichen Ufer des Tigris in denselben fallenden Flüsse, als des Karun (Eulaus oder Choaspes), Karaßu oder Kerah (Gyndes), Diala (Delos), ist bereits in der Uebersicht der Geographie Persiens gedacht worden, der westlich vom Euphrat abgeleiteten Kanäle soll hernach erwähnt, und hier zuerst blos von den vorzüglichsten der Binnenflüsse gehandelt werden, welche als Kanäle den Tigris mit dem Euphrat vereinen. Diese sind: der Hajfluß (Hye River), bey Niebuhr, Schattal Hamra, von Kut al-Hamra nach Schaghschagh laufend, macht zwischen dem Tigris und Euphrat die Gränze der Statthalterschaften Bagdad und Baßra [1]).

Nehr Melek oder Nehr Malk, d. i. der Königsfluß [2]) der ehemals von Seleucia nach dem Euphrat lief, und von dem Mannert zweifelt, ob heute noch eine Spur vorhanden sey [3]), ist laut dem von Rennel angeführten Zeugnisse des englischen Botschafters Sir Harford Jones und Andern, noch heute nach seinem Rinnsal deutlich erkennbar [4]).

Nehr Issa, d. i. der Jesusfluß, trennt sich vom Euphrates zu Feludscha (das Cunaxa Xenophons) und vereint sich mit dem Tigris zu Akarkuf unter Altbagdad, [5]) nach der Karte Kinneir's aber von Hit nach Deli Abbas am Tigris. Den Namen hat derselbe laut Ewlia vom Sultan Issa Ibn, Ali Ibn, Abdullah Abbas [6]). M. Kinneir verwirrt augenscheinlich den nördlichen Kanal Nehr Isshaki mit dem südlichen Nehr Issa, indem er jenen Issa nennt, und diesen ganz ausläßt.

---

[1]) Heude 81 und Kinneir 501, nach diesem behält der Kanal den Namen Hai bis er sich in zwey Arme trennt, deren einer Amu, der andere Aham Dschehirat (?) heißt, die sich dann im Distrikte Ghoroff (?) vereinen, und den Namen Sabil führen dann sich aber wieder in mehrere Kanäle vertheilen, deren umbüschte Ufer von Löwen bewohnt sind. Am Ufer des Amu sah Dr. Colquhoon die Ruinen einer großen Stadt, die er für die von Wassit hielt. [2]) Rennel, p. 78. 80. 102. [3]) Mannerts Geographie, V. B. S. 345. [4]) Rennel, S. 78. [5]) Rennel, S. 78. 80. [6]) Ewlia Reisebeschreibung, IV. B. unter dem Titel:

نهر شطدن دجله يه مخلوط اولان انهارلري بيان ايدر

d. i Erklärung der Flüsse, die sich vom Euphrat in dem Tigris mischen.

Hiemit stimmt Rennels Angabe überein, der den Nehr Issa vom Euphrat nach dem Tiger gehen läßt, während nach Kinneir der Hai vom Tigris nach dem Euphrat geht; nach Heude scheint das Gegentheil aus den Worten at the juncton of the *Hye* with the *Tigris*.

Nach diesen das Binnenland vom Tigris zum Euphrat durschschneidenden Kanälen, folgen die vom Tigris abgeleiteten und in denselben wieder zurückgeleiteten, welche Katul oder Kutail oder auch Didscheil, d. i. der kleine Tigris, genennt werden; dieselben brechen bey Sermenrai (Samara) vom Tigris aus, und bewässern den gleichnamigen Distrikt, worauf sie wieder in den Tigris zurückkehren. Der wahre Lauf und die Richtung dieser Kanäle, so wie die der folgenden neun, von keinem europäischen Reisenden erwähnten, bleibt künftigen zu bestimmen übrig.

1) Der obere Kanal Fokani, auch Nehr Merre, der in den Deir fällt. 2) Der Deir bewässert die Umgegend des Grabmals von Abu Hanife; der Abstand zwischen dem Nehr Merre und Nehr Deir beträgt drey Meilen. 3) Der Nehr Schabak verliert sich eine Tagreise unter dem Nehr Deir im Sande. 4) Der Moakall trennt sich in der Nähe des Schabak vom Schatt, bewässert die Gegend von Baßra und vereinigt sich bey Mina mit dem 5) Nehr Obolla, welche vereinigt unter Baßra Nehr Ssafar heißen; der vom Obolla bewässerte Distrikt ist das Eden Mesopotamiens. 6) Nehr Jehud trennt sich 5 Farsangen unterhalb des Obolla vom Schatt. 7) Nehr Abul-Chatis; der Abstand zwischen diesem und dem vorigen beträgt 2 Farsangen. 8) Nehr Emir, vom vorhergehenden nur eine Farsange entfernt. 9) Nehr Mendil [1]).

Noch sind die auf dem westlichen Ufer des Euphrats abgeleiteten zwey Kanäle zu erwähnen, welche schon bey den Alten vorkommen und noch heute bestehen. Der eine der *Μααρσαρης*, der andre der *Παλλακοπας*, oder wie dieselben richtiger geschrieben werden, der *Νααρσαρης* und *Παλλακοπτας*. Der erste läuft

[1]) Künftigen Reisenden bleiben die Widersprüche der Karten Rennel's und Kinneirs zu berichtigen, und zu bestimmen: ob alle Kanäle vom Tigris in den Euphrat fließen, oder ob der Nehr Issa wirklich vom Euphrat in den Tigris fließe, und von wo? ob von Hit (wie die Karte Kinneirs anzeigt)? ob von Antar (wie es auf der Karte Rennels angegeben ist)? Weiters ob der Hut, der nach Kinneirs journey (S. 502) zwischen Kut und Korna in den Schatt einfließt, derselbe mit dem Mendel, und mit welchem Flusse Chusistans derselbe in Verbindung sey, wenn ja eine solche Verbindung Statt haben sollte, oder ob derselbe vielleicht ein bloßer Arm des Kerek oder Gyndes sey: endlich der Lauf und die Richtung der von Emlia angegebenen neun Flüsse oder Kanäle, deren die meisten das Land um Baßra bewässern sollen, und deren auch nicht einer auf der Niebuhrschen Karte (Tab. XL.) angegeben ist.

(S. Niebuhrs Tafel XL.) parallel mit dem Euphrat von Helle, wo er ausströmt, auf die Meeresbucht Korei Abdullah zu. M. Kinneir ist (mit Vincent) in den Irrthum gefallen, denselben mit dem Pallacotas zu verwechseln, und was er in seinem Memoir von diesem sagt, ist von jenem zu verstehen. Mannert gibt die Richtung derselben so deutlich an, daß kein Zweifel übrig bleiben kann, der vor beyläufig zwanzig Jahren auf Kosten des Nabobs von Aud gereinigte Kanal, der gerade von dem Euphrat auf den See Bahr Nedschef zu läuft, sey zwar der *Παλλακοττας*, der trockene Rinnsal aber, welcher bis an die Meeresbucht Korei Abdollah verfolgt werden kann, der *Νααρσαρης* [2]).

Oerter: Um dieselben natürlich zusammen zu ordnen, beginnen wir mit dem unmittelbar an die Statthalterschaft Baßra gränzenden zwischen den beyden Flüssen liegenden Sandschake (Dschiwaser und Wassit), durchgehen dann die auf dem westlichen Ufer des Euphrats unerhalb Bagdad gelegenen (Semawat, Rumahije, Helle), hierauf Bagdad, den Mittelpunkt der ganzen Statthalterschaft, sammt ihren Umgebungen; dann die westlich derselben gelegenen (Aana und Tekrit), und endlich die zehn östlich zwischen dem Tigris und dem persischen Gebirge gelegenen. Die meisten dieser Oerter, sind wie von unseren Reisenden, schon von vorhergehenden beschrieben worden, und Kinneir, Heude, Dupré sind meistens in die Fußstapfen von Tavernier, Thevenot, Pocoke, Niebuhr, Otter, Ives, Olivier, Sestini und des Verfassers der Beschreibung des Pachalik *de Bagdad* getreten, so daß es vorzüglicher

[1]) Das Wort Νααρσαρης findet sich noch heute eben so rein im Arabischen als das Νααρμαλαχης, das erste als نهرسارية Nehr sarijet, das zweyte Nehr melik نهرملك (S. Dschihannuma S. 461) Παλλακόττας steht bey Appian, nach Mannerts (V. II. S. 347.) Vermuthung, als Schreibfehler, aber umgekehrt ist jene Schreibweise gefehlt und die mit zwey ττ statt π die wahre; Katul in der قاطول einfachen Zahl und Kutali in der vielfachen (statt Kawatil) ist bey Ewlia der Namen dieses vom Euphrat gegen Meschhed geleiteten Flusses, so daß Κοττας gerade so viel als das englische Cutt, einen Dammeinschnitt oder Kanal bedeutet; auch finden sich noch heute zwey Kut, das eine am Euphrat ober Korna, das andere am Tigris, beym Ausbruche des Haikanales, jenes Kut ol Moamer, dieses Kut-ol-hamre genannt; also Νααρσαρης und nicht Μααρσαρης, Παλλακοττας und nicht Παλλακοπας ist die richtige Leseart.

seyn wird, hier mit Hinweisung auf die bekannten Quellen occidentalischer Reisenden, aus den unbekannten des Dschihannuma und Ewlia zu schöpfen.

Semawat [1]) im Wadios-soma, d. i. im himmlischen Thale, die schönste Ebne, der Sitz der Beni Kelb [2]).

Wassit, ehemals eine der sieben großen Städte Iraks; dieselben waren Medain, Holwan, Nehrwan, Kadessia, Rumie, Hira, Babel und Wassit, und alle sieben liegen heute in Ruinen; die dieser vom tyranischen Statthalter Hedschadsch erbauten in gleicher Entfernung bey 50 Farsangen von Bagdad, Kufa und Ahwas, d. i. im Mittelpunkte seiner Statthalterschaft gelegenen Stadt [3]) sind heute an dem Arme Amu des Haikanals zu sehen [4]); die großen mit Sümpfen durchzogenen Ebenen des zwischen den beyden Flüssen reich bewässerten Landes heißen Bataih Wassit, so wie die um Kufa Bataih Kufa, in den ersten wohnen Chaldäer, die Bekenner des Propheten Seth, und Sabier oder Joanneschristen, welche ungeachtet des bekannten Unterschieds, den man heute zwischen Sabiern und Sabaern macht, dennoch von diesen herzuleiten seyn dürften, weil der Morgenländer zwischen beyden keinen Unterschied annimmt [5]).

Dscherdscheria auf der Westseite des Tigris zwischen Wassith und Bagdad [6]). Fummoß-ßulh, d. i. Friedensmund, berühmt durch die prächtigste der unter den Abbassiden gefeyerten Hochzeiten, nämlich durch die Mamuns mit der Tochter seines Vesirs Hassan Ben Sehl [7]). Dschiwaser, nicht weit vom Einfluß des Tigris in den Euphrat, auf der Seite des Tigris. Rumahije von einigen Reisenden Rehmanije der Sitz eines Sandschakes, nicht zu verwechseln mit Rumie, der bey Medain erbauten alten Stadt.

Helle, längst bekannt durch die in der Nähe gelegenen Ruinen Babylons, dessen Lage jüngst einsichtsvolle Reisende durch Ansicht an Ort und Stelle untersuchet, und Geographen und Alterthumsforscher durch gelehrte Untersuchungen genau auszumitteln sich bemühet haben, ohne daß wir hievon das endliche Resultat darzustellen im Stande sind, da uns wohl die Memoirs der Herren Rich und Rennel, aber noch nicht die von Locket und Maurice zu Gesicht gekommen sind [8]). Südlich von Helle

---

1) Bey Niebuhr Semawa; Otter II. 502. Semavat. Description *de Bagdad* p. 69. 2) Dschihannuma 465. 3) Ebendasselbe 463. 4) Kinneir's journey p. 501. 5) Dschihannuma S. 465. 6) Dschihannuma 463. 7) Ebendasselbe. 8) Rich und Locket haben aus Selbstansicht, Rennel und

sind die Ruinen von Kufa und Meschhedi Ali die Grabstätte Alis, und nördlich das berühmte Schlachtfeld von Kerbela zugleich die Grabstätte Husseins Meschhedi Hussein; zwischen beyden der zu den Ruinen von Babylon gehörige Thurm Nimrods, wohin die Sage den Brunnen verlegt, in welchem Harut und Marut, die wegen Anahid gefallenen Engel, bis zum jüngsten Gerichte an den Füßen aufgehangen sind, und die Menschen Zauberey lehren. Zwischen demselben und Kufa ist das Grab Ezechiels; dasselbe verdient die Aufmerksamkeit literarischer Reisender durch eine schöne von den Königen der Familie Sefi hier angelegte Bibliothek. Alles dieses findet sich schon auf Niebuhrs Karte; aber von künftigen Reisenden sind noch aufzusuchen die Ruinen oder die Stätte der Ruinen der alten Städte Hira, des Pallastes Chawernak [1]), jene der Residenz der christlichen arabischen Könige aus der Familie Munser, eine Farsange von Kufa, dieser berühmt durch den Undank, womit der König den Baumeister Senamar nach Vollendung des Kunstwerks vom Giebel desselben herunter stürzen ließ. Woher denn die Geschichte Chawernaks im ganzen Morgenlande viel besungen, auch bis nach Deutschland als Schabernak vorgedrungen ist [2]).

Zwischen Semawat und Rumahije liegt Lemlem, berühmt als Schlachtfeld in den ersten Zeiten des Islams, daher die vielen Gräber islamitischer Helden um dasselbe [3]).

Diwanije gegenüber von Rumahije, auf der anderen (östlichen) Seite des Tigris, heißt eigentlich Dewani, von dem Erbauer, dem Chalifen Manßur Ed-dewaniki, d. i. der Pfenigknicker [4]). Als Wallfahrtsörter sind auf dieser Seite des Tigris zwischen Korna und Helle noch besuchenswerth: das Grab des Esdras auf dem rechten Ufer des Tigris [5]) und die Stätte Chisers [6]), des Hüters des Quelles der Jugend, die

Maurice aus ihrem Kabinett gesprochen; Heude, der wohl an Ort und Stelle gewesen, aber Nichts gesehen, erlaubt sich, wie nicht anders als ehrlich, gar kein Urtheil.

1) Dschihannuma S. 464. 2) Vaters Sprachstrahlen. 3) Lemlem ist bey Ives Lembloon, in der Description *de Bagdad* Remnoum geschrieben; wenn dieß zu unseren Tagen und durch die Presse geschieht, so darf wohl Niemanden der Fehler der Abschreiber, die Naxo in Maxo und ein τ τ in π verwandelten, Wunder nehmen. 4) Dschihannuma S. 464. Siehe Ives, Niebuhr, Otter, Description *de Bagdad* II. 60, wo dasselbe als eines mit Hafka aufgeführt, von Sestini aber (Viaggio di ritorno p. 29) mit Recht deutlich unterschieden wird. 5) Sestini 216. Ives. 6) Otter II. 206, Sestini V. di ritorno 31.

im Koran dem Moses belehrend aufgeführt wird. Der anderen Wallfahrtsörter, nämlich der Grabstätte des zehnten und eilften Imams, und der Höhle des zwölften zu Sermenrai, ist schon oben erwähnt worden. Zu Kufa zeigt man die Stelle, wo die Sündflut aus einem Feuerherde hervorbrach, und das Grab Adams. Der See von Nedschef soll (wie der von Sawa) in der Geburtsnacht des Propheten ausgetrocknet [1]), und der Sumpf von Bataih (auch Hai genannt) während der ersten großen Schlacht zwischen den Arabern und Persern (vielleicht durch Einbruch von Dämmen?) entstanden seyn [2]). So ist ganz Mesopotamien ein heiliges Land der islamitischen Sage, in welchem der Pilger die Stätten der ältesten Propheten (Adam, Noe, Ezechiel, Esdras) und der größten Imame des Islams (Ali, Hussein, Askeri, Naki, Mehdi), die Ruinen der berühmtesten Städte (Babylon und Thermodon, später Hira und Kufa), und der herrlichsten Palläste Sedir und Chawrnak, Dewani und Agarkuf [3]) (erbaut von Monser, Naaman, Manßur und Keikawus), die Schädelstätten der Martyrer von Lemlem [4]) und Dschemdscheme mesari [5]), von Kerbela und Kadesie mit Ehrfurcht und Bewunderung aufsucht.

Nicht minder drängen sich die Gegenstände religiöser Wallfahrt und historisch merkwürdiger Stätten in der Stadt Bagdad und um dieselbe zusammen. Der Plan und die Beschreibung dieser Stadt findet sich bey Niebuhr [6]), und nach ihm bey Olivier [7]), früher bey Ives [8]), Otter [9]), Tavernier [10]), Sestini [11]) und in der Description du Pachalik [12]), bey Heude [13]) aber von allem dem kein Wort, sondern blos die ältere Geschichte des Paschalik von Niebuhr, und die der neuesten Unruhen und Veränderung des Pascha im Jahre 1814, wovon er Augenzeuge gewesen. Den Auszug derselben, oder die älteren Beschreibungen hier zu liefern, liegt beydes außer dem Gesichtskreise dieser Anzeige, und wir beschränken uns auf einige Bemerkungen und Ergänzung der Merkwürdigkeitenliste aus dem Dschihannuma. Niebuhrs Plan (Pl. XLIV) liefert blos den auf der Ostseite gelegenen Theil der Stadt; nach Kinneir aber [14]) befindet sich der größere Theil der Stadt auf dem östli-

---

1) Niebuhr II. p. 289. 2) Dschihannuma S. 466. 3) Otter II. p. 213, Dschihannuma 461. 4) *Sestini* V. di ritorno 24. 5) Dschihannuma S. 416. 6) Niebuhr II. 239. 7) Olivier IV. p. 308. 8) Ives II. 3 Cap. 9) Otter II. 220. 10) Tavernier. 11) *Sestini* Viaggio a *Bassra* p. 191, di ritorno p. 31. 12) p. 3 il medesimo. 13) Heude p. 138. 14) Geographical memoir p. 252.

chen Ufer, und der Umfang der Mauern, welche beyde Ufer des Flusses einschließen, ist fünf Stunden, sechs Thore, drey an jeder Seite des Wassers, siebzehn große Thürme, hundert kleine auf der Ostseite und dreyzehn auf der Westseite; das Talismanthor, wodurch S. Murad erobernd einzog; das Grabmal der Frau Sobeide, der Gemahlin Harun Raschids, und die Akademie Mostanßerije (heute in die Hauptmauth verwandelt), sind nebst dem Grabmale des Scheich Abdol-Kadir Gilani die merkwürdigsten Gebäude; vom Pallaste der Chalifen ist keine Spur übrig. Drey englische Meilen nördlich von Bagdad ist die Vorstadt Kasimein; die zwey Kasim, d. i. Zornbezwingenden, nämlich der siebente Imam Mussa Alkasim (nicht Kadem wie bey Niebuhr und Olivier), und sein Enkel Mohammed (der neunte Imam) sind hier begraben; gegenüber der Stadt ist die Grabstätte Imam Abuhanife's, dessen Lehren die Osmanen folgen.

Außer den genannten Imamen ruhen noch zu Bagdad der Imame Hanbali (wie Abu Hanife einer der Stifter der vier orthodoxen Sekten [1]). Der Scheich Dschoneid von Bagdad, der Scheich Schobli und Hossein Manßur der Wollenkrämpler, alle als Lehrer der Sofis berühmt. Einige der Abbassidischen Chalifen (von denen aber auch nicht einer in der Stadt selbst gestorben seyn soll) sind in der nordwestlichen Vorstadt (Rußafa), dort wo der Imam Abu Hanife ruht, begraben. Der Imam Ebi Jussuf (aus den Geschichten Harun Raschids bekannt) ist auf der Westseite des Tigris, gegenüber dem Grabmale Mussa Kasim's, begraben. Die Grabmäler so vieler frommer und heiliger Männer haben der Stadt den Beynamen Burdschol-ewlia, d. i. Bollwerk der Heiligen, verdient, sie heißt aber auch Darol-chilafet, d. i. das Haus des Chalifenthums, und Daros-selam, d. i. das Haus des Heiles, als die östliche Gränzfestung des osmanischen Reichs, im Gegensatz mit der westlichsten, nämlich Belgrad, welches Darol-dschihad, d. i. das Haus des heiligen Kriegs, heißt [2]). Bagdad wird von seinen Umgebungen mit den trefflichsten Lebensmitteln versehen, als mit Datteln von Baßra, mit Zuckerrohr aus den Sümpfen (Bataih) von Kufa, mit Reis aus denen von Wassith, mit Granatäpfeln von Schehr-

[1]) Siehe Mouradja d'*Ohsson's* tableau de l'empire Ottoman.

[2]) Mit ähnlichen Ehrennamen heißt auch Schiras Darol Jlm, d. i. das Haus der Wissenschaft, Darol-muminin, d. i. das Haus der Gläubigen, die Stadt Kum Darol ewlia, d. i. das Haus der Heiligen u. s. w.

ban, mit den herrlichsten Orangen und Limonien aus den um die Stadt liegenden Gärten. Auf der westlichen Seite des Tigris ist das feste Schloß Kuschlar Kalaassi, und der Kanal des Tigris, Dudscheil genannt, welchen Murtesapascha reinigte, der aber seitdem wieder größtentheils verschwemmt ist [1]).

Südlich von Bagdad sind auf der östlichen Seite des Flusses die berühmten Ruinen des Tak-Kesra, d. i. des Pallastes der Chosroen, nach Einigen von Chosroes Nuschirwan, dem Gerechtesten, nach anderen von Chosroes Parwis, dem Prächtigsten der Chosroen, erbaut. Die Zeichnung davon findet sich sowohl bey Ives [2]) als Sestini [3]); aber ganz neu ist die von Heude [4]) gemachte Entdeckung eines sieben Schuh langen Blockes von schwarzem Marmor, welche den Rumpf, einer kolossalen Statue mit über die Brust kreuzweis zusammen gelegten Händen vorstellt. In der Entfernung einer Drittel englischen Meile vom Taki Kesra ist das Grabmal Selman's (nicht Suleiman's, wie bey Heude und anderen) des Persers, des Bartscherers des Propheten, nach welchem auch einer der berühmtesten lyrischen Dichter der Perser, ein Nebenbuhler von Hafis, geheißen wird. Der Rinnsal des Nahar Melek (Νααρμαλαχης) ist die Gränzlinie des Weihbildes von Bagdad gegen Süden; an demselben liegen: Sarsar, das untere, mit dem gleichnamigen oberen am Issa kanale nicht zu verwechseln; es liegt auf der rechten Seite des Wegs, den die Pilgerkaravane von Bagdad auszieht, drey Farsangen von Bagdad und zwey von Nehr Melek entfernt. So heißt nicht nur der alte Kanal, sondern auch das sonst Sakara genannte Dorf, bey dem das Dschihannuma Ruinen angibt [5]); der Ruinen von Akarkuf ist schon oben im Vorbeygehen gedacht worden [6]), die Einwohner von Bagdad heißen dieselben heute den Thurm Nimrod's, die ältere Sage schreibt die Erbauung dieser Steinmasse, welche Olivier für eine Sternwarte hält, dem alten persischen Könige Keikawus zu; des in der Nähe gelegenen Dorfes Kuthi erwähnt von allen Reisenden der einzige Otter [7]), und dieser vielleicht nicht aus Selbstansicht, sondern nach dem Dschihannuma, welches diesen Ort als den wo Abraham geboren ward und

---

[1]) Dschihannuma S. 460 und Ewlia's (der bey Murtesapascha im Dienste stand) Reisebeschreibung. [2]) Ives II. 3 Kap. [3]) Viaggio a *Bassra* p. 207. [4]) Heude p. 110. [5]) Dschihannuma S. 461. [6]) S. Olivier IV. p. 397. [7]) Otter II. Kinneir p. 211.

Nimrod zu Grunde ging, auszeichnet [1]). Deßhalb verdient derselbe auch die Nachfrage künftiger Reisenden.

Kaussan, zwey Farsangen von Bagdad, eine kleine Stadt [2]). Mohawil, zwey Farsangen von Bagdad, westlich von Bagdad am Ufer des Jssakanales, wo sich noch Ruinen eines vom Chalifen Moteaßem erbauten Lustpallastes finden sollen [3]). Deir Aakul in der Nähe von Bagdad, zehn Farsangen von Medain oder Tak Kesra [4]). Sabat in der Nähe dieser Ruinen, in deren Nähe auch die der von Nuschirwan nach dem Muster von Antiochia erbauten Stadt Rumije zu sehen sind [5]); die äußerste Gränze des Weihbildes von Bagdad gegen Norden ist Alt-Bagdad oder Karcha, gerade gegenüber von Tekrit, dem Hauptorte des gleichnamigen weiter unten vorkommenden Sandschaks [6]). Unter Alt-Bagdad sind auf beyden Seiten des Flusses die beyden Oerter Aaschik und Maaschuk, d. i. die Liebende und Geliebte, wo die Sage eine der Geschichte Hero's und Leanders ähnliche erzählt. So verpflanzten die Bewohner des Mittellandes zwischen dem mittelländischen Meere und Persien die griechische Sage Hero's und Leanders von den Ufern des Hellesponts an die des Tigris, und die persische Sage Schirin's und Ferhad's von dem Felsen Bissutun's nach dem Schloßberge von Amassia. Unter Aaschik und Maaschuk sind die Ruinen von Samara oder Sermen Rai vom Chalifen Moteaßem auf dem östlichen Ufer des Tigris für seine Mameluken erbaut. Der Chalife Wasik fügte die Stadt Harunije, und der Chalife Motewekel die Stadt Dschaaferije hinzu, so daß der ganze Umfang sieben Farsangen betrug [7]). Man zeigt hier den Brunnen, aus dem Mehdi, der zwölfte Jmam, vor dem jüngsten Gerichte wieder erscheinen soll; auch ruhen hier der zehnte und eilfte Jmam Hassan Al-Askeri und Ali en-Naki; so daß von den zwölf Jmamen acht oder neun in und um Bagdad ruhen, einer zu Meschhed in Chorassan, die zwey oder drey anderen aber zu Medina begraben liegen [8]).

Die Oerter der Statthalterschaft Bagdad, welche auf dem östlichen Ufer desselben zwischen dem Flusse und dem persischen

---

1) Dschihannuma S. 461. 2) Ebend. 3) Ebenda. 4) Ebend. 462. 5) Ebend. 6) Ebend. S. 466. 7) Ebend. 8) Nach Jves II. 15, in der deutschen Uebersetzung ist der vierte Jmam Seinol Abidin, zu Ali Jbn Hossein unter Korna begraben, nach Niebuhr II. S. sind der vierte, fünfte und sechste zu Medina begraben, damit stimmt auch die Angabe von Price überein, in dem Chronological retrospect or memoirs of the principal events of Mohammedan History. *London* 1811. I. p. 372.

Gebirge liegen, lassen sich am besten nach den verschiedenen Strassen ordnen, welche von Bagdad aus nördlich, nordöstlich und östlich führen, und welche von der Mehrzahl der hier recensirten Reisebeschreiber betreten worden sind. Auf der nördlichen Straße von Bagdad nach Arbil (Arbela).

Deli Abbas Kupri, d. i. die Brücke des närrischen Abbas, von zwey Bogen 34° 10′ N. Br [1]). Sieben Stunden weiter eine Brücke von sechs Bogen über den Fluß Schatol-Narin [2]), über dessen Quelle, Lauf und Mündung noch weiter nichts bekannt ist. Karadepe, d. i. Schwarzhügel ein kleines Dorf, an dem Kifri; der hier übersetzte Fluß heißt ebenfalls Narin [3]), und ist also vielleicht derselbe mit dem obigen, wiewohl dieß nach Kinneir's Karte keineswegs erscheint. Das wegen seiner Güte berühmte Wasser [4]) ist lehmig, und wird erst durch Alaun gereinigt [5]). Zu Kifri theilt sich die Straße, gerade fort lauft sie über Tus-churma [6]) Salzdattel und Dakuk [7]), wo Naftabrunnen sind, auf Kerkuk und Arbil, rechts aber durch das eigentliche Kurdistan auf Suleimanije oder Schehrsor, die Hauptstadt desselben zu. Diesen von anderen Reisenden bisher nicht beschriebenen Weg nahm Heude, und füllte dadurch einen leeren Raum der Karte aus, that unknown tract ot the N. E. of *Kefri*, which is generally left a blank in all the maps for want of *authentic* materials to fill it up [8]). Wir werden darauf bey der Statthalterschaft Schehrsor zurückkommen. Tus-churma ist die Gränze der Statthalterschaft von Bagdad auf dieser Seite.

Die von Bagdad östlich nach der persischen Gränze und Kermanschahan führende Straße hat von unsern vorliegenden Reisebeschreibern keiner, wohl aber Dupré, der Beschreiber der persischen Reise, zurückgelegt, und die Hauptorte derselben auch Kinneir in seinem geographischen Memoir angegeben. Nachdem man den Diala (den Delas) durchwatet, ist der erste Ort Bakuba [9]), verderbt statt Kubabab, weil den Ort die persische Prinzessin Kuba, Tochter eines Chosroes erbaute; die umliegende Gegend schönes Gartenland, besonders Orangenhaine. Hier theilt sich die Straße dreyfach, die erste zur rechten gerade in östlicher Richtung auf Kermanschahan, die zweyte links von derselben nach Kaßr Schirin, und mittelst dieses Umwegs

[1]) Ives (übersetzt von Dohm) II. S. 147. Otter II. 227. Heude 191. [2]) Heude 192. Ives II. 148. [3]) Ives II. 151. [4]) Otter II. 232. [5]) Ives II. 150. Heude 193. [6]) Otter II. 233. Ives II. 153. Dschihannuma S. 466. [7]) Dschihannuma ebend. [8]) Heude 193. [9]) Olivier V. 4. Dupré I, 220. Dschihannuma S. 462.

ebenfalls auf Kermanschahan, die dritte links von dieser längs des Laufs des Diala in das kurdistanische Gebirge. Der erste Weg, der über die kleine Stadt Mendelli [1]) führt, in deren Nähe eine Naftaquelle, ist zwar der kürzeste, von Karawanen aber wegen Unsicherheit fast gar nicht betreten; hier wurden die englischen Offiziere Grant und Fotheringham, aus dem Gefolge des Generals Malcolm, von Kelb Alichan, dem Häuptling des räuberischen Stammes der Filli in der Gegend von Chorrem Abad in Loristan unmenschlich gemordet [2]). Die Gränzstadt des türkischen Gebiets auf dieser Seite ist Bedri, dreyzehn Stunden von Mendelli. Die Gegend herum sumpficht mit vielen Teichen; die gewöhnliche Karawanenstraße von Bagdad nach Kermanschahan führt von Bakuba über den Fluß von Harunija (bey Kinneir Harooma bey Dupré Airoumé [3]), welcher auf dem Wege nach Mendelli liegt. Dann Schehrban (das alte Apollonia) bey Olivier Cheraaban bey Kinneir Shehraan, auf der Ostseite des Diala, von dem ein Kanal durch den Ort geht, berühmt durch herrliche Orangen, Feigen und besonders Granaten [4]).

Kisil Robath oder Kisilabad, eine Wegmauth [5]).

Chanekin (bey Kinneir Khanakee, bey Olivier Kharnaki), nach dem Dschihannuma gerade zwischen Kaßr Schirin und Holwan [6]).

Kaßr Schirin, von grünlichen Kalkgebirgen umgeben, mit Reiß, Pflanzungen und Ruinen, deren Olivier [7]) und Dupré [8]) nur in Vorbeygehen, desto umständlicher aber M. Kinneir [9]) und die morgenländischen Geographen erwähnen. Es sind die Ruinen des berühmten, von Chosru Parwis für die schöne und geliebte Schirin erbauten Pallastes (das alte Artemita), das Mannert irrig zu Schehrban sieht, da doch der bey Isidorus erhaltene Namen Χαλασαρ augenscheinlich kein anderer als Al-Kaßar ist, nämlich Kaßrol-Schirin, wornach auch das vorbeyströmende Flüßchen noch heute Kaßrsuji heißt, und in den Diala fällt, der beym Isidor Σιλλα heißt [10]). M. Kinneir ist der Meinung [11]), daß Destagerd, Kaßr Schirin und das Hallowla (soll Dschelula heißen)

---

1) *Kinneirs* Memoirs p. 302. 2) Ebend. 3) Dypré I. 222. 4) Olivier V. p. 6. Dschihannuma S. 463. Kinneir 302. 5) Olivier V. 7. Dupré I. 222. 6) Olivier V. 7. 7) *Kinneir's* Memoir 306. Dschihannuma 462. 8) Olivier V. 8. 9) Dupre I. 224. 10) νυν μεν τη η πολις (Αρτεμιτα) καλειται Καλασαρ. Isid. Charac. stat. parthicae. 11) *M. Kinneir's* Geog. Memoir p. 303, journey p. 499.

der morgenländischen Geographen eines und dasselbe sey, worin wir ihm aber keineswegs beypflichten können, weil die morgenländischen Geographen alle drey genau von einander unterscheiden. Zuerst ist Dschelula der Sitz eines besondern Sandschaks, so wie Kaßr Schirin [1]); dann sagt das Dschihannuma ausdrücklich: »Kaßr Schirin war von Chosru Parwis für seine geliebte Schirin erbaut; ein großes Schloß tausend Schritte im Umfang; westlich davon erbaute Chosru ein anderes Schloß für seine eigene Residenz, und ein großes hohes Gebäude. Das Wasser von Holwan geht hier durch; die Luft ist schlecht wegen des hier wehenden Samums; das was man für den Milchkanal Schirins hält, sind die Wasserleitungen der Residenz.« Hier ist also die östlich liegende Residenz Schirins (Artemita) von der westlich liegenden Chosru's (Destagerda) deutlich unterschieden, und in so weit hat Kinneir vollkommen Recht, daß diese nicht östlich von Holwan zu Jesdedschird zu suchen ist [2]).

Mit Kaßr Schirin [3]) ist Kaßrol-lußuß oder Kongobar nicht zu vermengen, dessen Ruinen der persische Geograph ebenfalls dem Chosru Parwis zuschreibt [4]). Der große Thier=

---

[1]) Dschihannuma 462.

[2]) قصرشيرين خسرو پرويز معشوقه‌سي شيرين ايچون طرح ايتمشدر ير قلعهٔ عظيمه دركه دوري بيك ادمدر وبونك قربيسنده خسرو ايچون برقلعه دخي بنا ايتمشدركه خسروك تاجگاهي اندة ايدي وبر عظيم رباط عالي بنا ايتدي آب حلوان بو محلدن كچر غايت هواسي بد درباد سموم اسر وشيرينك جوي شيري كمان ايتدكلري تاجگاهك صو يوليدر

[3]) Nicht fern von Kaßr Schirin, zwischen demselben und Kermanschah, sind die Ruinen der Stadt Karamsin zu suchen, welche von dem Dschihannuma mit Kermanschah vermengt von Bacoui (Not. I. p. 494) ausdrücklich davon unterschieden wird: *Carmisin*, ville près de *Karmanschakan entre Hamadan* et *Holwan* sur le chemin des pélerins. Daher müssen die Ruinen diese Stadt nicht wie im VII. Band der Jahrbücher S. 225 gesagt worden, zu Sahana, das jenseits von Kermanschah liegt, sondern diesseits zwischen Kermanschah und Holwan gesucht werden.

[4]) قصر اللصوص در بلاد جبل ابرويز كرده است وسنكها

garten Chosrus war aber nach demselben Geographen nicht hier, sondern zu Kaßr Schirin, und hieß Hadikatol-wuhusch, d. i. der Garten der Thiere [1]). So ist die ganze Gegend hier von der Ebene bis ins Gebirge romantisches Land der Sage der Liebesgeschichten von Schirin, in der Ebene, der Scenen ihrer glücklichen Liebe mit Chosru, im Gebirge (am Bissutun) die ihrer unglücklichen mit Ferhad. Die Gränze zwischen Persien und dem osmanischen Gebiet Sarpul, das heißt: der Brückenkopf. Nicht ferne davon aber östlich von der Straße abwärts, Sohab das alte Holwan, nach welcher der östliche Arm des Diala der Fluß von Holwan heißt. Im Dreyeck mit Holwan und Schehrban liegt Nehrwan und oberhalb Sawan [2]). In dieser Gebirgsgegend sind auch die Hauptorte der übrigen Sandschake. Angabad [3]) westlich von Chanekin; Derteng, ein enger Paß an der persischen Gränze, westlich von Kaßr Schirin [4]). Bejat in der Nähe von Dschengula [5]), das auf einem Berge liegt. Dihbala an der Quelle des nach Mendelli gehenden Flusses [6]); Karatagh, d. i. der schwarze Berg hinter dem Dschebol Hamra, d. i. dem

---

برهم نهاده هریکي بیست آرش وچنان کرده که صانعان شکفت مانند وقصري بکرد عالي ودکة هزار مردمي بران نشتي و فغفور چین وخاقان ترکستان بالاي ان ایستاندي و پسرش بقصر دیکر فرو امدي

Kaßrollußuß im Gebirg, von Parwis erbaut aus Steinen, deren jeder zwanzig Spannen maß, so daß die Künstler erstaunten. Er baute dort einen Pallast (Kaßr) von hohem Umfang, und eine Soffa für tausend Mann zum Sitzen; an derselben standen der sinesische Kaiser und der türkische Chakan, und fur seinen Sohn baute er einen andern Pallast. Ahmed von Tus.

1) حدیقة الوحوش ایواني بود عالي آنرا بنا کرد کسري ابرویز بهفت سال بهزار مرد و دران صیدهاي بسیار جمع کرد وحالا قصر شیرین کویند

Der Thiergarten war ein großes Gebäude, von Chosroes Parwis erbaut, in sieben Jahren durch tausend Männer, worin er viele Jagdthiere sammelte, man heißt es nun Kaßr Schirin. Abschaib von Ahmed aus Tus. Derselbe erzählt auch von der Leitung des Wein- und Milchflusses.

2) Dschihannuma S. 462. 3) Ebend. 465. 4) Ebend. 5) Ebend. 417. 6) Ebend.

rothen Berg; Kerend, das alte Karina in der Nähe von Derteng [1]); Kilan, in derselben Gegend, ein Bergschloß [2]).

Von dem östlich des Tigris, zwischen demselben und den kurdischen Gebirgen gelegenen Landstriche (das alte Apolloniatis), gehen wir zu dem westlich des Tigris, zwischen demselben und dem Euphrat im eigentlichen Mesopotamien gelegenen über, welcher heute die beyden Sandschake von Aana und Tekrit bildet, deren letztes in der Eintheilung des Kanunname noch zur Statthalterschaft von Bagdad, im Dschihanuma zu der von Moßul, als an der Gränze von beyden gelegen, gerechnet wird. Nur ein schmaler Strich Landes längs des Euphrats und Tigris ist bebaut, die Ebne zwischen diesen bebauten Flußlinien aber wüste; wir besuchen zuerst die am Euphrat, dann die am Tigris gelegenen Oerter, die ersten in der Richtung von Süden nach Nordwest, die zweyten in der Richtung von Süden nach Nordost.

Enbar, berühmt als die Residenz des blutdürstigen Abul-Abbas Seffah, des Gründers der Dynastie Abbas [3]).

Feludscha, vermuthlich das Cunaxa Xenophons, das Rennel's Karte hart daneben setzt; hier mündet der vom Euphrates in den Tigris geleitete Nehr Issa, der zwischen Imam Mussa und Kuschlar Kalaassi bey Bagdad in den Tigris geht [4]).

Hadisse (Achaia chale), eine Farsange von Enbar, nördlich in der Mitte des Euphrats, heißt auch Hadissatunnur, die Lichtbegebenheit [5]).

Hit (bey Isidorus Izanesopolis und nach Rennel Xenophons Caramanda), 8 Farsangen von Anbar, berühmt durch das Grab Abdullah B. Mobarek's und durch Naftaquellen [6]).

Aana (das alte Anatho), die Gränze von Bagdad, nach der ausdrücklichen Bestimmung des Dschihannuma, so daß diese Statthalterschaft hier von der Bergkette Hamrin, welche bey Dschemassa über den Euphrat geht und gerade auf Tekrit zu läuft, begränzet wird [7]). Aana ist das Aanatoth der Hebräer, die Geburtsstadt des Jeremias [8]).

---

[1]) Dschihannuma S. 417. [2]) Ebend. [3]) Ebend. 465. [4]) Ebend. S. 464. [5]) Ebend. 464 und S. 434. [6]) Ebend. S. Rennel S. 107. 84. 185. 117. 108. 122. [7]) Ebend. dieses Aana ist nicht zu verwechseln mit Ani, der alten armenischen Hauptstadt, von welcher S. Martin S. 111. handelt, jenes wird عانه dieses آني geschrieben; S. auch Rennel S. 101. 226. 237. [8]) *Josephus* IX. C. 10.

Längs des Tigris liegt nördlich von Eski Bagdad (Karcha) Tekrit, der Hauptort des Sandschaks (das alte Birtha) [1]), erbaut von Schabur, dem Sohne Erdeschir Babeks, mit einer in der Nähe gelegenen Naftaquelle [2]); von Hulagu Chan ganz verwüstet; die Stadt liegt fünf Tagreisen von Bagdad und eben so viele von Moßul in der Mitte zwischen beyden, und wird daher bald zu dieser, bald zu jener Statthalterschaft gerechnet; das Land umher heißt Beledol-chatib, d. i. das Land des Redners, weil Jonas der Redner sich hier aufhielt. Die Perser nennen die Stadt Narendschabad, d. i. Orangenbau, ihrer beträchtlichen Orangen willen. Die ganze Gegend bewässert der vom Tigri nach dem Euphrat geführte Kanal Ishaki (auf Kinneir's Karte falsch Nehr Issa genannt), welchen Ishak von Ibrahim, der Polizeylieutenant des Chalifen Motewekkel, ableitete, und den, nachdem er verfallen war, Murtesapascha (bey welchem Ewlia in Dienst stand), i. J. d. H. 1065 (1654) reinigte und wieder herstellte [3]).

Senn (das alte Cenno), am Einflusse des kleinen Sab [4]).

Chisr oder auch Chadr, gegenüber von Tekrit in der Wüste (zwischen dem Tigris und Euphrat), das alte durch die Belagerung des Kaisers Severus bekannte [5]) Hatra, woraus die Sage des Arabers den Geburtsort und die Stätte Chisers, des Hüters der Lebensquelle bildete, dessen Höhle hier ein Wallfahrtsort ist, so wie unter Helle der Ort seiner Fußstapfen. Die Lage dieser einst blühenden Stadt mit grünenden Pflanzungen umgeben (eine Tagreise westlich von Tekrit), von der Wüste umgränzt, mußte die Sage von Chiser (dem Hüter des Lebensquells im Lande der Finsterniß) eben sowohl hierher als nach der ägyptischen Oasis übertragen, wo auch Leben und Pflanzenjugend mitten in Wüsten blüht und grünt. Der Ort verdient die vorzügliche Aufmerksamkeit künftiger Reisender [6]), seiner alten Merkwürdigkeit willen.

III. Die Statthalterschaft Moßul.

Nach der alten arabischen Eintheilung Al-dschesire's oder Mesopotamiens zerfiel dasselbe in das Land Rebias, Bekr's und Masar's, welchen drey Eintheilungen heute die

---

[1]) Dschihannuma 434, d'Anville und Mannert V. II. S. 332. [2]) Ewlia. [3]) Dschihannuma S. 435, und Ewlia. Dupré I. 124. [4]) Dschihannuma S. 435, Rennel 124, 169. [5]) Dschihannuma S. 435, Mannert V. I. S. 334, Ewlia. [6]) Auf der Karte Kinneir's steht Halder statt Chisr für Hatra. S. Memoir S. 256.

der drey Statthalterschaften Moßul, Diyobekr und Rakka beyläufig entspricht.

Die Statthalterschaft Moßul ist südlich durch die von Bagdad, östlich durch die von Schehrsor, westlich durch die von Rakka, und nördlich durch die von Diarbekr begränzt. Das Paschalik ist schon seit langem in der Familie Abdol-Dscheli erblich, so daß der heutige Pascha, wie der zur Zeit Niebuhrs, noch ein Abdul Dschelilsade ist.

Die Sandschake sind: Moßul, Badschwanli, Harujana, und nach einigen, auch Tekrit und Hoßn Keif, wovon jenes an der südlichen Gränze gegen Bagdad, und dieses an der nördlichen gegen Diarbekr gelegen, bey diesen beyden Statthalterschaften vorkömmt.

Moßul die Hauptstadt des Sandschaks, drey Lieues im Umfange, sieben Thore, zwanzig Moscheen, deren eine einen schiefen Thurm hat, wie der von Pisa, zwölf Karawanserais, 50000 Einwohner (nach Kinneir nur 35000) [1]; einst seines blühenden Handels wegen berühmt, daher die Musseline nach dieser Stadt wie die Baldachine nach Bagdad benennt wurden [2]. Auf der rechten Seite des Minarets der großen (vom Atabege Seifoddin Gasi erbauten) Moschee, ist das Grab von Dscherdschis, d. i. des heiligen Georg, dessen Legende von dem Drachen, und daß er vierzig Mal ins Feuer geworfen ward, hier im Munde der Moslimen lebt. Eine andere Moschee heißt die Lichtmoschee (Dschamii Nur) von der Tochter Nureddins.

Das Grabmal des Jonas an der nach ihm genannten Moschee [3]. Eine englische Meile von Moßul werden die Ruinen von Ninive in den Schutthügeln des Dorfes Nunia gezeigt, nach Kinneirs Karte das Larissa Xenophons [4]), welches Rennel südlicher nach Nimrod setzt.

Eski Moßul, neun Stunden von Moßul, zwischen den Ruinen einer alten Stadt, nördlich am Fuße des Masius (Dschudi), der von Sindschar herläuft und hier die Gränze der Statthalterschaft von Moßul und Diarbekr macht, wie südlich das Hamrin-Gebirge die Gränzen zwischen Moßul und Bagdad. Einige suchen hier, statt beym Dorfe Nunia, das alte Ninive [5].

Südlich von Moßul sind die von Ewlia wegen ihrer Heilsamkeit außerordentlich gepriesenen warmen Bäder Hamam Ali [6], und Dupré nennt den nur von Tavernier erwähn-

---

[1]) M. Kinneir's Memoir p. 256. [2]) Dupré I. p. 123. [3]) Ewlia. *M. Kinneir's* journey p. 461. [4]) Rennel 145. [5]) Dupré I. 111. 115. M. Kinneir's Memoir p. 260. Rennel p. 146. Hende 217. u. folg. [6]) Ewlia und Dupré p. 124.

ten, von Tekrit aus gesehenen kleinen Wasserfall des Tigris Tas-el-namli [1]). Zwischen Hamam Ali und Toprak Kalaa (auf Rennels Karte Tepe Kalai) ist Karga Tschami, d. i. Krähenpech, wo nach Ewlia der schönste und heilsamste Mastix quillt [2]).

Reson-naura, d. i. das Haupt des Schöpfrades (das spanische Nora) östlich von Moßul, wo viel Indigo wächst [3]).

Akarol-Hamdije, nach dem hier wohnenden kurdischen Stamme so genannt, so wie ein anderer am Gebirge gelegener, Distrikt, nach dem denselben bewohnenden kurdischen Stamme Hakar heißt [4]). Die erste Benennung ist aber die allgemeinere, indem die Einwohner von Moßul, Akar, Amadia, Hakar, Dehes und Dschesira nach Ewlia alle unter dem Namen Hamditen begriffen werden, zu denen Jonas als Prophet gesendet ward [5]).

Schusch, auf der Ostseite des Tigris im Gebirge, zu Moßul gehörig, berühmt seiner Granatblühen willen, so daß die Granatblühen des assyrischen Susa nicht minder berühmt sind, als die Lilien Susiana's [6]).

Beled, zum ehemaligen Dijari Rebia gehörig, auf der Westseite des Tigris, 6 Farsangen von Moßul; dieß ist das eigentliche Beledol Chatib, d. i. das Land des Redners, nämlich des Propheten Jonas [7]). Berkard, 17 Farsangen von Moßul, mit Mauern umfangen [8]).

Kisildschachan in der Gegend von Moßul unter Toprak Kalaa [9]).

Kalai Adschur auf der Westseite des Tigris, gegenüber der Mündung des Chabur, auf einem Hügel [10]).

Das Sandschak Badschwanli, nach dem dasselbe bewohnenden kurdischen Stamme so genannt, gränzt an Karkuk in Schehrsor. Harur der Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, 30 Farsangen nördlich von Moßul, und 3 von Amadia, im Gebiete des Stammes Hakari [11]).

---

1) Ewlia und Dupré I. 124. 2) Dschihannuma 433. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Ebend. und Ewlia. 6) Dschihannuma. Dieses Beled ist nicht mit dem gleichnamigen Dorfe zwischen Bagdad und Altbagdad zu verwechseln. (Description *du Pachalik* p. 86.) Βαλαδας ist der Name eines alten babylonischen Königs. *Josephus* X. 13. S. 433. 7) Ebend. S. 434. 8) Ebend. 9) Ebend. S. 435. 10) Ebend. 11) Ebend. Das Dschihannuma nennt den östlich von Moßul gelegenen Hügel, worauf das Grab des Jonas Telun-nube und Altmoßul, die Stadt Assurs, die von Ninive unterschieden wird.

IV. Die Statthalterschaft Rakka.

Südlich wird dieselbe durch die niedere Kette der Hamringebirge, welche von Westen nach Osten von Dschemassa am Euphrat nach Tekrit am Tigris laufen, von der Statthalterschaft Bagdad getrennt, westlich durch den Lauf des Tigris, östlich durch die Statthalterschaft Moßul, und nördlich durch die von Diarbekr begränzt. Die Sandschake sind: Rakka, Roha oder Orfa, Deir Rahba, Biredschik, Dschemassa, Surudsch, Harran, Dschemassa und Beni Rebia.

Roha oder Orfa, das alte Edessa oder Callirrhoe, dessen letzter Namen im heutigen Roha sich zur Hälfte erhalten hat. Die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Osrhoene [1]) hat keiner unserer Reisenden betreten, doch führen dasselbe S. Martin [2]) und M. Kinneir [3]) in ihren Beschreibungen Armeniens und Persiens auf. In der morgenländischen Sage ist dasselbe als die Stätte, wo Abraham von Nimrod auf den Scheiterhaufen gelegt ward, und zwischen den Gluten wie zwischen Rosen umher ging, hierher verlegt. Dem Abraham ist die schöne Quelle (Callirrhoe), von welcher die Stadt den alten Namen hat, und die Fische des davon geformten Weihers heilig, welche ehemals vermuthlich der Astarte geheiligt waren. In späterer Zeit ist die Stadt als der Sitz König Abgar's, bekannt durch den angeblichen Brief an den Heiland, und zur Zeit der Kreuzzüge, als der Sitz der Courtenays als Grafen von Edessa berühmt. Hier predigte der Apostel Thaddäus, und ward Kaiser Caracalla ermordet. Die merkwürdigen Katakomben in der Nähe der Stadt, und den Schloßberg Toptag, d. i. Kanonenberg genannt, hat Olivier beschrieben [4]); er liegt sieben und sechzig englische Meilen von Bir in einer wüsten Gegend, zweyhundert zwey und dreyßig englische Meilen von Diarbekr, der Wall in Felsen gehauen, kann, wenn nöthig, vom Flusse Scirtus (Orontes), der hier entspringt, gefüllt werden. Die Ruinen auf einem Berge, der die Zitadelle beherrscht, heißen der Pallast Nimrods [5]).

Rakka, das alte Nicephorium [6]) oder Callinicum, am östlichen Ufer des Tigris, der Hauptstadt des ehemals Diari Masar genannten Districktes. Masar war der Bruder Rebia's; als bey der Ertheilung der Erbschaft ihres Vaters Nesar Rebia die Pferde, und Masar die Esel nahm, erhielt je-

[1]) Mannert II. 276. [2]) Mémoires hist. et géog. sur l'Armén. p. 158. [3]) *M. Kinneir's* Memoir 313. [4]) N. p. 226, 227. [5]) Kinneir p. 315. [6]) Mannert V. II. 286. *Rennel's* Anabasis. p. 36.

ner den Beynamen Rebiol-fars, d. i. Rebia das Roß, und dieser Masarol-hamr, d. i. Masar der Esel. Der Namen Masar ist ein uralter orientalischer, und kommt schon bey Polyänus [1]) als ein medischer vor. Noch sind die Ruinen des Pallastes Harun Raschids, der sich hier gerne aufzuhalten pflegte, sichtbar [2]).

Deir Rahba, oder auch Deir kurzweg, das alte Thapsacus, wo der Fluß eine halbe englische Meile breit und leicht durchwatbar ist; hier durchwateten denselben die Heere Xenophons und Alexanders. Neu-rahba ward von Schirkuh Ben Mohammed, dem Herrn von Homß, erbaut [3]).

Kirkessia (Circessium), an der Mündung des Chabur (das Chaboras oder Mygdonius der Alten); der letzte Namen ward eigentlich dem westlichen Arme desselben, der von Nißibin (Nisibis) herkömmt, beygelegt [4]).

Harran, das alte Carra und Charan der Schrift, berühmt als der Aufenthalt der Familie Abrahams, als sie aus Ur ausgezogen waren, und durch die Niederlage des Crassus. Das Dschihannuma sagt ausdrücklich, daß es von den Kanaaniten erbaut worden, von denen noch Monumente sichtbar seyen, zwey Farsangen von der Stadt sey der Hügel, wo der Betort der Sabier (oder Sabäer?), welcher dem Abraham zugeschrieben wird [5]). Die Angabe des Tempels der Sabäer stimmt mit der Spartian's und Ammian's überein, welche hier von dem Tempel der Luna sprechen, die Mannert nicht unwahrscheinlich für dieselbe mit der Anaitis oder der persischen Artemis hält [6]).

Rassol-ain, d. i. Quellenhaupt, das alte Resaina [7]), wo Gordianus die Perser schlug, und später, als dieselbe Kaiser Theodosius im Jahre 380 verschönerte, Theodosiopolis genannt, welches aber nicht mit dem armenischen zu verwechseln ist; indessen hat sich in dem heutigen Namen der ältere und nicht der neuere erhalten; mehr als dreyhundert Quellen [8]), welche den Chaboras nähren, geben den Grund der alten und heutigen Benennung. Die Stadt liegt achtzehn englische Meilen südwestlich von

---

1) C. VII. III. §. 4. Μαζαρης. 2) Rennel 60, 11, 15. 3) Dschihannuma S. 444. 4) *Rennels* Anabasis 71. Dschihannuma S. 444. Vermuthlich ist die Stadt Καρχαβηοα am Euphrat, wo der ägyptische König Nechar wider Nachobuchodonosor ein Heer aufstellte. *Josephus* l. X. c. 71 auch keine andere als Kirkessia. 5) Ebend. 6) Mannert V. II. S. 587. *M. Kinneir* journey 431. 7) Mannert V. II. S. 292. 8) Dschihannuma S. 444.

Mardin, mit den Ruinen eines herrlichen Tempels [1]). Auch zu Kafrtut, fünf Stunden südwestlich von Mardin, sind die Ruinen einer alten Stadt, und die Ueberbleibsel einer alten Brücke noch wohl erhalten, und zu Jenischehr, zwanzig Stunden von Kafrtut und fünf von Harun, ein Triumphbogen nebst mehreren anderen Ruinen [2]).

Dschemassa, an der Westseite des Euphrats, ein Schloß auf einem Hügel, der Gränze gegen die Statthalterschaft Bagdad; hier kommt die Gebirgskette Dschebel Hamr aus der Wüste, und läuft gegen den Tigris hin. Oberhalb Dschemassa ist Makami Ali, d. i. die Stätte Alis [3]).

Kotschhißar, zwischen Roha oder Orfa und Nißibin, ein Flecken und Schloß an der Ecke eines Berges, von dem ein Flüßchen kommt, das sich mit dem von Nißibin kommenden Flusse (dem Mygdonius) vermischt [4]).

Das Sandschak Chabur liegt zwischen Rassolain und dem Euphrates; zwey Schlösser, auf einem Berge gelegen, tragen diesen Namen, der Chabur geht um diesen Berg, der sich bis nach Rassolain hinzieht; die Araber des Stammes Beni Rische, gewöhnlicher unter dem Namen der Mewali sowohl hier als in Syrien bekannt, ziehen im Sommer in diesen Gegenden herum [5]).

Surusch, südwestlich von Edessa (Orfa), vielleicht das alte Batna [6]).

Sor heißt das beyderseitige Ufer des Euphrats von Balis fast bis gegen Aana, welches mit dichten Maulbeerpflanzungen besetzt ist, und wo arabische Stämme Seide erzeugen [7]).

Bir oder Biredschik, das alte Birtha, die Ueberfuhr des Euphrates [8]).

V. Die Statthalterschaft Diarbekr.

Gränzt gegen Norden an die Statthalterschaft Erserum, gegen Süden an die von Moßul und von Rakka, gegen Osten an die von Wan und Schehrsor, und gegen Westen an die von Siwas und Meraasch; den Namen hat dieselbe von dem arabischen Stamme Bekr Ben Wail erhalten, welche hier schon zu Zeiten des großen persischen Reiches wohnten. Die Eintheilung ist in neunzehn Sandschake und fünf erbliche Bezirke

[1]) M. Kinneir S. 431, nicht aus Selbstansicht, sondern nach dem Berichte des alten Erzbischofs von Mardin. [2]) Ebend. [3]) Dschihannuma S. 444. [4]) Ebend [5]) Ebend. [6]) S. Mannert V. II. S. 275 und Otter; S. Martin S. 159. [7]) S. Mannert V. II. S. 272 und S. Martin S. 139. [8]) Dschihannuma S. 444 letzte Zeile.

(Hukumat [1]); aber selbst von den neunzehn Sandschaken werden nur zehn nach der gewöhnlichen Einrichtung osmanischer Statthalterschaften verliehen, die acht andern sind in kurdischen Ländern erblich, wie die Hukumet, d. i. Befehlshaberschaft genannten Bezirke. Die eilf osmanischen Sankschake sind: Amid oder Diarbekr, Charput, Aktschekalaa, Arghani, Tschemischgisek, Hosn Keif, Sert, Sindschar, Siwerek, Miafarekein, Nißibin; die acht kurdischen: Asak, Portok, Terdschil, Tschabaktschur, Tschermik, Ssaghman, Kolab, Mihrani; die fünf Hukumet: Agil, Palu, Dschesire, Chasu, Gendsch.

Diarbekr oder Kara Amid, d. i. das schwarze Amid, so geheißen von der sonderbaren Ansicht der Häuser und Stadtmauern, die alle aus schwarzer Lava erbauet sind, und deren auffallende Wirkung Heude sehr treffend mit folgenden Worten beschreibt: There are few places in these parts, I think, that offer a more novel and interesting appearance to the European traveller than this: the rapid stream seems the boundary of life, as immediately after passing the bridge the abode of death presents itself on everyside, and the stranger is at once surrounded with tombs, and awestruck at the melancholy gloom of the black marble battlements which encircle the sable pile. From dark lofty porticoes of imposing strength a busy crowd issues forth to complete this illusion; fair restless and decked in a thousand colours, they almost appear the beings of an other world enrobed in all their vanities and revisiting their early tenements. In proceeding through the streets, the same impression is still kept up; and the wanderer without any very strong appeal to imagination may almost fancy himself in the vale of tears, in the palace of enchantment and despair which the fair Scheherazade so well describes [2]). Die Meinung mehrerer Reisender, daß diese Mauern von den Arabern erbaut worden seyen, was die zahlreichen kufischen Inschriften zu vermuthen Anlaß gaben, widerlegt eine von Dupré [3]) am neuen Thore gesehene, aber nicht mitgetheilte Inschrift, welche die Kaiser

[1]) Nach dem Kanunname nur neunzehn Sandschake und fünf Hukumet; das Dschihannuma zählt S. 436 auch nur neunzehn Sandschake auf, nennt aber hernach aus Irrthum ein und zwanzig, nämlich: Chabur welches schon bey der Statthalterschaft Rakka vorgekommen, und Malasgerd, welches in der Beschreibung der Oerter eben so wenig als Chabur erscheint, so daß dieser doppelte Beysatz augenscheinlich ein Irrthum ist. [2]) Heude p. 282. [3]) Dupré I. 69.

Valens und Valentinian als Wiederhersteller der Mauern nennt; nach einer andern nicht mehr bestehenden griechischen Inschrift sollen die zwey und siebenzig Thürme der Stadtmauer von der Kaiserin Eudoxia, Schwester des Kaisers Theodosius, zu Ehren der zwey und siebenzig Jünger, erbaut worden seyn. Die Stadtthore sind zweyfach und dreyfach in schiefen Richtungen hintereinander, den ersten Anlauf abzuhalten. M. Kinneir gibt 38,000 Seelen an, Dupré 50,000 Türken, 50 griechische, 50 jüdische, 80 chaldäische, 4000 schismatisch-armenische, und 300 syrisch-jakobitische Familien an.

Nach M. Kinneir ist Diarbekr 37° 55′ 30″ N. Br. und 39° 52 östl. L., 287 englische Meilen von Orfa und 72 ½ von Malatia gelegen. Vorzüglich ist es seiner Melonen willen berühmt, von denen funfzehn bis zwanzig Kerne in einer Handvoll Taubenmist in sandigem Grunde zwischen Steine gesteckt, vortrefflich gedeihen [1]). Nach der Angabe Ewlia's soll sich rechter Hand in dem Vorhofe (Harem) der großen alten Moschee eine weiße marmorne Säule mit hebräischer Inschrift befinden, deren Aufsuchung künftigen Reisenden zu empfehlen ist. Die anderen Moscheen heißen nach ihren Stiftern die Iskender Pascha's, Behram Chosrew Pascha's, Ali Pascha's, Melek Ahmed Pascha's; die Prophetenmoschee, die Moschee Iparie, mit Moschus inwendig übertüncht, die hängende (Moallak), die Moschee des Scheichs von Rumije, Schems Efendi's, und im Schlosse die Moschee Chaleds B. Welid's die älteste.

Das Wasser der Quelle Hamrewat ist seiner Vortreflichkeit willen nicht minder im ganzen Orient berühmt, als das von Maaroton-naaman, und wird vom Karatagh, der östlich von Diarbekr liegt, nach der großen Moschee und dem Schlosse geleitet. S. Ibrahim ließ kurz vor seinem Tode davon holen; als aber der darum gesendete Kämmerer ankam, hatte eben S. Mohammed IV. den Thron bestiegen, dessen erster Trunk von diesem Wasser war. In der Stadt selbst quillt die Quelle Balikli, d. i. die fischreiche, von den Fischen so genannt, die hier ehemals als heilig geachtet wurden (wie zu Edessa an der Stätte Abrahams, zu Schiraf am Grabe Saad's); die Quelle der vier Steine (erbaa tusch), der Spalte des alten Weibs (Schakkol-adschaf) haben ebenfalls gutes Wasser. Die Basilikon-Gärten (Rihan baghi) am Ufer des Tigris sind ein reizender Sommeraufenthalt, der an Schönheit mit den Gärten von Fajum und Damaskus, mit dem von Ispufan zu Malatia, von Meram zu Konia, mit dem von Istanaf zu Adalia,

[1]) Dschihannuma S. 436.

und dem von Gökrun zu Meraasch, d. i. mit den berühmtesten Gärten Kleinasiens wetteifert. Die hier vielbesuchten Grabstätten frommer und großer Männer sind die: Chaleds des großen Feldherrn des Islams im Schloß; des von S. Murad IV. unschuldig hingerichteten Schahs Rumi, und des großen Geschichtschreibers Molla Moßliheddin Lari, der zu Lar geboren, hier als Moderris am Collegium Chosrewije starb [1]).

Man fabrizirt zu Diarbekr Zitz, gestreifte seidene und baumwollene Stoffe, rothen Saffian von der besten Gattung, auch hier ist eine große Niederlage von Galläpfeln, die aus Kurdistan kommen. Die Luft ist nicht die beste; die Beule von Haleb, Wechselfieber und Ophtalmien sind gemein [2]). Nadir, auf dem halben Abhange eines Berges, welcher das letzte Glied des Berges Masius der Alten ist. Südlich in einer Entfernung von achtzehn Stunden erhebt sich der Berg Kewkeb, südsüdöstlich der Berg von Sindschar, von den Jesidis bewohnt, und vier Stunden westlich von Nardin der Berg Tarik, reich mit Oliven bepflanzt. Auf dem Gipfel des die Stadt beherrschenden Berges sind die Ruinen einer durch ihre unzugängliche Lage unbezwingbaren Festung. Die Stadt hat drey Thore, die Bevölkerung beläuft sich nach M. Kinneir auf 11,000 Seelen, wovon 1500 Armenier und 200 Juden, nach Dupré aber auf 27,240 Einwohner, wovon 20,000 Türken, 3200 Jakobiten, 2000 katholische Armenier, 40 schismatische Armenier, 400 Chaldäer, 800 Juden und 800 Götzendiener oder Schemssi, d. i. Anbeter der Sonne, die weder Altäre noch Bücher haben [3]), und deren ganzer Gottesdienst in einer Kniebeugung gegen die Sonne besteht. Sie wohnen aber unter der Erde, vier bis fünf Stiegen tief. Diese Sekte sind also wahre Sabäer, welche keinen andern Kultus als den der Sonne kannten, wie die ältesten Perser. Das Daseyn derselben gewinnt noch höheres Interesse für den Mythologen und Geschichtforscher, durch die unsers Wissens noch nicht gemachte Zusammenstellung mit ein Paar anderen historischen Angaben. In der Gegend um Mardin und Sendscha wohnen

---

1) Ewlias Reisen IV. Theil. S. Rennel 151, 196, 211, 204. S. Martin p. 165. 2) Dupré I. 72, 3) Dupré I. p. 80, so auch *Sestini* viaggio a *Bassra* p. 116; über die Jesidis finden sich die besten Nachrichten in dem tableau des *Bedouins*, eine besondere Notice sur la secte des *Yezidis* in der Description du *Pachalik* de *Bagdad* p. 191, Heude, der dieselben falsch Zeridis schreibt, versichert, sie seyen reine Deisten, welche nur eine heilige Scheu vor dem Teufel haben, den sie ihren Herrn und Meister nennen. Heude p. 227.

die Jesidis, welche den Teufel anbeten, und alle Kurden sind. Den Ursprung der Kurden leitet die geschichtliche Sage des Morgenlandes aber von den Persern ab, welche der Tyranney Sohaks entflohen. Der Teufel, der dem Tyrannen täglich das Hirn zweyer Menschen als Mittel für seine Schulterbeulen anrieth, ließ (erzählt die Sage) von den täglich hierzu bestimmten zwey Schlachtopfern eines mit dem Vorbehalte laufen, daß sie und ihre Nachkommen künftig ihn anbeten sollten. Sie entflohen nach Kurdistan und so entstand der Kultus der Jesidis. Der Schein dieser Sage scheint blos die geschichtliche Wahrheit zu verhüllen, daß zu selber Zeit (d. i. lange vor Soroaster) eine Kolonie von Persern, welche das böse Princip im Gegensatze mit dem guten verehrten, auswanderte, wovon sich die Reste der reinen Sabäer oder Sonnendiener in den Jesidis, so wie in den Schemssis, die neben ihnen wohnen, erhalten haben.

Wenn sich aus der Versicherung Heude's [1]), daß ihm auf seinem Wege nach Kurdistan das Hindostanische von großem Nutzen gewesen sey, auf die Grundähnlichkeit des Hindostanischen und Kurdistanischen schließen ließe, so würde diese Identität wahrscheinlich machen, daß die Kurden ursprünglich aus Indien (wie später die Zigeuner) ausgewandert, später aus Persien vertrieben, ihren Wohnsitz in diesen Gebirgen aufgeschlagen haben; da aber jene Aehnlichkeit vermuthlich nur auf der großen Anzahl persischer Wörter beruhen dürfte, welche das Kurdische und Hindostanische gemein haben, so läßt sich nicht wohl daraus ein Schluß auf irgend eine Stammverwandtschaft des Volks ziehen; weit richtiger und historisch erwiesener ist die neuere Abstammung der Bewohner Mardin's von dem alten persischen Volke der Marden, welche Arsaces (V) besiegte [2]), und dann in die Gegend von Carra verpflanzte, woher denn die Stadt Mardin ihren Namen Marde erhielt. Mardin ist sechs und vierzig Farsangen von Moßul und achtzehn von Diarbekr [3]). Die Jakobiten haben einen Patriarchen mit ansehnlichem Einkommen, die Chaldäer hängen vom Erzbischofe von Diarbekr ab, die Armenier haben einen Bischof. Nach M. Kinneir sollen hier auch beyläufig hundert Familien Gebern seyn, welche ihren Gottesdienst im tiefsten Geheimniß verrichten; die Jesidis versammeln sich jährlich am Berge Abdulasis, dreyßig Stunden südost von Mardin, wo sie ihre Gaben in eine tiefe unergründliche Höhle werfen [4]). Keine Stadt der asiatischen Türkey vereint also so viele (nicht weniger als ein Dutzend)

[1]) *Heude's* preface. [2]) Justinus XLI. 5. [3]) *M. Kinneir's* Memoirs p. 263. [4]) *M. Kinneir's* journey p. 434.

und verschiedene Religionsparteyen häuslich neben einander als Mardin: katholische und schismatische Armenier, Sunniten und Schiiten, griechische, jakobitische und Joanischristen, Chaldäer und Juden, Sonnen-Feuer-, und Teufelsverehrer (die Schemssi, Gebern und Jesidi). Die islamitische Sage macht den Propheten Jonas zum ersten Erbauer von Mardin, indem er den Winter zu Beled-ol-chatib (Altmoßul), den Sommer aber auf diesem Berge zugebracht, und mittelst eines Steines einen großen Drachen getödtet haben soll, dessen Höhle noch heute gezeigt wird, wovon der Namen Dschebeli Mar, d. i. der Schlangenberg, hergeleitet wird. Mardin gilt für den unbezwinglichsten Platz des ganzen osmanischen Reichs [1]).

Sindschar, der Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, drey Tagreisen von Moßul am Fuße eines Berges gelegen, welcher gewöhnlich Dschebeli Sindschar, d. i. der Berg von Sindschar, genannt wird, eigentlich aber Dschebeli Achdhab heißt; auf der Nordseite sind Gärten und Palmenhaine, die einzigen in dem wüsten Mesopotamien. In der Nähe von Sindschar (wo auch Sandschar, der Sohn Melekschahs, der große Fürst der Seldschukiden geboren ist), erhob sich der herrliche Pallast des ägyptischen Statthalters Abbas Ben Amru; da keiner der uns bekannten Reisebeschreiber Sindschar besucht, und auch Otter desselben nur nach dem Dschihannuma Erwähnung gethan, so verdient die Angabe desselben, und die des türkischen Reisenden Ewlia so größere Rücksicht. Derselbe beschreibt nicht nur die Stadt in der Größe wie Maaraton-noman, sondern hält sich auch lang bey der Sage auf, welche hier den Felsen zeigt, an welchem die Arche während der Sündflut einen Leck erhielt, bis sie am Dschudi (dem Masius der Alten) bey Nißibin dann ganz im Trocknen sitzen blieb. Ein Theil des Bergs von Sindschar heißt Satschli Tag, von den Kurden, welche Satschli, d. i. die Behaarten heißen, ihres starken Haarwuchses willen, und deßhalb von anderen auch Sekisbiikli, d. i. die mit acht Schnurbärten, genannt werden, weil ihnen zwey Schnurbärte von der Lippe, zwey ober den Augen (die Braunen), zwey aus der Nase und zwey von den Ohren herabhangen. Weiters versichert derselbe, daß diese Kurden, auch eine Sekte der Jesidis, vorzüglich schwarze Hunde verehren, mit ihrer Milch die Kinder nähren, und den Gestorbenen dieselben ins Grab mitgeben; ein neuer Beweis für die Verwandtschaft der jesidischen Religionsbegriffe mit den persischen, wo das Segdid, d. i. er hat den Hund gesehen, eine beym Tode beobachtete Hauptcere-

[1]) Ewlia IV Theile. S. Martin p. 161.

monie ist. Der Befehlshaber dieser Kurden residirt auf dem nach ihnen benannten Berge Satschlitagh, im Dorfe Bapir. Sie sind mit Ungeziefer bedeckt, und den Ursprung derselben schreibt die Sage dem Gelübde des Noe zu, die Schlange, welche den Leck der Arche verstopft hatte, mit Menschenfleisch zu füttern. Als die Schlange beym Austritt aus der Arche auf die Erfüllung des Gelübdes drang, warf sie Noe ins Feuer und streute die Asche in die Luft, woraus dann Flöhe, Läuse, Wanzen, Fliegen, Schwaben und andere Insekten entstanden, welche, um das Gelübde Noe's zu erfüllen, sich noch heute von Menschenblut nähren.

In der Ebne von Sindschar (dieselbe mit der von Sanaar der Schrift) wurde i. J. 341 Kaiser Konstantius von Schapur II. geschlagen [1]; vermuthlich geschah dieß beym Dorfe Gölli in der Nähe von Mardin, woher man diese Stadt zuerst erblickt und wo Ewlia noch Hügel von Menschengebeinen sah, welche die Sage der Schlacht des Darius zuschrieb. Die Gränze des Sandschaks Mardin und Sindschar ist Kendili, auf einem Berge gelegen, ein wegen Räubereyen gefährlicher Paß. In der Nähe von Sindschar ist der Berg Tschatal Keduk, hinter welchem ein See mit einer Insel Chatuntje genannt, auf deren westlicher Seite zu Hawatie eine Pyramide steht [2].

Sadir in der Nähe von Mardin, zwey Tagreisen von Diarbekr, in der Nähe des Tigris, an dem östlichen Saume der Berge Sultanjailaghi; ein kleines vom Gebirge strömendes Flüßchen geht mitten durch den Ort [3]. Vom Gebirge Sindschar's strömt der Hermas, d. i. der Mygdonius, welcher in den Chabur (Chaboras) fällt, vor dem Eintritte aber den Sarsar (Saocoras) besonders dem Euphrat zusendet [4]. Das Gebirge Sindschar erhebt sich, wie schon oben bemerkt worden, vereinzelt aus der Wüste; die Gebirge, welche aber südlich und nördlich von Diarbekr dieses Sandschak sammt denen von Arghana, Sart, Hoßn Keif umschließen, heißen südlich: Karadschatag, und ein Theil derselben Dschudi, d. i. der Masius, und die nördlich Karataghi, der Niphates der Alten.

---

1) *M. Kinneir's* Memoir 263. 2) Diese Pyramide erwähnt Otter II. S. 255, aber blos nach dem Dschihannuma; vielleicht erhalten wir bald weitere Aufschlüsse hierüber durch Capt. Lockets lang erwartetes Werk über die Stadt Nimrods und Ninive, und über die Ebene von Sinnaar, auf welche S. W. Ouseley in dem ersten Theile seiner Reisebeschreibung (S, 425) die öffentliche Aufmerksamkeit aufruft. 3) Dschihannuma S. 437. 4) Ewlia, Dschihannuma S. 241 über den Berg von Sindschar, siehe auch Rennel S. 701, 100 und 101. Dupré I. 77 und Heude p. 226.

Vom Gebirge Karadscha strömt der gleichnamige bey Diarbekr vorbey fließende Fluß, und der Fluß Köksscheßu, der unter der Brücke Bertasch weg unter dem Fluß Karadscha in den Tigris geht [1]).

Zwischen dem Gebirge Karadschatag (Masius) und dem von Sindschar liegt die Stadt und das Sandschak von Nißibin, das alte Nisibis, die aus allen Städten Mesopotamiens als der beständige Zankapfel zwischen dem römischen und parthischen, bysantinischen und persischen Reiche am öftesten genannte; die Hauptstadt des Dijari Rebia, am Hermas (Mygdonius) gelegen; in den sehr zahlreichen Gärten, dieser heut zu einem elenden Dorfe [2]) herabgesunkenen Stadt wachsen nur weiße Rosen. Noch stehen die Grundfesten der Mauern und einzelnen Thürme dieser alten Gränzfeste [3]); an hellen Tagen sieht man von hier die Thürme von Mardin am Abhange des Masius oder Karadschatag; dessen östliches Ende gerade gegenüber der Stadt Dschesire der Dschudi heißt, und für die Stelle gilt, wo die Arche stehen blieb, welche aber am nördlichsten Ende dieser Bergkette, am Ararat vor Eriwan sich setzte; das Dorf Karijet ßemanin, d. i. das Dorf der acht (Personen die in der Arche waren), wird als die erste Stelle, wo Noe und seine Familie niederstieg, angegeben [4]). Nißibin trägt den arabischen Beynamen Bilados-siklein, d. i. das Land der beyden Geschöpfegattungen, die der Menschen und Dämonen, und ist nach der arabischen Sage das eigentliche Dschinnistan oder Dämonenheimath. Hier wollfahrtet man

---

1) Ungeachtet der Aehnlichkeit des Landes von Karadschatagh und Karatagh, sind doch beyde in der orient. Orthographie untereinander und von Kartagh, d. i. Schneeberg verschieden. Das erste قره جه طاغ, das zweyte كاره طاغ, das dritte قارطاغ. Um den Dschudi wohnen laut des Dschihannuma (S. 440) die kurdischen Stämme, Schehr Lori, Schehrli, Gurgili, Jstiwri, welche Moslimen; die Jedekaun, Purisch, Hajurel, welche Jesidis; dann die Stämme Berke oder Beresbi, Uruch, Purus, welche in drey Zweige (Dschastulani, Besm, Kirafan) zerfallen, Kamersi auch Durbadan genannt, Karsi, Tschelki, Schilui, Bochti, Tansi, Denbeli, Noki, Mahmudi, Besni, Massak, Rischki, oder Rischi, Mersi oder Al'utschi, Moch, Rehrani, Bigani, Belani, Seturi, Schirujan oder Ardnani (der letzten Jesidis) Redschbui, Schikaki, Sireni. 2) Dupré I. S. 86. S. auch Rennel S. 63. 201. 102. *M. Kinneir's journey* 441, 3) sein Memoir p. 260. 261. S. Martin p. 161. 4) Dschihannuma S. 441 und *M. Kinneir's journey* S. 453.

zu den Stätten, d. i. Fußstapfenplätzen von Noe, Esdras, Sein-ol-abidin, und zum Grabe Jobs und Aische's [1]).

Dara, das alte Anastasiopolis, zwischen Mardin und Nißibin, sah Dupré nur von weitem [2]); wie Heude [3]) und Kinneir sagt, daß es die besterhaltenen römischen Festungswerke sind, die er (mit Ausnahme von Diarbekr) auf der Ostseite des Euphrates sah, und die er in seiner Reise sehr umständlich beschreibt [4]); die vier vorhergehenden Städte (Mardin, Nißibin, Dara, Sindschar) liegen südlich von Diarbekr oder Kara Amid nördlich vom selben:

Miafarekein, das Martyropolis der Byzantiner und vielleicht dieselbe mit Carcathiocerta, der Hauptstadt der Landschaft Sophene, von keinem der uns bekannten Reisenden besucht, sechs Tage von Moßul auf dem Wege über Hoßn Keif; nächst der Stadt entspringt ein kleiner Fluß aus der Ain Hauf genannten Quelle [5]).

Hoßn Keif, auf dem östlichen Ufer des Tigris, S. Ost von Diarbekr, mit einem Schloß auf einem hohen Berge gelegen, hieß ehemals Rassul-gul, d. i. Dämonenhaupt (so heißt auch das Medusenhaupt bey den arabischen Astronomen) bis Merdi Mahmerd, ein Abkömmling der Familie Ejub, dasselbe wieder erbaute und Hoßn Keif, d. i. das Schloß der guten Laune nannte [6]). Hier mündet der Fluß Erfen, von Ewlia der Fluß Batman genannt, über welchen eine der herrlichsten Brücken führt, welche Ewlia den schönsten des osmanischen Reichs vorzieht, deren Mittelgewölb aber schon zu seiner Zeit eingestürzt und mit Holz wieder hergestellt war [7]). Um Hoßn

---

[1]) Ewlia, Ende des IV. Bands. [2]) Dupré I. p. 85. [3]) Heude p. 224. [4]) *M. Kinneir* Memoir p. 260 — 262, in dessen Reise p. 440 — 442. [5]) Dschihannuma S. 437 und S. Martin S. 96. Der Fluß der Quelle Ainol-hauf hieß ehemals Nymphius. Nach Ewlia zeigt man zu Dara oder Karada das Grab Sil-Kefel's, des Sohns Jobs, und des Emir Sultans, eines kurdischen Heiligen. [6]) Das Schloß Hoßn ist nicht zu verwechseln mit Hassan Kalaa, deren es mehrere in der asiatischen Türkey gibt, als das erste östlich bey Erserum von Usun Hassan erbaut, das zweyte bey Malatia Hassan Manßur, das dritte bey Tripolis in Syrien, S. auch Hassan tschelebi bey Heude 241, und Hassan batrik, ebend. 240. [7]) Ewlia nennt bey dieser Gelegenheit als die Meisterwerke hydraulischer Baukunst im osmanischen Reiche; in Europa die Brücken von Mostar, die an der Gränze von Bosnaserai vom Wesir Mohammed Sokolli über die Drina erbaute von zwölf Jochen; die von Mustafapascha (Dschisr Mustafa) und die von Erkene mit 174 Jochen von Murad I. In Asien, die von Kiwa, Osmandschik, Amasia, die von dem Herrscher der Familie Tschoban

keif wohnen die kurdischen Stämme: Aschti, Tschelegi, die großen Kurdli, die kleinen Kurdli, Mihrani, Dschangi Dschesbuni auch Bochti genannt, die Istewrigi Schikaki, Ruschani, dann die jesidischen Chandaki Rahmur, die Nedschbumi oder Turkaschki, der Serhani oder Sehrani am Fluß Batman, und von den Arabern die Beni Mohalami [1]).

Zu Hoßnkeif gedeiht eine besonders schöne Gattung von Weinbeeren, Haßi genannt [2]). M. Kinneir der auf der von keinem vorhergehenden europäischen Reisenden betretenen unwirthbaren und gefährlichen Straße von Sirt hierher kam, verhörte den Namen statt Hoßnkeif als Osman köi [3]). Dieß genaue Zusammentreffen der Angabe der Lage bey Ewlia und bey ihm, welche beyde den Ort an den Zusammenfluß des Batman oder Ersen mit dem westlichen Arme des Tigris setzen, läßt über diesen Irrthum des Verhörens des Namens keinen Zweifel über. M. Kinneir sah hier eine große Zahl in den Felsen gehauener regelmäßiger Gemächer mit Thüren und Fenstern, welche von den Einwohnern im Winter als Wohnungen, im Sommer als Ställe benützt werden. Wiewohl diese Felsenwohnungen durch ganz Kurdistan sehr zahlreich sind, so gehören sie doch alle grauer Vorzeit an. Von hier nach Sirt ging Kinneir's Weg durch Gorisler, von Christen der jakobitischen, nestorianischen und chal-

(Tschobansultan) bey Erserum über den Fluß Ers erbaute berühmte Brücke Tschoban Kupri; die über denselben Fluß erbaute Brücke Altun Chalkali (d. i. mit Goldringen), die beym Schlosse Chasu über den Fluß Ersen oder Batman gleiches Namens erbaute Brücke von Batman, die Brücke von Jalinkigök (S. bey Pococke L. V. Ch. 14), und die von Hoßnkeif. In Rumili sind noch die von Tschekmedsche bey Konstantinopel und die von Adrianopel hinzuzusetzen; bey der Beschreibung der Brücke von Batman nennt Ewlia noch die von Adana und Maßißa als besonders sehenswerth.

1) Otter bezeichnete bey Nißibin die kurdischen Stämme Millis und Gergeris (II. S. 260), bey Moßul sind die Badschwanli Hamd und Hakari, bey Sindschar die Satschkali vorgekommen, bey Miafarakein führt Ewlia nicht weniger als zwölf kurdische Dialekte auf, nämlich die der Stämme: Ruschegi (eines mit den Ruschani des Dschihannuma und die Ruchwan Pococke's IV. 1, 24 Ch.), Hakari, Haleti, Tschekwani, Ardelani, Hariri, Mahmudi, Dschesirewi, Sindschari, Surani, Auniki und Amadi; die hier oben und unten erwähnten sechs und dreyßig sammt der gleichen Zahl der am Dschudi aufgeführten geben schon allein zwey und siebenzig Stämme.

2) Dschihannuma S. 437. 3) *M. Kinneri's* journey p. 423.

däischen Sekte bewohnt [1]), voll von Storchen. Tailmef (Tilmuf), ein Dorf nicht fern von dem Zusammenflusse eines Arms des Tigris mit dem Nymphius (d. i. des von Miafarakein kommenden Stromes Ain Hauf), mit dem Hauptstrome [2]). Chiwarßu (Kiveres), Baaschbut (Bashboot), die chaldäischen Dörfer, Uschu (Ooshai) und Redwan (Radwan), jesidische Schlösser [3]) im Distrikte Herboperi, der von Jesidis, wie der Distrikt Schirwain vom gleichnamigen Stamme der Kurden Schirwain bewohnt ist. Sirt oder Sert, die Hauptstadt des gleichnamigen östlichsten osmanischen Sandschaks dieser Statthalterschaft, etwas nördlich ober dem von Betlis kommenden Arme des Tigris, der heute Chabur oder Betlis ßuji heißt, und der Nicephorius oder Centrites Xenophons ist. Die Stadt (das alte Tigranocerta) hat heute blos drey kleine Moscheen, eine armenische Kirche, und nicht mehr als dreytausend Einwohner, theils Mohammedaner, theils Christen armenischer, chaldäischer und nestorianischer Sekte. Kinneir fand keine anderen Denkmale alter Kultur, als Cisternen in Felsen gehauen, als Behälter nicht von Regen-, sondern von Quellwasser [4]). Die Felder umher sind wohl bebaut, und es gedeihen hier vortrefflich Feigen, Granatäpfel und viele Trauben, deren beste Schafiiusum heißen. Sert liegt eine halbe Tagreise südlich von Miafarakein, vier Tagreisen südöstlich von Diarbekr, und fünf nordwestlich von Moßul [5]).

Die Hauptstädte der bisher durchgangenen Sandschake sind alle aus der älteren Geschichte berühmt, nämlich Diarbekr oder Amid (Amida), Mardin (Marde), Nißibin (Nisibis), Sindschar (Sangara), Miafarakein (Martyropolis) und Sert (Tigranocerta); die folgenden sind bis jetzt kaum dem heutigen Namen nach bekannt, nämlich:

Arghana, zwischen Amid und Charput an der westlichen Gränze der Statthalterschaft Diarbekr gelegen [6]), zwölf Stunden von Diarbekr am Eingange des Taurus in der Größe von Mardin, und auch wie dasselbe auf dem Gipfel eines Berges gelegen; vortreffliche Trauben [7]). Die Einwohner, viertausend an der Zahl, sind ein Drittheil Griechen und Armenier, die übrigen Türken. Hier (vier Stunden davon, zu Maden, d. i. Fundgrube) sind die berühmten Kupferbergwerke, welche ganz Kleinasien und Persien mit Kupfer versehen. Duprė fand hier

---

[1]) *M. Kinneir's* journey S. 422. [2]) Ebend. S. 421. [3]) Ebend. S. 414. [4]) Ebend. 409. [5]) Dschihannuma S. 439, siehe auch S. Martin S. 170, Rennel S. 195 und 202. [6]) Dschihannuma S. 439. [7]) Heude 234.

die Bergleute sehr mittheilend, und noch mittheilender in dem Silberbergwerke (Gümisch-chane) zwischen Erserum und Trapesunt, achtzehn Stunden von letzter Stadt [1]). Der Aufseher und die Bergleute sind Griechen; ihr Verfahren, das Dupré beschreibt, ist mühsam und übel eingerichtet.

Charput, ein Schloß auf einem Berge in der Nähe des zum vorigen Sandschake gehörigen Sees Kökdschek [2]), vierzehn Stunden von Arghani, im Thale der alten Landschaft Sophene [3]).

Siwrek, südlich von Diarbekr hinter der Gebirgskette Karadschasagh, in der Ebene zwischen dem Tigris und Euphrates [4]).

Tschemischgisek, in der Nähe des Euphrats, mit dem Rücken an einem Berge gestützt, wird als der Anfang von Kurdistan betrachtet. Ursprünglich gehörten zu diesem Sandschake auch die von Ssaghman und Portok, die aber hernach als besondere kurdische abgerissen wurden. Die Hauptörter der acht (oben erwähnten) kurdischen sind:

Ssaghman und Portok, an das vorige gränzend, in der Ebene gelegen [5]).

Dschermik, in der Nähe von Siwrek, zwischen zwey Bergen [6]).

Tschabaktschur, an der Gränze der Statthalterschaft Erserum [7]).

Terdschik in der Nähe von Diarbekr; hier ist eine Quelle des Tigris [8]).

Atak, zwischen Terdschil und den Schlössern Telek und Musch, deren letztes schon zur Statthalterschaft Erserum gehört [9]).

Nun folgen die fünf von jeher in Familien vererbten Hukumet oder kurdischen Befehlshaberschaften, nämlich Palu, Agil, Guh, Chasu und Dschesira; die drey ersten sind nördlich an der Gränze gegen die Statthalterschaft Erserum gelegen. Guh gegen Betlis hin bey Tschabaktschur; Agil unter Guh gegen Diarbekr, Palu oder Arghana, hart am Ufer des Muradstroms.

Chasu (nicht zu verwechseln mit dem auf den östlichen Ufer des Tigris bey Amadir gelegenen Sachu) liegt in einem schönen von beyden Seiten mit Bergen umfangenen Thale, von

[1]) M. Kinneir 554, und Dupré I. 59. [2]) Dschihannuma S. 439. [3]) M. Kinneir 554. Heude S. 239. [4]) Dschihannuma S. 439. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) Ebend. und S. Martin S. 97. [8]) Dschihannuma S. 439. [9]) Ebend. die Orte der beyden Sandschake Mikrani und Kauleb sind im Dschihannuma nicht besonders aufgeführt.

zwey Flüssen in einiger Entfernung umkreiset. Diese zwey Flüsse vereinen sich unter der Stadt, gehen unter einer steinernen Brücke weg, und fallen als Ersan oder Batman bey Hoßn keif in den Tigris [1]). Die nördlich der Stadt gelegenen Berge heißen Su, von dem turkomanischen Stamme Karasu, der ehemals hier seine Herden weidete; zu Ewlias Zeit wohnten hier die kurdischen Stämme Haleti, Tschekwani, Sibari und Jesidis. In der Nähe ist das Grab von Weis, der aber ein anderer als der Held Weissol-karni; es ist ein Wallfahrtsort [2]). Die oben erwähnte steinerne Brücke beschreibt Ewlia als ein Weltwunder, indem dieselbe hundert drey und siebenzig Schritte lang in einem einzigen Bogen gespannt ist. Vielleicht besteht dieselbe heut eben so wenig als die oben erwähnte bey Hoßn keif, weil, wenn diese nicht zu Grunde gegangen wäre, M. Kinneir nicht nöthig gehabt hätte, den Tigris zu Pferd zu durchwaten [3]). Die Straße von Diarbekr nach Betlis und Wan führt über Chasu, und folglich über diese Brücke, deren noch heutiges Daseyn künftigen Reisenden zu erforschen vorbehalten bleibt.

In der Nähe von Chasu sind die Schlösser Felak, Sassim, Sarki und Kefender [4]); bey dem letzten wird zu der Grabstätte Chosrewagas, eines Pagen Murad IV. gewallfahrtet. Der Sultan, welcher nach der Eroberung von Eriwan, und der Verheerung von Tebris über Wan und Betlis hieher kam, und im Thale von Kefender sein Zelt aufschlug, sah den Pagen mit einem Futtersacke aus dem Schlosse kommen; er zürnte so sehr, daß ein seiniger Page sich unterstanden, selbst und allein auszugehen, statt einen Stallknecht um Futter zu schicken, daß er ihm sogleich den Kopf abschlagen ließ. Tags darauf gab er dreyhundert Dukaten, um ihm ein Grabmal zu erbauen, das seitdem zum Wallfahrtsorte geworden [5]).

Dschesirei Ben Omar, das ist die Insel der Söhne Omars, oder kurzweg Dschesira, die Insel, so genannt, weil sie auf allen Seiten vom Tigris umflossen ist, und weil Omar Ben Abdolasis, der achte Chalife der Ommiaden, den Fluß zur Befestigung der Stadt rundherum leitete [6]); in der Nähe derselben lag das alte Bezabda [7]), vier Stunden davon wird im Distrikte Gurgil der Ort gezeigt, wo sich die Arche am Dschudi niederließ. Seit Benjamin von Tudela hat bis auf M. Kinneir kein europäischer Reisebeschreiber diesen Ort besucht; der-

[1]) Dschihannuma S. 440. [2]) Ewlia's Reise vierter Theil.
[3]) *M. Kinneir's* journey p. 424. [4]) Dschihannuma S. 439.
[5]) Ewlia's vierter Theil. [6]) Dschihannuma S. 439 l. 3.
[7]) *M. Kinneir's* journey S. 450.

selbe liegt auf einem niederen sandigen Eilande, das eine Stunde im Umfange hat. Der Wall von schwarzen Steinen ist größtentheils zerfallen. Da hier M. Kinneir gleich nach seiner Ankunft in ein enges Zimmer von nicht mehr als acht Schuh im Gevierten eingesperrt ward, konnte er von den Merkwürdigkeiten dieser halb in Ruinen liegenden Stadt nichts besehen. Von diesen erwähnt Ewlia des Riesengrabs, wohin die Sage die unzeitige Geburt, womit die Frau Noe's in der Arche niederkam, verlegt. Dieser Prophetenabwürfling war der erste Leichnam, welcher nach der Sündflut auf Erden allhier begraben ward. Auf der Westseite der Stadt bewässert die Quelle Ain siklan schöne und fruchtbare Gärten. Die Einwohner besingen die Schönheit des Chaburs (Nicephorius oder Centrites) in melancholischen kurdischen Stanzen; der Begräbnißplatz, Dschebane genannt, ist mitten in der Stadt; man zeigt hier die Gräber mehrerer Abbassiden, und auch der Imame Dschafer und Bakeri (beyde irrig, indem sie zu Medina ruhen); endlich das Grabmal des großen Lehrers der Koranlesekunst Mohammed Al-dscheseri, dessen Beyname Dschesire seinen Geburtsort anzeigt. Im Distrikte von Dschesirei Omer, die äußerste Gränze der Statthalterschaft Diarbekr gegen Curdistan, führt Ewlia noch das mitten in Gärten gelegene Schloß Tenschach als von Noe erbaut, und das Dorf Nussur am Zusammenflusse der beyden Arme des Tigris an, und Funduk, welches, wiewohl auf dem östlichen Ufer des Tigris im Gebiete von Amadia gelegen, unter dem Beg von Dschesire steht [1]).

Als Beschluß der Beschreibung der bisher durchlaufenen fünf Statthalterschaften (Baßra, Bagdad, Moßul, Rakka, Diarbekr) liefern wir nach ganz unbenützten Quellen die folgende Beschreibung des Ursprungs und Wachsthums des Tigris, zur Vervollständigung der Hydrographie dieser Länder, welche bisher noch nirgends so genau und bestimmt angegeben ist. In dieser Hinsicht betrachten wir zuerst die Quellen und Hauptarme des Flusses, durchgehen dann die Ströme, die er aufnimmt, und schließen mit denen, die derselbe vor seiner Vereinigung mit dem Euphrates demselben oder der Wüste zusendete, oder noch zusendet.

Von den beyden Flüssen (dem Tigris und Euphrat) wird der erste als der Hauptfluß betrachtet, indem er nicht nur vorzugsweise den Namen des Flusses (Schatt) vor seiner Vereinigung mit dem Euphrates, und nach derselben den des arabischen Flusses (Schattol-arab) beybehält, während der Name des

1) Ewlia zu Ende des IV. Bandes.

Euphrates ganz verschwindet. Von den zwey Armen des Tigris (dem westlichen und östlichen), deren jener von Diarbekr, dieser von Betlis kömmt, ist der erste der größere und vorzüglichere, und trägt daher schon von seinen Quellen an den Namen Schatt oder Didschlet, d. i. Tigris, während der östliche Strom blos der Strom von Betlis oder der Chabur genennet wird. Die eigentlichen Quellen des Flusses sind also ober Diarbekr, und es sind deren nach der sehr umstandlichen Beschreibung Ewlia Efendi's vier.

Eine Tagreise nördlich von Diarbekr beym Schlosse Pali in einer reizenden Gartengegend, Baghin genannt, quillt die erste und Hauptquelle, Schatti Baghin, auch Schatti Sulkarnein, d. i. der Fluß des Zweyhörnigen genannt, weil die islamitische Sage erzählt, daß Alexander das reinste Wasser aufsuchend, um durch dessen Trunk den Schmerz, den ihm seine beyden Hörner auf der Stirne verursachten, zu stillen, nachdem er den Strom nun aufwärts verfolgt, und immer getrunken hatte, hier stille stand und Linderung fand. Der zweyte Quell springt aus einer Höhle des Bergs Tachti Mascha bey Arghana mit großem Getöse; der dritte aus einem Berge im Thale Tschinarli, zwischen Arghana und Demurkapu. Die Ströme dieser drey Quellen gehen vereinigt unter der Brücke Bardendsch weg, und vereinigen sich dann mit dem Strome des vierten Quelles, der von Terdschil kommt, und Schatti Terdschil heißt.

Dieser aus den vier genannten Quellen und anderen Bächen vereinte westliche Hauptarm strömt von Westen nach Osten, die Stadt Diarbekr (dieselbe umkreisend) vorbey, und nimmt vor seiner Vereinigung mit dem östlichen Arm, der von Betlis kömmt, und den von Norden herabströmenden Erjen und Batman auf, welcher aus dem Gewässer von Atak, Kefender, Sarki und Saku zusammen, und bey Hoßn Keif in den Schatt fließt. Die kleineren, aber auf dem linken Ufer von Norden her einströmenden Gewässer, welche der westliche Arm von Diarbekr vor seiner Vereinigung mit dem östlichen von Betlis aufnimmt, sind der Fluß von Miafarakein (Aini Hauf), der Nymphäus der Alten, dann die Flüßchen Abi Hini, Abi Sid, Abi Hassan, Abi Atak, Abi Beschra, auch Altunküpri [1]). Der östliche Arm, gewöhnlich Ali Betlis, d. i. der Strom von Betlis oder auch Chabur genannt, ist der Centrites oder Nicephorius der Alten [2]); derselbe entspringt zu Susan, ein wenig nördlich von Betlis [3]), und vereinigt sich unter Dschesira

---

[1]) Dschihannuma S. 467. [2]) Rennel 199, 201. *M. Kinneir's* journey p. 412. [3]) Derselbe S. 416.

B. Omar mit dem westlichen Arme von Diarbekr. Die ferneren Flüsse, welche nun alle auf dem linken Ufer des Tigris von den kurdischen Gebirgen einströmen, sind in der Ordnung des Laufs, der nun von Norden nach Süden gerichtet ist, die folgenden: der Hisel oder Chisel, der von den gleichnamigen Bergen kommt, bey Sachu in den Chabur, und mit demselben in den Schatt (d. i. den westlichen Arm von Diarbekr fällt; der Distrikt von Sachu liegt zwischen dem Chabur und Chisel [1]).

Von Amadia und Sachu strömen mehrere kleine Gewässer in den Tigris hinunter, welche nach den Bergen, aus denen sie kommen, die Flüßchen von Guwaschi, Kelati, Akari, Sindi und Sachu heißen. Der erste namhafte Fluß ist aber der große Sab (Sabatus), und dann der kleine Sab. Diese beyden Flüsse hießen ehemals auch Lycus und Caprus, wie mehrere andere Flüsse der alten griechischen Geographie (z. B. der Lykus und Caprus, bey Laodicea in Phrygien, wo der kleinere Caprus, d. i. die Ziege, dem größeren Lykus, d. i. dem Wolfe, gleichsam entgegen, oder dieser derselben nachspringt. Der größere Sab heißt seines reißenden Laufs willen, auch Medschnun, d. i. der Rasende, und der kleine Altunßuji, d. i. das Goldwasser. Dieses Altunßuji ist eben so wenig mit dem oben erwähnten in den Arm von Diarbekr strömenden gleichnamigen Flüßchen, als der Chabur des Tigris (d. i. der Centrites) mit dem Chabur des Euphrats (der Chaboras) zu verwechseln. Der Fluß von Kifri, der Odorneh (der Tornadotus der alten Geographie), fällt gegenüber der Mündung des Kanals Ishaki in den Tigris. Der Diala (der Silla des Isidorus) entspringt bey Schehrsor, nimmt in seinem Laufe die Flüßchen der Oerter Tus Churma, Holwan, Derne, Derteng, Neherwan, in Kaßr Schirin auf, und geht ober den Ruinen des alten Medain in den Tigris. Bey Bagdad, wo die geringste Entfernung der beyden Flüsse (des Tigris und Euphrates) vor ihrer Vereinigung bey Korna, wieder das eigentliche alte Mesopotamien, und Babylonien beginnt, dessen Flüsse und Kanäle schon oben

1) Im Dschihannuma, S. 467, wird dieser Fluß Hisel هيزل im Ewlia Chisel خيزل bey Kinneir S. 454 falsch Hasel geschrieben. Das خيزل Chisel als Flußname ist augenscheinlich aus dem Chidekel der Schrift entstanden, welches auch in der Benennung Didschla erkannter ist. Wäre die Benennung dieses Flusses als die vierfache Quelle des Tigris früher in Europa bekannt gewesen, zu wie vielen neuen Hypothesen über die vier Flüsse des Paradieses hätte dieselbe nicht schon Stoff gegeben? —

bey der Statthalterschaft Baßra vorgekommen, so wie die unter Korna von Osten in den Schattol-arab fallenden Flüsse, nämlich der Kereh und Karun (Gyndes und Eulaus), schon bey der Beschreibung von Persien abgehandelt worden sind. Hier wollen wir blos der Kanäle, welche von dem rechten Ufer des Tigris gegen den Euphrat gehen, erwähnen. Die orientalischen Geographen erwähnen zwar eines Armes des Hermas (Ssarßar), welcher bey Tekrit von der Westseite in den Tigris, nicht aus demselben geflossen seyn soll, und Rennel zeigt denselben, auf diese Angaben gestützt als Tatar River in seiner Karte an, aber kein europäischer Reisender, der bey Tekrit vorbeygekommen, erwähnt dieses Armes oder der Spuren seines Bettes.

Eben so wenig als dieses auf der Westseite einströmenden Ssarßar, oder seines Bettes, erwähnen europäische Reisebeschreiber des auf der Ostseite vormals vom Tigris aus und wieder in denselben zurückfließenden Kanals, der bey Kaßr Dschaaferije ausging, dann den Namen von Nehrwan annahm und bey Dscherdscheria wieder einfloß; er hieß der große Katul, zum Unterschiede der drey kleinen Katul, die vom Tigris unter Samara ausflossen. Der Dudscheil oder kleine Tigris strömt unter Samara oder Semenrai aus, und nachdem er sich in mehrere Arme getheilt, in denselben wieder zurück; nachdem derselbe größtentheils versandet worden, reinigte denselben Murtesapascha i. J. d. H. 1065 (1654). Die anderen vorzüglichsten Kanäle, welche der Tigris von seinem rechten Ufer entsendet, sind: die drey schon bey der Beschreibung Bagdads erwähnten, der Nehr Jshaki, Nehr Jssa, Nehr Melek und der Schattol Hai, die Gränze der Statthalterschaften von Bagdad und Baßra [1]). Die anderen von Abulfeda und Ewlia, und nach dem ersten von Otter und Wahl aufgezählten neun Kanäle gehören nicht nach Mesopotamien, sondern blos in die Gegend von Baßra, wo künftigen Reisenden die nähere Bestimmung derselben vorbehalten bleibt. Ewlia berichtet über dieselben das Folgende [2]):

1) Merre, der nördlichste, bewässert die nördliche Umgegend von Baßra, und fällt in 2) den Deir, an welchem das Grabmal Mohammed Haafis steht. Sechs Farsangen unter diesem ist der Kanal 3) Sibk Schirin, der sich in der Wüste ver-

---

[1]) Diese sollen vom Euphrat in den Tigris und nicht von dem Tigris in den Euphrat fließen, was um so unglaublicher, als das ganze Land sich von den kurdistanischen Gebirgen her gegen Westen, wohin alle Flüsse in den Tigris laufen, zu senken scheint. [2]) Ewlia, zu Anfange des vierten Theils.

liert. Zwey Farsangen unter diesem geht der Kanal 4) Nehr Moakil, der sich bey den Ruinen von Mina mit dem 5) Obolla vereinigt. Dieser geht vier Farsangen unter dem Nehr Moakil aus, und an seiner Mündung ist das edenische Gefilde von Obolla; derselbe ergießt sich mit dem Moakil vereint wieder in den Schatt. Vier Farsangen unter dem Obolla geht der 6) Nehr Jehud, d. i. der Judenfluß, aus, und nahe an demselben der 7) Nehrol-chatib, d. i. der Rednerfluß; bey Ueberschwemmungen vereinen sie ihre Fluten. Eine Farsange näher gegen Baßra als der vorige, strömt der 8) Nehr Emin, d. i. der Seherfluß, und dann der 9) Nehr Kandil, d. i. der Lampenfluß.

VI. Schehrsor.

Der Tigris scheidet die Statthalterschaft Diarbekr von der von Schehrsor, mit welcher das eigentliche Kurdistan beginnt, und sich mit Inbegriff der Statthalterschaft von Wan bis nach der von Erserum erstreckt. Auf der Nordseite gränzt die Statthalterschaft an Wan, auf der Südseite an die Statthalterschaft Bagdad, und von der Ostseite an das persische Kurdistan, indem das Gebiet der kurdischen Gebirge (die montes gordyaei) zwischen osmanischer und persischer Herrschaft getheilt ist. Die Sandschake nach dem Dschihannuma [1]) sind: Surudschek, Suleimanije, (dasselbe mit Kerkuk), Arbil, Keschan, Schehrbasar, Schehrsor, Otari, Baf, Koi, Berend, Balkas, Uschti, Kalai, Ghasi, Dschebeli Hamrin, Rudin, Schemiren, Dschulamorg, Dildschuran, Merkava, Adschura, Harin, Mihrewan, Indschiran, Hesarmerd, Senga, Kisildscha, Tschaghan, Karatag, Amadia.

Da das letzte unmittelbar (nur durch den Tigris getrennt) an Diarbekr stößt, nennen wir die vorzüglichsten Oerter nach dem Dschihannuma, indem außer Amadia, weder Kinneir [2]) noch Heude, die einzigen neueren Reisenden, welche in diese Gegend sich gewaget haben, irgend eines der benachbarten Schlösser nennen. Nach Dupré [3]) wird das türkische Kurdistan heute von drey Statthaltern verwaltet, deren einer seinen Sitz zu Choi (vermuthlich Sachu in Diarbekr), der andere zu Sachu (d. i. bey Amadia), und der dritte zu Babân seinen Sitz hat. Die Gegend um Amadia ist die fruchtbarste, sie versieht das gegenüber gelegene Moßul mit Tabak, Weinbeeren, Wein, Honig, Früchten und Manna (Gisengebin), die sich

---

[1]) S. 445. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 456 [3]) Dupré I. p. 93.

während vierzig bis funfzig Tagen im September und Oktober Nachts bildet, und an dem ersten Strahle der Sonne schmilzt. Man bedient sich derselben statt Zucker und Honig.

Der Pascha von Amadia (welches ein Hukumet, d. i. erbliche kurdische Befehlshaberschaft ist) leitet seine Abstammung in ununterbrochener Linie vom Hause Abbas ab, und beherrscht ein und dreyßig wohl bevölkerte fruchtbare Distrikte, die von Kurden, Chaldäern, Nestorianern und Katholiken bewohnt sind [1]); den Namen hat es von dem berühmten turkomanischen Fürsten Amadeddin Sengi Aksankor; die Festung liegt auf einem sehr hohen Berge, und erhält das Wasser mittelst jener in den Felsen gehauenen Brunnen. In der Stadt sind mehrere Bäder, Moscheen und Akademien; die hier wohnenden kurdischen Stämme heißen Musuri Sibari, Radkani, Perwari, Memi, Sababerwi, Tili, Behli [2]). Die Sibari haben ihren Namen vom Strome des Thals, das sie bewohnen; die Radkani heißen auch Rigani. Die herum liegenden hohen Schlösser sind: Aakar, von Moslimen und Juden bewohnt, Huk, Deir maklub, Bibescher, Kalata, Schusch [3]), Ahmerani, Basi Rani, Germlis zwischen Baschkara und Bersan. Sachu, der Sitz der kurdischen Stämme Sindi [4]) und Suleimani, weßhalb die umliegende Gegend auch die Landschaft Sindian heißt. Dieses Gebiet ist ebenfalls wie das von Amadia eine vom Vater auf den Sohn vererbliche Befehlshaberschaft (Hukumet), der Pascha, den M. Kinneir hier fand, Caputpascha; (?) die Stadt liegt auf einem vom Chabur gebildeten Eiland, die Wohnung des Pascha ist in einem Schlosse am östlichen Ende der Stadt [5]). Das Gebirge von Sachu hält M. Kinneir für dieselbe Kette, welche den Fortschritt der Zehntausend Xenophons aufhielt, und sich von dem Ufer des Tigris abzuwenden zwang. Rennel setzt in die Nähe von Sachu die von Xenophon (B. III. C. 22) erwähnten Dörfer [6]). Am Zusammenflusse des Chabur mit dem Flüßchen Huk liegt das gleichnamige Schloß; der Di-

[1]) *M. Kinneir's* journey p. 456. [2]) Dschihannuma S. 467. [3]) Da auch auf der anderen Seite des Tigris ein Susch liegt, so zeigt diese öftere Wiederkehr desselben Namens in dieser Gegend, wie wenig derselbe für die Identität des persischen Susch mit Susa beweisen könne. Siehe bey Heude 203 Suza. [4]) Wenn auf die von Heude bemerkte Verwandtschaft des Morischen mit dem Kurdischen eine Verwandtschaft der Völker zu bauen ist, so gibt dieser Distrikt, der denselben Namen, wie die indische Landschaft Sind trägt, einen etymologischen Behelf. [5]) *M. Kinneir's* journey p. 454. [6]) Rennel S. 158.

strikt von Sachu liegt zwischen den beyden Flüssen Chabur und Hisel [1]).

Schehrsor, die Hauptstadt der Statthalterschaft, hieß ehemals Nimrah, nämlich auf dem halben Wege von Medain nach dem Feuertempel von Aserbeidschan gelegen, von Kobad B. Firuf dem Sassaniden erbaut, und daher Schehr Firuf genannt, was später in Schehrsor verderbt ward; in der Nähe zeigt man eine Grotte, wo Alexander begraben ward (vor der Ueberführung des Leichnams nach Alexandrien), zwölf Farsangen von Holwan, sechs Stationen von Maragha, fünf von Moßul entfernt. In der Gegend sind überhaupt mehrere sehenswerthe Berghöhlen und Grotten als Wohnorte und Festungen benutzt, als bey den Schlössern Gulanber (Rosenambra), Salim Kalaasi und Kalaitscharch, das zwischen den beyden vorigen liegt [2]). Diese Gegend hat noch kein europäischer Reisender betreten.

Arbil, das alte Arbela, zwischen dem großen und kleinen Sab, zwölf Stationen von Moßul auf einem Hügel von einer Ebne umgeben. Der Ort wurde von Abu Said Gokbusi Mosafferoddin ungemein verschönert, und mit vielen frommen Stiftungen versehen; zu seiner Zeit wurde das Geburtsfest des Propheten jährlich hier mit ungemeinem Glanze gefeyert [3]). Ehemals waren hier die Gräber der persischen Könige, die Caracalla zerstörte [4]), und in der Nähe Gaugamela das Schlachtfeld zwischen Darius und Alexander, das einige Reisende im Dorfe Enkewat zu erkennen glauben [5]). Erkil hat drey bis viertausend Einwohner aus dem kurdischen Stamme Badschilan, aus Christen, Arabern, Türken, Juden und Jesidis; hier wird eine Art dicker schwerer Decken verfertigt, welche die Feuchtigkeit vortreflich abhalten [6]). Kerkuk oder Suleimanije ist heute der Sitz des Paschas, die ehemals zu Schehrsor residirten; das alte Corcyra liegt auf einem künstlichen länglichen Hügel im flachen Lande, mit Mauern umgeben. Der in der türkischen Geschichte berühmte Pascha Tschigalasade, Sohn des genuesischen Admirals Cicalla, residirte hier lange Zeit; nach Dupré hat die Pforte seit vierzig Jahren das Land dem Statthalter des arabischen Irak (Bagdad) untergeben, der hieher einen Motesselim setzt [7]). Heude, der seinen Weg über Suleimanije nahm, gibt als Titelkupfer die malerische Ansicht der wilden Felsenschlucht, die sich vor Suleimanije öffnet, und rückwärts

---

1) Dschihannuma S. 467. 2) Dschihannuma S. 445. 3) Ebend. 446. 4) Zonaras IV. 5) Dupré I. S. 128. 6) Heude p. 214. 7) Dupré I. S. 132.

die Ansicht der Stadt selbst; sie liegt in einem Thale von ungeheueren, den größten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckten Bergen umgeben [1]).

Koschab, ein Schloß zwischen dem Sab und Tigris, am Zusammenfluß des kleinen Sab mit demselben westlich von Erbil zwey Stationen [2]).

Mihriban, auf dem Wege nach Hamadan, in enger Bergschlucht rückwärts an die Berge gelehnt, nördlich eine Ebene mit einem Teiche und morastiger Gegend [3]).

Duldschuran, auf dem Wege von Kerkuk nach Schehrsor, am Rande der Wüste, hinter dem Passe von Derbend imam [4]); die Gebirge auf der rechten Seite dieses Passes heißen Karadschalagh.

Hesarmerd, am Ende der Ebne von Duldschuran, auf einem Berge.

Schehrbasar, im Gebirge von Schehrsor, auf einem Berge [5]).

Ghasikalaa oder Ghasikirar, ebenfalls im Gebirge [6]).

Kisildschesagh, hinter dem Passe von Tschaghan [7]).

Jelenkar, in der Nähe des vorigen, ein hohes Schloß, der Sitz der kurdischen Fürsten Kuran [8]).

Schehmeran, südlich von Schehrsol, am Fuße fließt die Diala, man steigt mittels einer Felsentreppe hinauf [9]).

Surudschek, im Gebirge von Schehrsor, Schloß und Distrikt [10]).

Mergawa, am Ende der Wüste von Kerkuk, links vom Passe Derbendiman [11])

Belban, ein Schloß und See, dessen Abläufer in den kleinen Sab geht, es liegt in der Nähe von Harir [12]).

Uschti, hinter Harir im Gebirge [13]).

Samaklu, auf dem gleichnamigen Berge in der Nähe von Harir [14]).

Die Schlösser Geldim, Orman, Novin, Meschighla, Hassid, Meiwe, Kura, Weilek, Mabekr [15]).

Harir, in der Ebne nahe am Gebirg, eine Stadt ohne Schloß, nur durch einen äußerst beschwerlichen Felsenpaß, wo drey Bergschluchten zusammenlaufen, zugänglich. Diese mühsame, größtentheils gemauerte Straße heißt Tschehar diwar, d. i. die vier

---

1) Heude p. 200, 208. 2) Dschihannuma S. 447. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Ebend. S. 448. 6) Ebend. 7) Ebend. 8) Ebend. 9) Ebend. 10) Ebend. 11) Ebend. 12) Ebend. 13) Ebend. 14) Ebend. 15) Ebend.

Mauern; dem Felsenthale, worin Harir gelegen, liegt der Berg Semakli vor [1]).

Duwin, ebenfalls in einem Bergthale, die osmanische Gränze gegen Aserbeischan [2]).

Rubin, in der Nähe von Harir gegen die Gränze [3]); die Distrikte von Harir heißen: Awan, Jalegen, Bajan, Samaklu und Schakabad [4]).

Awanak, ein Gränzschloß im gleichnamigen Distrikte; die Einwohner heißen Sehran statt Surchan, vom rothen Gestein [5]).

Bajan, bey Harir, SOst von dem Passe Derbend puscht an einem kleinen See, dessen Ablaufer bey der Stadt in den von Belban und Kestane kommenden Fluß geht [6]). Dieser geht dann westlich bey Arbil vorbey, vereint sich mit dem Sibari und geht über Samara in den Tigris.

Längs des Laufes dieses Flusses und in der Gegend sind die Schlösser: Tschinar, Choschir, Sindschire, Scharakbu, Basseki, Neran, Para, Perted, Kaalab, Barifl [7]); diese Gegend ist das innerste und eigentliche Kurdenland, das sich nach dem Dschihannuma in der Breite von Hurmus bis Maletia, in der Länge von Aran bis Moßul erstreckt. Dupré, welcher diesem nach so wenig bekannten Gebirgslande und Gebirgskette ein besonderes Hauptstück seiner Reisebeschreibung [8]) gewidnet hat, theilt nach Garzoni [9]) ganz Kurdistan in fünf Fürstenthümer oder Befehlshaberschaften, nämlich in die von Betlis, Dschesire, Amadia, Dschulamerg und Kartschelan, und nennt ebenfalls nach Garzoni die Bewohner Betlissi, Botran, Badinan, Schambo, Siran. Diese Eintheilung und Uebersicht dürfte von künftigen Beschreibern dieses asiatischen Hochlandes, das fast noch ganz terra incognita für den Geographen ist, nicht ganz richtig befunden, und diesen Namen andere üblichere vorgezogen werden, so z. B. geben unsere türkische Quellen die Bewohner des Distriktes von Amadia unter dem Namen des Stamms Sibari, die des Distrikts von Dschulamerg unter dem Namen des Stamms Hakarian, deren Befehlshaber blos Schanbo heißen [10]), und das

---

1) Dschihannuma S. 447. 2) Ebend. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Ebend. S. 449. 6) Ebend. 7) Ebend. 8) Dupré I. Ch. X. p. 89. 9) Gramatica e vocabolario della lingua kurda. Roma 1787. 10) Garzoni sagt (S. 4) I sudditi di Giulamerk si dicono *Sciambo*, das Dschihannuma an zwey Stellen S. 449 und 421, gerade das Umgekehrte حكام حكاري شنبو لقبي ايله ياد اولنور d. i. die Befehlshaber der Hakari heißen Schanbo.

Dschihannuma [1]) nennt als die vier Hauptklassen der Bewohner Kurdistans, welche an Sitten und Gebräuchen von einander abweichen, die Germanidsch, Gulchran oder Gulheran, Kuran (vermuthlich die Suran Garzoni's) und die Jesidis um Moßul und in Syrien aus den Stämmen Sini, Tasini Chalui, welche den Teufel als einen Cherub verehren, und sich als Jünger des Scheichs Hadi bekennen.

Von diesen Befehlshabern und ihren Untergebenen gibt M. Kinneir die folgende anziehende Nachricht: These chiefs are regarded with great deference by their vassals, whom they treat with kindness and with familiarity, but their word is a law and they have the power of life and death: they preserve a certain degree of state, seldom move from their seats without a dozen attendants, and their favorite topic of conversation is the antiquity of their families and their long established independence, which they boast of having maintained since the days of Noah their grand patriarch. It would indeed be no easy matter for a foreign invader to subdue a country si intersected with narrow defiles, difficult passes, and inaccessible mountains, to which the natives might fly for shelter without the danger of pursuit. Here they can subsist for months on the milk of their goats, and bred made from acorns, whilst the severity of the winterseason combined with the scarcity of forage and provisions must compel an army to retire or divide itself in curring in either case the risk of being destroyed

Wer glaubt nicht hier eine Beschreibung des schottischen Hochlandes zu lesen, wie die Sitten der Bewohner desselben Walter Scott in seinem Waverly, als noch vor sechzig Jahren bestehend, geschildert hat. Ein noch mehr ins Auge des ethnographischen Beobachters springendes Zusammentreffen ist die ossianische Melancholie, welche der Bewohner Kurdistans am Ufer seiner Ströme wie der Hochländer auf seinen uralten Burgen in elegischen Liedern ausspricht. An zwey Stellen erwähnt der Reisebeschreiber Ewlia diese schwermüthigen Gesänge zum Lobe des Chaburs (des östlichen Armes) des Tigris, und was das Allermerkwürdigste, schon Plinius nennt den Ursprungsort dieses östlichen Arms den elegischen: loco nomen Elongosine (statt Elegosine) est ipsius qua tardior fluit, *Diglito*: unde concitatur [2]).

---

[1]) Dschihannuma S. 449. [2]) *Plinius* VI. 27. Der Distrikt heißt noch heute Eleger und wird in der Statthalterschaft Erserum vorkommen. — Als eine große philologische Seltenheit theilen wir dieses elegische Lied der Kurden am Chabur hier im

Freylich kennen Reisende bisher die Kurden nur von ihrer schlechten Seite, wie schon Strabo die Gordyäer schildert, nämlich als Räuber und Diebe; aber ihre lobenswerthen Eigenschaften sind minder bekannt. M. Kinneir fährt in der Schilderung der einen und andern, mit den folgenden Worten fort: the Koords are without faith and have so little respect for truth, that they lie systematically, whenever it can, in the most trifling degree, answer their purpose; they are jealous of strangers, rude and uneducated, but full of patriotic feeling, and conceive it happy to be permitted to remain unmolested in their native mountaius. They are not so strict as Turks in regard to their women, who go abroad with their faces uncovered, and do not shun the approach of the other sex; they venerate the dead, and invariably erect monuments [1]) to the memory of those, who are supposed to have led a holy life. Their customary dress in this part of the province is a long robe made of white cotton cloth, but in the neighbourhood of *Betlis* and *Moosh* they manufacture a sort of striped stuff resembling tartan [2]). Um dieses Sittengemälde besonders von der schönen Seite zu vervollständigen, vernehme man nun auch morgenländische Zeugen; die wenigen Namen großer und berühmter Kurden, die nicht nur jeder Morgenländer, sondern auch jeder gebildete Europäer kennt, werden genügen, von diesem Volke nicht nur bey den für alle Helden (des Kriegs und der Liebe) günstig gestimmten Frauen, sondern auch bey unparteyisch richtenden Männern ein sehr vortheilhaftes Urtheil zu begründen. Die größten Helden der alten persischen Ge-

---

kurdischen Original mit: چومه جيزيري كلك بردانى چومه خابوري جيوت و واني آيايايا اويويو بو امان مروت مزيزم بوچي كلندو dessen Uebersetzung wir aber um so weniger hier wagen konnen, als selbst Ewlia, der in Kurdistan reiste, dieselbe zu liefern nicht gewagt hat, indem er sagt daß es ihn zu weit führen würde: اكر بومرتعي ترجمه‌سيله تحرير ايلسك تطويل كلام اولور

1) M. Kinneir's *journey* p. 410. 2) Heude beschreibt kurdische Gräber von sonderbarer (nordischer) Form, zwischen Ibrahim Kantschi und Katschan, S. 206, und gibt in einer Kupfertafel die Abbildung derselben, sie erinnern an die Steinpfeiler von Stonehange.

schichte, Rostem, Behram Tschobin, Gurgin Milu waren Kurden; Kurden waren der große Saladin (Ssalaheddin) und Ferhad, der Geliebte Schirins, der letzte aus dem Stamme Gülhera [1]).

Nach dem persischen Geographen (dem Verfasser des Nushetol-Kulut) zerfällt Kurdistan in achtzehn Landschaften, und die von ihm genannten Distrikte sind: Alani mit vortrefflicher Jagd.

Al-bister, eine mittelmäßige Stadt, wo der Feuertempel Arochsch stand.

Behar, ein Schloß, wo Suleimanschah zu residiren pflegte.

Hafischan, ein festes Schloß am Ufer des Sab.

Derbendi Tadsch Chatun, eine in Ruinen liegende Stadt.

Derbendi sengi, wohlbewässert, aber die Einwohner scheuslich.

Derbil, eine Stadt mit guter Luft und gutem Wasser.

Dinewei, eigentlich schon zu Persisch Irak gehörig.

Dschemdschalabad, auch Sultan Jarmendschan, am Fuße des Berges Bissutun, vom Fürsten der Mogolen Oltschatiu erbaut.

Kerend und Choschan, zwey Dörfer im Gebirge Holwans; das erste verfallen, das zweyte wohlangebaut.

Mandescht, ein Distrikt von funfzig Dörfern mit Gebirgwasser.

Mersin, ein Schloß mit einem Flecken daneben.

Mostam, gegenüber von Schebdis, d. i den Sculpturen des geharnischten Ritters am Berge Bissutun, auf welchem die Sage des Kurden, die Namen seiner beyden berühmtesten Landsleute (Rostem und Ferhad) verewigt hat. Das vom Berge kommende Wasser heißt Rudi Gülgun [2]).

Tus-churma, d. i. Salzdattel, von den Salzquellen so genannt.

Kergösbaba, wo überall aus dem Grunde, wenn man gräbt, Flammen auflodern; westlich dabey fließt ein kleiner Fluß, quellen drey Naftabrunnen, und eine Pechquelle, wo Thiere,

---

[1]) Dschihannuma S. 450 und aus demselben auch Otter II. S. 238, wo aber Behram, Gurgin und Saladin fehlen.

[2]) Gulgun ist der Name des Lieblingsfalken Schirins, und Schebdis der Name des Lieblingsrappens Chosru's S. Schirin.

die darüber wegwallen, pichen bleiben. Die anderen Distrikte sind Kulusch, Schikasch, Hawar, Siwan, Rawadan, Tagßu, Schemiran[1]).

(Der Beschluß folgt.)

Art. X. Historisch-Genealogischer Kalender auf das Gemeinjahr 1821. (Mit Kupfern.) Berlin, herausgegeben von der königl. preußischen Kalender-Deputation. 12. Historischer Text 242 Seiten. Genealogie der regierenden Häuser 104 S. Verzeichniß der Postkurse 66 S.

Eigentlich für seine unmittelbare Umgegend, oder in weiterer Ausdehnung für die preußischen Staaten bestimmt, hat der genealogische Kalender durch die Trefflichkeit seines historischen Inhalts dennoch ein allgemeines Interesse. Die Genealogie der regierenden Häuser, in seiner zweyten Hälfte auf das genaueste ausgeführt, so wie das Verzeichniß der Postkurse gehört nicht in den Umkreis der Referate dieser Jahrbücher. Was wir aber von den historischen Beyträgen zu berichten finden, welche Herrn Bibliothek-Direktor Wilken zum Verfasser haben, und sich alle durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung auf eine seltene Art empfehlen, wird Jedem willkommen seyn. Es sind drey unter sich zusammenhängende Aufsätze.

I. Berlin unter Johann Sigismund von 1608 bis 1619 erzählt die Schicksale jener Stadt während des angezeigten Zeitraums. Ohne Gepränge der Darstellung, ja aller Zierde der Rede entblößt, eine ganz einfache Berichtserstattung, ist sie doch im höchsten Grade anziehend, und hält die Aufmerksamkeit des Lesers bis an's Ende gefesselt. Sie beginnt mit dem Streite um die Nachfolge in den Besitz von Jülich, Cleve und Berg, nach dem erfolgten Tode des Herzogs Johann Wilhelm. Die Zwistigkeiten mit Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, die allmählichen Kriegsrüstungen von Seite des Erzherzog Leopold, Bischofs von Passau und Straßburg, als vom Kaiser zur Sequestration der Jülichschen Lande beordertem Reichsstand, wie von Seite Johann Sigismunds, bilden den natürlichen Uebergang zu dem Gemälde des Lebens in der Mark Brandenburg und in Berlin während jener Epoche. Viel Unerfreuliches kommt hier zum Vorschein, welches der ganzen schwer gedrückten Generation gemeinsam war, hier aber mit genauester Individualisirung, wie es sich in der Mark

---

[1]) Alle diese Oerter, welche das Dschihannuma S. 450 und 451 aus dem Rusched aufführt, gehören heut zum persischen Kurdistan, waren aber vormals unter türkischer Herrschaft.

gestaltete, dem Leser entwickelt wird. Sehr interessant insbesondere ist die hier gegebene Charakteristik des Soldatenwesens, und seiner vielfältigen Mißbräuche. Höchst anschaulich und durch das reichste Detail der Berichtserstattung von seltener Lebendigkeit darf man die Darstellung der in Berlin durch den Uebertritt des Churfürsten zur reformirten Kirche entstandenen Unruhen nennen. Die Wuth der eifernden Lutherischen Prediger, das im Aufruhr gährende Volk bilden in den Szenen, die sie veranlassen, gleichsam nur die Folie, den erhabenen Gleichmuth, den milden Sinn und die ernste Festigkeit des Charakters des verkannten Churfürsten heller strahlend der Nachwelt hinzustellen, obgleich der Verfasser nur einzig die treue Entwicklung der Ereignisse beabsichtigte.

Dem durch diese innere Zwistigkeiten entstandenen Mangel an Eintracht, welcher andere in früheren Zeiten gewöhnliche gesellige Vergnügungen nicht mehr zuließ, schreibt der Verfasser einen Antheil an der Entstehung eines Theaters in Berlin zu, woran man in dieser Zeit zuerst dachte, damit eine Zeitverkürzung gründend, welche nur eine leidende Hingebung ohne jene thätige Mitwirkung forderte, welche in Turnieren und anderen Waffenspielen leicht die gegenseitige Erbitterung hätte zum Ausbruche bringen können. In dieser Zeit, fährt der Verfasser später fort, betrachtete man dramatische Darstellungen nicht mehr als eine Verherrlichung besonderer feyerlicher Zeiten, und beschränkte sich nicht mehr auf erbauliche Darstellungen heiliger Geschichten, bey Gelegenheit kirchlicher oder anderer Feste, oder auch muthwilliger Spiele in der Fastnacht, welche bis dahin üblich waren, sondern man suchte nunmehr in den Schauspielen eine regelmäßige Erheiterung und Zerstreuung. Es erhielt also durch den Churfürsten Johann Sigismund der gewöhnlich englischer Junker benannte Junker Hans Stockfisch den Auftrag, nach Berlin eine Kompagnie Komödianten, vornehmlich aus England und den Niederlanden zu schaffen, wofür ihm ein jährlicher Gehalt von zweyhundert und zwanzig Thalern angewiesen wurde, nebst freyer Station und zwey Essen als Deputat. Dieser Junker Hans Stockfisch scheint aber den Erwartungen in keiner Hinsicht entsprochen zu haben; da ihm, der nach dem Tode Sigismunds eine Anforderung von tausend Thalern zu machen sich beygehen ließ, als Vergütung nur erdichteter Auslagen (der größte Theil der Komödianten war überdieß nur in der Nähe zusammengerafftes Volk gewesen) zwanzig Thaler statt jener tausend präsentirt wurden, und er, als er hierüber in Grobheiten ausartete, beynahe in den Kerker gekommen wäre. Diese bereits zu Anfang des Jahrs 1620 erfolgte Abfertigung des Junker Stockfisch zeugt von einem

frühen Beginne des deutschen Theaters, im Widerspruche, wie der Verfasser bemerkt, mit andern Angaben, welche die erste regelmäßigere deutsche Schauspielergesellschaft in das Jahr 1669 setzen. Der Verfasser geht hierauf in eine genauere Untersuchung dessen ein, was durch Stockfisch in theatralischer Hinsicht geleistet worden seyn mochte, und gibt von einigen, wahrscheinlich aus jener Zeit herrührenden Stücken sehr anziehende Nachrichten. Auch Schulkomödien wurden gegeben, wie im Jahre 1618 ein durch Michael Boxhorn verfaßtes Stück: »Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art,' wie selber unsern Magdeburg das Herz zweyer reisenden Handwerksburschen bestricket, und einen davon jämmerlich umgebracht, der zweyte ist ihm durch Bekehrung entrissen. Ein schön lehrreich Spiel für Christen und Reisende.« Im Jahre 1620 ein anderes vom Rektor Mathias Reinmann: »*Eugenius*, oder historische Komödie von einem Jüngling, welcher seinem Vater nach dem Leben gestanden, der Vater aber ein wunderbaren Rath erfunden, wodurch der Sohn plötzlich zur Buße geschritten.« Ueberdieß stellte der Churfürst schon 1611 den Johann Stenzel, edlen Herrn von Pflichten, mit einem Gehalt an, »damit er sich als Rittmeister, Fiolist und Geiger zum Schimpf und Ernst gebrauchen, und auf Begehren des Churfürsten auf das lieblichste hören lasse.« Im Jahre 1614 nahm der Churfürst eine Gesellschaft englischer Springer in Sold, pflegte die Kirchenmusik und die der herrschaftlichen Tafelkapelle, welche jährlich 5716 Gulden kostete. Schauspielergesellschaften sowohl als Musiker wurden aus den churfürstlichen geheimen Kammer- und Holzgefällen bestritten. Dieser mannigfaltigen Unterhaltungen ungeachtet versäumte der Churfürst die wegen androhenden heftigern Krieges nöthigen Vertheidigungsanstalten keineswegs; er suchte die Bürger der Residenz wieder an die Waffen zu gewöhnen, ließ 1617 eine Vogelstange vor dem Rathhause für die Büchsen- und Bogenschützen errichten. Den 22. November 1619, im sieben und vierzigsten Jahre seines Alters, durch eine sorgenvolle Regierung geschwächt, und siech geworden, und durch einen Schlagfluß gelähmt, übertrug er die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm, verließ das churfürstliche Schloß, und begab sich in das Haus seines Kammerdieners, Antonius Freytag, wo er den 23. Dezember desselben Jahres in Gegenwart seiner Gemahlin und seines Sohnes, des Churfürsten, verschied. Eine messingene Tafel mit lateinischer Inschrift wurde zum Andenken des Ereignisses in diesem Zimmer aufgehangen.

II. Berlin unter der Regierung des Churfürsten Georg Wilhelm, von 1619 bis 1640. Die unruhevollen Zeiten der in die Stürme des dreyßigjährigen Kriegs fal-

lenden Regierungsjahre dieses Fürsten haben dem Verfasser den Stoff zu einer mannigfaltig bewegten Darstellung geliefert. Ihrem Zwecke nach auf die Ereignisse, welche Berlin trafen, beschränkt, dienen diese Darstellungen gleichwohl wegen des innigen Zusammenhanges aller Begebenheiten mit dem großen düstern Trauerspiele jenes heillosen Streites dreyer Decennien zur Ergänzung und Aufhellung der allgemeinen Geschichte jenes Kriegs, und gestatten tiefere Blicke in das eigentliche Leben und die tiefere Existenz des Zeitalters, als man irgendwo finden kann. Mit seltener Parteylosigkeit sind die wechselseitigen Interessen der streitenden Theile, wo sich Gelegenheit dazu darbietet, abgewogen, Gustav Adolf wird in einer Weise dargestellt, wie sie reine Liebe zur Wahrheit allein zu geben vermag; insbesondere aber ist mit dem treuesten Bemühen, die echte Ansicht zu finden, das Verfahren des Ministers des Churfürsten, Grafen Schwarzenberg, entwickelt, und derselbe gegen manche Verumglimpfung seines Andenkens in Vertheidigung genommen, nicht um ihn in seinen Handlungen zu rechtfertigen, sondern um ihn in den Beweggründen zu entschuldigen. Kein großer Fürst, und durch den often Wechsel des Systems Ursache mannigfaltigen Uebels, war Georg Wilhelm doch allein nur bestrebt, das Beste des Landes wie seines Hauses nach bester Ueberzeugung zu befördern. Vielfältig vom Himmel geprüft, und in Drangsalen mannigfacher Art festgehalten, war ihm auch eine ernste Weise, das Leben zu betrachten, eigen geworden, und er war ein Feind leichtfertiger Ergötzungen, zu welchen er Schauspiele, wie manche andere unschuldige oder tadelnswerthe Ergötzungen, die sein Vater befördert oder geduldet hatte, rechnete. Die Plackereyen und wahren Mißgeschicke, welche über Berlin durch kaiserliche und schwedische Partey kamen, das große Unglück, die Armuth und Noth, in welche die Mark Brandenburg in jener Zeit versenkt war, ist in einer durch die Einfachheit selbst, deren sich der Verfasser befleißt, nur desto ergreifenderen Beschreibung anschaulich gemacht; der Unfug, die Räubereyen und Schmählichkeiten, welche sich, bey dem gänzlichen Ruin des ehemaligen Kriegswesens, die Soldaten an Bürger und Bauer, die Obersten am Fürsten und an ihren Untergebenen erlaubten, sind hier mit wenigen Zügen zu einem schreckenden Bilde vereinigt. Dennoch, ungeachtet die Zeit mit ihrem Unheile, und ein durchaus nur auf das Edle in seinen Bestrebungen gerichteter Fürst so sehr zu einem beyden angemessenen Betragen aufforderten, finden wir, sowohl was die Sitten der ersten Hofpersonen, als der Einwohner der Städte und des Landes betrifft, Dinge aufgezeichnet, welche nicht in solche Zeit zu gehören scheinen, wenn sie nicht den Satz bekräftigen: daß Uebermaß des Unglücks eben so wie dessen freund-

licher Gegensatz die Gemüther verderben, und zum Leichtsinn wie zur Gemeinheit niederziehen.

III. Berlin unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, von 1648 bis 1688. Die Thaten des großen Churfürsten sind hier nur in so fern zu ausführlicherer Erwähnung gekommen, als sie nicht umgangen werden konnten, da ihre Erfolge das bürgerliche Leben völlig umwandelten. Der Verfasser ist in dieser Epoche sehr genau, da die Quellen es verstatteten, in Aufzählung der vielen Veränderungen und Verschönerungen, welche die Stadt während der Regierung dieses Churfürsten erfuhr. Obwohl dieß Dinge sind, welche einem Fremden um vieles unwichtiger als dem Eingebornen seyn müssen, gestehen wir doch gerne, den Bericht mit großem Interesse gelesen zu haben; denn es ist eine eigene erheiternde und oft erhebende Empfindung, welche der Anblick des Einwirkens einer großartigen Thätigkeit auf das vorhandene Leben hervorbringt. Die Darstellung des Charakters des Churfürsten, sowohl in den Hinweisungen auf seine frühere Jugendzeit, als später in Hinsicht seiner Regierungsweise, Religions- und Lebensansicht wird jedermann zu seinem Vergnügen wie zu seinem Unterrichte mit seltener Befriedigung lesen. Bemerkenswerth ist, was der Verfasser bey Darstellung des öffentlichen und Privatlebens zu Berlin in der Zeit jener Regierung über den Geist der Gesellschaft und die Stimmung des Bürgers aufzeichnet. Die fröhliche alte Zeit mit ihren unschuldigen Scherzen und einfachen Freuden war nicht wieder herzustellen. Der Bürger, durch den bis dahin ungewohnten Glanz des Hofes beengt, und wenn gleich nicht in seinen Rechten beeinträchtigt, dennoch verschüchtert, und zu einer gewissen Bedeutungslosigkeit niedergebeugt, sah auf den Hof mit Eifersucht. Lang fortgeführte Religionszänkereyen und die Leiden des dreyßigjährigen Krieges hatten überhaupt die Gemüther verdüstert, und für wahre Freude unempfänglich gemacht; steifes unbeholfenes Wesen und ein linkisches Streben nach Würde herrschte in allen Ständen; man kannte nicht den Muthwillen, wohl aber die Ausgelassenheit; nicht Fröhlichkeit, aber Uebermaß in Speise und Trank; man scherzte von der Liebe nicht mit Unbefangenheit, sondern mit Lüsternheit, und würzte die Unterhaltung weniger durch munteren Scherz, als durch Verspottung und Verkleinerung Anderer. Von muntern Volksfesten voriger Zeit blieb kaum einiges übrig, die Unterhaltung fing an sich auf Gesellschaften in den Häusern, und Zusammenkünften in den Schenken zu beschränken; Rauchtabak, Thee und Zeitungen wurden Hülfsmittel der Geselligkeit; die Kleidertracht änderte sich, und ward französisch, die große Perücke verunstaltete die Köpfe. Ein fin-

sterer Geist des Aberglaubens bemächtigte sich des Zeitalters, und argwohnte überall Zauberey; der Mohr des Churfürsten ward z. B. vom Landvolke für den Teufel gehalten; von frühern schönen auferbaulichen Gewohnheiten hatte sich kaum eine andere als an einigen Orten die Abhaltung des Gottesdienstes im Sommer unter freyem Himmel, vor der Kirche, erhalten.

Leider kennen wir die früheren Jahrgänge dieses Taschenbuchs nicht, und sind daher nicht im Stande, über den Werth der ganzen Sammlung historischer Aufsätze etwas anzugeben. Der Kalender ist übrigens mit einigen Bildnissen merkwürdiger Männer und Frauen aus der in den Aufsätzen entwickelten Zeit, und mit Darstellungen einiger Straßen und Plätze, wie diese im Jahre 1690 gestaltet waren, versehen; eine gewiß sehr zweckmäßige Zugabe.

Art. XI. Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte. Von Friedrich Adelung, Staatsrath, Ritter des Ordens der heil. Anna u. s. w. St. Petersburg. — Gedruckt bey Nik. Gretsch, 1820. Octav. 184 S.

Der um die Literatur seines Vaterlandes nicht minder, als um die Erziehung der Großfürsten vielverdiente Herr Verfasser theilt in diesem Buche die Vorarbeit der Bibliotheca Glottica mit, wozu ihn Herr Professor Vater in seiner Literatur der Grammatiken und Lexica (Berlin 1815) ehrenvoll aufgefordert, mit. Es ist eine Uebersicht aller bisher bekannten Sprachen und ihrer Mundarten, welche deren nicht weniger als 3064 aufstellet, nämlich 987 asiatische, 587 europäische, 276 afrikanische und 1214 amerikanische, während der angestrengteste und glücklichste Fleiß Adelungs (des Oheims) im Mithridates deren nur etwa 2000 zusammengebracht. Dieser Zuwachs ist, wie in der Vorrede bemerkt wird, die erstaunungwürdigste Ausbeute der linguistischen Forschungen des letzten Decenniums; dabey gibt der Verfasser aber selbst zu, daß ein Drittheil davon für unvermeidliche Irrthümer, Mißverständnisse und Wiederholungen abgerechnet werden müsse. Wir glauben, daß dieses Drittel nicht nur von dem neu hinzu gekommenen Tausend, sondern von der Summe aller hier aufgezählten Sprachen und Mundarten verstanden werden dürfe, indem sich in fast allen, dem Recensenten bekannten Sprachen Superfötationen von Dialekten befinden, welche diesen Namen nicht verdienen. So, um von der Muttersprache und von ihren, uns zu nächst gelegenen Mundarten ein Beyspiel herzunehmen, würde die österreichische Volksmundart hinlänglich nach den Provinzen in die österreichische, steyermärkische,

tyrolische und salzburgische Mundart untergetheilt seyn, ohne dieselben wieder in besondere Dialekte zu zerspalten, die ihr Daseyn vielleicht nur der Behauptung irgend eines Reisenden danken, von denen aber hier zu Lande nichts bekannt ist.

Die Eigenheiten der Wienerischen Volkssprache gehören wohl in das Idiotikon der österreichischen Mundart, aber eine Wienerische Mundart verdient ganz gewiß nicht, an dem großen Stammbaume der Sprachen als ein einzelner Zweig aufgeführt zu werden, indem eine so wenig von der Mundart der ganzen Landschaft abweichende Eigenthümlichkeit wohl höchstens nur als ein Blatt angesehen werden dürfte des großen Sprachen-Baumes, dessen Blätter, so wie die eines andern zählen zu wollen, fruchtlose Mühe wäre. Ist dieß bey der Wienerischen Mundart der Fall, um wie viel mehr bey solchen, von welchen jeder Wiener gewiß hier zum erstenmal hört, wie z. B. die Mundart von Gutenstein, als ob dieselbe eine von der in der Gegend des Schneeberges gesprochenen, verschiedene wäre, welche nebst der des Ober-Manharts-Viertels als die vier Zweige des Nieder- und Unterösterreichischen (Nieder- oder Unterösterreichischen) aufgeführt sind; als Zweige der oberösterreichischen Mundart werden nur zwey aufgeführt, nämlich die des Stiftes Lambach und die des Salzkammergutes, wo doch wirklich nur ein und dieselbe Mundart gesprochen wird; mit eben so großem, oder mit noch größerem Rechte, hätten als Zweige der oberösterreichischen Mundart die von Ens, Linz, Wels und Steyer, als verschieden aufgeführt werden können. Eben so unrichtig (einerseits überfüllt, auf der andern mangelhaft) sind die folgenden Unterabtheilungen der steyermärkischen Mundart, wo zuerst die Hauptabtheilung des Obersteyermärkischen und Untersteyermärkischen fehlt; so daß die Verschiedenheiten der letzten, unter welchen doch die von Hitzendorf als die eines schon durch seine Bildung besonders ausgezeichneten Menschenschlages vorzüglicher Erwähnung verdient hätte. Die obersteyermärkischen, hier aufgeführten, sind die von Murau, Krakau, Ensthal, Ramsau, Lietzen, Eisenärz, von denen der Krakauer, als ein steyermärkischer, dem Recensenten ganz und gar unbekannt ist. Dasselbe gilt auch von der Aufzählung der deutschen Mundart, in Böhmen, Mähren, Ungern und Siebenbürgen, und vermuthlich auch von den meisten andern deutschen Landschaften, deren Mundarten dem Recensenten nicht so genau bekannt sind, als die seines eigenen Vaterlandes.

Wenn diese Anhäufung und unnütze Vervielfältigung von Mundarten schon in der Muttersprache Statt findet, um wie viel weniger darf man der Aufzählung der Mundarten bey fremden

und entfernten Sprachen trauen. Wie viele von den so zahlreich aufgeführten amerikanischen Sprachen dürften sich in dem Falle des Gutensteiner und Krakauer Dialektes befinden? Die Voraussetzung, daß diese Voraussetzung nicht ungegründet seyn dürfte, vermindert dann natürlich die Verwunderung über die so große Verschiedenheit des europäischen und amerikanischen Sprachschatzes, indem von den europäischen 587, von den amerikanischen 1214, und daher mehr als noch einmal so viel amerikanische als europäische Sprachen aufgezählt sind.

Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß, je wilder und getrennter die Völker, auch die Sprachen desto zahlreicher und verschiedener sind, und daß daher der Kaukasus allein einen so zahlreichen Beytrag derselben liefert; auch ist es sehr schwer, sich über die wirkliche Verschiedenheit der von verschiedenen Reisenden angeführten Mundarten wilder Völker, welche vielleicht unter verschiedenen Namen nur eine und dieselbe Sprache sind, Gewißheit zu verschaffen; aber die oben gemachten Bemerkungen treffen nicht nur die in voller Kraft lebenden gebildeten Sprachen Europas und Asiens, oder die sich noch in frischer Naturkraft hervorarbeitenden der afrikanischen und amerikanischen Wilden, sondern auch die schon ausgestorbenen, wozu ein Theil der semitischen gehört. So wird z. B. das Ostaramäische oder Chaldäische untergetheilt in Nord-Chaldäisch, Chaldäisch-Syrisch, Süd-Chaldäisch, Assyrisch und Elamitisch. Nun hieß vor der babylonischen Gefangenschaft Elamitsch so viel als Persisch. Als Zweig des Nord-Chaldäischen wird Kasdim als alter Dialekt aufgeführt; Kasdim ist aber nichts anders als der hebräische Name der Chaldäer. Unter Chaldäisch-Syrisch um Jerusalem (zur Zeit Christi) wird einer besondern Schrift erwähnt, diese war aber keine andere, als die hebräische; Als Dialekte des Süd-Chaldäischen oder Babylonischen werden die Dialekte um Moßul und Diarbekr genennt, mit denen es dieselbe Bewandtniß hat, wie mit den österreichischen Dialekten vom Schneeberg und von Gutenstein. Als Mundarten des Mittel-Semitischen, oder Kananitischen werden aufgezählt: Idumäisch, Philistisch, Phönizisch, Punisch, Hebräisch. Davon gehört das Idumäische zum Arabischen, und Philistisch und Hebräisch dürften wohl eins und dasselbe seyn. Als Abtheilung unter dem Althebräischen erscheint Syrochaldäisch, welches aber nicht Hebräisch sondern Aramäisch ist; so war auch das Galiläische, Chaldäisch zur Zeit Christi; unter Samaritanisch kommt die Mundart der Kuthäer vor, welches nichts anderes als der Name der Samariten ist, von der Landschaft Kutha,

und das also eben so wenig ein besonderer Dialekt ist, als das obige Kasdim; nach Rabbinisch endlich fehlt das Talmudische.

Das Südsemitische oder Arabische wird in Arabisch, Maurisch und Aethiopisch untergetheilt. Diese Eintheilung ist doppelt gefehlt, indem einerseits das Aethiopische wohl eine südsemitische Sprache, aber kein Zweig des Arabischen ist, und anderer Seits das Maurische eine und dieselbe Sprache mit dem Arabischen von demselben keineswegs verschieden ist, wie das Aethiopische. Das Arabische wird hier untergetheilt in das Alt-Arabische, die Koran- oder Tanger-Sprache (was die Tangersprache sey, wissen wir nicht) und in das Neu-Arabische. Das Alt-Arabische theilt der Verfasser in die Mundarten der Hamjaren und Koreischiten unter, und zählt unter dem ersten drey verschiedene Schriften, Hamjarisch, Firusabad und Mosnid, und unter dem zweyten die Kufische, Karmatische und Neschi Schrift auf. Hier fehlen zuerst nächst der Mundart der Hamjaren und Koreischiten mehrere der vorzüglichsten alten arabischen Mundarten, von denen mehrere Worte im neuen Meninski nach Wankuli aufgeführt sind, als: die Mundart der Hudeiliten [1]); die Mundart des Stammes Temim [2]); des Stammes Tai [3]); die Mundart der Nabatäer [4]). Was die Schriften anbetrifft, so war Hamjarisch und Almosnid dasselbe. Firusabad ist aber dem Recensenten als Schrift eben so unbekannt als die Tanger-Sprache als Sprache. Als Schriftarten des Neu-Arabischen werden nebst dem Carschunischen, das ist Arabisch mit syrischen Buchstaben geschrieben, nur vier, nämlich: Diwani, Dült (Sulus), Rokai und Siaki aufgeführt. Hier fehlt zuerst das Neschi, welches die gewöhnliche Bücherschrift, und eigentlich eine Neu-Arabische und nicht Alt-Arabische Schrift ist; weiters fehlen die Schriftzüge [5]) Rihani, Jakuti und Schedschri, endlich auch Taalik und Neschikaalik, welche zwar meistens in Persien gebräuchlich, dennoch auch häufig zur Schreibung des Arabischen verwendet werden.

Um noch ein Beyspiel anzuführen und zugleich die Klassifikationsweise des Verfassers anschaulich zu machen, schreiben wir hier den Artikel der persischen Sprache (Seite 23) ab.

Persisch.

A. Parsi, Alt-Persisch. Ausgestorbene Dialekte. α. Herwi, Herad. β. Segs, Saggi, γ. Seimt, δ. Sogd, ε. Az-

[1]) Chasumed II. p. 575. Schih p. 479. III. Meninski. [2]) Lag-hanne IV. p. 223. Meninski. [3]) Kala III. p. 1045. Meninski.
[4]) Hurdij p. 461. II. Meninski. [5]) Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients, Seite 209.

weresch, ζ. Zabuli, Zaveli, η. Khuzi, θ. Marwazi.

B. Heutiges Persisch. α. Deri, die Hofsprache. Schrift, Arabisch. β. Valaat, Volkssprache.

Dialekte. aa Ghebri, Behendina, bb. Ghilanisch, cc. Ambarlinisch, dd. Tabaristhanisch, ee. Masanderanisch, ff. Diarbekr, gg. Farsischer Dialekt um Baku.

Besondere Schriftarten: aa) Chetti, αα. Thults, a. Neski, (Nes-chi,) b. Jakunt, Jaghnli, c. Rigaan. ββ) Nestaalik, a. Taalik, b. Sjikestch, Sekestch, c. Sijaak; bb. Kettibeh; cc. Kusii.

Hierauf folgt das Kurdische als dritter Zweig des Persischen nebst dem Alt- und Neu-Persischen; während dasselbe vielmehr als besondere Sprache wie oberhalb die Sprachen des ehemaligen Mediens aufgeführt seyn sollte. Ueber die obige Eintheilung der persischen Mundarten und Schriften aber ist das Folgende zu bemerken:

Das Alt-Persische zerfiel (nebst der blos in der Liturgie üblichen Send-Sprache) nur in zwey Hauptabtheilungen, nämlich: Pehlewi und Pars; dieß wurde in den östlichsten Städten des Reichs nämlich zu Balch, Bochara, Bedachaschan, Merw und Bamian *) am reinsten gesprochen, und erhielt den Namen Deri, das ist der Hofsprache. Wie das Deri oder reinste Parsi in den östlichsten Städten des Reichs gesprochen, ward, so das Pehlewi oder Huswaresch in den westlichen Landschaften des Reichs, nämlich zu Ißfahan, Rei, Hamadan, Nehawend und Aserbeidschan. Minder reine Mundarten des Parsi waren die von Sedschistan (Segsi), von Sawulistan (Sawuli), von Chusistan (Chusi), von Herat (Herwi) und von Sogd (Sogdi). Folglich gehört Deri (eben so alt, und gleichzeitig mit Pehlewi) schon unter die ältesten Dialekte, indem dasselbe (wie die Verfasser der vorzüglichsten persischen Wörterbücher bezeugen) schon zu Dschemschids Zeiten gesprochen ward, unter die Alt-Persischen Mundarten, und schließt das Merwi (Marwasi) in sich. Das Azweresch des Verfassers ist dasselbe mit dem von ihm unter den Sprachen Mediens angeführten Pehlewi; was aber Seimt seyn soll, kann Recensent nicht errathen. Unter den neu-persischen Mundarten wird dem Deri oder der Hofsprache die Volkssprache unter dem Namen Valaat entgegengesetzt. Valaat (Vilajet) heißt aber blos eine Landschaft, und wird keineswegs für die Sprache selbst genommen. Unter

*) Ferheng, Schuuri I. Blatt 432. V, und Burhan Katii Seite 360.

diesen Dialekten steht der der türkischen Statthalterschaft Diarbekr, wo nur türkisch, kurdisch und ein wenig chaldäisch, aber nicht persisch gesprochen wird; eben so wenig gehört Ghebri (Behendina?) und Ambarlinisch hierher. Noch irriger sind die Schriften aufgezählt. Chetti (Chatt) und Kettibeh sind keine besondern Schriftgattungen, indem jenes arabische Wort blos die Schrift überhaupt, dieses eine Inschrifttafel bedeutet. Tsults (Sulus) ist die oben als Tult angeführte arabische Schrift, Jakunt oder Jaghuli ist die arabische Schrift Jakuti, und noch weniger gehört die alt-arabische, das ist kufische hierher. Die Neu-Perser erkennen nur sieben Schriftarten, welche Dschami aufführt [1]. Unter den Mundarten des heutigen Persiens sind aber die vorzüglichsten die von Chowaresem [2], besonders in der Gegend von Chiva [3]) und Semarkand [4]); die Mundart von Chorassan, besonders um Tus [5]); die Mundart von Gilan [6]), von Taberistan [7]), von Dilem und Astrabad; die Mundart von Sedschistan [8]), von Sawulistan [9]), von Irak namentlich von Ißfahan [10]) von Kaswin [11]), Fars und Kerman [12]).

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen würde die oben gegebene Uebersicht der persischen Sprache, ihrer Mundarten und Schriften verbessert also lauten:

Persisch.

A. Alt-Persisch. a. Pehlewi, gesprochen in Rei, Hamadan, Ißfahan, Nehawend und Aserbeidschan (Tebris). b. Deri verschönert gesprochen zu Balch, Bochara, Bedachschan, Merw, Bamian.

B. Neu-Persisch (Deri). Mundarten: a. von Chowaresm oder Transoxana: α. Chiwa, β. Samarkand,

---

1) Resemblances linear and verbal by Jami. London 1811 und aus demselben in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens Seite 340. 2) Sujughamischt, Meninski III. S. 358. Karandschu, Meninski III. S. 996. Felerseng, Meninski S. 916 III. Hamdan, Burhan Katii S. 307 3) Pekend, Meninski I. S. 577 und Burhan Katii. 4) Dschaghrat, Burhan Katii S. 307. Jeb, Meninski IV. S. 1162. 5) Sutam, Burhan Katii S 495. 6) Chalar, Burhan Katii S. 331. Chal 333. Chahla 345. Darkub 349. Dahdsche 355. Majedar 751 Burhan Katii. Kelane, Meninski IV. S. 105. Kul, Meninsky IV. 164 S. Schilkat, Meninski III. S. 449. 7) In der Geschichte Ahmed Rujanj's in den Fundgruben des Orients. 8) Burhan Katii S. 483. 9) Burhan Katii S. 421. 10) Meninski IV. S. 993. 11) Serek, Meninski III. S. 258. 12) Kirbu Meninski IV. S. 50. Schischalenk, Meninski III. S. 484.

b. Chorassan, α. Herat (nicht Herad), β. Tus; c. Irak, α. Ißfahan, β. Kaswin; d. Ghilan, e. Taberistan, f. Masenderan, g. Sedschistan, h. Sabulistan, i. Kerman, k. Fars, l. Chusistan, m. Schirwan (nun Baku), n. Gurdschistan.

Schriften.

Taalik, die Schrift der Bücher, vorzüglich der Gedichte
Sulus, die Schrift der Titeln und Inschriften.
Rihani, Bücherschrift (S. Herbin S. 233) ägyptische.
Neschi, Bücherschrift, arabische gewöhnliche.
Mohakak, kleine Schrift (dieselbe mit Gubari [1]).
Rikaa, Bittschriftenschrift.
Tewkii, Diplomenschrift (bey den Türken Dschelli).
Schikeste, Briefeschrift (bey den Türken Kirma).
Neschtaalik, eine Mischung aus Neschi und Taalik, entstanden wie dieses (nach Dschami) aus Tewkii.

Es wäre zu wünschen, daß Philologen aus verschiedenen Sprachfächern sich die Mühe gäben, die ganze Uebersicht auf dem betretenen Wege zu durchgehen, weil nur auf diese Weise der würdige Verfasser in Stand gesetzt werden kann, seinem großen polyglottischen Unternehmen die erwünschte mögliche Vollendung zu geben.

Jos. v. Hammer.

---

[1]) Das Beste, was über die Schriften der Araber, Perser und Türken gesammelt ist, befindet sich in dem Dévelopemens des principes de la langue moderne par *Herbin*, aber nicht ohne Mangel und Fehler. Unter die letzten gehört vorzüglich der Namen der Diplomenschrift (S. 240), die dort Dscheri genannt wird, und Dschelli heißt. Es fehlt Ghubari, die kleinste oder Staubschrift. (Siehe in Eichhorns Geschichte der Literatur III. B. zweyte Abtheilung die Literaturgeschichte der Osmanen S. 1238, 1246.) Ewlia nennt bey Gelegenheit der Beschreibung der Manuscripte, die sich im Verlaß des Chans von Betlis befanden, die folgenden Arten von kufischer Schrift: 1) die kufische Schrift nach dem Zuge Osmans, 2) die nach dem Zuge von Hafs, 3) die von Marocco, 4) die von Telmessan, 5) die von Senaar, 6) die von Abessynien, 7) die von Aegypten; er wiederholt zweymal, daß es in Allem zwölf Arten kufischer Schrift gebe, nennt aber die anderen nicht. Darunter ist wohl die Karmatische zu zählen, welche nichts als eine kleine Schrift ist, denn Karmata heißt, er hat dicht und enge geschrieben. Die Siaki erklärt er als das, was sie wirklich ist, als eine Art hieroglyphischer Schrift, der vielen Abkürzungen willen, a running hand, was auch der arabische Namen Siaki bedeutet.

Art. XII. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Zweyter Jahrgang. 1821. Wien, bey Strauß. gr. 12. S. 464.

Bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Jahrganges dieses der Geschichte Oesterreichs gewidmeten Taschenbuchs (achter Band, Seite 405) wurde dessen Charakter und der Zweck, welchen die Herausgeber im Auge haben, überhaupt entwickelt, so daß wir, darauf verweisend, hier sogleich mit dem Berichte über den Inhalt dieser sehr erwünschten Fortsetzung eines Unternehmens beginnen können, dem jeder Freund der Geschichte Gedeihen wünscht.

Der Ahnentafeln, womit dieser Jahrgang beginnt, sind vier: die Szirmay, die Sztarray, die Müllinen und die Dietrichsteine, die beyden ersten der ungrischen, die letzten der deutschen Geschichte angehörend. Jede dieser Ahnentafeln ist durch eigene Vorzüge empfehlenswerth, insbesondere die beyden letztern dadurch ausgezeichnet, daß sie, bey der genauesten Entwicklung der Lebensverhältnisse der geschilderten ehrenvollen Männer, zugleich die Geschichte der Zeiten, in welche diese gehören, wahrhaft aufhellen, und sich dadurch ein bleibendes Verdienst zusichern. Wie man von jeher den einzelnen Völkern einen bestimmten, sie unter sich scheidenden Charakter zugeschrieben, und dem zu Folge Untersuchungen über ihre Geschichte mit Glück eingeleitet; eben so läßt sich eine individualisirende Eigenheit, öfter zwar, als man dieß in der neuern Geschichte versuchte, in einzelnen Familien klar nachweisen, und ganze Geschlechter bilden auf diese Weise eine sich gleich bleibende, durch den Wandel und Wechsel der Jahrhunderte hinziehende großartige Erscheinung. Sie zeigen eine nach immer gleichem Ziele gerichtete Kraft eines, weil es sich immer erneuert, wenigstens der Wirkung nach nie ersterbenden Wesens. Wenn nun zwar in neuerer Zeit solche Familien-Darstellung vorzüglich an den Geschlechtern der Könige und Fürsten sich als wichtig und folgereich erproben wird, so ist dieselbe dennoch auch bey großen Familien, deren Mitglieder, an das Ruder des Staats gestellt, oder die Kriegsheere leitend, zu großen Geschäften berufen worden, von nicht geringer Bedeutung, sowohl was pragmatische Geschichte betrifft, als in Hinsicht einer tieferen Ergründung der menschlichen Natur überhaupt. Sie wird sowohl die Spaltung der Gesinnungen und Ansichten ganzer Zeitalter mit ihren individuellsten Eigenheiten in großartigen Massen, und in wahrer erhabner Verständlichkeit aufstellen, als zur Tiefe auch solcher Beweggründe des Handelns hinabsteigen, welche nicht politischer Natur sind, aber von jeher

mehr als diese auf den Gang der großen Weltbegebenheiten gewirkt haben. In einer ähnlichen Art, wenn gleich in geringerem Umkreise, und auf das Leben eines Einzelnen beschränkt, haben sich überhaupt biographische Darstellungen um Ergänzung der Geschichte verdient gemacht. Wie sehr gediegene Arbeiten dieser Art die Kenntniß der Zeitalter, zu welchen sie gehören, vollenden, ist denjenigen wohl bekannt, welche die Erfüllung und Abschließung ihrer Kenntniß der griechischen und römischen Vorwelt in den vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarchs gefunden, und aus denselben das Bild jener edlen Vergangenheit in einer Klarheit vor sich aufsteigen sahen, wie sie ihnen auch aus den trefflichsten Geschichtbüchern jener Zeit nicht entgegen kam. Wenn dieß nicht so wäre, dürfte man sich befremdet finden; daß es so ist, scheint nur der Natur der Sache angemessen: denn die Männer, welche an der Spitze der Zeit stehen, und in derselben machtvoll wirken, sind ihre geliebtesten Söhne, und tragen die Eigenheit der Mutter in unvertilgbaren Zügen.

Die beyden Ahnentafeln, die Szirmay und die Sztarray, reichen bis in die Zeit der ersten Besitznahme Ungerns durch die Magyaren, und bis zu Stephan dem Heiligen hinauf. Sie erstatten Bericht über eine Folgereihe ehrwürdiger durch mannigfaltige Schicksale vielfach geprüfter Männer, deren einige Säulen des Staates gewesen, alle aber in oft sehr verwickelten Verhältnissen die Ehre unerschütterlich bewahrten. Bey der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes würden wir beyden Arbeiten eine größere Ausführlichkeit, als sie sich erlauben wollten, wünschen; denn jede biographische Darstellung, sey sie nach was immer für Ansichten oder Grundsätzen niedergeschrieben, um so mehr, wenn sie ganze Familien umfassen soll, kann ohne ein sehr genaues Eindringen in Charakterdarstellung und Zeitverhältnisse ihren Zweck nicht vollständig erreichen. Wir glauben indeß dennoch, daß die Leser, wie dieß auch Recensent erfuhr, aus beyden Arbeiten, in der Art, in der sie sich darbieten, nicht nur Vergnügen, sondern, außer manchen Resultaten der Lebensweisheit, auch eigentliche wahre Erweiterung historischer Kenntnisse schöpfen werden.

Mit ungemeiner Sorgfalt sind die Müllinen und die Dietrichsteine gearbeitet. Zu ersteren bemerkt der Verfasser: daß, wenn auch die Ahnentafeln des Taschenbuchs vorzugsweise noch lebenden, dem österreichischen Staate angehörenden Geschlechtern geweiht seyen, dennoch diejenigen, welche vormals in dessen Geschichte eingewirkt, wenn auch jetzt nicht mehr unter dessen Herrschaft stehend, eben so sehr eine Stelle darin anzusprechen hätten, als ehemals glorreiche nun ausgestorbne Familien. Für jeden

Fall hätten die Ahnentafeln keinen anziehenderen Stoff sich wählen können, als den der Müllinen. Der Verfasser leitet ihre Abkunft von den alten Welfen ab, ihren Namen von der in der Nähe vieler Mühlen am Ausflusse des Wallenstätter-Sees erbauten Stammburg, und erweiset deren Daseyn unter diesem Namen Müllinen als bereits 1230 urkundlich vorhanden. Eine zweyte Burg Müllinen ward unweit Habsburg zur Zeit Heinrich des Stolzen und König Konrads von einem jüngeren Sprößling dieses Geschlechtes erbaut. Stets an Habsburg sich haltend, sind diese Freyherren auch von jenem erlauchten Hause auf vorzügliche Weise ausgezeichnet worden, und haben die empfangene Liebe mit liebender Treue erwiedert. Sehr glücklich dargestellt ist die seltene Anhänglichkeit Hans Wilhelms von Müllinen an Friedrich von Tyrol, genannt mit der leeren Tasche, dem er nach der Flucht Papst Johannes vom Constanzer Concilium, als er mit Acht und Bann beladen umher irrte, treu in allen Gefahren blieb, ihn endlich noch in das ihm indeß entrissene Tyrol zurück geleitete, ihn zu Berneck verbarg, bis sie beyde zur Kirchweihfeyer aus ihrer Verborgenheit als Pilger gekleidet hervortraten, in einem Reimspiele die Landleute erforschten, der Herzog sich den Erschütterten zu erkennen gab, und das ganze Innthal für seine Sache in Aufstand brachte. Eine zu Wiltau aufgestellte Votivtafel zum Andenken der erduldeten Drangsale und zum Dank für den empfangenen Schutz, von alterthümlich ansprechender Erfindung, hier im Steindruck von Ludwig Schnorr zur wahren Zierde des Taschenbuches beygegeben, stellt den Herzog und Hans von Müllinen kniend dar, jedem zur Seite sein Wappenschild, über ihnen in einer Glorie von Engeln Gott Vater, der die Pfeile des Unglücks auf sie nieder sendet; doch breitet die Mutter des Herrn den Mantel über des Herzogs Haupt, ihn zu schützen, der heilige Joseph, hinter Müllinen scheint diesen zu beschirmen, ein Engel hält die Wage des Geschicks, das sich zu ihren Gunsten zu senken scheint, und der heilige Geist schwebt herab, vielleicht Verzeihung ankündigend. Das Bild, wahrhaft künstlerisch entworfen, erfreuet insbesondere durch die hohe Unschuld der Gesichtsbildung aller Gestalten.

Von eben so großem Werthe, wenigstens, wie es Schnorrs Steindruck hier liefert, ist die den Dietrichsteinen beygegebne Darstellung der Dietrichsteinischen Hochzeit, wo Kaiser Maximilian mit den Königen von Ungern und Polen, deren Kindern und Verlobten bey seinem Freunde und Diener Sigmund von Dietrichstein zu Gaste sitzt, dessen Hochzeit mit Barbara Freyin von Rottal feyernd. Zartere Arbeit ist im Steindruck bis jetzt nicht geleistet worden; das Gemälde der

Hochzeit befindet sich in Nikolsburg im fürstlichen Schlosse. Bekanntlich hat Freyherr von Hormayr das Geschlecht des Hauses Dietrichstein in einer Abhandlung dieser Jahrbücher von dem Groß-Mährischen Könige Swatopluk abgeleitet. Er kommt hier auf die deßhalb früher gepflogene Untersuchung wieder zurück, sie in ihrem vollen Umfange erneuernd. Eine Reihe seltener Staatsmänner und würdiger Feldherren wird in dieser Ahnentafel eines der ersten Häuser der österreichischen Monarchie vorüber geführt. Wir erwähnen hier des Niklas von Dietrichstein, genannt der Donner, der zur Zeit des Einfalles der Maultasche in Kärnten, mit Bernard, Otto, Henrich von Dietrichstein ihr auf die mannhafteste Weise in Burgen und im Felde Widerstand geleistet; Ernsts, der in den Kriegen Kaiser Sigmunds gegen Venedig und in der Schlacht von Radkersburg sich auszeichnete; Bernard und Conrad, bemüht Friedrich den IV. aus der Belagerung der aufrührerischen Wiener zu retten, und Pankratz, der, nachdem er dem Feldherrn des Königs Mathias fast durch ein Jahr auf der wieder erbauten Feste Dietrichstein Widerstand geleistet, nach zum Theile niedergeworfener Mauer, und ohne Hoffnung des Entsatzes, Feuer in sein Stammschloß legte, und während es aufbrannte, von der Nacht begünstigt, mit fliegenden Fahnen und lautem Kriegsgeschrey in geschlossener Ordnung durch den zehnfach überlegenen Feind drang. Besonders anziehend sind die Verhältnisse Sigmunds von Dietrichstein (Sohnes Pankratzens) zu Kaiser Maximilian, und seine Schicksale nach Maximilians Tode dargestellt, das thatenreiche Leben seines Sohnes, Adams von Dietrichstein, dem der Verfasser eine eigne Biographie vorbehält, und das Leben des berühmten Kardinals Franz Fürsten von Dietrichstein. Der Raum, auf den wir diese Anzeige beschränken müssen, gestattet uns nicht, einen ausführlichern Bericht über diese sehr sorgfältig gearbeiteten Mittheilungen zu geben, die Niemand ohne Interesse lesen wird. Ein zu dieser Abtheilung gehöriges, vor dem Titel befindliches Bild Sigmunds von Dietrichstein, wie alle dießjährigen Kunstdarstellungen des Taschenbuches gleichfalls Steindruck von Herrn Ludwig von Schnorr, ist einnehmend durch den Charakter der Kraft und des Edelmuths in den Gesichtszügen dieses hoch gefeyerten Freundes seines Herrn und Kaisers, mit welchem das Bildniß unverkennbare Aehnlichkeit der Züge zeigt.

An Beschreibungen alterthümlicher Burgen liefert das dießjährige Taschenbuch: die Burgen Pernstein und Eichhorn in Mähren, und die Festen Wissegrad und Gran in Ungern; den beyden letztern sind Steindrücke beygegeben. Das Vergnü-

gen, welches ein in der Geschichte des Vaterlandes nicht unbewanderter Leser bey Durchgehung der Geschichten dieser Burgen empfindet, ist schwer zu beschreiben. Er findet bekannte Data in neuen Beziehungen, er erhält unerwartete Aufklärungen über lange dunkel gewesene nähere Umstände mancher wichtiger Begebenheiten; das Leben des Landes und dessen eigenthümliche Geschichte leuchtet ihm wie eine neue Sonne von den Burg-gekrönten Felsen herab, deren Geschichte bis in die graueste Vorzeit europäischer Sagenwelt hinüber reicht. Die Genauigkeit, mit welcher hier selbst die kleinsten Einzelnheiten der Sage wie der spätern eigentlichen Geschichte mitgetheilt werden, weit entfernt zu ermüden, beleben vielmehr das Gemälde des Ganzen und lassen es zu der klarsten Anschaulichkeit gedeihen. Wir finden dieß insbesondere auf die Behandlung der Geschichte der beyden mährischen Burgen anzuwenden. Die Geschichte der beyden ungrischen Festen Gran und Wissegrad aber, Mittelpunkte der großen und oft unheilvollen Ereignisse einer an Begebenheiten reichen Vorwelt, hier mit eben so achtenswerther Gelehrsamkeit als mit der glücklichsten Gabe des Vortrags behandelt, hat ein großes Interesse, welchem sich niemand zu entziehen vermag.

Auf die Berichte über erwähnte Burgen folgt die Geschichte des Einfalls der Mogolen in Ungern, von Herrn Johann Grafen von Mailath. In der Behandlung des Ganzen der schaudervollen Begebenheit hält sich dieser Aufsatz mit Beyfügung weniger Nebenumstände an Engels Darstellung derselben in seiner verdienstvollen Geschichte Ungerns, welche indeß dennoch die ganze Epoche des Mittelalters nach den beschränkten Ansichten einseitiger Verstandeskultur vorträgt. Er entlehnt auch dorther die Ansichten über den letzten Regenten Oesterreichs aus dem Hause der Babenberger, nur mit dem Unterschiede, daß die von Engel gegen Friedrich den Streitbaren vorgebrachten Aeußerungen hier zur Verunglimpfung gesteigert werden, und daß der Aufsatz von diesem Helden seiner Zeit (indem dasjenige, was die Urkunden überall als zweifelhaft oder höchstens als wahrscheinlich erwähnen, hier als ausgemachte Thatsache aufgestellt wird) in einer Art spricht, wie leicht erzürnbare Menschen, mit leidenschaftlicher Verkennung alles Guten ihrer Gegner, von Leuten zu reden pflegen, durch welche sie irgend eine bittere Kränkung erfuhren. Dieses ist nun freylich nicht vorgefallen. Dennoch aber ist es gut, daß ehrwürdige Vorbilder einer schwer zu begreifenden Zeit, wenn sie auch von Mißverständnissen oder zufälliger Ungunst der Schriftsteller eine sie nicht mehr treffende Verfolgung erfahren, in der Meinung der Welt nicht niederer zu stehen kommen als sie durch Jahrhunderte gestanden, und die Stufe der Ehre, auf

welche sie nur eigenes Verdienst gestellt, solcher Anfälle ungeachtet, ungestört zu behaupten pflegen. So konnte auch Friedrichs Seelengröße durch allen Zorn der hier über ihn gekommenen Reden nicht verkleinert werden.

Die Aeußerungen des hier angezeigten Aufsatzes tragen, wie gesagt, sonderbar genug den Charakter einer Privatfeindschaft. So wird von Herzog Friedrich behauptet, er sey durchaus bösen Herzens gewesen, und um dieß in Kürze zu beweisen, erinnert: man dürfe nur die Art erwägen, wie er seine Frauen behandelte! gerade als wäre hier von Ritter Blaubart die Rede. Sein nicht zu billigendes Verfahren gegen Bela ward durch frühe Beleidigungen dieses Königs und dessen gewissenloses auf Oesterreichs Fluren in Anwendung gebrachtes Raubsystem herbeygeführt. Wenn übrigens der Herr Verfasser Friedrichen selbst seine Tapferkeit gegen die Mogolen, und daß diese ihn fürchteten und mit einer Gesandtschaft beschickten, zum Vorwurfe macht, und ihm einen in der Schlacht ehrenvoll gefundenen Tod als Strafe Gottes zur Last rechnet, überdieß, in einem befremdenden Eifer gegen die Babenberger überhaupt, das Glück Oesterreichs erst von den Habsburgern zu rechnen anfängt, so wird Niemand solche Behandlung der Geschichte mit ihm theilen wollen. Je mehr wir gegen die über Friedrich den Streitbaren versuchten Aeußerungen zu erinnern finden, desto vorzüglicher müssen wir all dasjenige nennen, was über den Einfall der Mogolen in Mähren beygebracht worden. Viele neue Data der interessantesten Art sind hier aus uns unbekannten Quellen zusammen gestellt. Dem Aufsatze folgt ein Abdruck der Uebersetzung der Stelle aus der Königshofer Handschrift: über die großen Kämpfe der Christen mit den Tataren, welche hier ganz am wahren Platze als Ergänzung des Aufsatzes im Glanze einer ursprünglichen Dichtung erscheint.

Denselben Stoff wie die Königshofer Handschrift hinsichtlich des an der Tochter des Chan begangnen Mordes, als der Ursache des erfolgten Einfalls der Tataren, behandelt Herr Professor Swoboda in der Ballade: der Gastesmord auf der Maidenburg, einem gelungenen Gedichte, welches sich durch Feuer des Vortrags und Reinheit der Sprache, gleich der ebenfalls hier eingerückten Legende desselben Verfassers: St. Adalbert am grünen Berge, auszeichnet. Sonst haben noch in dieses Taschenbuch poetische Beyträge geliefert: Herr Köffinger die Ballade Simon Kemény, die Großthat dieses Helden feyernd, der sich bey der dem Woywoden Hunyad in der Schlacht drohenden Gefahr, für denselben opfert; indem er, um das Ganze zu erhalten, statt des Feldherrn zu fallen beschließt, in dessen Rüstung in den Streit zieht, und dort nach mancher Heldenthat,

überall von den Türken gedrängt, seinen Tod findet. Wie dieß eines der schönsten Ereignisse neuerer Zeit ist, ward es auch von dem Dichter mit wahrer Begeisterung und einer würdigen, dem Stoffe sich überall anschmiegenden Sprache vorgetragen, und gehört zu den schönsten Arbeiten des Taschenbuches. Herr Hannusch, ein die Zukunft anticipirendes Gedicht: die Sage vom Kanonenkreuz am 18. Oktober 1913, der hundertjährigen Jubelfeyer von Leipzig. Der Verfasser führt das Metall, aus welchem die Kanonen gegossen worden, die den Stoff zu den Kreuzen lieferten, mit poetischer Verwegenheit als in den Tiefen der Erde mit Bewußtseyn begabt, und sich ans Licht empor sehnend, in seiner Dichtung auf: und so, als handelnde oder vielmehr duldende Person wird es durch alle Metamorphosen hindurch geführt, bis es zum Kreuze wird, die Brust der ehrenvollen Krieger schmückend. Die in der Ueberschrift bemerkte Zeit des Gesanges zeigt diese Kreuze, nachdem die Männer, die sie getragen, lange entschlafen sind, als edle Denkmäler der Vergangenheit zu Erhebung der Gemüther der Enkel in einem Saale aufgehangen. Es mag seyn, daß Manche gegen die Erfindung des Gedichts allerley zu erinnern finden, dem Recensenten hat sie sehr wohl gefallen, und er hält die glückliche Durchführung der zum Grunde liegenden Idee des Gedichts für einen Beweis des Dichterberufes seines Verfassers. Herrn Castelli's große Ballade in drey Gesängen: die arragonische Königinn Johanna, hat nur den einen Fehler, daß der Dichter sie zu lang ausgesponnen; sie ist übrigens reich an glücklichen Stellen, ergreifenden Situationen und treffenden Ideen, und wird im Ganzen mit Beyfall aufgenommen werden.

Die Rubrik: Sagen und Legenden, enthält zwölf Erzählungen, auf Sagen des Volks gestützt, oft in fruchtreichen Beziehungen zur eigentlichen Geschichte des Landes. Bestimmt zur Anregung der bildenden Künste, wie der Dichtkunst, werden sie gewiß ihren Zweck nicht verfehlen, und auch in der Gestalt, wie sie hier erscheinen, den Lesern angenehme und auch erhabene Erinnerungen zurücklassen.

Schon die erste dieser Legenden; die halbe Lippe und der halbe Ring, ganz den romantischen Charakter der Handlung und Gesinnung des Mittelalters, dem sie angehört, an sich tragend, darf ihres Beyfalls gewiß seyn. Weniger verarbeitet, vielmehr beynahe ganz nur Inhaltsanzeigen nicht in ihrem vollen Gehalte aufgefaßter Sagen sind größtentheils die unter den Nummern 15 und 16 befindlichen kleinen Erzählungen. Das Teufelsgemälde zu Preßburg, dann der eiserne Hahn zu Raab knüpfen die Märchenwelt unmittelbar an bestehende

Denkmale und die Geschichte einer noch nicht zu fern entrückten Vorzeit, ohne doch bey so kühnem Unternehmen etwa zu viel von der Einbildungskraft zu fordern. Auch die vielfach bearbeitete Sage: der Markgräfin Schleyer, ist hier aufgenommen; doch selbstständig bearbeitet, und durch die vielen Beziehungen, in welche sie zur Geschichte gesetzt ist, dem Leser in neuer Ansicht zugeführt. Die beyden Sagen: des Vaters Fluch, eine schaudervolle Geschichte, obgleich nicht zu einer Schicksals-Tragödie geeignet, und das Gastmahl zu Winna, durch seinen possenhaften Spuck an so manche erfreuliche Märchen des Musäus erinnernd, bilden einen schönen Gegensatz mit den unter der Aufschrift: die feindlichen Brüder, gesammelten Erzählungen, welche, mehr an den schlichten Vortrag wirklicher Ereignisse sich anschließend, ernstere Betrachtungen im Gemüthe hervorrufen. Die letzte Legende: der Löwenkampf und das Siegeskloster, eine der ausführlichsten der Sammlung, ist auch eine der gelungensten, sowohl in Führung der Begebenheit, und in der Charakteristik der Hauptpersonen, als in der eigentlichen Darstellungsweise. — Möchten diejenigen, welche diese anziehenden Stoffe etwa einst zur neuen dichterischen Bearbeitung vornehmen werden, erwägen, daß es noch andere Erzählungsarten gibt, als die bey uns zu einseitig ausgebildete Ballade. Der Sagen- und Legenden-Almanach des Freyherrn von Fouqué liefert hievon unzweydeutige Proben. Diese Balladen, wie sie gewöhnlich bearbeitet werden, verhalten sich zur eigentlichen Dichtung, wie die Ritter- und Humpen-Schauspiele des achtzehnten Jahrhunderts zu Shakspeares Heroenwelt, oder zu den tief gedachten tragischen Schöpfungen unseres Schiller. Niemand wird wohl zweifeln, auf wessen Seite sich hier die Schönheit oder erhabene Kunst befinde.

Durch seinen reichen Inhalt wie durch echten historischen Vortrag vorzüglich anziehend, ist die biographische Abtheilung des Taschenbuches, in welcher sich auch die Jagellonen in Ungern befinden, eine Arbeit, welche eher den Ahnentafeln als den Biographien angehört. Den Beginn dieser Biographien macht Stephan von Illyeshäzy, der edle Palatin, geboren den 5. September 1540, ein eben so sehr durch Gelehrsamkeit und höchste kriegerische Thätigkeit, als den Wechsel der Ereignisse seines Lebens merkwürdiger Mann. Von der Geschichte der Jagellonen in Ungern ist in diesem Jahrgange das Leben des in der Schlacht bey Varna gefallenen König Uladislaw beschrieben. Man darf wohl annehmen, daß die Geschichte, welche in seinem Regentenleben hier neuerdings bearbeitet erscheint, den meisten Lesern des Taschenbuches bekannt seyn werde; aber mit

so gründlicher Würdigung aller Verhältnisse der Zeit, mit einer so wahrhaft festgestellten Charakterisirung der darin zum Vorschein kommenden Personen, und einer so anschaulichen dem Zuge der Begebenheit selbst allein gewidmeten Darstellung, welcher alles andere nur als Mittel dient, diesen einen Zweck kräftig zu fördern, wird sie ihnen nirgends begegnet seyn. Die Biographie: Graf Niklas Zrinyi, der Dichter, welcher Beyname ihn von seinem Urgroßvater, dem Helden von Szigeth unterscheidet, gehört zu dem Vollkommensten, was bey uns in dieser Art geleistet worden. Weit wichtiger, als er als Dichter geworden seyn mag, ob wir gleich den hier mitgetheilten Proben seines Dichtergenius gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist er dem Vaterlande durch den Geist seines echten Patriotismus, durch unbeugsame Tapferkeit und einen Heldensinn geworden, der sich auch einer erhabenen Selbstopferung, wie sie sein erlauchter Ahn üben durfte, nicht entzogen haben würde, wenn es die Umstände von ihm verlangt hätten. Sein Vater, ein schon im blühendsten Mannesalter berühmter Krieger, soll nach dem Zeugnisse Rattkai's (Memoria regum et Banorum Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae Lib. 5, pag. 180) von Wallenstein, den er beleidigte, durch einen in Gift getauchten Rettig, den dieser, nichts böses ahnend, genoß, ermordet worden seyn, und hinterließ seine zwey Söhne, Niklas und Peter, in unmündigem Alter. Sie wurden indeß bald beyde durch ihre hervorragenden Eigenschaften bey Kaiser Ferdinand dem Dritten beliebt, ausgezeichnet, und noch in früher Jugend zu den wichtigsten Geschäften gestellt. Ihr ganzes Leben war ein ununterbrochenes Ringen gegen den Erbfeind der Christenheit, ihr Name gefürchtet; und besonders Niklas, von dem großen Montecuculi, wie der Verfasser wiederholt zu erweisen strebt, beneidet, und in seinem Wirken gehindert, leuchtete erhaben an Tapferkeit wie an Feldherrnweisheit vor vielen seiner Zeit. Dennoch ward ihm nicht vergönnt, auf dem Bette der Ehre zu sterben, sondern er fiel auf der Jagd, von einem Eber getödtet, den 18. November 1664; Peter aber, nach des Grafen Niklas Tode, Ban von Kroatien, Slavanien und Dalmatien, ließ sich in die bekannte Verschwörung gegen Kaiser Leopold verflechten, und ward mit den Mitschuldigen den 30. April 1671 zu Wiener-Neustadt enthauptet. Der Verfasser gibt ein Verzeichniß der Werke, welche Niklas Zrinyi in den kurzen Ruhepunkten seines thätigen Kriegerlebens geschrieben, und welche Kazinczy im Jahre 1816 in zwey Bänden herausgab. Das Wichtigste ist eine Zriniade, ein Heldengedicht, in welchem der Urenkel die große That seines verehrten Urgroßvaters dankbar zu verherrlichen bemüht ist.

Sie besteht aus funfzehn Gesängen, jeder aus neunzig bis hundert und siebenzehn vierzeiligen Strophen; die Verse sind zwölf, gezählte nicht gemessene Sylben, und alle vier Verse einer Strophe haben denselben Endreim, eine Versart, welche bey den ältern ungrischen Dichtern gewöhnlich war. Die Zriniade ward in dem Zeitraume eines einzigen Winters vollendet. Der Biograph findet in diesem Erzeugnisse eines edlen Geistes echte, wenn auch bisweilen etwas bizarre Originalität, wahre Begeisterung, und eine schätzenswerthe Kunst in Einwebung mannigfaltiger, mit dem Hauptgange des Gedichtes eng verwebter Episoden. Von den Idyllen Zrinyis bemerkt der Biograph: sie hätten viel poetische Naivetät, Zartgefühl und Feuer, und seyen in einer blumigen, und dennoch einfachen Sprache gedichtet. Er vermuthet, daß sich der Dichter hier selbst in manchen Verhältnissen seiner Liebe dargestellt habe. Außerdem schrieb er mehrere Gedichte verschiedener Form und Ausdehnung. Von einer Schrift: Arzney gegen das türkische Gift, oder Gegengift wider den Frieden der Ungern mit den Türken, welche 1705 in Druck erschien, wird berichtet, daß darin die Nothwendigkeit einer bestehenden organischen Waffenmacht gegen die Türken und einer militärischen Zucht entwickelt sey. Vorschläge zur Organisirung und Disciplinirung der Armee werden darin mit Vorschlägen zur alsogleichen Vergrößerung des stehenden Heeres bey Annäherung der Gefahr gegeben. So hat dieser Mann, dessen eigentliches Seyn ein kriegerisch vielfach bewegtes Leben war, auch der Muse bedurft, sein Leben auszuschmücken, und glaubte auch die Resultate seines Nachdenkens über das, was dem Vaterlande in der Zeit seines Wirkens vorzüglich frommen mochte, als ein um das allgemeine Beste vielfach bemühter Streiter nicht vorenthalten zu dürfen. Unter den hier mitgetheilten wenigen Dichtungsproben hat uns sein Lied an das Glück (Zrinyi hatte den Wahlspruch: Sors bona, nil aliud) besonders durch den Ausdruck in sich geschlossener Seelenruhe und zutrauensvoller Hingebung in ein als vollständig glücklich erkanntes Schicksal angezogen. Er sprach die ungrische, kroatische, slavonische, deutsche, lateinische, italienische und türkische Sprache in solcher Vollkommenheit, daß, wie Tollius erzählt, niemand hätte errathen können, welches eigentlich seine Muttersprache sey; er hatte eine ansehnliche Bibliothek: der Biograph erklärt die Zriniade in Hinsicht der wesentlichern Eigenschaften für das bis jetzt noch vollkommenste Epos in ungrischer Sprache.

Zwischen dieser merkwürdigen Biographie und jener des Uladislaw ist die Beschreibung der seit wenigen Jahren errichteten, an vaterländischen Denkmälern aller Art, an edlen Kunsterzeug-

nissen der Vorzeit, kostbaren Manuscripten und Inkunabeln ungemein reichen Sammlung des Herrn Niklas von Jankowits in Pesth, dann unter der Ueberschrift: Sittenzüge, eine alterthümliche Beschreibung des Kirchtags zu Guttenstein eingeschaltet. Letztere ist mehr als Eingang zu künftigen ähnlichen Darstellungen, bis zu deren Mittheilung sie vielleicht hätte aufbewahrt werden mögen, als an und für sich merkwürdig, obgleich allerdings sehr charakteristisch und belustigend. Das Verzeichniß der höchst schätzbaren Sammlung aber, welche nicht ohne großen Nutzen für das Vaterland unternommen seyn wird, gibt einen merkwürdigen Beweis, was Privatfleiß, von geläutertem Sinne für das Echte und Nothwendige geleitet, zu leisten vermag.

Die Mittheilungen in Prosa beschließt Herr Custos Primisser, mit einer Abhandlung über Maximilians I. Sammlung altdeutscher Gedichte in einer Pergament-Handschrift der k. k. Ambraser-Sammlung, als Gegenstück zu dem im vergangenen Jahre gegebenen Berichte über die, unter dem Namen Freidals Turnierbuch, gesammelten bildlichen Darstellungen der Kämpfe und Hof-Feste Kaiser Maximilians I. Da dieser Gegenstand in den Jahrbüchern der Literatur noch oft ausführlich zur Sprache kommen wird, müssen wir uns hier blos auf das Zeugniß beschränken, daß der Bericht, welchen hier Herr v. Primisser liefert, erschöpfend und lehrreich sey. Zugleich ist derselbe durch die Hinweisungen auf die frühe Pflege der Dichtkunst in Oesterreich unter den Babenbergern, und ihre noch späten, der ursprünglichen Natur verwandten Blüten, in einer Zeit, wo sie überall bereits der Ausartung anheim fiel, ein Beweis eben so für den stets gleichen Kunstsinn der Oesterreicher, als für die glückliche Lage in der sie sich, wenige Ausnahmen unseliger Zeitverhältnisse abgerechnet, durch den Charakter der Väterlichkeit ihrer Regierung immer befanden.

Wenn wir den vollen Inhalt dieses Jahrgangs nochmals überblicken, so finden wir die vielfach bewegte Zeit der Kämpfe gegen die übermächtigen Osmanen als den am mannigfaltigsten zur Sprache gebrachten Gegenstand. Er verdient es auch im vollen Maße, und Oesterreich, als der südöstliche Gränzstaat Europas in jenen Zeiten, hat die eigentliche Bedeutung seines Daseyns hier zuerst vorzüglich entwickelt, obwohl es schon Jahrhunderte früher in gleichem Geiste gehandelt. Das große Schauspiel jener Kriege, welche Europa vor einer vollständigen Umwälzung bewahrten, bildet das erhabne Gegenstück zu jenen ewig merkwürdigen Kämpfen im Westen Enropas, gegen die dorther einbrechenden Stämme Asiens und Afrika's. Nicht mit so blumenreichen Kränzen der Dichtung einer ritterlich fröhlicheren Ju-

gendzeit geschmückt, wie diese, haben die Erhaltungskriege des östlichen Europa vielmehr die männliche überschauende Kraft des indeß gereifteren Zeitalters herangebildet, bey unerschütterlicher Ausdauer des Lebensmuthes in einer beynahe freudenlosen Umgebung das Glück des Lebens in der ruhigen Kühnheit der eigenen starken Brust finden gelehrt, und einer glücklicheren Zukunft dadurch die sicherste Grundlage gegeben. Es ist darum auch für diesen Theil der Geschichte noch immer zu wenig geschehen; ein anschaulicheres Bild jener Zeiten tritt uns erst hier durch die so mannigfaltige Bearbeitung und durch die Hinführung des Lesers zu jenen Denkmalen großer Ereignisse, durch die Einweihung in die Geheimnisse manches einzelnen Lebens, das im großen Strome der Begebenheiten unbemerkt verschwunden war, in genügender Klarheit entgegen. Manche andere Arbeiten dieses Jahrgangs, bey gleich gründlicher quellenmäßiger Behandlung, geben durch die freudigere Zeit, über die sie sich verbreiten, wie die Darstellungen der Müllinen und Dietrichsteine, einen hellen Glanz über das Ganze, und mit ihm die vollere Befriedigung des Lesers.

Ueberhaupt scheint es, daß jetzt für uns der Zeitpunkt gekommen sey, wo Geschichte mit eben so günstigem Erfolge bearbeitet, als von dem Leser aufgefaßt werden kann; da wir uns an der Neige eines Zeitalters befinden, welches sich durch die vielfältigen Stürme der Meinungen, wie durch den gewaltsamsten Wechsel der Ereignisse bey mannigfaltigen ernsten Erfahrungen die jedem Einzelnen geworden, auszeichnet, und dadurch mehr als früher Geborne Lust und Veranlassung finden, über das Leben und dessen Erscheinungen in Wahrheit zu denken, und die Resultate dieses Denkens kund zu geben. Diese Zeit scheint überhaupt mehr ein Zeitalter für Historie als für Philosophie zu seyn; obgleich sich bereits das achtzehnte Jahrhundert, ehe es auch nur den Traum echter Philosophie in flüchtiger Stunde erhascht hatte, das philosophische Jahrhundert bey vollendeter Unweisheit des Lebens genannt hatte.

M. v. Collin.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XIII.

Literarische Notizen.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review Nro. 43.)

1. *The Importance of the Cape of Good Hope, as a Colony of Great Britain, independently of the Advantages it possesses as a Military and Naval Station, and the Key to our Territorial Possessions in India. By R. B. Fisher Esq. the third Edition.* 1819.
2. *Considerations on the Means of affording Profitable Employment to the Redundant Population of Great Britain and Ireland, through the Medium of an improved and correct System of Colonization in the British Territories in Southern Africa.*
3. *Hints on Emigration to the Cape of Good Hope. By W. J. Burchell, Esq.* 1819.
4. *The Cape of Good Hope Calendar and Agriculturist's Guide, compiled by G. Roſs, Superintendent of the Government Preſs in that Settlement.* 1819.
5. *An Account of the Colony of the Cape of Good Hope, with a View to the Information of Emigrants, and an Appendix, containing the Offers of Government to Persons disposed to settle there.* 1819.
6. *A Guide to the Cape of Good Hope, describing its Geographical Situation, Climate etc.* 1819.
7. *The Emigrants Guide on the Cape of Good Hope etc. By John Wilson.* 1819.
8. *Journal of a visit to South Africa in* 1815 *and* 1816, *with some account of the Missionary Settlements of the United Brethern near the Cape of Good Hope. By the Rev. C. J. Latrobe. London,* 1819.

Der in der letzten Parlamentssitzung vom Kanzler der Schatzkammer gemachte, mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommene Antrag, der Kolonie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine größere Ausdehnung zu geben, veranlaßt die Beurtheilung der hier angezeigten Werke im Quarterly Review, welche zwar, mit Ausnahme der letzten, wenig Werth haben, vielmehr voll von Irrthümern sind, die aber dem englischen Beurtheiler Gelegenheit geben, aus Lichtenstein's und Campbells Reisen in's südliche Afrika und eigener Erfahrung viele wichtige statistische

Angaben über das Vorgebirge der guten Hoffnung zusammen zu stellen, aus denen ein gewählter Auszug auch unseren Lesern willkommen seyn wird.

Die europäischen Niederlassungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erstrecken sich nach den zuverläßigsten Nachrichten auf 315 Meilen (wahrscheinlich englische), vom Tafelberge bis zum Flusse Koussie, und 580 Meilen von demselben Berge bis zum großen Fisch-Flusse, sie umfassen 120,000 Quadrat-Meilen. Verschiedene Bergreihen, welche mit einander und der südlichen Küste parallel laufen, durchschneiden die Kolonie in östlicher und westlicher Richtung. Der geognostische Charakter derselben ist sehr einfach und gleichförmig. Thonschiefer und Gneiß bildet ihre Grundlage bis zur Höhe von hundert Schuhen über der Meeresfläche, dann folgt Granit, und obenauf rother, gelber und grauer Sandstein. Die Oberfläche von der untersten Bergreihe bis zur Meeresküste wechselt zwischen Hügel und Thälern. Erstere bestehen aus rothem Sandstein und Feldspath mit Quarz-Krystallen vermischt, letztere aus Sand mit Ackererde. In den tiefen Klüften auf der südlichen Seite, welche die Holländer Kloofs nennen, und die durch Bergströme gebildet worden, herrscht die üppigste Vegetation. Hier allein trifft man in einer Strecke von 200 Meilen große Wälder von Holz zum Zimmern. Ueberhaupt sind diese Klüfte der kostbarste, und auch am meisten bevölkerte Theil der Kolonie. Jenseits der ersten Reihe von Bergen, bis zur zweyten, welche der schwarze Berg heißt, ist das Land höher, und hat ein rauheres Aussehen, als wäre es durch die Ruinen der abgebrochenen Gipfel beyder Bergreihen gebildet. Zwar durchströmen auch diese Gegend Bergströme, doch hat die Erde nicht mehr den üppigen Charakter der tiefer liegenden Region. Ueber den schwarzen Berg hinaus bis zur dritten Reihe von Bergen, welche die nördliche Gränze der Kolonie bilden, ist eine ausgedehnte Ebene, von 300 Meilen in westöstlicher, und 80 Meilen in nord-südlicher Richtung. Sie scheinet gleiches Niveau mit der Granitschichte der Berge zu haben, und zeigt in ihrer Oberfläche Thon, in welchen quarziger Sand mit kleinen Krystallen, und Matten von Feldspath mit Hornblende eingesprengt sind. Wo sich diese Ebene zu beträchtlichen Hügeln erhebt, zeigt sie fast unabänderlich eine horizontale Schichte von jenem röthlichen Sandsteine, der in dem Gebirge sich unmittelbar über dem Granite findet. Diese und ähnliche Flächen werden von den Kolonisten Karroo genannt; sie sind unbewohnbar, werden kaum je durch Regen befeuchtet, und bringen nichts hervor, als einige verkrüppelte Pflanzen aus dem Geschlechte des Geranium, Mysembryanthemum, der Euphorbia etc. Kein Grün erquickt hier das Auge, nur die stachelige Mimosa wächst an den sich schlängelnden Ufern manches der Küste zueilenden Bergstromes, und verbreitet Schatten für einige staudenartige Pflanzen und schlechte Gräser, die den halb verhungerten Ochsen der entfernten Kolonisten, deren Wägen auf dem Wege zum Kap diese Wüsten durchkreuzen, dürftiges Futter gewähren. Der Anblick, den das Land gewährt, ist sonach wenig erfreulich, und kann den Erwartungen neuer Einwanderer nur dann entsprechen, wenn sie nach geendeter Regenzeit, im Februar oder März, ankommen. Von dem gesammten Flächeninhalte der Kolonie dürften nur 10,000 Quadrat-Meilen für den Pflug, und 20,000 für Schafweide geeignet seyn, und diese 30,000 Quadrat-Meilen kulturfähigen Landes werden von 3000 Familien bewohnt. Die ganze Kolonie, deren Bevölkerung in bedeutender Zunahme ist, war bis in die letzten Jahre in vier Bezirke getheilt, nämlich das Kap, Stellenbosch, Zwellendam, und Graaff

Reynet, deren jedem eine höchste obrigkeitliche Person unter dem Namen eines Landdrosten vorstand; die drey letzteren waren aber wieder in drey Bezirke mit eigenen Landdrosten, Stadt, oder Dorf, Kirche und Schule untergetheilt. Unter den Produkten der Kolonie sind Wein, Weizen und Wolle die vorzüglichsten. Die Kultur des Weines verdanket die Kolonie zuerst französischen Protestanten, die nach der Widerrufung des Ediktes von Nantes hier einen Zufluchtsort suchten, und sich in den Thälern von Drakenstein, Paarlberg und Stellenbosch in einem Umkreise von dreyßig Meilen vom Kap niederließen. Noch gegenwärtig sind ihre Nachkommen hier in ausgebreiteten Niederlassungen, welche Wohlhabenheit verkünden. Man sollte denken, daß Menschen, welche den Weinstock mit sich auf die Kolonie brachten, die Kultur desselben verstanden, und daß die Vortrefflichkeit der Trauben, verbunden mit dem Segen des Klima, der Lage und des Bodens, nur vorzüglichen Wein habe hervorbringen können. Doch kömmt kein solcher vom Kap nach Europa. Die Weine vom Drakenstein nähern sich jenen von Madeira, Vidonia und Marzala, stehen ihnen aber nach. Die Steinweine, von denen man glaubt, daß sie den Rheinweinen ähnlich sind, nahmen ehemals im längeren Liegen einen süßlichen Geschmack an, welcher der Ueberreife der Trauben, und vielleicht auch einer unvollkommenen Gährung zuzuschreiben ist; jetzt haben sie den entgegengesetzten Fehler, sind scharf, herbe, und ohne Geschmack. Der trockne Pontak ist bey weitem der beste unter den Kapweinen, er hat die Kraft des Portweines und den Geschmack des Burgunders. Selbst der Constantiawein bleibt in jeder Hinsicht hinter dem Madeira Malmsy, Malaga, Calcavella, oder Frontignac zurück. Was aber in London unter dem Namen Kap-Champagner, Burgunder, Barsac ꝛc. verkauft wird, ist ein vergiftendes Gemisch, welchem die schlechtesten Weine des Kap zum Grunde liegen. Der besondere unangenehme Nebengeschmack, den alle Kapweine mehr oder weniger haben, war schon der Gegenstand vieler Untersuchungen, seine Ursache ist aber noch nicht vollkommen ausgemittelt. Viele suchen sie darin, daß alle Trauben, ohne Unterschied, ob sie unreif, reif, oder gar schon gefault sind, mit Kamm und allem in die Presse gebracht, und unrein behandelt werden, auch darin, daß verschiedene Rebensorten in denselben Weingärten gepflanzet werden, was jederzeit verhindert, daß der Wein einen bestimmten Charakter erhält. Wahrscheinlicher aber ist sie in der Beschaffenheit des Bodens zu suchen, der weder vulkanische Bestandtheile, noch Kalkstein, diese der Weinrebe so günstigen Mischungen, hat, sondern einzig aus Sand und Lehm besteht, welche gewöhnlich dem Weine einen erdigen Geschmack geben. Es wäre daher neuen Pflanzern mehr zu rathen, daß sie die Sandsteinhügel gegen die nördliche Gränze der Kolonie, als, wie die bisherigen, die Tiefen und Ebenen mit Weine bepflanzten.

Der zu Markte gebrachte Wein zahlt nur eine sehr geringe Abgabe, drey bis vier Reichsthaler von 154 Gallonen (die Gallone zu vier Quart). Gleiches zahlet der Branntwein, welcher wegen unvollkommener Distillation noch schlechter ist als der Wein.

Die Kornbauern bewohnen vorzüglich den nördlich und östlich von Saldanha-Bay gelegenen Theil des Kaps, und den größeren Theil von Stellenbosch zu beyden Seiten der ersten Bergreihe bis auf vier oder fünf Tagereisen von der Kapstadt. Sie sind häufig Pächter, welche, ihren eigenen, nicht unbedeutenden Bedarf, und jenen ihrer auf Viehweide beschränkten Nachbarn abgerechnet, jährlich noch 4—5000 Scheffel Weizen nach der Hauptstadt zu schicken vermögen. Der Kornbauer am Kap

ist ein ungeschickter Ackersmann. Er weiß nichts von den Vortheilen der Wechselwirthschaft, nichts von grünem Futter, etwas Gerste und Mais ausgenommen. Nie sammelt er einen Vorrath von trockenem Futter für den Fall einer Dürre, weßwegen auch oft das Vieh in großer Anzahl zu Grunde geht. Sein Pflug ist ungelenk, und wird mit Mühe von zwölf bis sechzehn Ochsen fortgeschleppt. Dabey reißt er die Erde nur oberflächlich und nothdürftig auf, und läßt jede härtere mit Gesträuch bewachsene Scholle liegen; dennoch erntet man nicht weniger als das funfzehnte, häufig aber das zwanzigste und dreyßigste Korn, ja mehr noch, wenn kein Mangel an Wasser ist. Das Korn wird auf kreisförmigen Tennen vom Vieh ausgetreten, Stroh und Spreu wurde sonst dem Winde überlassen, bis die Nachfrage der Pferde haltenden Engländer die Pächter bestimmte, beydes zu Markte zu bringen. Der Weizen vom Kap übertrifft an Güte und Schönheit beynahe jeden.

Eine dritte produktive Klasse auf dem Kap ist die der Viehhälter, denen die holländisch-ostindische Kompagnie ungeheure Strecken Landes jenseits der Berge, worauf sie keinen Werth setzten, gegen den geringsten Entgelt (an 5000 Morgen Landes), oft um einen Pachtschilling jährlicher vier und zwanzig Reichsthaler verlieh. Die große Entfernung dieser Ländereyen vom Sitze der Regierung verleitete diese holländischen Viehbauern zu allen Arten von Gewaltthätigkeit gegen ihre Nachbarn, die Hottentoten. Die Klagen derselben drangen endlich bis zum Kap, und die ostindische Gesellschaft suchte der ferneren Unterdrückung durch Absendung eines Landdrosten und eines Geistlichen nach Graaf Reynet, einem 500 Meilen von der Kapstadt entfernten Flecken, zu steuern; allein bald wurden beyde durch die unruhigen Bauern vertrieben. Dieses geschah gerade zur Zeit als diese Kolonie unter englische Herrschaft kam. Die brittische Regierung fand nun für nöthig, eine Besatzung nach Algoa-Bay zu legen, und eine Vorpostenkette längs des großen Fischflusses zur Hintanhaltung fernerer Plünderungen aufzustellen. Diese Viehbauern sind die roheste, verworfenste Menschen-Klasse, und es kann für einen Europäer keinen schmutzigern, widrigeren Anblick geben, als die Niederlassung eines solchen Viehbauern. Die Vieh-Rasse derselben ist noch großer Verbesserungen fähig. Das Schaf mit langen Beinen und breitem Schwanze ist von dem geringsten Werthe, es fehlt ihm an innerem Fett, und seine Wolle unterscheidet sich wenig vom Haare; dagegen hat man Merinosschafe mit Vortheil eingeführt, deren Wolle der besten spanischen gleich kommen soll, und schon zu einem Handelsartikel geworden ist.

Nebst den angeführten produktiven Klassen der Kap-Kolonie würden neue Einwanderer mit den Hottentoten, den ursprünglichen Besitzern des Bodens, in Berührung kommen. Die Anzahl derselben innerhalb des Umfanges der Kolonie beläuft sich auf ungefähr 20,000. Sie sind ein gutartiger Menschenstamm, welcher unter der holländischen Regierung ein sehr hartes Loos hatte. Vaillant war der erste, welcher die guten Eigenschaften der Hottentoten öffentlich vertheidigte, und General Craig hob nach Eroberung des Kaps die physischen und moralischen Kräfte dieser herabgewürdigten Menschen-Klasse durch Bildung derselben in militärische Korps empor. Die Hottentoten, welche Hr. Latrobe, der Verf. des letzten der angezeigten Werke, in den Missionsversammlungen der mährischen Brüder zu Gnadenthal sah, zeichneten sich durch Reinlichkeit und Wohlstand aus, und das Bild, das er von der hottentotischen Jugend und ihren Schulen entwirft, ist höchst anziehend.

Ein anderer Volksstamm, mit welchem neue Einwanderer in die

Kap-Kolonie in Verbindung treten würden, sind die Kaffern, ein Hirtenvolk, welches allen Unterjochungs-Versuchen der Holländer muthig widerstand. Mit vieler Körperkraft und einer edlen Gestalt verbinden sie eine seltne Enthaltsamkeit. Geronnene Milch, wilde Wurzeln, bittere Kürbisse und Hirse sind ihre Nahrung, eine besondere Milde des Charakters zeichnet sie aus, und nur der Umgang mit ihren Gränznachbarn, den holländischen Bauern, hat sie verschlechtert. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ein fleißiges europäisches Nachbarvolk auf diese gutgearteten Menschen den wohlthätigsten Einfluß haben, und sie leicht, vorzüglich wenn mährische Brüder an die Stelle der im Besitze des dortigen Missionsgeschäftes befindlichen Methodisten träten, zur Annahme des Christenthums bestimmen würden,

Die Anträge, welche die englische Regierung neuen Ansiedlern auf der Kap-Kolonie macht, sind sehr großmüthig, und werden unfehlbar viele Familien zur Auswanderung nach dem Kap bestimmen. Der vor der Hand für die neuen Niederlassungen bestimmte Bezirk ist das von den Holländern sogenannte Zuureveld, oder die sauern Gras-Ebenen, welchen die Engländer den Namen Albanien gaben, ein zwischen dem Sonntags- und großen Fischflusse gelegener Bezirk von beyläufig 2000 (englischen) Quadrat-Meilen. Es wechselt in diesem Bezirke Hügel und Thal auf anmuthige Weise ab, und, was in der Kolonie seltner ist, dichtes grobes Gras, welches alle Jahre üppig nachwächst, bedecket den Boden, der für den Weinbau sowohl, als für Getreide, Hülsenfrüchte, Futterkräuter und Küchengewächse geeignet ist. In den der Seeküste nahe gelegenen Vertiefungen finden sich dichte Wälder, und mehrere größere und kleinere Flüsse durchströmen das für die neuen Kolonisten bestimmte Land von Norden gegen Süden. Die nächste Bay zur Niederlassung ist Algoa-Bay, welches zwar für die Sommerwinde offen, doch guten Ankergrund hat. Die Küsten der neuen künftigen Kolonie haben einen Ueberfluß an genußbaren Fischen, welche bisher von den Hottentoten und Kaffern gar nicht, von den holländischen Bauern aber nur selten benützt wurden. Es ist daher zu wünschen, daß unter den neuen Ansiedlern Fischerfamilien seyen. Unter den Flüssen, die diesen Bezirk bewässern, wird der große Fischerfluß allein größere Schiffe tragen, nur hat er den Fehler, daß seine Mündung mit Sande verlegt ist. Könnte man jedoch diese Mündung zum Einlaufen von Lastschiffen eignen, so hätten die neuen Ansiedler von Albanien einen Hafen, durch welchen sie leicht ihre Produkte ausführen, einen Handel mit Mozambique, Isle de France, und Madagascar eröffnen, und mit geringen Kosten Vieh sich verschaffen könnten. Man sieht aus diesen wenigen ausgehobenen Notizen die Wichtigkeit des Unternehmens, und den Nutzen, welchen nicht bloß die Ansiedler, sondern mehr noch England davon zu erwarten hat.

An Essay on the Chemical History and Medical Treatment of Calculous Disorders. By Alexander Marcet. M. D. F. R. S. 8. London, 1819.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Seit den bekannten Abhandlungen von Scheele, Wollaston und Fourcroy erschienen in England mehrere interessante Abhandlungen über die Krankheit des Steines. Sie beschränkten sich aber bloß auf die Untersuchung der chemischen Geschichte dieser Concretionen. Der Verf. der gegenwärtigen Schrift behandelt aber diesen Gegenstand auf um-

fassendere Weise, indem er die verschiedenen Lagen, in welchen man Steine trifft, die Symptome derselben, das öftere oder seltnere Erscheinen derselben bey Bewohnern derselben oder verschiedener Länder, und die Mittel gleichmäßig behandelt, wodurch die Bildung von Steinen verhindert, und die Zerstörung bereits gebildeter bewirkt wird. So bildet dieses kleine Werk eine vollständige Uebersicht von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse über die Steinkrankheit.

Die bisher entdeckten chemischen Bestandtheile der Blasensteine sind eine unbekannte animalische Materie, Fibrin, lithischer oder urischer Säure, Kalk-Phosphat, Ammoniakal-Magnesia-Phosphat, Kalk-Oxalat, cystisches Oxyd, und xanthisches Oxyd. Die unbekannte thierische Materie ist wahrscheinlich ein Theil des Schleimes, den die innere Haut der Harnwerkzeuge absondert. Sie wird nie allein, sondern immer in Verbindung mit einem andern Bestandtheile, gewöhnlich mit lithischer Säure und Kalk-Phosphat gefunden, und offenbart sich durch die schwarze Farbe von einem Theile des Steines, und den besondern animalischen Geruch, den der Stein unter dem Blasrohre annimmt. Fibrin ist ein sehr seltener Bestandtheil von Blasensteinen, den Dr. Marcet nur ein einziges Mal fand. Lithische oder urische Säure ist der gewöhnlichste Bestandtheil der Blasensteine, von welchem auch alle Elementarwerke über Chemie handeln. Die Versuche des Berzelius machen es jedoch wahrscheinlich, daß die unter dieser Benennung beschriebene Substanz nicht reine lithische oder urische (Stein- oder Horn-) Säure, sondern der Superurat von Ammonium ist. Der Kalk-Phosphat, als Bestandtheil der Blasensteine, hat nach des Verf. Beobachtungen weniger Kalk, als die Erde von Beinen, daher ist er unter dem Blasrohre bey einem höhern Grade von Hitze schmelzbar. Der Ammoniakal-Magnesia-Phosphat ist ein salziger Bestandtheil der Blasensteine, welchen Dr. Wollaston zuerst entdeckte. Er ist weiß, und erscheint gewöhnlich in kleinen glänzenden Krystallen, welche sich nur allmählich im Wasser, schnell aber in den meisten Säuren auflösen. Der Kalk-Oxalat kömmt bey jener Varietät der Blasensteine vor, der von den kugelförmigen Erhöhungen, womit seine Oberfläche bedeckt ist, die Benennung Maulbeerstein erhielt. Das cystische Oxyd entdeckte auch Dr. Wollaston zuerst, und fand es bisher in Stein-Konkretionen nur rein und mit anderen der bisher genannten Bestandtheile nicht vermischt. Diese Gattung Steine fand Hr. Marcet nur in den Nieren, nie in der Blase, weßwegen er auch die Benennung cystisches Oxyd in jene Renal- oder nephritisches Oxyd umänderte. Die Substanz, welche Dr. Marcet, ihr Entdecker, xanthisches Oxyd nennet, zeigt folgende Eigenschaften. Sie ist unauflösbar in Alkohol, Aether, oxalischer Säure, dem Doppel-Carbonat von Pottasche, und dem gesättigten Carbonat vom Ammonium, in Essigsäure wird sie nur langsam, im Wasser aber leichter als die lithische Säure, und in den verschiedenen Mineralsäuren nicht sehr schnell aufgelöset. Die Alkalien lösen sie mit großer Leichtigkeit auf. Wiewohl sie in der Hitze vor dem Blasrohre den Geruch einer thierischen Substanz von sich gibt, so wird sie doch durch Schwefelsäure nicht schwarz. Die Wasserauflösung dieser Substanz färbt das Lakmuspapier ein wenig. Man unterscheidet sie leicht von der lithischen Säure durch die blaßgelbe, und von dem cystischen Oxyd durch die weiße Farbe, die es durch die Einwirkung der Salpetersäure annimmt. Nach den verschiedenen Verbindungen dieser Bestandtheile unterscheidet der Verf. die Blasensteine in neun Klassen, einige wahrscheinlich bloß zufällige und isolirte Steinbildungen abgerechnet, und zeigt die Mittel an, dieselben auch bey einer beschränkten Kenntniß

von Chemie zu erkennen, und von einander zu unterscheiden. Abbildungen der verschiedenen Steine in kolorirten Kupferstichen dienen diesem Theile zur Versinnlichung.

Nach den Untersuchungen, welche der Verf. in den Museen verschiedener Spitäler anstellte, war die lithische Concretion bey den Blasensteinen die gewöhnlichste; die schmelzbaren und maulbeerförmigen Steine folgen zunächst darauf, und die Steine von vermischter Zusammensetzung waren nach den Protokollen der Spitäler am meisten tödtlich für die Kranken. Eine nachläßige Führung der Spitals-Protokolle in England, wovon nur das Krankenhaus in Norwich eine Ausnahme macht, hat zwar den Forschungen des Verf. über das häufigere oder seltenere Erscheinen von Blasensteinen in verschiedenen Gegenden und Lebensaltern große Hindernisse in den Weg gelegt. Doch sammelte er in dieser Hinsicht merkwürdige Thatsachen. In den Krankenhäusern von Norfolk und Norwich wurden im Verlaufe von vier und vierzig Jahren 235 Kinder unter vierzehn Jahren, worunter 227 Knaben, und 271 erwachsene Personen, worunter 251 Männer, am Steine operirt, und es starben davon 13 Kinder, darunter 12 Knaben, und 57 Erwachsene, worunter 56 Männer. Das Verhältniß der zur Steinoperation in den genannten Spitälern Aufgenommenen zur Gesammtzahl der Kranken in denselben war 1 — 38. Es wäre interessant, die Ursachen auszumitteln, von welchen diese Krankheit häufiger in dieser Gegend herrührt; die kalkige Beschaffenheit des Bodens dürfte allein zur Erklärung nicht hinreichen, da die Kalk enthaltenden Steine in diesen Spitälern seltener als in jenen von London sind. Im St. Thomas-Spitale zu London war innerhalb von zehn Jahren das Verhältniß von Steinoperationen zur Krankenzahl 1 — 528, im Bartholomäus-Spitale in fünf Jahren von 1 — 340, und im Guy's-Spitale in derselben Zeit von 1 — 300. Im Hôpital de la Charité zu Paris ist das dießfällige Verhältniß von 1 — 250, und im Hôpital des enfans malades, wo jährlich gegen 3000 Kinder beyderley Geschlechts unter funfzehn Jahren aufgenommen werden, geschahen in den letzten zwölf Jahren im Durchschnitte zwölf Steinoperationen im Jahre. Dem Verf. in seinen auf Erfahrungen gegründeten Bemerkungen über die ärztliche Behandlung des Steines zu folgen, würde hier zu weit führen. Nur, was er warnend vom Gebrauche der Magnesia spricht, welche neuerlichst in dieser Krankheit besonders empfohlen worden, verdienet eine Erwähnung. Seine Erfahrungen bewährten nämlich, daß ohne vorhergehende Kenntniß von der Beschaffenheit des Steines, an welchem der Kranke leidet, man große Gefahr laufe, durch Magnesia einen sehr gewöhnlichen Bestandtheil der Steine, den Ammoniakal-Magnesia-Phosphat, noch mehr anzuhäufen, und auch in den ersten Wegen mehrere unverbundene Säuren zu neutralisiren, welche sonst im Stande gewesen wären, die Steinmaterie in aufgelöstem Zustande zu erhalten.

1. *Ivanhoe, a Romance. By the Author of Waverley etc.* 3. *vols. Edinburgh.*
2. *The Novels and Tales of the Author of Waverley, Guy Mannering, Antiquary, Rob Roy, Tales of My Landlord, first, second and third series, new edition with a copious Glossary. Edinburgh*, 1820.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Seit der Zeit Shakespeares, der seine acht und dreyßig Dramen in dem kurzen Zeitraume seines angehenden Mannesalters schrieb, hat

England kein solches Wunder schriftstellerischer Fruchtbarkeit aufzuweisen, als den anonymen Verfasser des gegenwärtigen Werkes. Im Zeitraume von kaum mehr als fünf Jahren gründete sein Talent eine neue Schule, und stattete sie mit beynahe dreyßig Bänden von so origineller und reichhaltiger Erfindung aus, daß alle prosaischen und dichterischen Werke neuerer Zeit, die Lord Byrons vielleicht allein ausgenommen, gegen die seinigen in Schatten zurücktreten. Shakespeare ist ohne Zweifel origineller als der Verf. dieser Werke. Man darf aber auch nicht vergessen, daß zu seiner Zeit weniger von früheren Meistern zu borgen möglich war, und daß Shakespeare die Quellen, die ihm offen standen, reichlich benützte. Zu unseren Zeiten hingegen sind alle edleren Pfade der Literatur so vielfältig betreten worden, daß man die Fußstapfen von Vorfahren fast nicht vermeiden kann. Dem Verf. des gegenwärtigen Werkes lassen sich zwar Plagiate nicht wohl nachweisen, doch trifft man in ihm zahlreiche Spuren von Nachahmung. Ueberhaupt muß man, wenn man den Verf. neben Shakespeare nennet, nicht dafür halten, er werde dadurch jenem ersten Dichter in Hinsicht auf Reichthum und Anmuth der Phantasie, oder auf die lebendige Ader jenes reinen und erhabenen Stromes von Dichtung gleichgesetzt, der sich durch jeden Theil seiner Werke so mächtig ergießt. Es geschieht dieses vielmehr bloß in Bezug auf die wunderbare Mannigfaltigkeit und Leichtigkeit in den Erzeugnissen dieses Dichters, die beynahe ein eigenes, und zwar nicht ein in vierteljährigen Zwischenräumen erscheinendes Anzeigeblatt benöthigten. Die Geschichte, der Gegenstand des angezeigten Werkes, ist ganz englisch, aus der Zeit Richard des Ersten. Die große Entfernung dieses Zeitalters von den Ansichten des gegenwärtigen ist eine große Schwierigkeit, womit der Verf. zu kämpfen hatte. Denn lange schon sind die feineren Züge in unserem Andenken verwischt, welche einem Lebensgemälde aus dem Jahre 1194 Körper und Lebendigkeit zu geben vermöchten. Sie sind es in einem weit höheren Grade, als selbst unsere Kenntniß von dem Privatleben der Römer zur Zeit des Augustus, oder der Athener zur Zeit des Perikles. Bey Besiegung dieser Schwierigkeit hat der Verf. zwar nicht Unmögliches, aber doch wunderbar viel geleistet; und wiewohl man oft in seinem Werke die lebendigen und frischen Gemälde von Charakteren und Lebensweisen, die uns näher liegen, und jenes tief eindringende Interesse vermisset, welches nur Darstellungen aus unserer Zeit und aus dem Kreise unseres Volkes erwecken und unterhalten können, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er die dürftigen Materialien, die ihm zu Gebote standen, vortrefflich benützte. Zu diesem Ende verlegte er den Schauplatz der Handlung in eine Periode, wo die Eifersucht der normännischen Sieger und der besiegten Sachsen noch nicht erloschen war, und wo höfischer Muthwille und ritterlicher Stolz des einen Volkes noch im hellen Gegensatze stand mit der männlichen Festigkeit und der redlichen Einfachheit des andern. Er gibt dann seiner Geschichte das Ansehen von Würde und Wirklichkeit, indem er die persönliche Tapferkeit von Richard Löwenherz und anderen bekannten Helden in die Begebenheiten verwebt. Wiewohl großentheils beschränkt auf den gewöhnlichen Romanvorrath von gewappneten Rittern, lustigen Waidmännern, gefangenen Fräulein, raubsüchtigen Großen, Hausnarren u. d. gl., wußte er doch diese ihm überlieferten Theaterpersonen so wohl mit Gefühlen, die keinem Zeitalter fremd sind, auszustatten, daß man sie nicht mehr als Glieder eines phantastischen Prunkspieles, sondern als wirkliche Wesen betrachtet, denen, wie uns, ein Herz im Busen schlägt. Wenn man dieses Werk mit den früheren desselben Verf. ver-

gleicht, so fühlt man deutlich den Uebertritt aus dem Reiche der Natur und Wirklichkeit in jenes der Phantasie und Romantik, und man findet in ihm mehr Aehnlichkeit mit den glänzenderen aus den neuern englischen Gedichten, als mit den anziehenderen Novellen unserer Zeit. Es enthält Stoffes genug für sechs gute Trauerspiele, und die unverkennbaren Talente des Verf. machen es wünschenswerth, daß er in den zaubervollen Kreis Shakespeares trete, und durch eine ächte Tragödie, in der Phantasie, Leidenschaft uud Handlung zu einem Ganzen sich vereinigen, Englands alte Meisterschaft in dieser Dichtungsart neu bewähre, ein Unternehmen, bey welchem er nur eine individuelle Schwierigkeit, Hang zur Weitschweifigkeit, zu bekämpfen, gewiß aber einen rühmlichen Erfolg zu erwarten hätte.

A Treatise on Adulteration of Food, and Culinary Poisons, exhibiting the fraudulent Sophistications of Bread, Beer, Wine, Spiritous Liquors etc. and Methods of detecting them. By Frederick Accum. London, 1820.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Die Verfälschungen der vorzüglichsten Genußmittel, von welchen diese Schrift handelt, beziehen sich zwar unmittelbar auf den in dieser Hinsicht in London gewöhnlichen Betrug; doch ist in der Wesenheit des Betruges jede Stadt und jedes Land der brittischen Hauptstadt ähnlich, und nur die zu diesem Betruge verwendeten Mittel dürften nicht immer dieselben seyn. Der Verf. behandelt die zufällige Verfälschung des Wassers durch Bley, welches bey dem Zutritte äußerer Luft durch Wasser aufgelöset wird; des Brotes durch Beymischung von Alaun, Ammoniakal-Subcarbonat, und Kartoffeln; des Weines durch Alaun, welcher jungen rothen Weinen eine dunklere Farbe gibt, durch Brasilienholz, dann die Hülsen der Heidel- und Hollunderbeeren, welche dem blassen Portweine eine dunkle Purpurfarbe geben, durch Gyps, welche trübe Weine klären, durch Eichenrinde, Sägespäne und Hülsen von Lampertsnüssen, welche unreifen rothen Weinen einen schärferen Geschmack geben, endlich durch bittere Mandeln, Rosinenkörner, die Wurzel des Schwertels, Scharley, Kirschlorbeerwasser und Hollunderblüten, welche geschmacklose Weine wieder schmackhaft machen, u. d. m. Nach des Verf. Angaben werden diese und ähnliche Weinverfälschungen in London mit solcher Regelmäßigkeit betrieben, daß Viele der an der Verfälschung Mitarbeitenden selbst nicht wissen, daß sie zu einer Verfälschung mitwirken. Bey Verfertigung von Liqueurs, welche ein Gegenstand fast allgemeiner Verzehrung in England sind, würden die Verfälschungen noch häufiger seyn, wenn man nicht die vorzüglichste Eigenschaft derselben, ihre Stärke, durch leichte und zuverläßige Proben prüfen könnte. Die so gewöhnlichen Verfälschungen in der Bereitung von Malzgetränken werden theils schon vom Bräuer, theils vom Bierhändler verübt. Der Verf. handelt von einer Verfälschung durch Absieden der Beere des Cocculus indicus im Wasser, und Verwandlung dieses Absudes mittelst Abdampfung in eine dicke schwarze Masse, welche die betäubenden und vergiftenden Eigenschaften der Beere, aus welcher sie bereitet ist, in hohem Grade besitzt, dann durch Beymischung von Quassia, Wermuth, Honig, Vitriol, Paradiesäpfelkörnern, Opium, Mohnextrakt, spanischem Süßholz, geschabtem Hirschhorn, Koriandersamen mit einem Theile von nux vomica vermischt, Pomeranzenpulver, Ingwer und anderen Substanzen, durch welche man den Hopfen zu ersetzen sucht. Nebst

diesen Bierverfälschungen der Bräuer selbst handelt der Verf. von jenen der Bierhändler, vorzüglich von jenen durch Vermischung des Tafelbiers mit Starkbier, zu deren Verbergung man Vitriol, Alaun und Salz unter das Bier gibt, durch Beymischung von Capsicum und Paradiesäpfelkörnern, wodurch ein schwaches unschmackhaftes Bier einen scharfen Geschmack bekommt, von einem Theile Schwefelsäure, welches junges Bier auf der Stelle achtzehnmonatlichem ähnlich macht, und von Alkalien, alkalinischen Erden, Austerschalenpulver, Subkarbonat von Pottasche oder Soda, wodurch schales, halb verdorbenes, oder saures Bier wieder stark wird. Der Verf. schließt mit den Verfälschungen des Thees durch Kupfer, des Kaffehs, des schwarzen, weißen und Cayennepfeffers, des Senfs und der Salzbrühen aller Art. Für die zweckmäßigste Strafe von derley Betrug hält er schwere Geldbuße, mit öffentlicher Verachtung verbunden.

A Sicilian Story. With Diego de Montilla; and other Poems. By Bary Cornwall. London, 1820.

(Edinburgh Review Nro. 64.)

Herr Cornwall ist ein vorzüglicher Nachahmer von großentheils trefflichen Mustern. Sein Styl und Versbau ist nach dem Muster Shakespeares und der übrigen Dramatiker aus jenem ruhmvollen Zeitalter, hauptsächlich Marlow's, Beaumont's, Fletcher's und Massinger's gebildet. Auch Milton und Ben Johnson hat er Einiges abgeborgt; dann aber überspringt er die der Zeit nach nächstfolgende Dichterreihe, und wirft sich Lord Byron, Coleridge, Wordsworth und Leigh Hunt in die Arme. Man sollte bey so unvermittelten Uebergängen ein Ganzes von loser Verbindung besorgen; allein seine Materialien sind in der That in befriedigende Harmonie gebracht, und zwey Gründe erklären diese Erscheinung. Erstens ist Hr. Cornwall selbst Dichter, und zwar Dichter von nicht ganz untergeordnetem Range, der nicht die hervorstechenden Eigenheiten seiner Muster ohne Unterscheidung nachbildet, sondern blos seinen Genius nach ihnen bildet, und die Geschöpfe seiner Phantasie mit ihrem Farbenglanze ausstattet. Zweytens kann man, und dieß ist das Wichtigste, Shakespeare und seine Kunstgenossen nachahmen, ohne ihre Mannigfaltigkeit und Universalität erreichen zu wollen. Dieß ist der Fall mit Herrn Cornwall. Er strebet diesem mächtigen Dichter weder in seiner Sturmesgewalt, noch in seiner gränzenlosen Laune und dem stets frisch hervorquellenden Strome von Heiterkeit nach; er sucht eben so wenig den Charakter eines Falstaff, als den eines Macbeth, Lear, oder Othello nachzuahmen; nur das Zarte, Sanfte, Phantasienreiche strebet er Shakespeare nachzubilden, die jungfräuliche Unschuld und den Liebesschmerz von Julien, Imogen, Perdita oder Viola, die zaubervolle Einsamkeit von Prosperos Tochter, die ätherische Liebe und Eifersucht von Oberon und Titania, und alle die magischen, Liebe und Dichterkraft athmenden Auftritte, welche so manches Blatt in jenes unerreichbaren Dichters Werken bezeichnen. Fletcher's Genie scheinet Hrn. C. Muse näher verwandt, als der kühne Geistesflug Shakespear's, und in mehr als einer Stelle zeigen sich die Eindrücke, die Aspatias hingebende Leiden und sanfte Trostlosigkeit auf seine Phantasie machte. In Milton ahmte er allein die Dichtungen seiner Jugendjahre nach, den Lycidas und Comus, die arkadischen Gedichte, und seraphischen Hymnen, nicht den erhabneren kühneren Flug in seinem verlornen Paradiese. Von Johnson nahm er nur einige der

vorzüglichsten lyrischen Stücke zum Muster. Von Dryden, Pope und Young findet sich in ihm keine Spur. In Lord Byrons Dichtungen zog ihn der tiefe Schönheitssinn und die Anmuth und Zartheit an, welche dieser Dichter auch über weniger anziehende Charaktere zu verbreiten versteht. Es sind Manfred, Parisina, Haiden und Thirsa, die er nachzuahmen strebt, nicht aber der höhere und kraftvollere Styl im Korsaren, *Child Harold*, oder Don Juan. Er hat zwar in zweyen seiner Gedichte die Manier dieses letztgenannten Gedichtes geborgt, aber dabey wenig Talent für Witz und Satyre gezeigt. Von Wordsworths und Coleridges Diktion findet sich viel bey ihm, auch einige Nachahmung ihrer eigenthümlichen Vorzüge; mehr neigt sich aber seine Muse zu Leigh Hunt, als zu einem anderen Dichter hin. Herr Cornwall scheinet Dichter aus Liebe zur Kunst, und nicht aus Liebe zum Ruhme zu seyn, und, fremd allen Sekten, in welche die Dichterwelt sich theilen mag, sich nur jedem Schriftsteller, der ihm Genuß gewährte, verschuldet zu betrachten, und nach nichts zu streben, als darnach, frey über den Gefilden des Parnaß zu schweben, und mit dankesfroher Seele Wohlgerüche zu sammeln und zu spenden.

Das erste, und, unseres Erachtens schönste Gedicht der Sammlung ist die sizilianische Geschichte, deren Grundzüge aus einer bekannten Erzählung des Decameron entlehnet sind. Es ist in dem sanften unregelmäßigen Versmaße des Lycidas aber in einer vertrauteren und mehr dramatischen Diktion, als irgend etwas von Milton's Werken, geschrieben. Die Verehrung der Diana und der Tod des Acis sind anmuthsvolle Nachahmungen von der höheren Schreibart Theokrits, und erinnern an Akinsides Hymne an die Najaden. Gyges ist die Geschichte des alten Candaules, in der mit weniger glücklichem Erfolge durchgeführten Schreibart Beppos und Don Juans. Der Falke ist eine sehr gelungene Nachahmung, oder vielmehr Versifikation einer schönen charakteristischen Geschichte des Boccaccio, welche von der sanften fließenden Schreibart, von der natürlichen Anmuth und dem Pathos dieses großen Meisters neuerer Literatur einen richtigeren Begriff gibt, als irgend ein anderes uns bekanntes englisches Werk. Darauf folgen kleine Gedichte, Sonetten und Elegien voll Anmuth und Phantasie. Das letzte Gedicht, Diego de Montilla, das längste von allen, ist ebenfalls eine Nachahmung des Don Juan von Lord Byron, es nähert sich der unschuldig gefälligen Schreibart in ottave rime.

Französische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans.)

Juny 1820.

Voyage pittoresque de la Grèce par M. le comte de Choiseul-Gouffier; tome II. deuxième livraison, in fol. Paris chez Blaise.

Schon im Jahre 1782 erschien der erste Band dieser malerischen Reise durch Griechenland; sieben und zwanzig Jahre später die erste, aus 176 Seiten bestehende, Lieferung dieses zweyten Bandes. Hr. v. Choiseul führte in derselben den Leser bis zur Gränze von Priams-Reiche, und wollte in der folgenden die Beschreibung dieses Reiches und der Städte des Hellesponts liefern, und alle auf das Gebiet von Troja sich

beziehende Stellen der Iliade erklären. Um einige Zweifel zu lösen, auf die er bey dieser Arbeit gestoßen war, schickte er im Jahre 1815 Herrn Dubois, einen geschickten Zeichner und Alterthumsforscher nach Griechenland, um die Ebene von Troja zu untersuchen; und schon war Hr. v. Choiseul am Ziele seiner mühevollen Untersuchungen, als der Tod ihn dahinraffte. Glücklicherweise waren aber schon so viele Materialien gesammelt, und größtentheils selbst geordnet, daß Hr. Barbié du Bocage, Mitglied der königl. Akademie für Inschriften und schöne Künste, und seit vierzig Jahren Mitarbeiter am Werke des Herrn v. Choiseul, zur Herausgabe dieser zweyten Lieferung jetzt schon schreiten konnte, und auch die dritte Lieferung, welche das ganze Werk beenden soll, bald herauszugeben im Stande seyn wird. Die gegenwärtige Lieferung bildet das vierzehnte Hauptstück des Werkes. Es beginnt mit einer Abhandlung über den Umfang von Priams Reiche, wovon Hr. Barbié du Bocage eine Karte nach Homers Angabe gezeichnet hat. Hr. v. Choiseul theilet dasselbe in neun Bezirke. Dardanien mit der Hauptstadt Dardanus, welche nach Ch. erst nach dem trojanischen Kriege entstand, obgleich ihr B. du B. auf seiner Karte einen Platz anweiset; Troja, worüber sich Ch. weiter unten in umständlichere Untersuchungen einläßt; Arisbäa, nördlich von Priams Reiche, am Hellespont; Adrastäa, nordwestlich vom vorhergehenden Bezirke mit den Städten Adrastäa, Pityäa und Apäsus; Lycien, vom Berge Ida mit der Hauptstadt Zeleja; das Gebiet der Leleger, südlich von Troja und westlich vom Vorgebirge Lectum; Cilizien des Aeetion, wo Aeetion, Andromachens Vater, herrschte; Cilizien des Mynes mit der Stadt Lyrnessus, welche Achill plünderte, und aus der er die schöne Briseis raubte; endlich Lesbos, welches dem Priamus unterworfen war. Jeder dieser Bezirke ist mit Genauigkeit und Geschmacke beschrieben. Die darauf folgende Abhandlung über die Ebene von Troja ist der wichtigste Theil dieser Lieferung. Sie hat die seit dreyßig Jahren so oft zur Sprache gekommene Frage zum Gegenstande, ob Troja drey Viertelmeilen östlicher oder westlicher gelegen war, und welche von drey oder vier neben einander fließenden Bergströmen der Scamander, Xanthus und Simois des Homer seyen? eine Frage, zu deren befriedigender Beantwortung Hr. v. Choiseul der Erste auf seine Kosten weite Reisen unternehmen ließ. Er prüfet die Meinungen der Gelehrten über diesen Gegenstand, und stellet seine eigenen Ansichten in zwey weitläufigen Hauptstücken auf. Jene über die kalten und warmen Quellen des Scamander, welche von so großem Einflusse auf die Frage über den Lauf des Simois ist, hat schon lange den Beyfall aller Gelehrten erhalten, und ist Jedem, der sich für diese alterthümlichen Forschungen interessirt, bekannt genug. In Betreff der Lage der Stadt dehnet Hr. v. Ch. mit Hr. Lechevalier das Ilium Homers und das feste Schloß Pergamus bis zu dem Abhange aus, an dessen Fuße der Mendere (Simois) in einem tiefen Graben fließt. Nach dieser Ansicht konnte das feste Schloß allerdings die senkrecht steile Lage über dem Flusse haben, welche dem Ausdrucke Virgils: turris in praecipiti stans entspricht; es finden sich dort auch erkennbare Spuren von Mauern, und der Umfang, den die Stadt Troja nach dieser Ansicht von ihrer Lage hatte, stimmt mit der Homer'schen Angabe im 208ten Verse des 22sten Gesanges der Iliade überein. Dagegen stößt man dabey auf die Schwierigkeit, wie, wenn Troja nördlich durch Abgründe und den Simois begränzt war, Hektor und Achilles sich drey Mal um die Mauern der

Stadt herum verfolgen konnten; weßwegen Hr. v. Ch. das περι πολιν gegen die Meinung aller früheren Kommentatoren mit: vor der Stadt, oder unter den Mauern der Stadt, übersetzet. Eine andere Schwierigkeit ist bey Hr. v. Ch. Ansicht noch diese, daß Troja auf diese Weise einen so bedeutenden Umfang gehabt hätte, als man bey der Hauptstadt eines so kleinen Gebiets in einer so entfernten Periode wohl nicht voraussetzen kann. Mit dieser Abhandlung schließet sich der von Hr. v. Ch. selbst vollendete Theil des Werkes. Das Folgende sind Fragmente, welche der Herausgeber theils aus den Handschriften des Hrn. v. Ch. gezogen, theils selbst beygefügt hat. Die Beschreibung von der Ansicht Iliums ist vom Herausgeber, jene von den Quellen des Scamander hat er vervollständigt. Auch die interessante Beschreibung vom Gargaris und den Quellen des Simois ist vom Herausgeber. Er verfolgt die malerischen Ufer desselben, und steigt bis zu seinen Quellen auf dem Berge Ida, dessen höchste Spitze Gargaris ist, hinauf. Auf diese Beschreibung folgt eine geographische Untersuchung über mehrere Bezirke am Fuße des Berges Ida, als Cebrenien, die Stadt der Neandrier, gegenwärtig Aenais nach Hr. Barbié du Bocage; der Bezirk von Eski-Skuptchu, mit seinen Silber-, Eisen-, Bley-, Kupfer- und Alaunbergwerken, und jenen der Cenchroer, einer kleinen Stadt, deren Ruinen sich noch im Dorfe Tchigri finden. Die vier Grabeshügel, bekannt unter der Benennung der Grabmähler des Ajax, Patroklus, Achilles und Festus, werden hier von Hr. v. Ch. beschrieben. Er gesteht, es lasse sich nicht beweisen, daß einer von den Genannten unter denselben begraben sey, betrachtet es aber als gewiß, daß es jene Hügel seyen, welche die Alten mit Grund oder Ungrund für das Grab des Ajax, Achilles und Patroklus hielten. Der vierte soll nach Hr. v. Ch. den Namen von einem Günstlinge des Kaisers Caracalla tragen, welcher hier starb, und mit allen Feyerlichkeiten, wie bey dem Leichenbegängnisse des Patroklus, beerdigt wurde, als dieser Kaiser hier den Manen des Achilles seine Huldigung bezeugte. Die bey der Oeffnung dieses Grabmahles gefundenen Alterthümer bestätigen aber diese Vermuthung nicht. Vier Stücke des Herausgebers, eine Beschreibung der Aussichten vom Sigäischen Vorgebirge bis zum Grabe des Ilus, vom Dorfe Erkessi-Ceni, nahe bey diesem Grabe, und die Erklärung der Vignette und des Lampen-Untertheils, welche am Anfange und Ende dieses Hauptstückes stehen, schließen diese merkwürdige Lieferung.

Recherches critiques sur l'âge et l'origine des traductions latines d'Aristote et sur des commentaires, grecs ou arabes, employés par les docteurs scolastiques; ouvrage couronné par l'académie des inscriptions et belles-lettres, par M. Jourdain. Paris 1819.

Die Akademie für Inschriften und schöne Künste hatte im Jahre 1815 als Preisaufgabe für das Jahr 1817 die Frage gestellt: Welche Werke der alten griechischen Philosophen, und vorzüglich des Aristoteles, wurden durch die Araber in Europa bekannt? Zu welcher Zeit und auf welchen Wegen geschah diese Mittheilung zuerst? Welche Veränderung wurde dadurch in der scholastischen Philosophie hervorgebracht? Die Gelehrten hatten bisher über die Gegenstände dieser Fragen dreyerley Meinungen. Die erste, als deren vorzuglichste Gewährsmänner unter den Gelehrten Brucker und Buhle zu betrachten sind, schreibt die Mittheilung der

Werke des Aristoteles und der peripatetischen Philosophie nicht den Kreuzzügen, sondern der Verbindung zu, in welcher die Christen mit den Arabern in Spanien und Sizilien standen. Die zweyte, welche zwar wenige Anhänger, aber einen der berühmtesten Namen, Heeren, an der Spitze hat, setzt die Bekanntschaft der Europäer mit den Werken des Aristoteles in eine weit frühere Epoche, als die Uebersetzungen aus dem Arabischen und die Kreuzzüge bezeichnen. Nach Heeren wurde durch die Eroberung Konstantinopels die Verbindung Otto des Zweyten mit der Tochter Romanus des Jüngeren, und die Streitigkeiten zwischen der griechischen und römischen Kirche mehr Kenntniß von der Sprache des Aristoteles und seiner Philosophie verbreitet, als durch die Verbindung der Christen mit den Arabern. Die dritte Meinung, welche Hr. Tennemann aufstellte, schlägt einen Mittelweg ein, und nimmt an, daß die Schriften des Aristoteles nie ganz unbekannt, wiewohl lange Zeit nicht gesucht waren. Die Hauptschwierigkeit, welche sich bey Aufklärung dieses wichtigen Umstandes in der Geschichte der Philosophie findet, scheinet darin zu liegen, daß man die Werke des Aristoteles größtentheils als eine Gesammheit betrachtete, statt dem Ursprunge der lateinischen Uebersetzung für jede Abhandlung, aus denen diese Werke bestehen, einzeln nachzuforschen.

Diesen Weg nun hat Hr. Jourdain eingeschlagen. Er bringt die Werke dieses Philosophen unter gewisse Klassen, bestimmt die Zahl der Uebersetzungen von jedem derselben, und die Epoche, wann sie bekannt wurden, und sucht aus dem Style der Uebersetzungen, aus der bey eigenen Namen und Kunstausdrücken beobachteten Form, und aus andern Umständen herauszubringen, ob sie unmittelbar aus dem Griechischen, oder aus arabischen Uebersetzungen abgezogen seyen. Die Resultate, zu welchen er auf diese Weise gelangt, sind ungeachtet eines Mangels an Ordnung befriedigend genug. Im eilften und zwölften Jahrhunderte erscheint Aristoteles fast einzig als Dialektiker. Walther v. St. Victor tadelt Abailard, Peter von Pau und Gilbert de la Porree, daß sie die Geheimnisse mit zu scholastischer Leichtfertigkeit behandeln, verführt durch den Einfluß des Aristoteles, den er den Ersten der Dialektiker nennet. Hugo von St. Victor führet Aristoteles, einen Schüler des Plato, als einen Schriftsteller an, dem man beym Studium der freyen Künste, und insbesondere der Logik folgen könne. Alain von Lille nennt unter den dialektischen Schriftstellern Aristoteles, Porphyr und Zeno. Im dreyzehnten Jahrhunderte aber nahm sein Ruf durch Einführung seiner philosophischen Werke so sehr zu, daß man ihn vorzugsweise den Philosophen, oder den Fürsten unter den Philosophen nannte. Wilhelm, Bischof von Auxerre, beruft sich oft auf das Ansehen der ethischen Schriftsteller zur Bewährung seiner Lehren, erwähnet aber nur einmal des Buches de anima. Wilhelm, Bischof von Paris (gest. im Jahre 1248), führt acht Abhandlungen über Physik und Metaphysik an. Albertus Magnus brachte jede Abhandlung des Aristoteles in eine Paraphrase, deren Genauigkeit Hr. Jourdain rühmt, und schrieb vier und zwanzig solcher Paraphrasen, jene nicht mitbegriffen, die sich auf Logik beziehen. Vinzenz von Beauvais widmet in seinem Speculum historiale diesem Philosophen einen eigenen Artikel, und Roger Bacon legt seine Bewunderung für Aristoteles klar an den Tag, indem er sein Ansehen in Gegenständen der Philosophie dem des h. Paulus in Gegenständen der göttlichen Lehre gleichsetzt. Die Kommentare des Avicenna und Averroe brachten endlich diese wegen Seltenheit der

Exemplare beynahe in Vergessenheit gerathenen Werke ans helle Tageslicht. Hr. Jourdain beweiset nun aus dem Zeugnisse des Roger Bacon, daß Albertus Magnus, Vinzenz von Beauvais rc. sich übersetzter Exemplare bedienten, nur fragt sich, ob aus dem Griechischen oder Arabischen übersetzter? Da nun in einigen Paraphrasen des Albertus Magnus die Namen von Menschen und Oertern verändert, in andern aber ganz genau geschrieben vorkommen, so muß man annehmen, daß den ersteren eine arabische Uebersetzung, den letzteren aber ein griechisches Original zum Grunde lag. Ferner führt Albertus Magnus selbst arabische und griechische Uebersetzungen an, und vergleichet sie mit einander.

Was die Zeit betrifft, zu der diese Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische gemacht wurden, beweiset der Verf. durch viele Thatsachen, daß selbst im neunten, zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte die Kenntniß der griechischen Sprache nicht ganz verloren war. Aber außer diesen allgemeinen Andeutungen lassen sich selbst mit positiver Bestimmtheit die Uebersetzer der aristotelischen Werke aus dem Griechischen ins Lateinische angeben. Der Verf. nennt als den Ersten unter denselben den Bischof Robert von Lincoln, Verfasser einer vollständigen Uebersetzung der Ethiker. Eine andere Uebersetzung wird von Trithemius dem Thomas von Cantimpré zugeschrieben, und Aventin spricht von einer dritten Uebersetzung aus dem Griechischen, welche Heinrich von Brabant auf Bitten des h. Thomas unternahm, wobey er bemerket, daß die Uebersetzung, deren sich Albertus Magnus bediente, älter war, er nennet sie versio Boethiana, und glaubt, daß sie Boëthius zum Verfasser habe, welchen Anton von Siena so bezeichnet: Frater *Boëtius*, ex provincia Daciae, theologus praeclarus, philosophus profundus et consummatus. Endlich untersucht er noch, welche Bücher des Aristoteles Wilhelm v. Moorbeka als Uebersetzer aus dem Griechischen ins Lateinische zu erkennen hätten, und scheidet die Uebersetzungen, deren Zeitpunkt bekannt ist, und jene, deren Verfasser sich nicht mit Gewißheit bestimmen lassen, in abgesonderte Klassen.

Bey der Untersuchung über die lateinischen, aus dem Arabischen gezogenen Uebersetzungen führt der Verf. nach einer Einleitung über die Umstände, welche die Muselmänner bestimmten, sich auf das Studium der griechischen Philosophie zu verlegen, und die Christen, die Kenntnisse der Sarazenen zu benützen, die vorzüglichsten Schriftsteller an, welche sich auf die muselmännische Literatur verlegten. Man sieht daraus, daß die Lateiner zwischen den Jahren 1130 und 1150 mit der arabischen Philosophie bekannt wurden, und zwar vorzüglich durch die Bemühungen des Erzbischofs Raimund von Toledo, der den Algazel, Alfarabi und vorzüglich den Avicenna, dessen Name von jenem des Aristoteles unzertrennlich war, übersetzen ließ. Die Resultate, welche der Verf. aus diesen seinen Forschungen zur Beantwortung der im Eingange angeführten Preisfragen schöpft, gehen darauf hinaus, man müsse die Gegenstände der aristotelischen Werke unterscheiden. Die auf Logik sich beziehenden Schriften dieses Philosophen waren schon vor dem zwölften Jahrhunderte bekannt; denn schon Boethius hatte sie ins Lateinische übersetzt. Avicenna war für den Orient, was Albertus Magnus für den Occident war; beyde verbreiteten die aristotelischen Lehren. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann das Studium der Metaphysik und Physik, und machte schnelle Fortschritte. Es kam aus doppelter Quelle, von den Arabern, und durch die Verbindung der Lateiner mit Konstantinopel.

Der h. Thomas, unterstützt durch Urban IV., bereicherte den Occident mit Uebersetzungen nach dem griechischen Texte. Alle Uebersetzungen nach arabischem Texte verdankt man Spanien, wiewohl man den orientalischen Arabern den Einfluß ermunternden Beyspieles nicht absprechen kann. Die h. Väter eiferten oft die Christen an, den Aristoteles zu studieren, um die Heiden widerlegen zu können. Später aber, als die peripatetische Philosophie in die Scholastik eindrang, wurde sie entweder als eine gefährliche Neuerung, oder wegen der Subtilitäten, die sie in die Theologie brachte, zurückgewiesen. Sie überwand aber alle Hindernisse, und wurde durch mehrere Jahrhunderte die Grundlage aller menschlichen Kenntnisse.

Was diese Schrift von umfassender Gelehrsamkeit für geordnete Zusammenstellung reichlicher Materialien zu wünschen übrig läßt, würde gewiß der Verf. geleistet haben, wenn nicht der Tod ihn unvermuthet überraschet hätte.

De l'Industrie Française: par M. le Comte Chaptal etc. etc. 2 *Vol.* 8. *Paris* 1819.

Essai sur l'Administration de l'Agriculture, du Commerce, des Manufactures et des Subsistances, suivi de l'Historique des moyens qui ont amené le grand essor pris par les arts, depuis 1793 *jusqu'en* 1815. *Par A. Anthelme Costaz.* 1 *Vol.* 8. *Paris* 1818.

Notice sur les Travaux de la Société d'Encouragement pour l'Industrie Nationale. Par C. J. Guillaret-Senainville. 1 *Vol.* 4. *Paris* 1818.

(Aus dem Edinburgh Review Nro. 64.)

Die Verfasser der hier angezeigten Werke sind sämmtlich Männer, durch ihre Talente und Kenntnisse rühmlich bekannt. Ueber Hrn. Chaptals Verdienste um Literatur und Landeskultur ist es nicht nöthig, mehr etwas zu sagen. Hr. Costaz, aus einer den Wissenschaften schon lange huldigenden Familie entsprossen, stand lange im Ministerium des Innern an der Spitze der Abtheilung für Beförderung der Künste und Manufakturen, und der General-Direktion der Fabriken und des Handels, wo er seinem Vaterlande wichtige Dienste leistete. Hr. Guillaret Senainville endlich, der sein Werk auf Befehl der Gesellschaft zur Beförderung der National-Industrie herausgab, liefert Thatsachen, welche als ämtlich bewährt zu betrachten sind.

Das umfassendste aus den drey hier angezeigten Werken ist das des Grafen Chaptal, der auch als vieljähriger oberster Leiter des Departements für Ackerbau, Fabriken und Handel am meisten Gelegenheit hatte, sich vollständige Kenntniß über diese Gegenstände zu verschaffen. Wir ziehen, beschränkt durch unseren Raum, und nicht geneigt, den durch National-Vorliebe geleiteten Vergleichungen zwischen Englands und Frankreichs Kulturstand zu folgen, nur die wichtigsten statistischen Thatsachen aus Chaptals Werke aus. Er beginnt mit einer Darstellung seines Planes und der Beweggründe zu seinem Werke. Darauf folgt eine Einleitung. Das Werk selbst aber ist in vier Abschnitte getheilt. Der erste betrachtet den Handel Frankreichs um das Jahr 1789, der zweyte Frankreichs Agrikulturstand, der dritte die Fabriksindustrie, und der letzte die Leitung der Industriezweige. Er schildert in allgemeinen Umrissen den französischen Handel und das franzö-

sische Fabrikswesen von Karl dem Großen bis unmittelbar zum Ausbruche der französischen Revolution. Er wollte diese Darstellung bis auf den heutigen Tag fortführen; allein der Verlust der französischen Kolonien und das Prohibitiv-System, welches die übrigen Staaten des Kontinents annahmen, hinderte ihn daran. Er liefert nun von den Jahren 1787, 1788 und 1789 den Stand und Geldwerth der Ein- und Ausfuhr zwischen Frankreich und Spanien, Portugall, der Schweiz, Rußland, Piemont, Genua, Neapel, den kleineren deutschen Staaten, Preußen, Holland, Schweden, Dänemark, Oesterreich, England, den vereinigten nordamerikanischen Staaten, Smyrna, den Hansestädten, und der Levante im Allgemeinen. Die Handelsbilanz stand diesen Tabellen zufolge zu Frankreichs Vortheile im Verhältnisse gegen Spanien, die Schweiz, die kleineren Staaten Deutschlands, Preußen, Holland, Dänemark, Smyrna, und die Hansestädte; in Hinsicht auf Oesterreich und Neapel ist der Betrag der Ausfuhr aus Frankreich unbekannt, in Hinsicht Rußlands wechselt das Verhältniß in den genannten Jahren, in Bezug auf Portugall, Piemont, Genua, Schweden; England, die vereinigten Staaten von Nordamerika und die Levante überhaupt steht es zu Frankreichs größerem oder geringerem Nachtheil. Im zweyten Abschnitte, welcher von Frankreichs Agrikultur-Industrie handelt, bemerkt der Verf., daß ehemals das Grundeigenthum theils in dem Besitze von bloßen Nutznießern war, welche keinen Vortheil von der Verbesserung des Grundes und Bodens zu erwarten hatten, theils in den Händen großer Eigenthümer, welche am Hofe lebten, und ihre ungeheuren Besitzungen nicht besorgen konnten; theils endlich in den Händen von Bauern, welche nicht die Mittel zu besserer Kultivirung ihres Besitzthumes hatten. Durch die Revolution hat sich nach des Verf. Bemerkung der Stand der Dinge verändert, und die Zahl der Eigenthümer hat sich in den letzten dreyßig Jahren beynahe verdoppelt. Die Tabellen dieses Abschnittes sind unvollständiger, als in dem ersten. Es gehet aus ihnen hervor, daß das Brutto-Agrikulturerträgniß in Frankreich sich auf 4,678,708,885 Franks, die Kulturkosten auf 3,334,005,515 Fr., und der reine Gewinn auf 1,334,703,370 Fr. beläuft. Das auf Agrikultur verwendete Kapital trägt ungefähr 3 ½ Prozent reines Einkommen.

Die Fabriks-Industrie Frankreichs, von welcher der dritte Abschnitt handelt, hat nach des Verf. Bemerkungen ebenfalls bedeutende Fortschritte gemacht, indem mehrere Hindernisse derselben gehoben, die Chemie in ihrer technischen Anwendung zu einem bisher unbekannten Grade von Vollkommenheit gebracht wurde, und auch die Fortschritte in den Erfindungen der Mechanik auf Fabriksproduktion den vortheilhaftesten Einfluß nahmen. Die Tabelle über den gegenwärtigen Fabriksstand Frankreichs verdient hier einen Platz, da der Verf. mehr als irgend ein Schriftsteller im Stande war, Angaben von approximativer Richtigkeit zu liefern.

Gegenstände.	Werth in Fr.	Gegenstände.	Werth in Fr.
Seidenwaaren . . .	107,560,000	Papier	31 700,000
Wollenwaaren . . .	238,133,932	Baumwollenzeuge . .	191,600,000
Flachswaaren . . .	100,000,000	Gold-, Silber- und	
Hanfwaaren . . .	42,796,012	Wollenborten . .	7,000,000

Gegenstände.	Werth in Fr.	Gegenstände.	Werth in Fr.
Eisen	207,390,377	Salpetersäure . . .	6,000,000
Kupfer	16,171,260	Salzsäure	240,000
Bley	4,830,460	Andere Salze u. Säuren	6,000,000
Andere Metallwaaren	4,000,000	Seifen	33,000,000
Taschenuhrmachen und ausbessern . . .	22,500,000	Zucker	60,823,910
Gold-, Silber- und Juwelarbeiten . .	38,000,000	Hüte	24,375,000
		Bereitete Häute . .	155,392,600
Vergoldete Bronzearbeiten	38,000,000	Färberey	44,117,950
		Lackiererey	5,000,000
Glaswaaren . . .	20,500,000	Parfümerie	13,000,000
Irdene Waaren . .	26,000,000	Stärke	6,000,000
Ziegel	17,500,000	Bücher	21,652,726
Kalk und Gyps . .	15,000,000	Kunstsachen und Musikalien	40,000,000
Küchensalz	6,600,000		
Alaun	6,000,000	Bier	47,635,377
Vitriol	3,000,000	Cyder und Biermost .	48,622,435
Salpeter	3,000,000	Geister	55,000,000

Die Totalsumme der Fabriks-Industrie in Frankreich beträgt demnach jährlich 1,820,102,409 Franks, wovon beyläufig 416,000,000 als der Werth einheimischer roher Materialien, 186,000,000 als Arbeitslohn, 192,000,000 für Werkzeuge, Kohlen, Kerzen ꝛc. anzusetzen, und 182,005,221 als reiner Gewinn des Fabrikanten zu betrachten sind, wornach sich also Fabriks-Industrie beyläufig mit zehn Prozent rentirte.

Ueber den gegenwärtigen Zustand von Frankreichs Handel gibt der Verf. nichts an, so daß man bloß auf die Angaben über Ein- und Ausfuhr in den drey letzten Jahren vor Ausbruch der Revolution beschränkt bleibt, in welchen der Handel Frankreichs sich in einem sehr blühenden Zustande befand.

***Poésies de Marie de France**, poète anglo-normand du 13me Siecle, par B. de Roquefort. Paris, F. Didot 1820. 2 vol. in 8° fig. Prix 16 fr., et papier vélin 32 francs, chez Chasseriau, libraire au dépôt bibliographique, rue de Choiseul.*

(Im Auszuge aus dem Journal des Savans. Julius und August 1820.)

Die lange angekündigte Sammlung der Gedichte von Maria von Frankreich ist erschienen; sie ist für alle, die sich mit unserer Literatur beschäftigen, zugleich angenehm und nützlich. Der Herausgeber hätte, indem er diese französischen Gedichte einer Frau, die im dreyzehnten Jahrhundert in England schrieb, sammelte, vielleicht eine Uebersicht der verschiedenen Ursachen geben sollen, welche die französische Sprache in Großbritannien und in Schottland eingeführt, und bleibend erhalten hat. Ich denke, daß die Berührung einiger dieser Ursachen, die uns die Literatur-Geschichte liefert, hier nicht überflüssig sey, wo es sich von der Untersuchung der Gedichte Maria's von Frankreich handelt.

Unter den ersten Nachfolgern Karl des Großen, da die nordischen Völker sich auf die Seeküsten dieses Reiches warfen, in das Innere

drangen, dieses Land lange und stark verwüsteten, den König zwangen, ihnen verschiedene Länder abzutreten, damals war die romanische Sprache die Volkssprache Frankreichs geworden.

Zur Zeit des Einfalls der Dänen unter ihrem Anführer Hastings erhielt dieser das Land Chartres, und es ist wahrscheinlich, daß Hastings und seine Gefährten, um die Verbindung zwischen den Einwohnern dieser Gegend und dem König zu erhalten, die romanische Sprache annahmen, ohne darum ihre eigene Mundart aufzugeben. Einige Jahre, nachdem Hastings sich ansäßig gemacht hatte, kam Rollo an der Spitze anderer dänischen Truppen. Es ist schicklich, hier die Autoren anzuführen, die uns Einiges in Bezug auf diese Sprache überlieferten. Dudon von St. Quentin berichtet, daß zur Zeit des Einfalls Rollo's, Rainaud, Herzog von Frankreich, zu Hastings sagte: »Du, der du von dieser Nation bist, rathe uns«; Hastings rieth, Abgesandte zu schicken. Rainaud ersuchte Hastings, Rollo'n entgegen zu gehen; dieser antwortete: »Ich gehe nicht allein.« Man gab also Hastings zwey Ritter zur Begleitung, die dänisch konnten. Wilhelm von Jumiège sagt, daß Herzog Rainaud, um mit Rollo zu unterhandeln, unter andern Abgesandten auch Hastings erwählte, der noch in der Stadt Chartres wohnte, wegen der Kenntniß der Sprache. Der Roman von Rou gibt in Betreff dieses Ereignisses folgende Auseinandersetzung:

Hastains vint as Normanz, si demanda qu'il sont,
De quel contrée qu'il vieinent, que querent et ou vont etc. etc.
Et tu, qui es, dit Rou, qui sois (sais) notre langage,
Es Danois ou Franchois qui porte ce message.

Rollo machte sich auch mit den Seinigen, die dänisch sprachen, in Frankreich ansäßig; aber, nachdem er von Karl dem Einfältigen die Abtretung der Normandie erhalten, und eine französische Prinzessin geheirathet hatte, so bewirkten die neuen Verhältnisse, die bald zwischen den neuen und alten Einwohnern statt fanden, schnell das Verschwinden der dänischen Sprache. — Der Prinz und seine Leute nahmen das Christenthum an, was Hastings nicht gethan hatte. Die Bischöfe am Hofe Rollo's suchten die lateinische Sprache geltend zu machen, die, die Sprache der Religion, auch die Sprache der Regierung wurde, weil sie ebenfalls die Sprache der benachbarten Regierungen war; von nun an mußten die Fremden, die Rollo umgaben, die romanische Volkssprache ihrer eigenen vorziehen, weil sie sich der Religionssprache und der Sprache der Regierung näherte, und von den alten Einwohnern des Landes gesprochen wurde. Weil sie in größerer Anzahl waren, hatten sie nicht Ursache, diese verdorbene Sprache des Nordens zu lernen, was für sie ohne Nutzen gewesen wäre, da sie dennoch die romanische Mundart hätten beybehalten müssen, um mit dem übrigen Frankreich in Verbindung zu bleiben. Die Geschichte lehrt, daß diese romanische Mundart fortwährend die Volkssprache jener Länder blieb, die den Herzogen der Normandie unterthan waren.

Der nämliche Dudon von St. Quentin, der um das Jahr 1000 schrieb, liefert, indem er der Erziehung Richards, Sohn Wilhelm des Ersten, Herzogs der Normandie erwähnt, einen Befehl des Herzogs in folgenden Ausdrücken: »Und da die Stadt Rouen die romanische Sprache der dänischen im Gebrauche vorzieht, und die Stadt Bayeux häufiger sich der dänischen als der romanischen Sprache bedienet, so will ich, daß mein Sohn so bald als möglich in die Mauern von

Bayeux geführt werde.« Was läßt sich aus dieser Anordnung schließen? daß nämlich in Rouen, Hauptstadt der Normandie, in der Residenz der Herzoge, die romanische Sprache so herrschend war, daß der Sohn des Herzogs dort nicht leicht die dänische Sprache hätte erlernen können.

Es war nothwendig, daß der Prinz diese Sprache lernte, die ein Theil seiner künftigen Unterthanen sprach; und sein Vater war genöthiget, ihn nach Bayeux zu schicken, das gegen das Meer zu lag, und wahrscheinlich von Seeleuten bewohnt war, die in engerer Verbindung mit ihrem ursprünglichen Vaterlande standen. Im Jahre 1050 belagerte Wilhelm der Eroberer Alençon; die Soldaten, die den Platz vertheidigten, glaubten den Prinzen als Bastard zu beschimpfen, indem sie ihm in Erinnerung brachten, daß seine Mutter die Tochter eines Lohgärbers von Falaise wäre; sie stiegen auf die Mauern, schüttelten Häute um die Zinnen herum, und schrien ihm zu: »la pel, la pel!« ein romanisches Wort, aus dem lateinischen pellis. Es ist also gewiß, daß, ungeachtet des Einfalls der Normannen, die romanische Sprache Volkssprache blieb, wie damals in ganz Frankreich. Sobald Wilhelm der Eroberer England unterjochet hatte, befahl er, sich nur der französischen Sprache zu bedienen. Da man fast allgemein die Eroberung Wilhelms als die Ursache der in England eingeführten französischen Sprache angibt, so glaube ich, wird es dienlich seyn, hier einige Umstände anzugeben, die beweisen, daß sie schon vor jener Epoche üblich war, wo selbst das Gesetz befahl, diese Sprache anzunehmen, mit Ausnahme der Gerichtshöfe, Schulen, und besonders bey Hofe. Eine Tochter Eduard des Ersten, gestorben 924, Ogive, war mit Karl dem Einfältigen, König von Frankreich verehlichet; während der Gefangenschaft ihres Gemahls lebte sie mit ihrem Sohne, dem Prinzen Louis, in England, der hernach den Thron bestieg, und den Beynamen über Meer erhielt. Ethelred II., König von England, hatte 1002 Emma, die Tochter König Richard I., Herzogs der Normandie, geheirathet, und der ungenannte Autor der Lebensgeschichte dieser Prinzessin versichert, daß das Ehepaar zwey ihrer Kinder zur Erziehung in die Normandie schickte; der eine war Eduard III., mit dem Beynamen der Bekenner, der vor seiner Thronbesteigung in England mehrere Jahre in der Normandie bey dem Herzoge Robert und seinem Sohne Wilhelm lebte; und da Eduard in London gekrönt war, besuchte ihn Wilhelm mit einem ansehnlichen Gefolge. Der Geschichtschreiber Ingulf äußert sich hierüber also: »Da ich bey Wilhelm angestellt war, und verschiedene mir aufgetragene Geschäfte glücklich vollendet hatte, folgte ich ihm in die Normandie; zum Sekretär ernannt, beherrschte ich den ganzen Hof.« Diese Umstände beweisen, daß Ingulf die französische Sprache kannte, und selbe am Hofe Eduards sprach; und daß man dort die Sprache Wilhelms und seiner Begleiter verstand.

Dieser nämliche Geschichtschreiber berichtet uns, daß dieser König Eduard, Herald, seinen Neffen, zu dem Herzoge der Normandie schickte, um dort erzogen zu werden; weil es bey den Adeligen in England gebräuchlich war, ihre Kinder in Frankreich erziehen zu lassen, um sie in Waffen zu üben, und damit sie ihre rauhe Landessprache ablegten. Es ist hier noch zu bemerken, daß man schon lange her die französische Schrift in England statt der sächsischen eingeführt hatte, und Ingulf sagt bey dieser Gelegenheit, daß diese neue Schriftform unter König Alfred war angenommen worden, welcher durch französische Gelehrte

vollständig in den schönen Wissenschaften unterrichtet war. In dem Monasticum Anglicanum, tom. I. p. 38, findet man ein Dokument, datirt von 975, das nicht zu erklären ist, außer man setzt voraus, daß die französische Sprache schon so zu sagen ganz allgemein in England geworden war. Unter der Regierung Edgards findet sich eine Schenkung an die Kirche von Winton, worin zu lesen: Primo a Welpul, de Welpul usque la Drove, de la Drove usque Chekawell. Hier ist also vor dem Namen eines Ortes der französische Artikel gesetzt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Benennung nicht vom Tage der Urkunde datirte. —

Es ist also zu glauben, daß das Gesetz Wilhelm des Eroberers, welches befahl, sich der französischen Sprache zu bedienen, nicht von seinem Volke das Studium einer ganz fremden Sprache forderte, sondern nur daß dieses Gesetz einer Sprache den Vorzug gab, die schon bey Hofe und den Großen bekannt war. Wilhelm eroberte auch Schottland, wo schon die französische Sprache bekannt war. Pinkerton (Ancient Scotish Poems) sagt, unter Malkolm I. wurde diese Sprache am Hofe Schottlands wie am englischen Hofe gesprochen. — Es scheint, daß der Gebrauch dieser Sprache sich in Schottland erhielt; ein unwidersprechlicher Beweis hierüber sind die Münzen Wilhelms von Schottland im Jahre 1165; man liest darauf: Le Rei Willem. 1249 sprach Alexander III., König von Schottland, bey seiner Krönungs-Feyerlichkeit Latein und Französisch. — Rymers Sammlung ist hiefür hinlängliche Bürgschaft: man findet darin den untrüglichsten Beweis, daß die französische Sprache von dem Könige und den Großen nicht allein gebraucht wurde, wenn sie mit den Schottländern, sondern auch, wenn Fremde mit dem Könige von England, ja selbst mit dem Könige von Norwegen sprachen. Die Aktenstücke des Streites zwischen Jean de Bailleul und Robert de Brus sind fast alle französisch verfaßt. Da im Jahre 1291 der englische Kanzler im schottischen Parlamente sprach, sprach er französisch. —

Es wäre interessant, zu beweisen, daß in den ansehnlichsten Familien Schottlands eine große Anzahl französischen Ursprungs waren; aber ich beschränke mich auf das, was die Sprache betrifft. Es liegt nicht außer meinem Gegenstande, Thatsachen zu sammeln, welche einigen Gebrauch der französischen Sprache im Norden Europas beweisen. Arnold, Abt von Lübeck, schrieb im dreyzehnten Jahrhundert, daß die Dänen ihre Kinder zum Unterricht nach Paris schickten, und daß selbe mit der Kenntniß der französischen Sprache zurück kämen. Ein Monument aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts beweiset, daß man im Norden glaubte, die französische Sprache sey nothwendig für jene, die mit dem übrigen Europa in Verbindung treten wollten.

In dem Speculum Regale, geschrieben in der isländischen oder allgemeinen Sprache des Nordens, Kong-Skugsio, in Dänemark gedruckt 1768, gibt ein Exminister unter andern Rathschlägen seinem Sohne auch den Rath, die lateinische Sprache und die volskische Sprache zu lernen. Leute, die Kenntnisse dieser ursprünglichen Mundart haben, übersetzen Voelsko durch Vallandicam, wallonische Sprache; die Benennung einer alten französischen Aussprache, und glauben, daß es sich wirklich von einer französischen Mundart handelt.

Es ist bekannt, daß mit Anfang des zwölften Jahrhunderts zu Paris für die Dänen und Engländer eigene Kollegien waren.

Nun ist es nicht mehr zu verwundern, daß man im dreyzehnten Jahrhundert in England Dichter fand, die französisch schrieben. Unter

die Ausgezeichneten gehört allerdings Maria von Frankreich, welche Lais und Fabeln dichtete. Sie nennt sich von Frankreich, weil sie in ihren Gedichten sagt, daß sie in Frankreich geboren sey; dieses ist alles, was man von ihrer Geburt weiß.

Der erste Band der Gedichte der Maria von Frankreich enthält die Lais, ihre Fabeln, und das Fegfeuer des heiligen Patrizius. Um die Art Gedichte zu erklären, die man in den ersten Zeiten der französischen Dichtkunst Lais nannte, gibt Herr Roquefort einige Zusätze zu der Meinung des Herrn de la Rue, der hierüber eine Auseinandersetzung in seinem Werke: »Recherches sur les Ouvrages des Bardes armoricains,« liefert, wovon ich im Journal des Savans (November 1816) Erwähnung machte. Bey Untersuchung der Gedichte Maria's von Frankreich, welche sie Lais genannt, scheint mir, daß man im Allgemeinen diese Art Gedichte Heldenmärchen nennen könnte, in denen theils wunderbare, theils tragische Begebenheiten enthalten sind. Herr de la Rue und Roquefort meinen, daß die Lais der Maria aus den gallischen und armorikanischen Lais übersetzt worden sind; aber wo ist der Beweis? Uebrigens muß man annehmen, daß diese gallischen oder armorikanischen Lais ursprünglich in Frankreich gedichtet und bekannt gemacht worden sind. Ich habe bewiesen, daß man in der Normandie lateinisch, romanisch und dänisch sprach; Maria von Frankreich war aus der Normandie gebürtig, wo sollte sie die gallische oder armorikanische Sprache studiert haben? in Frankreich oder in England? Sie erwähnt nie dieser Sprache, wohl aber der lateinischen und englischen; wir haben zu wenig historische Aufklärung hierüber, um eine Meinung in dieser Rücksicht anzunehmen, und ich wünschte, daß Herr de la Rue neue Untersuchungen über die Existenz der alten gallischen und armorikanischen Sprache in Frankreich machte, dann auch über die Werke der Franzosen, die in dieser Sprache schrieben, oder die doch wenigstens dieselbe gut sprachen.

Der erste Band der Gedichte Maria's von Frankreich, welcher die Lais enthält, gibt, mit Rücksicht auf die alten französischen Texte, die Uebersetzung ihrer Lais in moderner französischer Prosa. Herr Legrand hatte in seiner Sammlung, betitelt: Fabliaux et Contes du XIIe et XIIIe Siecle, einige Lais der Maria von Frankreich theils übersetzet, theils analysirt; aber er nahm sich zu viel Freyheit, und sein Werk konnte keine richtige Ansicht von dem Style, noch von dem Talente der Maria von Frankreich geben.

Herr Roquefort scheint in seiner neuen Uebersetzung vorzüglich die Absicht gehabt zu haben, dem Leser eine interessante Erzählung zu liefern. Ich mache ihm keinen Vorwurf; aber für das Wissenschaftliche hätte eine getreue Uebersetzung mehr Nutzen gebracht, auch für jene Personen, die in das Innere der alten Denkmale unserer Sprache zu dringen, und sich hierüber Kenntnisse zu sammeln wünschen. Um eine richtige Ansicht der vierzehn Lais der Maria von Frankreich zu geben, und meine Erklärung über diese Art Gedichte zu rechtfertigen, werde ich den Lai von Lanval analysiren, besonders da sich dort beynahe die nämliche Ordnung findet, wie in dem Lai von Graelent.

Der Lai von Lanval enthält 640 Verse. Lanval, ein Ritter, durch seine Gestalt, Tapferkeit und persönliche Eigenschaften sich empfehlend, war der Sohn eines Königs. An dem Hofe Arthus angekommen, nie was begehrend, nie was suchend, hatte er im Dienste desselben sein ganzes Vermogen verzehrt. Gezwungen sich von dort zu entfernen, ruhte

er auf einer Wiese aus, als plötzlich sich ihm zwey artige Mädchen nahen, und ihn einladen, ihrer reizenden Gebieterin entgegen zu gehen. Der Ritter verfügt sich zu ihr, und die Schöne erklärt ihm, daß sie aus weiter Ferne käme, ihm ihr Herz und ihr unermeßliches Vermögen anzubieten; aber sie setzt eine Bedingung, daß er immer ihre Liebe geheim halte. Der Ritter ist leicht überredet, und geht die Bedingung ein; die Geliebte (eine Fee, obwohl sie es nicht sagte) verspricht ihm immer zu erscheinen, wenn er sie rufen würde. Von nun an ward Lanval ein glänzender Ritter, und die größte Verschwendung vermochte seine Reichthümer nicht zu erschöpfen. Zum Unglücke führte man ihn zur Königin *Genévre*, die ihn schon lange heimlich liebte; diese Fürstin redet von ihrer Liebe, der Ritter antwortet, daß er die Treue nicht verletzen würde, die er dem Könige schuldig sey; die Königin macht ihm einige sehr unanständige Vorwürfe, und er ist genöthiget sich zu rühmen, daß er sein Herz schon einer Dame gegeben habe, deren Schönheit die Schönheit der Königin weit übertreffe. Gedemüthiget durch diese Antwort, geräth die Königin in Wuth; sie beschuldiget Lanval, daß er sich erkühnt habe, ihre Liebe zu suchen, sie beschimpft und herabgewürdiget habe; der König ist aufgebracht. — Lanval wird vor die Baronen gefordert. Zur Strafe seiner unbescheidenen Prahlerey, mit der er das Geheimniß seines Glückes entschleyerte, kam die Freundin nicht mehr auf seinen Ruf. In Verzweiflung erscheint er bey Hofe, und erzählt ganz unverhohlen, was sich zwischen ihm und der Königin zugetragen; der Hof befiehlt, daß er seine Gebieterin erscheinen lasse, damit die Richter beurtheilen können, ob der Vorzug der Schönheit für die Königin wirklich beleidigend sey; er antwortet, daß es nicht in seiner Macht stehe, seine Geliebte erscheinen zu lassen. Da man eben das Urtheil über Lanval sprechen wollte, und nach verschiedenen Hindernissen erscheint endlich die unbekannte Schöne; der König sieht das Unrecht der Königin ein. Lanval entfernt sich mit seiner Geliebten, die ihm wieder ihre Gunst schenket.

Im Allgemeinen ist der Sinn des Originals in der Prosa des Herrn Roquefort treuer dargestellt, als in jener des Herrn Legrand d'Aussi; doch erlaube ich mir, einige Irrthümer in dieser neuen Uebersetzung aufzudecken, weil sie mir zu nützlichen Bemerkungen Anlaß geben.

In dem Lai von Lanval liest man V. 17:

Honurs e terre departi.

Die moderne französische Uebersetzung gibt es so:

Il donna des terres, et il conféra des titres de noblesse.

Honurs scheint mir da zu heißen: les prérogatives du fief, und nicht titres de noblesse; ich bemerke dieses hier, damit man sich nicht auf diese Stelle beziehe, und von König Arthus an die Epoche der Adelserhebungen zähle. — In dem nämlichen Lai findet man eine Art Synonyme dieses Worts:

Sur quanque vus tenez de mei
Fiés e terres caseune per sei (V. 401 et 402).

Der Lai du Chevrefeuille endet mit diesen Versen:

Por les paroles remembrer
Tristam qui bien saveit harper
En aveit feit un nuvel lai,
Asez breument le numerai:
Gotelef l'apelent en engleis
Chevrefoil le nument en françeis.
Dis vus en ai la veritè
Del lai que j'ai ici cunté.

Herr Roquefort hat die zwey letzten Verse also übersetzet: »Voici la vérité de l'aventure que vous venez d'entendre, et que *j'ai mise en vers.*« Diese letzten Worte erlauben uns zu glauben, daß das Original-Lai nicht in Versen war, und doch sagt Maria von Frankreich ganz einfach, daß Tristam:

En aveit fait un nuvel lai.

Ich füge noch hinzu, daß es augenscheinlich ist, daß dieser Lai von Tristam in Großbritannien geschrieben war, und zwar in der Sprache, die man zu Maria's Zeiten englisch nannte, weil der Titel des Lai so ist, daß:

Gotelef l'apelent en engleis.

Im Lai de Lanval sagt die Fee zum Ritter:

Pur vus ving-jeo fors de ma terre,
De Lains vus sui venue querre.

Herr Roquefort übersetzet: »C'est pour vous mon cher *Lanval*, que je suis sortie de ma terre de Lains, et que je suis venue vous chercher en ces lieux!« in der Note fügt er hinzu; »Je n'ai pu découvrir ou étoit situé le pays ou terre de Lains.«

Ich glaube man könnte also übersetzen:

Pour vous je viens hors de ma terre,
De loin je suis venue vous chercher,

weil man in dem nämlichen Lai liest:

Lanval si s'en va autre part
Loins des autres.

Ich hätte dem Herausgeber verschiedenes über die Art, wie er das Altfranzösische schreibt, zu sagen; ich beschränke mich aber in diesem Artikel auf Folgendes: *Nes* ist eine Verkürzung, die *ne les* bedeutet; und Herr Roquefort schreibt immer *Nes'*, als wenn es eine Auslassung wäre, da doch gar keine statt findet, und statt finden kann. Der Herausgeber hätte sich der Ziererey enthalten sollen, alles auf Niederbritannien zu beziehen, ohne darüber Beweise zu liefern, oder auch nur die widersprechenden Meinungen der von ihm selbst bekannt gemachten Stellen zu widerlegen. So nennt er Lanval einen Ritter aus Niederbritannien, ohne daß die Verse Maria's sein Vaterland kund geben Die Bekanntmachung der Lais Maria's von Frankreich vermehret wesentlich den Reichthum unserer alten Literatur. Der Herausgeber hat überdieß besonders den ersten Theil mit sehr reichhaltigen, gelehrten und nützlichen Noten ausgestattet, und hat eine Arbeit geliefert, wofür er den Dank der gelehrten Welt bleibend einernten wird.

Wenn Maria von Frankreich nur die Lais gedichtet hätte, so würde sie zwar ruhmvoll in der Reihe der Trouveres glänzen, sie würde aber unter einer großen Anzahl anderer von gleichem Genie unbemerkt bleiben, indeß die Fabeln dieser Dichterin ihr eine ausgezeichnete Stelle erwerben. Wir kennen in den aus dem Latein entstandenen Sprachen keinen Fabeldichter, der ihr den Rang streitig machen könnte; sowohl in Rücksicht des Werthes, als der Menge ihrer Fabeln. In der Ankündigung der Fabeln des zweyten Bandes von Maria von Frankreich theilt uns Herr Roquefort sehr merkwürdige Fakta mit, die Literargeschichte des Mittelalters betreffend, und zeigt die Hülfsquellen an, aus denen er die Fabeln der Maria sammelte. Sie versichert dieselben aus dem Englischen übersetzt zu haben; nach Herrn Legrands Meinung nur ein Kunstgriff, dessen sich die Alten oft bedienten, um ihre Arbeit wichtig zu

machen; Herr Roquefort aber glaubt im Gegentheile, daß diese Fabeln wirklich aus dem Englischen übersetzt seyen, und gibt zur Unterstützung seiner Meinung gute Gründe an. Auf diese Ankündigung folgt gleich eine andere über den Fabeldichter, Romulus genannt; ich sage darüber nichts, da selbst Herr Roquefort auf die Abhandlung des Herrn Schwab verweiset, der eine Ausgabe dieses Dichters besorgte.

Die Anzahl der Fabeln Maria's von Frankreich sind 103. Der Herausgeber hat sich sorgfältig bemühet, uns die Autoren anzuzeigen, die dazu wahrscheinlich den Stoff lieferten. Dieser Theil seiner Arbeit ist gelehrt und nützlich, er bezeichnet die Fabeln von Lafontaine, die über den nämlichen Gegenstand handeln, wie jene der Maria von Frankreich. — Maria's Talent beschränkt sich nicht allein auf den Styl, und auf die Art, ihre Fabeln zu erzählen; dieses Talent allein wäre schon in dieser Epoche merkwürdig; aber wir bewundern etwas Höheres, die Art Philosophie, die sich in ihrer Moral oder in der des Autors ausspricht, den sie übersetzte, womit jede Fabel schließt, und wodurch sie in einem ganz eigenen Charakter erscheinen. Sie schrieb im dreyzehnten Jahrhunderte in einem Lande, wo das Lehensystem herrschend war. Man sieht ihre Absicht sehr deutlich, Vornehme und Gemeine, Arme und Reiche zu den Prinzipien der Moral zurück zu führen. Dieses Streben verdienet Lob, doch steht die Moral am Schlusse nicht im Zusammenhang mit den Fabeln; einzelne Stücke sind oft sehr lang. — In Betreff der Behauptung, daß Lafontaine die Fabeln der Maria von Frankreich benützt habe, bemerke ich Folgendes: es ist schwer zu glauben, daß Lafontaine seine Zeit dazu sollte angewendet haben, alte Manuscripte zu entziffern, um darin Gegenstände zu Fabeln zu finden, indeß ihm dieselben gedruckte Werke in großer Menge lieferten. — Um die Behauptung des Herausgebers der Fabeln von Maria von Frankreich zu widerlegen, werde ich mich nicht in lange Untersuchungen einlassen, sondern jene Autoren anzeigen, die Lafontaine den Gegenstand zu den drey Fabeln lieferten, welche, wie Herr Roquefort behauptet, der Maria von Frankreich nachgeahmet wären. Lafontaine brauchte nicht, um seine Fabeln zu dichten, die Manuscripte der Maria von Frankreich; zwey schon bekannte Autoren boten ihm zu behandelnde Gegenstände; diese Autoren waren Poggius und der Fabeldichter Faernus. Die Fabel du Chat et du Renard ahmte Lafontaine nicht nach der nämlichen Fabel 98 der Maria von Frankreich nach, sondern bearbeitete sie wahrscheinlich nach Erasmus', Camerarius, oder nach dem Verfasser des Theaters der Thiere, die alle drey diesen Gegenstand bearbeiteten. —

Die Fabel der Maria von Frankreich: du Coulomb et du Gourpil, findet man bey Lafontaine unter dem Titel: du Coq et du Renard; schon in Aesop findet man sie unter diesem Titel; wenn also Lafontaine sie nicht dem Aesop nachahmte, so ist es eine Nachahmung des Pantaleon Candidus, der seine Fabel: Vulpes et Gallus sub arbore betitelt, oder auch nach Poggius in seiner Posse 179, wo er die Geschichte erzählt, die der Gegenstand dieser Fabel ist. — Man wird Herrn Roquefort den Dank nicht versagen, den man ihm für die Herausgabe der sämmtlichen Werke dieser Dichterin schuldig ist, die in der Bibliothek derjenigen, welche die Monumente unserer alten Literatur zu würdigen verstehen, eine Stelle verdienen.

Raynouard.

De la Chine, ou description générale de cet empire, rédigée d'après les Mémoires de la mission de Pe-kin: ouvrage qui contient la description topographique des quinze provinces de la Chine, celle de la Tartarie, des îles et des divers états tributaires qui en dépendent; le nombre de ses villes; le tableau de sa population; les trois règnes de son histoire naturelle, rassemblés et donnés pour la première fois avec quelque étendue, et l'exposé de toutes les connoissances acquises et parvenues jusqu'ici en Europe, sur le gouvernement, la religion, les loix, les moeurs, les usages, les sciences et les arts des Chinois: troisième édition, revue, et considérablement augmentée, avec deux cartes, par M. l'abbé Grosier, bibliothécaire de S. A. R. Monsieur, administrateur de Sa bibliothéque à l'Arsenal. Paris, Pillet, in 8°, tom. I et II, 1818; *tom. III, IV, V et VI,* 1819; *tom. VII,* 1820.

(Im Auszuge aus dem Journal des Savans. September 1820.)

Wenn die Menge der Werke, wozu China den Stoff lieferte, und die vereiniget fast eine Bibliothek bilden würden, wenn jedes dieser Werke aus einem besondern Gesichtspunkte verfaßt wäre, und man darin eine Aufklärung oder Auseinandersetzung ihrer Geschichte, Geographie, über Literatur, Naturgeschichte, oder ihren Anbau fände, so wäre kein Reich der Welt bekannter als das chinesische. Man würde sich aber sehr irren, wenn man aus der Menge dessen, was über dieses Reich geschrieben wurde, auf unsere Kenntniß desselben schließen wollte. Viele Reisende haben einer von dem andern abgeschrieben, und jeder, der etwa einen kleinen Theil des Landes durchflog, ermangelte nicht bey der Rückkehr nach Europa, ein vollständiges Gemälde der funfzehn Provinzen dieses Reiches zu liefern. Die alten Beschreibungen erscheinen von Zeit zu Zeit verjüngt wieder, und werden vom Publikum mit Vergnügen aufgenommen, wenn nur der Name eines Mannes voransteht, der den Sund passirte, und das gelbe Meer durchschiffte. Man muß aber mit diesen unnützen Abschreibern nicht die verständigen Auszüge vermengen, die von Zeit zu Zeit von gelehrten Männern gegeben wurden, bestimmt, die Menge der Dokumente, die in alten seltenen Büchern zerstreut, in Vergessenheit sanken, zu sammeln, und in ein Werk vereint herauszugeben.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts machten Kircher, Dapper und Navarette Versuche, die Kenntnisse, die man zu ihrer Zeit von China hatte, in einem Auszuge herauszugeben. Duhalde, mit reichhaltigern und authentischern Nachrichten versehen, die ihm ein anhaltender Briefwechsel mit den Jesuiten in China verschaffte, gab ein vollständigeres und gründlicheres Werk heraus, das in seiner Art klassisch war, und dem Publikum alle vorhergehenden vergessen machte, und auch die meisten nachfolgenden entbehrlich machen konnte. Auf alle Fälle war eine reiche Quelle eröffnet durch die Herausgabe der ersten zehn Bände: der collection des Mémoires de nos missionnaires (1776—1784), und der zwölf Bände der Histoire générale de la *Chine*, des P. Mailla. Herr Abbé Grosier, welcher Theil an der Herausgabe dieses letztern Werkes hatte, glaubte die Nützlichkeit der Arbeit des P. Duhalde durch Beyfügung der neuesten und merkwürdigsten Untersuchungen zu vermehren; dieß bewog ihn zur Bekanntmachung seiner Description de la *Chine*, die zuerst in einem Band in Quart erschien, und als Fortsetzung der Geschichte des P. Mailla anzusehen war; eben so gab er dasselbe

Werk in zwey Bänden in Octav; doch hatte es mehr Glück in Frankreich als im Auslande, obgleich es in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Von dem nämlichen Werke gibt Herr Abbé Grosier nun die dritte Ausgabe, aber um das Drittel vermehrt, und so fast zu einem neuen Werke geworden. Die Basis desselben sind wohl immer die Sammlungen des P. Duhalde; aber viele neue Bemerkungen, besonders aus den Mémoires der Missionärs gezogen, haben das alte Werk bereichert; verschiedene vernachläßigte Theile wurden mit mehr, und zwar nothwendiger Weitläufigkeit behandelt, als in den vorhergehenden Auflagen. Er gesteht, daß er sich keineswegs mit einem Auszug der verschiedenen Berichte der drey Gesandtschaften, die in einem Viertel dieses Jahrhunderts von Europa nach China geschickt wurden, befaßt habe; vielmehr äußert er sich, es seyen in den zwanzig Bänden, die sie uns lieferten, nicht vier Seiten mit neuen Kenntnissen uber China anzufüllen. Wir finden dieß Urtheil um die Hälfte zu strenge, können aber diese Aeußerung nicht ganz mißbilligen, wenn wir die neue und ungegründete Anmaßung erwägen, mit der die Franzosen behaupten, daß weder den Engländern noch den andern europäischen Nationen, trotz des Pompes und Aufwandes ihrer Gesandtschaften, irgend etwas zu verdanken sey, sondern nur allein den Franzosen, die die richtigsten und genauesten Angaben über den Zustand Chinas, dessen Künste und Geschichte geliefert hätten. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser nicht die noch später als die écrits des missionnaires erschienenen Nachrichten untersucht hat, er würde viele indeß statt gehabten Veränderungen, und manches Neue, nicht zu Verachtende gefunden haben; und hätte auch einige Unrichtigkeiten, die wir anzeigen werden, vermieden.

Die Eingangsrede des ersten Theiles hat allein zum Zweck, das Alterthum Chinas gegen die Angriffe des Herrn Deguignes Sohn zu beweisen. Der Verf. zeigt sich als ein eifriger Anhänger des, von den geschicktesten Missionarien über diesen Gegenstand angenommenen Systems, setzt den unerwiesenen Behauptungen seines Gegners Autoritäten und ein Raisonnement entgegen, welche uns beyde gleich unerschütterlich dünken. Er erweckt Herrn Deguignes Sohn in der Person des Herrn Klaproth einen noch fürchterlichern Gegner, da dieser durch Auseinandersetzung der Texte beweiset, daß der Chou-King und die andern alten Bücher nichts von dem sagen, was der Verfasser sie in der Reise nach Peking sagen läßt. Wir unternehmen nicht die Auseinandersetzung dieses Streites, der, immer wiederholt, an Interesse verloren hat; wir glauben, Herr Grosier hätte sich kürzer fassen können, wenn er seinen Gegner auf die trefflichen Mémoires des P. Amiot verwiesen hätte, der siegend alle Zweifel über die alte Geschichte Chinas löste; eine neue Widerlegung wäre nur bey einem neuen Einwurfe nöthig gewesen.

Den ersten Band füllt ganz allein die Beschreibung der chinesischen Provinzen. Der Verfasser nahm in diesem Theil seiner Arbeit den P. Martini zum Wegweiser; dadurch kamen veraltete Dokumente zum Vorschein; Anzeigen, die als nicht mehr richtig bekannt sind; den Atlas Sinensis, ein treffliches, und für die Zeit, wo es geschrieben wurde, merkwürdiges Werk; aber es wurde um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herausgegeben, nach der Geographie der Zeit, der vor Chondchous kommenden Dynastie; seit der Zeit wurden in der Eintheilung des Reiches verschiedene Veränderungen getroffen.

Das fünfte Buch bietet uns eine verständige Uebersicht von dem

Merkwürdigsten, was die Missionärs über das Klima und die Fruchtbarkeit Chinas schrieben, und das Bestimmteste über die Bevölkerung dieses Reiches. Es untersucht alle über diesen Punkt erschienenen Meinungen, welche den meisten Widerspruch von jenen in Europa erlitten, die die Auflösung nicht zu finden vermochten. Man weiß, daß die ganze Bevölkerung Chinas nach dem Redacteur der Reisen des Lords Macartney nach authentischen Dokumenten auf 333,000,000 geschätzt wurde; diese Anzahl schien vielen Schriftstellern zu groß, und ist von andern durch bloßes Uebereinkommen auf 140 oder 150,000,000 gesetzt worden; selbst auch auf 119,546,493.

Die Schwierigkeit ist hier nicht, die Anzahl der Steuerbaren, oder der Familienhäupter zu finden: die Chinesen geben darüber genaue Verzeichnisse, auf die man sich verlassen kann; da man aber in diesen Verzeichnissen weder der Weiber noch Kinder, auch nicht der Diener und Sklaven gedenkt, so ist man in Verlegenheit den Multiplicator zu finden, um die Anzahl aller Individuen herauszubringen; die Chinesen zählen sechs Köpfe für jede Familie, daraus schließt Herr Deguignes Sohn nach einer 1122 gemachten Zählung, daß der Betrag der Familienanzahl mit den Hinzugerechneten nicht zwey Personen auf eine Familie mache; welches gar nicht annehmbar ist; denn da selbst in Europa fast auf jede Familie zwey Köpfe gerechnet werden müssen, so kann Zwey gar nicht der Multiplicator in einem Lande seyn, wo die Vielweiberey, Sklaverey, der Abscheu vor dem Cölibat, die Furcht ohne Nachkommen zu bleiben, und noch andere Umstände dazu beytragen, unsere Berechnungsweise gar nicht anwendbar zu machen. Auch tritt noch die Schwierigkeit ein, die Anzahl der Individuen zu schätzen, die steuerfrey sind; als die Beamten der Regierung, von welchem Range sie auch sind; Gelehrte, Studierende, das Militär, Geistliche, und Klosterfrauen; dann kleine Kaufleute, die keinen bestimmten Wohnort haben, und in ihren Schiffen sich in den Kanälen und großen Flüssen aufhalten; ferner Landstreicher aller Art; letztlich die ganze Nation der Mandschous in China ansäßig. — Wenn es schon in China schwer ist, die totale Anzahl der dort lebenden Seelen zu bestimmen, wie ist dieses in Europa zu unternehmen, wo uns so spät, und so unvollkommene Berichte zukommen? Sollte es uns nicht genügen zu sammeln, was uns die chinesischen Bücher darbieten, oder was die Missionäre daraus nahmen, um diesen statistischen Punkt aufzuklären? Dieses unternimmt mit vieler Klugheit Herr Grosier. Nach einer kurzen Wiederholung der Berechnung des P. Amiot, die er billiget und durch Urtheile rechtfertiget, setzt er die gegenwärtige Bevölkerung Chinas auf mehr als 200,000,000. Ich habe keine entscheidenden Mittel in Händen, um über die Aechtheit oder Unächtheit dieser Berechnung zu sprechen; mache aber nur die Bemerkung, daß sich hin und wieder wohl ein doppeltes Aufzählen eingeschlichen haben könnte; z. B. die Kriegspersonen, die steuerfrey sind, sind als Häupter der Familie angesetzt; und auch die Sicou-thsai, oder Beysitzer der Handwerkszünfte, welche die nämliche Ausnahme genießen; aber es ist zu vermuthen, daß eine große Anzahl unter ihnen von den Chinesen zu den sechs Köpfen auf jede Familie gezählt werden; kurz, es mangelt uns an Hülfsmitteln, um hier zur Klarheit zu gelangen, und der Gegenstand fordert immer neue Erörterungen. —

Die Naturlehre der drey Reiche füllt des Herrn Grosier's sechstes, siebentes und achtes Buch; dieser Theil seiner Arbeit, in den vorhergehenden Auflagen sehr vernachläßiget, ist hier fleißiger, und mit mehr Weitläufigkeit bearbeitet. Die Missionäre, die ihm zum Wegweiser dien=

ten, haben hier nicht das Ansehen, das ihnen in der Chronologie, Geographie und Geschichte gebührt; die geschicktesten waren in der Naturlehre nicht sehr bewandert, besonders in der Chemie, Mineralogie; auch haben diese Wissenschaften seit der letzten Epoche, da die Jesuiten nach China gingen, so große Fortschritte gemacht, daß ihre wissenschaftliche Sprache, ihre Nomenclaturen, und ihre theoretischen Ideen gleich veraltet erscheinen. Indeß werden denkende Leser unter dem hier vorkommenden Gemisch fantastischer Ideen und lächerlicher Darstellungen manche nützliche Dinge und interessante Bemerkungen finden. Besonders der botanische Theil, welcher der weitläufigste in diesem Werke ist, 270 Seiten des zweyten Bandes und 360 des dritten Bandes füllt, scheint mit vieler Sorge geordnet, und enthält den Auszug von dem Besten, was P. Cibot über diesen Gegenstand schrieb, verglichen mit den Beschreibungen von Loureiro und Thunberg, und einiger andern Botaniker. In dieser Hinsicht ist kein Werk über China so vollkommen und interessant wie dieses. Zu bedauern ist, daß es dem Verfasser nicht immer möglich war, die den chinesischen Benennungen der Pflanzen entsprechenden europäischen Namen anzugeben; es ist dieß oft sehr schwer und fast unmöglich, weil die aus China gekommenen Kräuterbücher sehr unvollständig sind, die Zeichnungen sehr klein, und von den Eingebornen nicht ganz genau copirt, auch sind die Beschreibungen derselben sehr unzulänglich. — Von den interessantesten zoologischen Artikeln ist es hinreichend, der Bienen, Heuschrecken, der Schmetterlinge, und der Nachrichten von den weißen Ameisen, und von den Seiden-Insekten, verschieden von unsern gewöhnlichen Seidenwürmern, Erwähnung zu machen.

Das neunte Buch handelt von der Religion China's. Wenn man von China spricht, kann man ohne Unterschied Religion oder Religionen sagen; denn das Sprichwort ist bekannt: die drey Religionen machen nur eine; das will sagen, daß die Lehre der Gelehrten, der Sektirer über die Ursache des Ursprungs, und der von Hindostan herübergebrachte Polytheismus alle, nach den Chinesen, in den nämlichen Prinzipien und Meinungen ihren Grund haben. —

Die Fragen, die dieser wichtige Gegenstand hervorruft, sind zu schwer zu lösen, als daß man in diesem kurzen Auszuge den Versuch dazu wagen könnte; wir begnügen uns zu bemerken, daß der Budaismus und die Sekte der Tao-sse weniger von den Missionären studiert wurde, als die Lehre von der Schule des Konfucius, folglich kann man das darüber Gesagte nicht mit dem Vertrauen aufnehmen, wie ihre Berichte über die King-s. Eine einzige Sache wird in diesem letzten Theile nicht ohne Widerspruch durchgehen; das ist das mehr als strenge Urtheil in einigen Stellen der PP. Amiot und Cibot, und des Herrn Brotier und Müller, das man sich über Herrn Deguignes Vater, in Betreff seiner Arbeiten in der chinesischen Literatur, erlaubte. Kein Gelehrter wird mehr den Versuch wagen, das sonderbare System über den ägyptischen Ursprung der Chinesen, das den berühmten Akademiker irre führte, wieder aufzunehmen; man wird auch keineswegs den Kraftaufwand billigen, den er anwendete, um das chronologische Gebäude der Chinesen zu erschüttern; noch die unnützen Bemühungen, die Namen der Könige von Aegypten mit Phöniciens Schrift in den Namen der alten chinesischen Kaiser wieder zu finden: aber zweifeln, daß der Verfasser der Geschichte der Hunnen chinesisch konnte, und sich darüber auf die Autorität eines Autors wie Müller beziehen, das ist von Seite des Lobredners des chinesischen Alterthums übertrieben; es wäre nur zur Ehre des Namens

Deguignes zu wünschen, daß alle ihm gemachten literarischen Beschuldigungen eben so leicht zu beseitigen wären.

Wir werden, ohne uns in eine nähere Auseinandersetzung einzulassen, nur den Inhalt des zehnten und eilften Buches andeuten, die vielleicht für die meisten Leser die interessantesten seyn mögen; sie handeln von der Regierung, Polizey, den Finanzen, Münzen, von dem innern und auswärtigen Handel, von der Administration, den Heiraten, Gebräuchen, Gastmalen, öffentlichen und häuslichen Belustigungen, von Ceremoniel- und Leichenbegängnissen. Wenn wir so kurz über diese Gegenstände wegeilen, so muß man darum nicht glauben, daß sie nicht mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdienen; aber die Nothwendigkeit, diesem Auszuge Gränzen zu setzen, gebietet alles zu beseitigen, was zu langen Untersuchungen führen könnte. Derselbe Beweggrund hindert uns, über das, was der Verfasser im zwölften Buche von der Sprache und Literatur der Chinesen und Mandchous, von der Poesie und den dramatischen Werken sagt, uns zu verbreiten; nur ist zu bemerken, daß diese Gegenstände sehr schwer genau, und ohne Irrthum zu behandeln sind, wenn man alles wiederholen und vergleichen will, was verschiedene Autoren darüber sagten, ohne selbst diese Gegenstände studiert zu haben. Was die Sprache der Mandchou betrifft, so hätte der Verfasser bessere Materialien sammeln können, als die Anzeigen des P. Parennin, die man in jedem Werke, das von China, oder nur in Beziehung auf China geschrieben wurde, findet; die aber nichts desto weniger voll Irrthümer und Mängel sind. —

Im dreyzehnten Buche sind in einem Auszuge die Mémoires, die die Missionäre über verschiedene Zweige der Wissenschaften entwarfen, vereiniget.

In diesem Theile des Werkes findet sich mehr Vermischung und Ungleichheit, als in allen andern; das richtigste ist das, was von den PP. Gaubil und Amiot über die Astronomie und Chronologie entlehnet wurde; nichts unrichtiger, als das, was in Bezug auf die Arzneykunde und Pharmacie gesagt wird; hier erscheinen wieder alle die Hülfsquellen der Unwissenheit und Charlatanerie der chinesischen Arzneymittellehre, diese lächerlichen Rezepte und Geheimnisse, welche der Herausgeber zu genau aufzeichnete; die Kunst, Krankheiten durch bloße Lagen des Körpers zu heilen, oder indem man wechselnd durch Nase und Mund athmen ließ, die sonderbare medizinische Verfahrungsweise, mit der man mit einer legalen Arzney an einem Leichname die Merkmale der Schläge und Gewaltthat wieder erscheinen macht.

Noch ein Beweis, daß das Vertrauen auf die Missionäre zu weit getrieben werden kann, liegt darin, daß der Verfasser, auf die Autorität des P. Amiot gestützt, sogar sich zu glauben gestimmt fühlt, daß die alten Chinesen den Luftballon kannten. Man kann sagen, er setzt mehr Vertrauen auf die Vermuthungen des P. Amiot, als P. Amiot selbst; der nur vorübergehend in einem 1784 geschriebenen Briefe davon Erwähnung machte. Bey den großen Begebenheiten in Frankreich erwachte in der Erinnerung einiger Schriftsteller die Behauptung der Jesuiten: daß es Menschen gab, die die Kunst verstanden, dem Luftballon willkürliche Richtungen zu geben. Herr Grosier beruft sich, diesen Gegenstand betreffend, auf die Meinung des Herrn Bernardin de St. Pierre; ich glaube aber nicht, daß die Physiker, von folgendem Geschichts-Faktum unterstützet, diese Autorität annehmen werden. Der P. Lecomte berichtet, daß das Laternenfest in Yang-tcheou mit mehr Pracht als irgendwo gefeyert werde; die Beleuchtung war einst so schön, daß ein Kaiser, weil er nicht öffentlich hingehen konnte, sich mit der Königin und

mehreren Prinzessinnen seines Hauses der Gewalt eines Magikers überließ, der ihn schnell hinzubringen versprach; er ließ sie Nachts prächtige Throne besteigen, welche Schwäne in die Lüfte hoben, und sie so in einem Augenblicke nach Yang-tcheou brachten; der Kaiser wurde in den Lüften von Wolken eingehüllt, die sich über der Stadt nach und nach herabsenkten, sah recht bequem das Fest, und kehrte dann mit der nämlichen Schnelligkeit zurück, ohne daß man bey Hofe seine Abwesenheit gewahrte. In dieser Schrift, wo bewiesen wird, daß die Chinesen (man weiß nicht in welcher Epoche) nicht allein Luftballons zu machen, sondern auch besser zu lenken verstanden als wir, in dieser nämlichen Schrift untersucht Herr Bernardin de St. Pierre sehr ernsthaft, auf welche Art die Schwäne, die den Kaiser zogen, abgerichtet werden konnten; und Herr Grosier, ob diese Schwäne nicht vielleicht durch Kunst gemachte Vögel waren, und mit entzündbarer Luft gefüllt? und ob diese Luftfahrer nur von Nan-king achtzehn Meilen zu machen hatten, oder von Peking siebzig Meilen. Das verständigste dabey ist die den Chinesern zugeschriebene Maxime (die aber mißbraucht werden kann), daß man nicht immer die Alten der Lüge beschuldigen soll, wenn sie uns Begebenheiten erzählen, die sich bey uns jetzt nicht mehr zutragen; viele Leser, die dieser Maxime beystimmen, würden indeß doch ihre Anwendung auf diesen Fall bestreiten. —

Die zwey letzten Bücher haben die chinesischen Künste zum Gegenstande: als Musik, Architektur, den Bau der unregelmäßigen Gärten (englische Gärten, die man richtiger chinesische Gärten nennen sollte), die Schiffbaukunst, die Kupferstecherkunst, überhaupt alle mechanischen Künste, und die Erzeugung der Stoffe, die Firnißarbeiten, und besonders das Porzellan. Nachdem er das Verfahren (nach dem P. Dentrecolle) der Arbeiten in der Porzellanfabrik aus einander setzet, so widmet er mehr als vier Seiten der Untersuchung der Meinung des Mariette über das chinesische Porzellan. — Weiters spricht Herr Grosier in diesem Buche von den künstlichen Blumen, dem Papiere, und dem Tusche; von der Weise, das Schießpulver und die Feuerwerke zu machen; von der Zubereitung des chinesischen Weines, und der Art, das Horn weich zu machen. Er schließt mit der Darstellung eines chinesischen Systems über die Korngesetze, die öffentlichen Kornböden, und der Hülfsmittel bey eintretender Hungersnoth. --

So ist die methodische Vertheilung der Gegenstände in den funfzehn Büchern der Beschreibung von China. Das sechzehnte Buch ist eine Ergänzung, und ein Auszug vermischter Gegenstände. — Man findet darin die Auseinandersetzung eines Theaterstückes, welches wohl als das erste Probestück des chinesischen Theaters betrachtet werden kann; es ist aber, spricht der Verfasser, seit der Bekanntmachung der von Herrn Davis übersetzten Komödie, nicht mehr das einzige; das zweyte Stück ist eine moralische Erzählung, zuerst von Herrn Duhalde herausgegeben, deren Gegenstand die Matrone von Ephesus ist; die Aehnlichkeit auch bey den kleinsten Einzelnheiten ist zu auffallend, als daß man dem von dem Verfasser erwähnten Urtheil des Herrn Frener beystimmen könnte: daß die zwey Erzähler, ohne sich je gelesen zu haben, zufällig übereinstimmten. Ein drittes Stück hat die allegorischen Tänze der Chinesen zum Gegenstand; ein viertes, betitelt: »Précis historique sur Confucius,« enthält das Leben dieses Philosophen, von P. Amiot geschrieben, und im zwölften Theile der Mémoires de nos Missionnaires beygeschlossen. Diesen letzten Band schließt ein allgemeines Verzeichniß

aller der in diesen sieben Bänden enthaltenen Gegenstände, und zeigt auch die von dem Verfasser angenommene Ordnung an.

Um mit wenig Worten unser Urtheil über dieses Werk auszusprechen, so finden wir, daß es einen richtigen und kurzen Begriff von dem gibt, was in der Sammlung von Duhalde, in den Mémoires der Missionäre enthalten ist; daß die Gegenstände in einer bequemern Ordnung, als in den frühern Werken dargestellt, mit einigen nützlichen Vermehrungen bereichert, und von dem Ueberflüssigen und Langweiligen befreyt sind. — Der Styl ist blühend wie in den Original-Mémoires, die Uebersicht meistens richtig, und für die schöne Welt muß es eine angenehme Lektüre seyn. Auch würde es für die Gelehrten nützlich gewesen seyn, wenn immer die Missionäre, denen man diese Kenntnisse verdankt, bey jeder Stelle benannt wären, damit das in die Aussagen zu setzende Vertrauen hätte beurtheilt werden können. Freylich haben alle Missionäre mit vieler Wahrheitsliebe geschrieben, aber nicht alle mit gleicher Einsicht und Genauigkeit. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem P. Cibot oder Bourgeois, und dem P. Amiot, besonders dem P. Gaubil; die Mission nach China hatte seine Chardin, aber auch seine Paul Lucas; es ist wichtig, nicht einen Autor mit dem andern zu verwechseln, die nie in einer Rangordnung stehen können. —

S. P. Abel-Remusat.

Nouvelles Lettres édifiantes des Missions de la Chine et des Indes orientales. Paris. Le Clerc. Tomes III et IV. 1818, *et Tome V.* 1820, *in* 12.

(Aus dem Journal des Savans. Oktober 1820.)

Die beyden ersten Bände dieser interessanten Sammlung enthielten die Briefe der Mission von China von 1767 bis 1792. Die in diesen drey letzten Bänden enthaltenen Briefe ergänzen die Sammlung, und liefern die Geschichte der Mission bis zum 16. September 1818. Beygefügt sind einige Stücke über die Einführung des Christenthums in Corea, und die Briefe der Missionäre von Siam, von 1760 bis 1819. Mit diesen drey neuen Ländern haben daher die Herausgeber alles, was noch zur Correspondenz der Mission von China gehörte, geliefert, und dieß zwar bis auf unsere Zeit fortgeführt, und zugleich ihre Zusage hinsichtlich der über die ostindischen Missionen zu gebenden Nachrichten erfüllt. Eben so unterrichtend wie die der früheren Bände, haben die in den letzten drey Bänden folgenden Briefe doch nicht mehr die Mannigfaltigkeit und das Interesse der früheren. Die Umstände haben sich zu sehr verändert, und die Missionen sind nicht mehr in jenem glücklichen blühenden Zustande, welcher den früheren gelehrten Verkündigern des Evangeliums die kurzen Stunden der Erholung von ihren priesterlichen Beschäftigungen wissenschaftlichen Untersuchungen zu widmen erlaubte. Der Unterstützung beraubt, welche ihnen die ehmals am Hofe befindlich gewesenen Jesuiten angedeihen ließen, in den Provinzen den Verfolgungen der Obrigkeiten preisgegeben, Opfer des Hasses der Sekten, des Verdachts der Regierung, und der mißgünstigen Vorurtheile aller Klassen der Chinesen, ohne Unterlaß übler Behandlung, körperlicher Züchtigungen, der Einkerkerung und oft dem Tode preisgegeben, darf man sich nicht wundern, wenn man sie ausschließend mit dem traurigen Schicksale ihrer Brüder beschäftigt findet, und man kann nicht umhin, ihren Eifer, ihren Muth und ihre Ausdauer zu bewundern. Dennoch ist keine ihrer Darstellungen ohne Entwicklungen der

Sitten, ohne merkwürdige, den Charakter der Chinesen bezeichnende Züge, oder historische Angaben, die uns fehlen würden, wenn nicht diese Missionäre die Sorge, sie aufzubewahren, übernommen hätten. So verdankt man dem Bischofe Saint-Martin die in einem Berichte der Mission von Sse-tchhouan vom Jahr 1791 sehr interessanten Nachrichten über einen in jener Provinz ausgebrochenen Aufruhr, der die Ermordung aller Tataren und den Untergang der gegenwärtigen Dynastie zum Zwecke hatte. Eben so geben mehrere Briefe von Dufresne, Saint-Martin und Trenchant Nachricht von einem andern in derselben Provinz im Jahre 1796 statt gehabten Aufruhre, einem der gefährlichsten und ausgebreitetsten, die seit Entstehung der herrschenden Dynastie das Reich beunruhigten. Es wird bemerkt, daß viele geheime Gesellschaften, nur durch den Haß gegen die bestehende Regierung, und durch die Absicht, den Thron auf eine chinesische Familie zu bringen, vereinigt, nicht aufhören, Unruhen zu erregen, und daß sie endlich wahrscheinlich die Vertreibung der Mantschus aus China bewerkstelligen würden, was selbst in Europa nicht als ein gleichgültiges Ereigniß würde betrachtet werden können.

Die Erneuerung der Edikte gegen die christliche Religion im Jahre 1805 ward dadurch veranlaßt, daß eine vom P. Adéodat verfertigte Karte der Provinz Chan-toung mit andern an Europäer in Canton durch diesen Geistlichen gesandten Papieren aufgefangen wurde; die Regierung schöpfte hieraus nie ganz zu tilgen gewesenen Verdacht, und man glaubte sogar, diese Karte sey bestimmt, den Engländern eine Landung in dieser Provinz zu erleichtern. Alle Europäer traf der gleiche Verdacht, selbst die bey den mathematischen Arbeiten verwendeten wurden eingekerkert und unter Aufsicht gestellt. Die christlichen Bücher wurden verbrannt, die Inschriften der Kirchen verlöscht, eine große Anzahl Neophyten zur Tortur verurtheilt, in die Tartarey exilirt, oder zu Sklaven gemacht. Man sieht hieraus, welchen Gefahren jene sich blosstellen, welche geographische oder statistische Nachrichten über China liefern sollen. Eine der letzten von den Missionären erzählte Begebenheit ist die schreckliche Verfolgung, welche der Vizekönig von Sse-tchhouan über die Christen dieser Provinz im Jahre 1815 ergehen ließ: sie kostete vielen Chinesen, Priestern und Laien, so wie dem ehrwürdigen Dufresse, Bischofe von Tubraca, das Leben. Spätere Nachrichten erzählen neue, in verschiedenen Gegenden ausgebrochene Verfolgungen; ja es verbreitete sich sogar das Gerücht, daß, um das Christenthum vollständig im Reiche auszurotten, künftig kein Europäer, selbst nicht in der Eigenschaft als Astronom oder Mathematiker, bey Hofe gelitten werden solle.

Die Nachrichten über Corea, welche sich in den Briefen des fünften Bandes finden, sind um so interessanter, als über Corea bis dahin wenig bekannt war. Was das Königreich Siam betrifft, so macht dort, nach der eignen Bemerkung der Missionäre, das Christenthum, obwohl nun schon durch hundert und funfzig Jahre geprediget, nur geringe Fortschritte. Die Zahl der im ganzen Reiche befindlichen Christen reicht nicht bis dreytausend, überdieß sind der größte Theil derselben entweder Portugiesen, Nachkömmlinge derjenigen, die sich im sechzehnten Jahrhunderte hier ansiedelten, oder Conchinchinesen, in den Zeiten der Unruhen nach Siam versetzt. Das Seminar und Kollegium, welches die französischen Vikare gegen das Jahr 1658 zu Juthia errichteten, und das bestimmt war, eine Geistlichkeit aus den Eingebornen zu bilden, und die dießfalls nöthige Erziehung sowohl den jungen Leuten aus China, als auch aus Tonkin, Chonchinchina und Siam zu geben, ward im

Jahre 1767 gänzlich durch den Einbruch der Barmanen zerstört. Eine von Létondal, Procurator der französischen Missionen zu Macao auf der Insel Poulo-pinang, in der Meerenge von Malaka errichtete ähnliche Anstalt sieht gleichfalls ihrem Untergange entgegen. Die Briefe der Missionäre von Siam umfassen den Zeitraum von 1760 bis 1810, der für dieses Reich wie für so viele andere fruchtbar an großen Ereignissen war. Der von den Missionären erzählte Ueberfall von Pegu durch die Barmanen, der grausame Krieg, den diese mit Siam führten, der gänzliche Umsturz dieses Reichs im Jahre 1767, und viele demselben nachgefolgte Revolutionen sind mit Einzelnheiten ihrer Ereignisse entwickelt, welche ein helles Licht über diese Begebenheiten verbreiten. Man findet einen Franzosen, Jean Barthel, als General der Barmanen angeführt.

In diesen letzten drey Bänden findet man auch zwey sehr interessante biographische Nachrichten über den unglücklichen Dufresse, der als Opfer chinesischer Unduldsamkeit fiel. Die andere über Chaumont, der, nachdem er das Evangelium durch acht Jahre in der Provinz Fou-kian geprediget hatte, Director des Seminars der auswärtigen Missionen, und Procurator der Mission von China zu Paris geworden war, wo er im vergangenen Jahre starb.

J. P. Abel-Remusat.

Spanische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans. Septemberheft 1820.)

Vida de Miguel Cervantes Saavedra, escrida e illustrada con varias noticias y documentos ineditos, pertenacientes a la historia y literatura de su tiempo; per D. Martin Fernandez de Naverette, Secretario de S. M., Ministro jubilado del consejo de la guerra, individuo de numero de las reales academias espanolas, y de la historia, academico de honor y Secretario de la de S. Fernando; publicala la real academia española. Madrid, en la imprenta real, in 8° 643 pages.

Es scheint, daß die spanische Akademie eine Auflage des berühmten Werks des Cervantes zu geben gedenkt; daher Fernandez von Navarette den Auftrag erhielt, eine neue Biographie dieses berühmten Dichters zu schreiben; die Verehrung, die Spanien jetzt dem Manne weiht, der lebend immer mit Noth rang, was man den Zeitgenossen seines Ruhms zum Vorwurf machen kann, hat den Eifer und Untersuchungsgeist der Gelehrten erregt; sie haben einige Documente entdeckt und bekannt gemacht, die nicht nur für Spanien, sondern auch für Fremde, die den Don Quichote zu würdigen verstehen, sehr anziehend seyn werden. Da schon mehrere Biographien des Cervantes vorhanden sind, so werde ich von diesem neuen Werke nur dasjenige bekannt machen, was in den andern nicht zu finden ist. Schon in zarter Jugend zeigte Cervantes literarische Talente; mit ein und zwanzig Jahren kam er in die Dienste des Kardinals Aquaviva, den der Papst nach Spanien schickte um Philipp dem II. sein Beyleid über den unglücklichen Tod des Infanten Don Carlos zu bezeugen. In Kurzem reisten sie nach Rom. Bald darnach nahm er Militärdienste, und da er in der berühm-

ten Schlacht von Lepante verwundet wurde, so blieb er noch in Italien, und hatte Gelegenheit, die vornehmsten Städte zu besichtigen. Cervantes (sagt der Verfasser) durchreiste die prächtigsten und reizendsten Städte Italiens; er war in Genua, Lucca, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Messina, Ancona, Venedig, Ferrara, Parma und Mayland; von welchen Städten er uns in einigen seiner Werke so angenehme und genaue Beschreibungen hinterließ. Schon seit mehr als einem Jahrhunderte war Italien der Aufenthalt der schönen Künste und Wissenschaften, und im Besitz der köstlichsten, durch die Griechen, da sie nach der Einnahme von Konstantinopel nach Italien flüchteten, geretteten Denkmäler des Alterthums. Die Spanier, Herren mehrerer italienischen Städte, standen immer in Verbindung mit den Italienern; viele Spanier hielten sich wegen Geschäften in Italien auf; andere studierten auf der Universität zu Bologna, die Kardinal Albornoz nur für die Spanier gestiftet hatte; andere dienten in den italienischen Garnisonen; viele bereisten Italien; so stand Spanien und Italien immer in Verbindung. Der Verfasser nennt mehrere Spanier, die durch den Aufenthalt in Italien an Bildung gewonnen, und versichert mit Recht, daß Cervantes während seines langen Aufenthalts in Italien, wo er sich anhaltend mit Lesung der italienischen Dichter und Schriftsteller beschäftigte, sich einen Schatz von Kenntnissen sammelte, die er in seinen Werken so schön in Anwendung brachte.

Es ist bekannt, daß Cervantes, da er über Meer in sein Vaterland zurückreisete, von einem algierischen Seeräuber gefangen genommen wurde. Sobald er seine Freyheit erhielt, kehrte er nach Spanien zurück; Philipp II. hatte damals die Eroberung Portugalls unternommen; eine spanische Armee war dort eingerückt; Cervantes nahm wieder Dienste. Sein langer Aufenthalt in Portugall erlaubte ihm die Sprache, Sitten und Gebräuche dieses Landes zu studieren: er liebte eine Portugiesin, und Isabelle de Saavedra verdankt derselben ihre Entstehung. In der Galathea, gedruckt 1583, verbirgt sich Cervantes unter dem Namen Elico, Schäfer an den Ufern des Tajo; er sagt, Galathea sey an der Mündung dieses Flusses geboren.

Cervantes verehlichte sich 1586; er gab Komödien heraus; er rühmt sich der Erste zu seyn, der in dem Schauspiele moralische und allegorische Personen einführte; sein Geschichtschreiber beschränkt mit Recht diese Behauptung, indem er frühere Beyspiele anführt. Einen Beweggrund, Komödien zu schreiben, fand Cervantes in der Nothwendigkeit, Geld für seine Haushaltung zu erwerben; aber dieser Erwerb war zu ungewiß, und er suchte und fand andere Mittel, mit denen uns der Biograph bekannt macht. Anton de Guevara, Verpflegungs-Chef der Armeen und indischen Flotten, ernannte ihn zu einem der vier ihm untergeordneten Kommissären. Cervantes kam nach Sevilla, und erlegte seine Caution den 12. Juny 1588; er trat dort seine Stelle an, und hoffte auf eine höhere Bedienstung. Im May 1590 reichte er bey dem Konige eine Bittschrift ein, in welcher er vorstellte, daß, da für zwey und zwanzigjährige Dienste ihm keine Belohnung wurde, er um einen der erledigten Plätze in Indien ansuche; als: die Obereinnehmerstelle von Neu-Grenada, die Zahlmeisterstelle bey den Galeeren zu Carthagena, jene eines Gouverneurs von Soconusco in Goatemala, oder die Kommandeurstelle der Friedensstadt; er erhielt aber keine dieser entfernten Bedienstungen; weder sein Vaterland, noch die Nachwelt beklagt es. — 1591 und 1592 war er immer Verpflegungs-Kommissär, was ihm Gelegenheit,

verschiedene Städte zu sehen, verschaffte; besonders lernte er Andalusien genau kennen. Seine Werke bezeugen, mit welcher Klugheit er als Augenzeuge die Sitten und den Charakter der Einwohner studierte. — Cervantes war auch mit einigen Einnahmen für die Regierung beschäftiget. Philipp II. starb den 13. September 1598; Cervantes war noch in Sevilla, wo man zum Andenken dieses Fürsten ein prächtiges Trauergerüste errichtete; als die Exequien gehalten wurden, entstand in der Kirche und vor allem Volke ein Zank zwischen den Inquisitions- und den Magistrats-Mitgliedern. — Cervantes verfertigte ein Sonett über die Pracht dieser Exequien, und spottete ihrer langen Dauer, weil die Feyerlichkeit aufgeschoben wurde, bis der Hof über die Anmaßungen der Parteyen entschied.

Bisher, sagt sein Biograph, vermuthete man, daß er Sevilla verließ, und nach Mancha mit einigen Aufträgen ging; das Resultat der Reise war seine Einkerkerung, wo, wie man vermuthet, er den ersten Theil seines Don Quichotte schrieb; es ist jetzt an der Zeit, die verschiedenen Meinungen hierüber zu untersuchen. — Einige behaupten, Cervantes wäre beauftragt gewesen, rückständige Abgaben für den Großprior von St. Juan einzutreiben; die Einwohner von Argamasilla erregten einen Aufstand, und warfen ihn ins Gefängniß. Andere behaupten, er wäre wegen des ihm anvertrauten Geschäftes der Verfertigung des Salpeters und Pulvers alldort, da er sich zum Schaden der Einwohner des Wässers der Guadiana, welches dieselben zur Wässerung des Erdreichs brauchten, bedient hatte, eingesperrt worden. Endlich behauptete man, daß ihm dieses in Toboso geschehen sey, weil er einer Frau einige beissende Scherze sagte, wodurch sich ihre Verwandten und Freunde beleidiget fanden. Merkwürdig ist es, daß man in Argamasilla noch das Gefängniß zeigt, wo Cervantes gesessen seyn soll. Nach diesem scheint er von der Regierung als Schuldner einer Summe von 2700 und einigen Realen erklärt, zuerst in Sevilla festgehalten, dann wieder mit der Bedingung losgelassen worden zu seyn, zu einer bestimmten Zeit sich wieder zu stellen. Es ist zu vermuthen, daß er die Schuld bezahlte, weil er dort ruhig sein ganzes Leben verblieb.

Cervantes erschien bey Hofe. Seit der neuen Regierung beherrschte ein mächtiger Minister Spanien, ohne Rücksicht für alte Kriegsdienste und literärische Talente; Cervantes war genöthigt, aus sich selbst Hülfe zu schöpfen, indem er die schon verfaßten Werke zum Drucke bereitete, oder neue schrieb. — Der erste Theil des Don Quichotte erschien. Man hat gesagt und oft wiederholt, daß dieses Werk in Spanien nicht den allgemein günstigen Eindruck hervorbrachte, welches sein Werth vermuthen ließ. Ein früherer Biograph, Herr Pellecier, sucht diese zu sehr für Spaniens Ruhm nachtheilige verbreitete Meinung zu bekämpfen. Vier Auflagen im Jahre 1605, da das Werk erschien, die neuen Auflagen in den folgenden Jahren in Frankreich, Italien, Portugall und Flandern bezeugen einen glücklichen Erfolg, und es ist zu glauben, daß es nicht nöthig war, die Spanier auf den Werth dieses Werkes aufmerksam zu machen, welcher vorzüglich für jene, die den Don Quichotte im Spanischen lesen, ganz augenscheinlich ist. Der neue Biograph mißbilligt, wie vor ihm Vincent de los Rios, die grundlose Behauptung jener, welche sagten, Cervantes habe in seinem Werke Karl den V., oder selbst den Minister, Herzog von Lerma, lächerlich machen wollen. Der sicherste Beweis des allgemeinen Beyfalls bey der Erscheinung des ersten Theils des Don Quichotte waren die Re-

zensionen und Verfolgungen, welche den Verfasser trafen. — Kurz darnach störte ein unglückliches Ereigniß Cervantes Ruhe: zwey Spanier geriethen in Streit, sie zogen den Degen; einer von ihnen, Don Gaspar von Espelzeta, Ritter des Ordens des heiligen Jakob aus Navarra, wurde verwundet, und flüchtete sich in das Haus, wo Cervantes mit seiner Familie wohnte; dieser eilte, dem Verwundeten Hülfe zu schaffen, er starb aber kurz darauf. Dieser Tod gab zu einer Kriminaluntersuchung Veranlassung; Cervantes wurde als Zeuge verhört; er erklärte, daß er die Wunde gesehen, aber den Urheber nicht kenne; man muthmaßte, daß diese Begebenheit die Folge eines Liebesverständnisses war, das der Verstorbene mit Cervantes Nichte, oder mit einer andern Dame unterhielt, die in diesem Hause wohnte. Viele Personen des Hauses wurden gefänglich eingezogen, unter denen auch Cervantes, seine Tochter und Nichte, auch seine Schwester sich befanden. Nach dem Verhöre wurden sie auf die Bedingung, wieder zu erscheinen, in Freyheit gesetzt. Nach vielen vergeblichen Versuchen, bey Hofe begünstigt zu werden, zog sich Cervantes zurück, und weihte sich ganz den Musen, und der Ausübung guter Werke.

Der neue Biograph vermuthet, daß Cervantes ein Mitglied der Akademie war, die in Madrid 1612 unter dem Namen Selvatica entstand, als eine Nachahmung der in Valencia, die unter dem Namen der Nächtlichen errichtet ward; aber er liefert hierüber keine Beweise. Nach dem Roman Don Quichotte erwarb sich Cervantes neuen Ruhm durch die Herausgabe seiner Novelas Exemplares; gegen die Beschuldigung, daß er sich hier mit fremden Federn schmückte, hat ihn sein Biograph gänzlich gerechtfertiget. —

Nun erschien ein Buch, Fortsetzung des Don Quichotte, unter einem erdichteten Namen, mit neuen Begebenheiten des Helden, und übertriebenem Tadel gegen den Verfasser. Es scheint, daß dieser Verläumder, der Cervantes Ruhm antastete, nicht mit der Strenge zurückgewiesen und beurtheilt wurde, wie sein niederes Benehmen verdient hätte. Diese Fortsetzung des Don Quichotte wurde unter dem Titel d'Alonzo Fernandez de Avallanada herausgegeben; ein Name, der gewöhnlich als der eines wirklichen Schriftstellers genannt wird. Der wahre Name des Verfassers ist bis jetzt noch unbekannt; man vermuthet, es sey ein vornehmer Herr gewesen, der nicht genannt seyn wollte. P. Murillo in seiner historischen Erdbeschreibung behauptet, es wäre ein Geistlicher, Don Juan Antonio Pellicer, von dem Orden der Dominikaner. Der neue Biograph sagt, er sey aus Arragonien gebürtig, und glaubt, die Mäßigung, die Cervantes in Ansehung dieses Menschen zeigt, rühre daher, weil sein Gegner als Dominikaner und Arragonier, von dem Beichtvater Sr. Majestät, ebenfalls Dominikaner und Arragonier, beschützt worden sey.

Im vorgerückten Alter hatte Cervantes den Schmerz zu erleben, daß die Schauspieler die Aufführung seiner neuen Komödien verweigerten, da er doch ehmals seine Stücke mit dem größten Beyfall gegeben hatte. Beleidigt, gab er ein Gespräch heraus, worin er sich das Publikum zum Richter erbittet. Als er die Komödien zum Drucke fertig hatte, wendete er sich an den Buchhändler Johann de Villaroel, der ihm sehr naiv antwortete, ein berühmter Schriftsteller habe gesagt, Cervantes Prosa wäre gut, aber von seinen Versen sey nichts zu erwarten. Cervantes, der sich immer als Dichter fühlte, war durch diese Antwort sehr beleidigt; endlich aber übernahm der Buchhändler doch den

Druck. Diese Ausgabe seiner Schauspiele wurde von dem Publikum gleichgültig, und noch gleichgültiger von den Schauspielern empfangen. Ein Schriftsteller behauptete, daß Cervantes die Komödien gleich den Romanen behandeln wollte, und daß er sie künstlich schlecht schrieb, um über die schlechten Stücke zu spotten, die zu seiner Zeit so viel Glück machten; ein anderer sagt, daß man unter dem Namen des Cervantes Stücke ohne Werth herausgegeben, indem man die von Cervantes unterdrückte oder travestirte; aber diese Behauptung scheint nicht gegründet. Cervantes Stücke haben die Fehler seiner Zeit, besonders jene Komödien, die er selbst als vollkommen und den Regeln der Kunst gemäß lobte. —

Die Worte Philipps III., da er von dem Balkon seines Pallastes einen Studenten an dem Ufer des Manzanares lesen sah, sind bekannt. Dieser machte öfters eine Pause, schlug sich mit der Hand vor die Stirn, und zeigte überhaupt lächerliche Bewegungen der Freude; der König bemerkte, der Student sey ein Narr, oder er lese den Don Quichotte. Die Hofleute erkundigten sich, und brachten dem König die Nachricht, daß er wirklich Don Quichotte lese; aber auch nicht einer sprach ein Wort zu Cervantes Gunsten, der arm und verlassen lebte. Vielleicht machte Cervantes eine Anspielung auf diese Begebenheit, da er dem Grafen Lemos schrieb, daß er seine Wohlthaten und Freygebigkeit dem Lobe des Kaisers von China vorzöge.

Die Ausgabe des zweyten Theils des Don Quichotte ward mit Beyfall aufgenommen. Das ganze Werk wurde commentirt, in die meisten Sprachen Europa's übersetzt, und neue Auflagen, besonders in fremden Ländern gemacht: die vielen Pracht-Auflagen, die schönen Kupfer ehrten öffentlich den Werth des Werkes. Cervantes lebte nur wenige Jahre mehr, arm und unbemerkt war sein Leben verflossen, so starb er auch, unterstützt durch die Wohlthaten zweyer Beschützer, deren Namen die Nachwelt gemeinschaftlich nennen und verehren soll, des Herzogs von Lemos und des Kardinals Aquaviva.

Nachdem der Herausgeber Cervantes Biographie beendigt, liefert er in seinem zweyten Theile jene Beobachtungen, Stücke und Dokumente, die er im Laufe der Erzählung nicht einweben konnte. Bemerkenswerth ist die kritische Untersuchung der Verfasser, die Cervantes Leben schrieben, seine Genealogie; die Auseinandersetzung seiner Studien; seines poetischen Talents; seiner Militärdienste; die Dokumente in Beziehung auf seine Gefangenschaft; Beobachtungen über die Komposition, und Bekanntmachung verschiedener seiner Werke; über seine literärischen Beziehungen; einige Schriften, die Cervantes der Regierung eingereicht, und die ihm gegebenen Aufträge; einige Untersuchungen in Betreff der über diesen Autor bestehenden Meinungen, von den Bewohnern von la Mancha aufbewahrt; und vorzüglich eine bibliographische Aufzählung der vorzüglichsten Auflagen und Uebersetzungen des Don Quichotte.

Das Werk empfiehlt sich überhaupt durch gelehrte Untersuchungen, richtige Bemerkungen, und literärische Ansichten; besonders vermied der Verfasser alle, den Biographen so gewöhnlichen Uebertreibungen; er verdient ganz das Vertrauen der Leser. Mit Vergnügen wird man am Ende dieses Werkes ein Fac-simile eines von Cervantes ganz geschriebenen und unterschriebenen Briefes finden. Madrid, Sevilla, Lucern, Toledo, Esquivias, Alcazar de San Juan y Consuegra machten Anspruch auf die Ehre Cervantes Geburtsstädte zu seyn; jetzt ist es bekannt, daß er aus einer adeligen Familie entsproß, und

zu Alcala in Henares den 9. Oktober 1547 zur Welt kam. Gleich Homer, machten auf Cervantes sieben Städte Anspruch. Merkwürdig ist noch, daß Cervantes und Shakspeare am nämlichen Tage starben.

Raynouard.

Nachtrag zu den Beyträgen zur richtigen Uebersetzung der syrischen Chronik des Gregorius Barhebräus.

Der Verfasser der Beyträge zu einer richtigen Uebersetzung der syrischen Chronik des Gregorius Barhebräus, welche im Jahre 1819 in Wien herausgekommen sind glaubt nach einer wiederholten Revision seiner Schrift verschiedene Stellen des Barhebräus anders erklären zu müssen, als er sie in den Beyträgen erkläret hat. Er hat uns die verbesserten Stellen in der Absicht mitgetheilet, damit sie in diese Blätter eingerückt werden. Wir glauben einem Theile unserer Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir der Absicht des Verfassers der Beyträge entsprechen. Die uns mitgetheilten verbesserten Stellen sind folgende:

Seite 32, Zeile 6 des syrischen Textes heißt לדניאיל שׁרירא wahrscheinlich *Danieli*, viro *pio*, oder *veri Numinis cultori*. Man vergl. Ephräm T. III, p. 229, lin. 7. seq. von unten; p. 230, lin. 11, 12, 13, und p. 243, lin. 2 von unten.

S. 60, Z. 7 von unten scheint קרקיסיא דאיפסטיא auf den Circus maximus zu Rom zu gehen. Man sehe Nieupoort Sect. IV. cap. V. §. 1, 2.

S. 72, Z. 8 ist allem Anscheine nach anstatt לכריהוא מסכנא: לכריהא ומסכנא zu lesen; wornach es von der tugendhaften Gemalin des Theodosius hieße: aegrotis *et pauperibus* ipsamet inserviebat.

S. 84, Z. 3 von unten ist קנינא doppelsinnig, und bezeichnet sowohl *opes* als *pecus*. Man hat daher nicht nöthig, das darauf folgende Mittelwort יהא auf *homines errabundos*, wie in den Beyträgen geschieht, zu deuten. Der natürliche Sinn der ganzen Stelle ist: man sah zurückgelassenes Gut und Vieh, zerstreuet herumirren, und niemand war, der sich darum bekümmerte.

S. 88, Z. 4 von unten lese man נקלין anstatt נולין. Nach dieser Lesart sagt Barhebräus: consilium ceperunt *mortem contemnendi*, sie faßten den Entschluß, sich dem Tode Preis zu geben. Man vergl. Ephräm T. III. p. 480, lin 8.

S. 125, Z. 3 f. heißt רישא דחרניא *Sacrificulus Haranensium*. Haruspicum magister, wie die syrischen Worte in den Beyträgen erkläret werden, ist unrichtig. Man vergl. die Stellen des Barhebräus S. 124, Z. 4 von unten, und S. 146, Z. 4 f.

S. 150, Z. 4 ist der Spruch des Gauri höchst zweydeutig, weil מתכחר אנא מן ארעא mit und ohne Fragezeichen gelesen werden kann, und auch das im nächsten Satze stehende Mittelwort מצעל mehr als eine Deutung zuläßt.

S. 157, Z. 8 von unten nehme man כדן in der Bedeutung *adhucdum*, in welcher Bedeutung dieses Nebenwort bey Ephräm T. I, p. 397, lin. 35 vorkommt. כדן תקטלן למיא gibt sodann den mit

Z. 6—10 vollkommen übereinstimmenden Sinn: adhucdum Arabes occidere vobis animus est? Ob das auf למייא folgende על תורעתא zu נסיבא חנן, wie Bruns in seiner Uebersetzung thut, oder zu תקטלון zu nehmen sey, bleibt zweifelhaft.

S. 178, Z. 9—11 ist der wahre Sinn des Barhebräus: quum Mootaphi adveniret, et regnum capesseret, magnates continuo *carceres subterraneos* obstruxere, quos pater ipsius fieri curaverat, ut malefactores ibidem includerentur. Anstatt בארבא ist Z. 10 בארעא zu lesen.

S. 239, Z. 8 von unten heißt דיריא תקנא der fromme Mönch. Man vergl. Ephräm T. I. p. 272, lin. 21. p. 395, lin. 5.

S. 241, Z. 11 scheint ימתא דמיא ein emphatischer Ausdruck zu seyn, welcher sagt: ein ganzer See von Gewässer.

S. 296, Z. 8 von unten ist יהבא aus Ephräm T. III. p. 450 seq. Paraenes. XX. zu erläutern, wo Gott neun Mal hinter einander יהובא der Freygebige heißt.

S. 395, Z. 8 beginnt mit ולברה ein neuer Satz. In den Beyträgen wird es aus Versehen zu dem vorhergehenden Satze genommen.

S. 421, Z. 5 bekommt נאחוד דארא Licht aus den Stellen Ephräm T. I. p. 182, lin. 11, 24 penult., und p. 183, lin. 1, wo die syrische Redensart in der Bedeutung *pugnare* vier Mal wiederholt wird.

S. 478, Z. 7 geben die Worte דמתידעין בבני קמר אלדין keinen andern Sinn, als: *quibus filii Kemaraldini nomen erat*.

S. 490, Z. 2. von unten heißt אמלכו nicht *regnarunt*, wie in den Beyträgen übersetzet wird, sondern *potiti sunt*.

S. 520, Z. 2 kann כקליל קליל allerdings die Bedeutung *pedetentim* haben (man vergl. Ephräm T. II. p. 341, lin. 12); diese Bedeutung passet aber schwerlich zu dem Kontexte.

S. 567, Z. 6 f. scheinen die dunklen Worte מטל דדילה הי אורחא den Sinn zu haben: weil ihn die Ordnung, Reihe traf. Man vergl. Ephräm T. II. p. 457, lin. 2, p. 467, lin. 7 von unten. T. III. p. 282, lin. 7.

S. 592. Z. 3 von unten ist אכרי die Form Apfel von כרא und sagt wörtlich *decurtavit*. Endlich

S. 612, Z. 11 schließt sich מתרפין הוו noch am natürlichsten an das darauf folgende ומשתרין an, wenn das Erstere in der Bedeutung *dimissi sunt* genommen wird. Man vergl. Ephräm T. II. p. 310, lin. 3 von unten.

Noch erinnert der Verfasser der Beyträge, daß es Mißverstand ist, wenn S. 11 des Nachtrages, welcher 1820 zu Wien herausgekommen ist, in der zweyten und den folgenden Zeilen gesagt wird: Es wird aber da (nämlich in den Beyträgen S. 81) zugleich bemerket, daß im Originaltexte ein Druckfehler Statt haben dürfte; indem die Beyträge nicht von einem Druckfehler im Originaltexte, sondern von einem Druckfehler in der lateinischen Uebersetzung reden.

Jahrbücher der Literatur.

Vierzehnter Band.

1821.

Herausgegeben
von
Matthäus v. Collin.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XIV.

Ohne dem dicht gescharten Mittelpunkte dieser meisterlichen Schlachtordnung etwas anhaben zu wollen oder zu können, kömmt Recensent hier blos mit einigen Schaaren des Vorder- und Hinter-Treffens ins Gemenge, indem derselbe weder mit dem, was über die allgemeine Theorie der Sprachen gesagt wird, noch mit dem Abspruche des Einflusses arabischer Literatur auf die provenzalische durchaus einverstanden seyn kann.

Der Verfasser betritt den von seinem in das Studium der Sprache und der Weisheit nicht nur der Inder, sondern aller Völker und Zeiten tief eingeweihten Bruder zuerst eingeschlagenen Weg der Klassifikation aller Sprachen. Erstens in solche, welche gar keine grammatikalische Veränderung erleiden; zweitens in Sprachen in denen die grammatikalische Veränderung durch Partikeln bezeichnet wird, und drittens in solche, wo dieselbe durch Flexion geschieht. So hell dieser Dreyklang auch in jedes philologische Ohr tönt, so ist derselbe doch bey weiten nicht so rein, als er es dem ersten Vernehmen nach zu seyn scheint. Der Recensent ist hierüber ganz derselben Meinung, welche der um das Studium der Sanskrit schon so früh so hoch verdiente Gelehrte Herr Bopp in seiner analytischen Vergleichung des Sanskrit mit dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen ausspricht *).

Wirklich läßt sich in allen dem Recensenten bekannten Sprachen sowohl Veränderung des Wurzellautes, das ist, Flexion, als Veränderung durch Partikeln (Suffixe, Affixe) nachweisen. Was ist im Deutschen der Umlaut des Wurzel-Buchstabens, wodurch die Bedeutung des Verbums vom Intransitiven ins Transitive übergeht, was ist derselbe anders als Veränderung des Wurzellautes, der in den Formen des arabischen Verbums so häu-

---

*) *Mr. Frederic Schlegel*, in his excellent work on the language and philosophy of the Hindus, very judiciously observes, that language is constructed by the operation of two methods; by inflection, or the internal modification of words, in order to indicate a variation of sense, and secondly, by the addition of suffixes having themselves a proper meaning. But I cannot agree with his opinion, when he divides languages, according as he supposes them to use exclusively the first or second method, into two classes, reckoning the Sanskrit language, and those of the same Family, in the first, under the supposition that the second method never is used by them. I rather think that both methods are adopted in the formation of all languages, the Chinese perhaps alone excepted, and that the second, by the use of significant suffixes, is the method which predominates in all. Annals of Oriental Literature I. pag, 10.

sig vorkömmt; und während das Verbum sowohl im Arabischen als in anderen semitischen Sprachen seine Formen hauptsächlich von innen heraus durch Veränderung der Wurzel-Buchstaben bildet, werden nicht zugleich zahlreiche grammatikalische Veränderungen blos durch angefügte Partikeln bewirkt? Von dem Sanskrit, dieser durch Flexion so biegsamen und schmiegsamen Sprache, hat Bopp die durch Partikeln bewirkte grammatikalischen Veränderungen angezeigt, dasselbe gilt von den Verdopplungs-Partikeln des durch Flexion gefügsamen Griechischen.

Auf der andern Seite fehlt es den tatarischen Sprachen, welche doch dem ersten Anblick nach, aus lauter Außenhölzern grob zusammen gezimmert scheinen, nicht an innerer Veränderung des Wurzel-Buchstabens in den Formen der Zeitwörter, wiewohl nicht in Abrede zu stellen ist, daß diese heute durch innere Flexion bewirkten grammatikalischen Veränderungen ursprünglich aus Partikeln, eingeschmolzen seyn dürften.

Nachdem der Verfasser den Sprachen, welche die Veränderungen am Wurzellaute selbst vornehmen (langues à inflexions) als den eigentlichen organischen, mit Recht den ersten Platz angewiesen, und die Vorzüge derselben vor den nicht organischen, welche die grammatikalischen Veränderungen durch äußere Zusätze bewirken, deutlich aus einander gesetzt hat, theilt er die ersten in synthetische und analytische unter. Analytische Sprachen nennt er diejenigen, welche den Artikel vor dem Substantiv, die persönlichen Fürwörter vor dem Verbum, und Hülfszeitwörter in der Conjugation gebrauchen, welche die ihnen fehlenden Casus durch Partikeln ersetzen, die Vergleichungsstaffeln durch Nebenwörter ausdrücken u. s. w. Synthetische Sprachen hingegen sind diejenigen, welche aller dieser Umschreibungen nicht bedürftig, die grammatikalischen Veränderungen an sich selbst und aus sich selbst heraus bilden.

L'origine des langues synthétiques (sind die Worte des Verfassers) se perd dans la nuit des temps; les langues analytiques, au contraire, sont de création moderne: toutes celles que nous connoissons, sont nées de la décomposition des langues synthétiques

Diese philologische Wahrheit wird in der Note durch das Beyspiel asiatischer und europäischer Sprachen geschichtlich belegt. Die alten synthetischen Sprachen Persiens und Indiens, Pehlewi und Sanskrit sind in gemischte Sprachen übergegangen, deren Grammatik durch Hülfswörter außerordentlich vereinfacht ist, und das Neupersische, aus zwey Elementen zusammengesetzt (aus dem Altpersischen und Arabischen, wie das Englische aus dem

Angelsächsischen und aus dem Französischen), hat wie das Englische eine sehr einfache Grammatik.

Als ein wichtiger Beleg dieses vom Verfasser aufgestellten Satzes der Entwicklung analytischer Sprachen durch die Auflösung synthetischer, seyen hier ein Paar neue Bemerkungen über den Ursprung des deutschen Artikels beygefügt, welchen in der dem Deutschen nicht nur nahe sondern nächstverwandten rein persischen Sprache nachzuweisen, man bisher sich die Mühe nicht gegeben hat.

Die persische Sprache hat gar keinen Artikel, und das Gothische gebraucht denselben nur selten, eine Menge persischer Wörter aber sind ganz dieselben mit germanischen (deutschen oder englischen), nur mit dem Vorsatze eines A oder T, welches in der Folge von dem Worte getrennt, den unbestimmten englischen Artikel A und den bestimmten The gebildet hat, zum Beyspiel:

Awend [1]), paries ligneus, A-wend, eine Wand.
Areng [2]), Fraus, A-renk, Ränke.
Achal [3]), Cortex, A-chal, eine Schale (der Frucht).
Ahol [4]), via subterranea, A-hol, englisch A Hole (eine Höhle).
Abile [5]), pustula, A-bile, eine Beule.
Akam [6]), fungus, A-kam, ein Schwamm.
Abru [7]), supercilium, A-bru, englisch A brow (Braunen).
Ateschtow [8]), furnus, A-teschtow, englisch A stove (Ofen).
Alaw [9]), flamma, A-law, eine Lohe.
Alane [10]), nidus, A-lane, englisch A lane (Lehne).
Awische [11]), virtuosus, A-wische, englisch A wise.
Amise [12]), mixtura, A-mise, eine Mischung.

Daß der unbestimmte englische Artikel a kein anderer als das deutsche eine sey, beweist am besten die oberdeutsche Volkssprache, in welcher derselbe durchaus a lautet, als: A Wand eine Wand; A Beul, eine Beule; A Lahn, eine Lehne u. s. w. Dasselbe gilt auch von dem bestimmten Artikel the oder der, die, das, welcher im Persischen als T dem Worte noch anklebt, als zum Beyspiel:

Teng, angustus, T-eng, der, die, das, enge.
Tug, oculus, T-ug, das Auge.
Timadsch, scopus, Ti-madsch, englisch the-match.
Tekin, audax, fortis, Te-kin, englisch the keen (der Kühne).

---

[1]) *Ferhengi schuuri* (das zu Konstantinopel gedruckte persisch-türkische Wörterbuch. Blatt 69. [2]) Bl. 77. [3]) Bl. 78. [4]) Bl. 78. [5]) Bl. 78. [6]) Bl. 79. [7]) Bl. 86. [8]) Bl. 86. [9]) Bl. 87. [10]) Bl. 93. [11]) Bl. 131. [12]) Bl. 93.

Tulung, desiderium, Tu-lung, englisch to long.
Telume, flos, Te-lume, die Blume.

Derselbe Fall, wie mit dem unbestimmten Artikel A, der sich noch im Oberdeutschen in der Sprache des Volkes unverändert erhalten hat, ist auch mit dem unbestimmten Artikel das, welchen das Volk nicht anders als ein bloßes s ausspricht, und der bey vielen persischen Wörtern den Anfangsbuchstab bildet, welchen man nur wegzuwerfen braucht, um das reindeutsche Wort zu erkennen, zum Beyspiel:

Sanis, anisetum, S-anis, 'S ist Aneis.
Sipas, acclamatio, Si-pas, 'S Paschen.
Sitaisch, laus, Si-taisch, 'S ist Täuschung.
Sipest, infectio, Si-pest, 'S ist Pest.

Diese Beyspiele genügen, um den Gang der Entwicklung des Artikels in den germanischen Sprachen zu zeigen, und um anschaulich zu machen, wie sich synthetische Sprachen in dem Verlaufe der Zeit in analytische auflösen. Wenn sich der hierin von der Natur in der Sprachentwicklung befolgte Gang mit ziemlich genügender Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, so ist die Frage, welche der Verfasser in der Note über die Verwandelung der Flexions-Sprachen in Partikel-Sprachen, und umgekehrt aufwirft, wie er selbst sagt, eine weit schwierigere:

Une question fort ardue, et que je n'entamerai pas ici, c'est de savoir si les langues peuvent, ou non, graduellement changer de nature, et passer de la première classe à la seconde et de la seconde à la troisième.

Diese Schwierigkeit würde weit größer seyn, wenn der Unterschied von Flexions- und Partikel-Sprachen wirklich so rein bestände, als denselben der Verfasser und sein Bruder angenommen haben. Da sich aber in allen Sprachen sowohl die Systeme der grammatikalischen Umänderung von innen und von außen gemischt befinden, so daß nur eines das vorherrschende ist, so kann eine genügende Auflösung dieser Frage wohl nicht Statt haben. Verschiedene Sprachen scheinen hierin einen ganz entgegen gesetzten Gang befolgt zu haben, so daß während die einen sich analytisch zersetzten, die andern synthetisch zusammen wuchsen. Ein auffallendes Beyspiel des Uebergangs von großen, starken und bedeutungsvollen Wörtern in Partikeln und Flexion zugleich gewähren die tatarischen Sprachen, wenn man den Gang derselben von der ältesten gebildetsten, nämlich der tschagataischen bis zur osmanischen herunter verfolgt, und in denselben ließe sich wenigstens das von Horne Tooke in seinem pursuit of purley aufgestellte System, daß alle Partikeln der Ableitung und Beugung ursprünglich bedeutungsvolle Wörter waren, mit größe-

rem Erfolge anwenden, als in dem Englischen oder anderen Sprachen.

Bey dieser Gelegenheit mag füglich bemerket werden, wie sehr jede Sprache der treueste Ausdruck des Charakters des Volkes ist, bey dem sie leibt und lebt. In dem unbehülflichen Baue der tatarischen Sprachen, dessen sich selbst das aus dem Arabischen und Persischen bis zum Uebermaße bereicherte Türkische nicht entäußern konnte, hält er gleichen Schritt mit der Plumpheit, welche den Namen Türke bey den Arabern und Persern zu einem Schimpfnamen herabgewürdiget hat. Das Persische ist im Ganzen eben so wenig eine Flexions-Sprache als die tatarische, indem wie bey dieser überall die grammatikalische Umänderung durch äußere Zusätze vorherrscht, und nur in einigen Formen die Flexion ihr Recht übt, zum Beyspiel in den Partizipien der gegenwärtigen und vergangenen Zeit *dehende*, gebend; binende, statt *didende*, sehend; istade, stehend; demide gezähmt, wo die Veränderung durch keine Partikeln von außen, sondern eben so wohl durch Flexion von innen heraus bewirkt wird, wie bey den lateinischen dans, stans, videns, domitus oder bey den deutschen sehende, stehende, u. s. w.

Da indessen die meisten Veränderungen der Konjugation und alle der Deklination im Persischen wie in den tatarischen Sprachen durch Zusätze von Partikeln bewirket werden, so könnte man geneigt seyn, zwischen diesen beyden Stammsprachen eine so größere Aehnlichkeit voraus zu setzen, als sie sich, wie bekannt, seit einem Jahrtausend und länger her durch mannigfaltige Ereignisse des Krieges und Friedens, des Handels und der Herrschaft gegenseitig bereichert haben; dennoch wie so ganz verschieden an Bau und Bedeutung ist das tatarische Partikelsystem von dem persischen! während in jenem jeder grammatikalische Zusatz mit den vollsten Lauten tönend und dröhnend in ganzer Wortrüstung auftritt, und sich nicht einmal in der Schrift bequemen will mit dem Worte, welches durch ihn Bestimmung erhält, nähere Freundschaft anzuknüpfen, sind die persischen Partikeln so luftig und duftig, so biegsam und schmiegsam, daß wenn sie so in Schrift als Aussprache unmittelbar mit dem Worte auch nicht verschmelzen, demselben doch blos wie angehaucht scheinen. Wieder ganz anders als bey dem persischen und tatarischen Stamme hat sich das Partikelsystem bey dem semitischen gestaltet, bey welchem einerseits die Formen der Verba und die pluralia fracta von innen heraus durch Flexion gebildet werden, während andererseits die Veränderungen der Konjugation, so wie der gewöhnlichen Plurale durch Partikeln ausgeführt sind. Dieses Beysammenseyn des Flexions- und Partikelsystems in einer und derselben

Sprache läßt sich vielleicht in keiner anderen als in der arabischen so häufig und befriedigend nachweisen, so daß es dem Kenner derselben beym ersten Blicke klar wird, wie sich diese reichste der reichen, und diese gebildetste der gebildeten Sprachen auf beyden Wegen organisch und unorganisch entwickelt und vergrößert hat. Zu den oben angeführten Beyspielen genügt hier noch das von der Deklination hinzuzufügen, in welcher diese Sprache ebenfalls den Weg der Flexion eingeschlagen hat, so daß die Casus durch un, in, en wie im Lateinischen durch um und am bezeichnet werden, virum, animam. Wo aber im Arabischen die grammatikalische Veränderung durch Partikeln bezeichnet wird, erscheinen dieselben in einem ganz anderen Lichte als in den tatarischen Sprachen und in der persischen; auf einzelne Buchstaben, wie in Spitzen zusammen gefeilt, stecken dieselben so tief in dem Körper des Wortes, daß man sie schwer davon unterscheidet, daß sie mit demselben nur ein Ganzes zu machen scheinen.

Dieser drey uralten Sprachstämme, des Türkischen, Arabischen und Persischen nämlich, ist hier Erwähnung geschehen, um zu zeigen, wie wenig die Klassifikation aller Sprachen in drey oder eigentlich zwey Hauptklassen auf dieselben angewendet, oder aus dem Vorherrschen eines der beyden Systeme der Flexion oder der Partikeln auf die Bildungsgeschichte des Volkes selbst ein richtiger Schluß gefolgert werden könne. Wenn die Flexions-Sprachen und besonders die synthetischen als die sorgfältigst ausgebildeten mit Recht den ersten Rang einnehmen, und dadurch einen hohen Grad der Kultur des Volkes beweisen, bey dem sie sich so gestalteten; so zeigt die Geschichte andererseits, daß Völker, in deren Sprachen das Partikelsystem vorherrscht, eine nicht weniger hohe oder noch höhere Bildung erreichet haben, als jene; ja manche haben sich bey fortschreitender Bildung sogar des Vortheils der Flexion begeben, wie z. B. die deutsche Sprache, welche des mannigfaltigen Reichthums der gothischen Flexion sich im Laufe der Zeit entäußert hat.

Ungeachtet der Grundverschiedenheit des türkischen, persischen und arabischen Sprachstammes hat die Literatur derselben doch mächtig auf einander eingewirkt, und die Formen der Poesie sind denselben gemein geworden, ungeachtet der ungeheuern Kluft, welche den tschagataischen Nomaden vom arabischen Beduinen trennen. Wenn die Formen lyrischer Poesie, die wir schon in den Anthologien der ältesten arabischen Gedichte vor Mohammed vorfinden, auch dieselben in den Steppen jenseits des Oxus geworden sind, so geschah diese Verkettung beyder Literaturen der südlichsten und nördlichsten der vorderasiatischen Welt durch das Mittelglied der persischen, welche zuerst den rohen Sinn der ara-

bischen Eroberer bildete, und bey fortschreitender arabischer Kultur unter den Chalifen von derselben wieder weiter gebildet ward.

Diese geschichtliche Bemerkung führt uns zu einigen anderen über die Resultate des dritten Forschungspunktes des vorliegenden Werkes, nämlich über die Poesie und Versifikation der provenzalischen Dichter und über den Einfluß, welchen auf dieselbe die Poesie und Versifikation der Araber ausgeübt haben mag oder nicht. Der Verfasser bestreitet die von Andres, Ginguené und Sismondi aufgestellte Herkunft provenzalischer Poesie als Nachahmung der arabischen, und läugnet diesen Einfluß durchaus, eine Meinung, worin wir ihm nicht beystimmen, sondern vielmehr der von den obigen Literatoren und anderen, namentlich von Herder und Eichhorn hierüber geäußerten beytreten, und einige der dieselbe unterstützenden Gründe hier kurz berühren müssen.

Der Verfasser bestreitet die bisher unter den Literatoren vorherrschende Meinung von dem Einflusse der arabischen Poesie auf die romanische, wie er selbst sagt, wegen Mangel von gehöriger Kenntniß der ersten, aus negativen Gründen. Er meint, daß die Entwickelung des menschlichen Geistes unter denselben Umständen in den verschiedensten Zeiten und Himmelsstrichen dieselben Formen und Erscheinungen hervorbringe, ohne daß es deßhalb nöthig sey, die eine von der andern abzuleiten; so sey auch der Reim in den romanischen Sprachen entstanden, ohne daß es nöthig sey, denselben auf die Araber zurück zu führen; Raynouard habe ein vor dem Jahre 1000 gereimtes Gedicht aufgefunden, welches also auf einmal die arabische Hypothese des Pater Andres umstoße, welcher die Bekanntschaft der Provenzalen mit der Mauritanischen Poesie von der Einnahme Toledo's, das ist vom Jahre 1085 herschreibet.

Zuvörderst ist nach unserer Meinung hier die Erfindung des Reims nicht mit so vielen andern poetischen Formen zu vermengen, die in demselben Zuschnitte wohl nicht zufällig bey den Provenzalen eben so wie bey den Arabern entstanden sind. Die Möglichkeit, daß ein europäischer Südländer eben sowohl als ein asiatischer auf den Reim verfallen sey, mag wohl um so weniger bestritten werden, als sich Reimanklänge selbst bey vielen älteren römischen Schriftstellern vorfinden; aber daß die ganze Struktur gereimter Distichen die Formen der Sonette (in Hinsicht der Zahl von zweymal sieben Versen, welche die Gränze des arabischen Sonetts oder Gasels bezeichnet), die Form der Refrains und Redondilien sich auf einmal zufällig eben so bey dem Provenzalen gestaltet habe, wie dieselbe schon längst bey den Arabern vorhanden war, ist nicht wohl zuzugeben. Selbst jenes

Gedicht, das über das Jahr 1000 hinausgehen soll, beweiset gar nichts, indem der Einfluß der Araber auf die sie zunächst umgebenden Provenzalen und ihre Sprache nicht gerade von der Eroberung Toledo's, sondern schon ein paar Jahrhunderte früher von der ersten arabischen Eroberung Spaniens her zu datiren ist; selbst die arabischen Wörter, welche sich im Provenzalischen finden, beweisen für diese unmittelbare Einwirkung der morgenländischen Eroberer auf die Küstenländer des südlichen Frankreichs durch lebendigen Verkehr von Waaren und Worten. Aber mehr noch als alles dieses beweiset die Identität der von den romanischen und morgenländischen Dichtern behandelten Stoffe. Den lyrischen Ausdruck der Liebe abgerechnet, welchen Volksdichter zu allen Zeiten aus sich und ihrer eigenen Sprache geschöpfet haben, ist gar kein größerer von den Troubaduren, und nach ihnen von den Minnesängern behandelter poetischer Stoff vorhanden, der nicht unmittelbar aus dem Orient eingewandert, oder einem orientalischen nachgeahmt wäre, von der Fabel an bis zu dem Heldengedicht. Die Schwänke, Schnurren und Possen der Fabliaux so wie die späteren aus denselben geschöpften Erzählungen des Boccaccio finden sich in früheren arabischen oder persischen Werken, aus welchen die Araber dieselben sich angeeignet haben. Die Rittergeschichten der Kämpen Karls des Großen und der Ritter der Tafelrunde sind selbst bis auf einzelne Abenteuer den Rittergeschichten und Heldengedichten des Morgenlandes nachgebildet, die ganze Mythologie der Hippogryphe, Durindanen, Feen, Morganen, Karfunkeln, Merline u. s. w. ist aus der nach dem Westen verpflanzten Sage der Morgenländer genommen; die Königin von Saba der morgenländischen Gedichte figurirt in dem südlichen Frankreich als die Reine Pedoque (ganz mit derselben Erzählung von ihren behaarten Füßen), der wundervolle Becher Dschemschid's, die zwölf Recken (Roch) des Schahname erstanden wieder im heiligen Graale und den zwölf Rittern der Tafelrunde; die Geschichten Alexanders [1]) sind so wie sie das Mittelalter erzählt, nicht aus griechischen, sondern aus arabischen und persischen Geschichtschreibern geschöpft, und die unglaublichsten Heldenthaten tapferer Ritter und glücklicher Abenteurer finden sich auf dem Kopf Antar's [2]), des Vaters und Musters aller Ritter, zusammen gehäuft. Wie Unrecht hat also Herr von Schlegel (Seite 74) zu sagen: Je remarquerai

---

1) Siehe die lehrreichen Belege hierüber sowohl in dem Examen des Historiens d'Aléxandre - le - Grand, von St. Croix, als in der Einleitung des Schahnameh von Görres. 2) Antar, a Bedoueen Romance 1820.

seulement qu'il n'y a rien d'aussi anti-arabe que le plus ancien poëme espagnol, celui du Cid.

Um wie viel mehr Unrecht, da der Cid mit diesem Namen blos deßhalb von den Arabern beehrt ward, weil ein früherer Sid ihnen als das Muster arabischer Ritter galt, wie der Cid schon dreyhundert Jahre früher den arabischen *). Wie unrecht tadelt der Verfasser die Gelehrten, welche auch das Ritterwesen, die gothische Baukunst und so vieles andere von den Arabern herleiten. Hat es auch Reiter und gothische Kapellen vor Karl dem Großen gegeben, so stammt doch alle ritterliche Kunst des Turniers, so wie der höchste Glanz der erhabenen Baukunst des Mittelalters von den Arabern her, welche denselben theils als Sieger (in Spanien die Mauren), theils als Besiegte (in Palästina durch die Kreuzfahrer) dem Abendlande mitgetheilet haben; wie ganz irrig ist also die in den folgenden Worten so schneidend ausgesprochene Behauptung des Verfassers: Mais les sectateurs de Mahomet n'ont jamais eu la moindre influence sur rien de ce qui constitue le génie original du moyen âge, da doch das Mittelalter allen Glanz, seiner Palläste und Kirchen, seiner Höfe und Universitäten, seiner Turnier- und Marktplätze, seiner Wissenschaften und Gewerke, seiner Heldengeschichten und Sagen dem Orient dankt, wie dieses durch die nähere Bekanntschaft mit den Geschichten und der Literatur des Morgenlandes mit jedem Tage anschaulicher wird.

Diese einzige Saite abgerechnet, stimmen wir allen übrigen in diesem trefflichen Buch angeklungenen vollkommen bey.

Jos. v. Hammer.

Art. II. Teatro scelto, tradotto di *Schiller* da Pompeo *Ferrario*. Milano, 1819. Per Giovanni Pirotta in S. Radegonda. 8. 6 Tomi.

Die großen Schwierigkeiten, welche bey dem Unternehmen, Schillers dramatische Werke ins Italienische zu übersetzen, besiegt werden mußten, fordern bey Beurtheilung der Ausführung desselben gerechte Würdigung. Die poetische Sprache in Schillers Dramen ist von der Italiens so verschieden, daß jede ge-

---

*) Sid Battal, d. i. der Schlachtheld, der große Kämpe des Islams und des Chalifen Merwan, blieb auf dem Zuge nach Konstantinopel in Jahre d. H. 121 (738); sein Grabmal zu Sidi Gasi in Anatolien ist noch heute ein vielbesuchter Wallfahrtsort; die Rittergeschichte seiner Heldenthaten befindet sich auf der kaiserl. Bibliothek zu Wien Nr. 170, und auf der Pariser Bibliothek im gedruckten Kataloge Nr. 317, 318, 338, 339, 340, 341, 342.

treue Uebersetzung gegen wesentliche Eigenheiten der Sprache anzustoßen Gefahr lauft. Dazu findet sich in Schillers früheren dramatischen Werken oft eine so ungebändigte Kraft des Ausdrucks, daß es beynahe unmöglich scheint, sie im Italienischen, welches ungemäßigt kühnen Bildern weniger hold ist, anders als auf Kosten des Verstandnisses oder mit Verzichtung auf Beyfall nachzubilden. Wenn nun so große Schwierigkeiten auch bey dem ersten Versuche einer Uebertragung nicht ganz besieget worden, so bleibt das Unternehmen doch immer lobenswerth, und das, was Herr Ferrario in dieser Beziehung geleistet hat, darf über demjenigen, was zu wünschen übrig blieb, nicht vergessen werden. Unter das letztere ist vorzüglich dieß zu rechnen, daß alle Tragödien blos in Prosa übersetzt sind. Es läßt sich vom Uebersetzer mit Recht annehmen, daß es ihm nicht unmöglich gefallen wäre, die Uebersetzung in versi sciolti zu liefern, wenn er die Dramen in größeren Zwischenräumen hätte auf einander folgen lassen wollen. Und in der That verlieren sie durch das Entbehren des Verses nicht blos eine zufällige Zierde, sondern eine ihrer wesentlichsten Schönheiten. Jene Stellen insbesondere, in welchen lyrische Begeisterung herrscht, sind in prosaischer Uebersetzung nur ein wesenloser Schatten des Originals. Dieß gilt z. B. von den Chören in der Braut von Messina, von den zwey schönen Monologen der Jungfrau von Orleans, und mehreren Stellen dieser Art. Von den bisher erschienenen Tragödien, Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina, Don Karlos, Wilhelm Tell, und Fiesko, ist Maria Stuart am meisten gelungen. Wir glauben den Grund darin zu finden, daß diese Tragödie eine mehr historische Tendenz und weniger lyrischen Schwung hat. In der Braut von Messina verloren zwar, wie schon bemerkt wurde, die Chöre durch Uebertragung in Prosa ihren hohen dichterischen Gehalt, übrigens hat die Uebersetzung Kraft, Würde und Harmonie. In der Jungfrau von Orleans ist die Harmonie des Verses mit dem romantischen Charakter der Dichtung so innig verwebt, daß eine prosaische Uebersetzung nur eine kalte Darstellung des Originals gewähren kann. In Wilhelm Tell, Don Karlos und Fiesko hatte der Uebersetzer verschiedenartige, aber gleich große Schwierigkeiten der Sprache zu besiegen. Denn das Individuelle des schweizerisch-deutschen Ausdruckes war eben so schwer im Italienischen wiederzugeben, als die kühne Einkleidung mancher Ideen in den zwey letzteren Tragödien. Wir setzen zur Beurtheilung unserer Leser zwey der gelungensten Stellen, die Erzählung Mortimers von seiner Bekehrung, und jene der Jungfrau von ihrer himmlischen Berufung her, und wollen auf

einige andere aufmerksam machen, in denen der Uebersetzer das Original mißverstand.

Mortimers Erzählung lautet in der Uebersetzung so:

Io era di venti anni, o regina, alleyato tra le più austere discipline, imbevuto di una cupa avversione del papato, allorchè una invincibile curiosità mi spinse a visitare il continente. Io mi lasciai addietro le ottuse aule de' Puritani e la patria, e affrettandomi per la Francia, cercava con ansio cuore il celebrato suolo d' Italia.

Era il tempo della maggior festa della Chiesa: le strade bulicavano delle torme dei pellegrini; ogni divina effigie era ghirlandata, e pareva come se tutto il genere umano pellegrinasse nel regno del Signore. — Io stesso fui travolto nella corrente de' fedeli, e via condotto sino a Roma.

Cosa non provai, o regina, allor quando mi sorse dinanzi la splendidezza de' colonnati e degli archi trionfali, quando mi ammirai d' intorno la magnificenza del colosseo, e il sublime genio delle arti mi chiuse entro un mondo incantato! Io non l' avea mai sentito l' impero delle arti; la Chiesa, che mi educò, nega ogni dilettazione dei sensi, e venerando il solo verbo incorporeo, vieta ogni umana rappresentazione. Che non provai all' entrare nei templi, e udire la musica discendere animata dal cielo, in vedere le forme viventi scaturire a migliaja fuor delle pareti e giù dalle volte e l' Ottimo e Massimo muoversi presenzialmente, sotto gli estatici sensi! Nel mirare ora gli stessi celesti, la salutazione dell' Angelo, la natività del Signore, la Madre santissima, la discesa Trinità, la luminosa Trasfigurazione — e poi il Pontefice in tutta la sua pompa esercitare il sommo sacerdozio e benedire i popoli! Ah cos' è l' oro, cosa lo splendere delle gemme, di cui si abbelliscono i re della terra. Egli solo è cinto di un lustro divino. La sua casa è un verace regno del cielo, perchè tali apparenze non son di questo mondo.

Johannens Erzählung lautet im Italienischen so:

Venerando Signore, il mio nome è Giovanna; io non sono che la umile figlia di un pastore del reale borgo di *Dom Remi*, posto nella diocesi di Toul, e sino da fanciulla guardai le pecore di mio padre. — E udiva spesso raccontare assai cose degl' isolani venuti di là dal mare per farci schiavi e costringerne sotto il giogo del Signore straniero, che non ama il popolo; e ch' essi tenevano già la vasta città di Parigi, e si erano impadroniti del regno. Io allora supplicai la madre di Dio, che distornasse da noi

l'ignominia di straniere catene, e ci conservasse il re nativo. E fuori del villaggio in cui nacqui trovasi un' antica effigie della Madonna, alla quale si fecero molti devoti pellegrinaggi, e lì presso una sacra quercia celebre per molti miracoli. E io godeva di sedere all' ombra della quercia, pascendo la greggia, poichè il cuore mi vi tirava. E se un agnello de' miei andava smarrito per le scoscese montagne, ogni volta che mi addormentavà all' ombra di questa quercia, i sogni me lo mostravano. — E una volta, dopo di aver vegliato tutta notte orando sotto questa pianta, e mentre sforzavami di scacciare il sonno, mi comparve la Vergine, con una spada e una bandiera, ma vestita nel resto da pastorella, come me, e disse: »Sono io. Alzati, Giovanna. Lascia la greggia. Il Signore ti chiama ad altra opera. Prendi questa bandiera! Cigniti questa spada. Distruggi con essa i nemici del mio popolo, e conduci il figlio del tuo signore a *Reims*, e incoronalo colla corona reale.« Mà io dissi: Come posso io intraprendere sì grande opera, io tenera fanciulla, inesperta delle mortali battaglie! Ed ella rispose: »Una immacolata donzella compie tutto che v' ha di più sublime sulla terra, purchè resista all' amore terreno. Riguardami! Casta fanciulla al pari di te, io partorii il Signore, quegli ch' è Divino, e sono Divina anch' io!« — E toccò le mie palpebre, e guardando in alto vidi il cielo pieno di angioletti che tenevano de' bianchi gigli tra le mani, e una dolce armonia si diffondeva per l' aria. — E così la Vergine si fece vedere per tre notti di seguito e sclamò; »Alzati, Giovanna! Il Signore ti chiama ad altra opera.« E quando comparve la terza notte, si sdegnò e mi rimproverò con questi detti: »L' obbedienza è il dovere della donna sopra la terra, la dura pazienza è il grave suo destino. Essa deve affinarsi nell' asprezza de' servigi: chi ha servito quaggiù, sarà grande là in alto.« E così dicendo lasciò cadersi l' abito da pastorella, ed eccola, siccome regina del cielo nello splendore dei soli, e nubi dorate lentamente dileguandosi trasportarla nel regno delle delizie.

In derselben Tragödie, dritten Akt, dritte Scene, übersetzt Herr Ferrario Burgunds Antwort: »Die Ketzerey straft sich am schwersten selbst,« so: La infedeltà è il maggior castigo a se stessa. Burgunds Rede bezieht sich auf des Königs sanften Vorwurf, daß Burgund der Frauen schönste Tugend, die Treue, schmähe. Dieß kann man wohl eine Ketzerey (eresia), eine irrige, hartnäckig vertheidigte Meinung, aber nicht eine Untreue (infedeltà) nennen. In demselben Akte, vierte Scene, ist

des Königs Rede zur Jungfrau: »Dein Glück sey fortan deines Königs Sorge,« irrig so übersetzt: L'aver cura del tuo re formi d'ora in poi ogni tua sorte. Der Sinn der Rede des Königs ist offenbar dieser, er übernehme es, fortan für der Jungfrau Glück zu sorgen; die Stelle müßte daher im Italienischen ungefähr so lauten: Di formarti una sorte felice, sarà d'ora in poi cura del tuo Re, statt daß die Uebersetzung des Herrn Ferrario die Sorge für den König zur künftigen Bestimmung der Jungfrau macht. In der siebenten Scene desselben Aktes, wo der König von Talbot sagt: »er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held auf seinem Schild,« scheint uns der Ausdruck Frankreichs Erde nicht so bezeichnend mit terreno della Francia übersetzt, als es mit suolo della Francia oder terra francese wäre. In des vierten Aktes zweyter Scene sind der Agnes Worte: »Du bist die Göttin dieses Festes,« irrig mit tu sei la divinità di questo rito, statt di questo festino übersetzt. In der Schlußscene der Tragödie sind Johannens Worte von der Fahne, die sie begehrt: »Ich darf sie zeigen; denn ich trug sie treu« — zum Nachtheile dieser schönen Stelle mit *debbo* mostrarla gegeben. — Im Don Karlos, ersten Akt, fünfte Scene, gibt die Uebersetzung von Karlos Rede:

Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Fieberglut entwischte,
Dem Zepter ab, und seinen grauen Haaren?

Non si scusa egli collo scettro e colle canute sue chiome canute d'ogni tenerezza, sfuggitagli forse in qualche bollimento del sangue, zu dem Mißverständnisse Anlaß, als ob dem Könige sein Zepter und seine grauen Haare zur Entschuldigung dienten wegen seiner Zärtlichkeit, was dem Sinne des Originals ganz widerspricht. Richtiger wäre also die schwierige Stelle so gegeben worden: Non chiede egli scusa allo scettro ed alle canute sue chiome d'ogni tenerezza etc.

In demselben Akte, neunte Scene, ist bey Uebersetzung der Stelle:

Den Stolz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Trotz des Fürsten:

Voi non sopportereste l'audacia del cittadino, io, l'orgoglio del Principe, durch Weglassung des nè vor io der Sinn verkehrt. Im zweyten Akte, erste Scene ist die Antwort des Königs auf Karlos Frage:

Hab' ich es auch verdient
Den meinigen (Freund) im Herzog zu vermuthen?

falsch so übersetzt: E lo meriterete mai? Denn der König sagt: Auch je verdienen mögen? was im Italienischen hieße: E cer-

casti mai a meritarlo. In derselben Scene hat der Uebersetzer die Rede des Karlos:

> Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling
> Zu Menschen sich verirrt?

ganz mißverstanden. Er gibt sie so: Qual errore confonde questo inesperto conoscitore degli uomini? statt: Per qual isbaglio venne questo straniere smarrendosi fra uomini? Daß der Uebersetzer in demselben Akte, fünfte Scene, die Worte des Don Karlos an Alba:

> Sie sind
> Ein großer General ꝛc.

welche der Dichter ohne Ironie gesprochen haben will, wie es auch die Lage der Handlung fordert, mit ironicamente bezeichnet, ist wahrscheinlich ein bloßes Versehen. In eben dieser Scene entspricht Albas Rede: E vo pensando, quante notti avrà spese il monarca vicino alla sua bella sposa portoghese, vostra madre, per guadagnare un braccio, come questo, alla corona, dem Originale nicht, in dem Alba sagt:

> Und dabey fällt mir ein, wie viele Nächte
> Bey seiner schönen portugiesischen
> Gemahlin, ihrer Mutter, der Monarch
> Wohl drum gegeben hätte, einen Arm
> Wie diesen seiner Krone zu erkaufen?

was vielmehr so auszudrücken gewesen wäre: E vo pensando, quante notti colla sua bella sposa portoghese il monarca avria sacrificato etc. In demselben Akte in der Scene des Karlos mit der Fürstin Eboli, schwächt der Uebersetzer die schöne Vergleichung der Prinzessin:

> Dem großen Kaufmann gleich,
> Der, ungerührt von des Rialto Gold,
> Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
> Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz,
> Sie unter ihrem Werthe loszuschlagen,

dadurch sehr, daß er aus einer Perle Perlen macht.

Auch die Schlußworte der Fürstin Eboli in dieser Scene:

> Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
> Der Gottheit großes Meisterstück verstümmeln,
> Den Abend eines Prassers zu versüßen —

sind unvollkommen so übertragen: Io stessa scemare della sublime dignità della donna, guastare il gran capo d'opera della divinità, per ispargere delle estreme dolcezze il tramonto di un dissoluto. Denn der Begriff der estreme dolcezze liegt nicht in der Stelle des Originals, und das tramonto statt sera di un dissoluto scheinet nicht passend. Von der zehn-

ten Scene dieses Aktes zwischen Alba und Domingo ist ein bedeutender Theil, der gerade Albas Haß gegen Karlos erklärt, weggelassen, und Domingos Worte, Karlos hege den Entwurf Regent zu seyn, und

Unsern heiligen Glauben zu entbehren,

sind im Italienischen durch disegno di proscrivere la nostra santa fede zu stark gegeben; denn so viel liegt im deutschen Ausdrucke »entbehren« nicht. Auch in einer bald darauf folgenden Rede des Domingo:

Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr; sind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müssen.

ist der Sinn durch das Italienische: »Noi siamo certi di scoprire di più, se convinti averci a riuscire, nur dunkel ausgedrückt, und würde durch das wörtliche: Se convinti di dover scoprire deutlicher gegeben seyn. Im dritten Akte, erste Scene, ist Fenstergardinen (cortine) irrig mit imposte (Flügel) übersetzt. In der fünften Scene dieses Aktes sind in dem Monologe des Königs die Worte von seinen Rathgebern:

Was sie verdienen, haben
Sie mir gegolten —

vom Uebersetzer mißverstanden worden, da er sie so gibt: Di ciò che do ad essi, me ne hanno rimeritato. Sie wären richtiger so gegeben worden: Tanto, quanto meritarono, mi valsero essi. In der siebenten Scene dieses Aktes ist in den Worten des Königs an den Herzog von Alba:

Ihr seyd mein erster Feldherr — seyd nie mehr,

das mehr viel ausdrucksvoller als in der Uebersetzung das: non vogliate esser altro. In derselben Scene ist der Ausdruck des Königs in Hinsicht Posas:

Wunders wegen
Muß ich ihn sprechen —

mit: La mia maraviglia vuol ch'io gli parli, undeutlich übersetzt. Der König will vielmehr sagen: Per la rarità del fatto devo parlargli. In der neunten Scene dieses Aktes sind Posa's Worte:

Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen,

vom Uebersetzer ganz mißverstanden worden, da er sie so gibt: E non fosse la verità che un acceso razzo scagliato arditamente nell' anima del despota, statt: E se non fosse altro

che un razzo acceso di verità, scagliato etc. Eben so ist in der darauf folgenden Scene die Stelle, wo Posa sagt:

Wenn ich Zeit gewinne
Sie (meine Gründe) zu erschöpfen, Sire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit setz' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gunst verweigern.

mißverstanden. Sie heißt in der Uebersetzung so: Se mi è dato tempo di tutti esporli, o Sire — tutt' al più la mia vita. Mà io preferisco la causa della verità, se voi mi negate questo favore. Das preferisco in dieser Stelle, an dessen Statt espongo stehen sollte, entstellt den Sinn derselben ganz. Nicht glücklicher gibt der Uebersetzer Posa's Rede in dieser Scene:

Da Sie den Menschen
Zu ihrem Saitenspiel herunter stürzten,
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

Dall' istante che voi abbassaste i toni dell' uomo, chi potè essere all' unisono con voi?

Dem Sinne des Originals entsprechender würde diese Stelle so lauten: Allorchè abbassaste l' uomo a diventare vostro stromento, chi è a goder con voi l' armonia? Auch des Königs Frage in derselben Scene:

Und wolltet ihr es unternehmen, dieß
Erhabne Muster in der Sterblichkeit
In meinen Staaten nachzubilden?

ist durch die Uebersetzung: E assumereste voi di rappresentare ne' miei stati un sì eccellente modello degli uomini? nicht richtig gegeben, da ihr Sinn vielmehr so darzustellen war: E assumereste voi d'imitare questo eccellente modello fra mortali, negli stati miei?

In der fünften Scene des vierten Aktes sagt Marquis Posa:

Just
Um diesen Brief war mir's zu thun.

der Uebersetzer: Appunto una *tal* lettera m'abbisognava. Offenbar ist die Uebersetzung hier ungetreu.

Die auch nicht ganz deutliche Rede der Königin in der neunten Scene des vierten Aktes:

Wenn Ehre zu verletzen war, so, fürcht' ich,
Stand eine größ're auf dem Spiel, als mir
Kastilien zur Morgengabe brachte,

wird im Italienischen noch undeutlicher, wo sie so gegeben wird: Se c'era da perdere per l'onore, credo che tale vi correva rischio, maggiore di quanto me ne fruttarono le nozze di Castiglia. Der Sinn des Dichters schiene uns richtiger so ge-

getroffen: Se c'era da perdere per l' onore, maggior onore s'arrischiava, allorchè la Castiglia mi venne offerta in dote.

In der Schlußscene des vierten Aktes hat der Uebersetzer die Worte der Eboli:

> Wahrheit muß er hören — Wahrheit
> Und wär' er zehenmal ein Gott —

unzweckmäßig verstärkt, da er sie sagen läßt: Deve ascoltare la verità — la verità. E fosse egli dieci volte *più che* un Dio. In der vierten Scene des fünften Aktes gibt der Uebersetzer des Karlos Rede:

> Verfassungen, wie meine,
> Wollen geschmeichelt seyn,

mit Spiriti, come il mio, vogliono essere blanditi; richtiger wäre: Posizioni, come la mia, vogliono essere blandite. Denn die Rede bezieht sich darauf, daß der Prinz mit blankem Schwerte neben seinem Vater steht. In der neunten Scene des fünften Aktes ist der Sinn der Worte des Königs:

> Wär' er mir also gestorben,

ganz mißverstanden, da sie so übersetzt sind: Mi sarà egli dunque morto. Der König sagt vielmehr: Fosse egli così morto per me! — Die Schlußscene zwischen dem Könige und dem Groß-Inquisitor ist in der Uebersetzung die gelungenste, dieser Tragödie getreu, und voll Kraft und Würde im Ausdrucke.

Die Uebersetzung der Braut von Messina ist jener des Don Karlos in Hinsicht auf Treue und Würde des Ausdrucks vorzuziehen. Nur selten findet man darin Stellen, in welchen der Uebersetzer das Original mißverstand. Die Rede des Don Manuel, wie er zuerst die Hand seines Bruders ergreift,

> Don Cesar.
> So will ich diese Bruderhand ergreifen —
> Don Manuel.
> Die mir die nächste ist auf dieser Welt —

hat durch die Uebersetzung: Che mi è la più cara sulla terra, eine wesentliche Veränderung erlitten; denn Don Manuel konnte in jenem Augenblicke die Hand seines Bruders noch nicht la più cara, wohl aber la prossima nennen. Die Worte der Mutter:

> Auch mir ward eines Traumes seltsames
> Orakel, als mein Schooß mit dieser Tochter
> Gesegnet war,

welche so gegeben sind: anch' io ebbi il prodigioso oracolo di un sogno *nel concepimento di cotesta fanciulla*, wären richtiger übersetzt, mentre io stava gravida di cotesta mia figlia. In der Erzählung des Don Cäsar von der Todtenfeyer seines Vaters hat der Uebersetzer den Ausdruck: vom Todtensarge

Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt —

unpassend so gegeben: il sarcofago ricoperto d'un panno sepolcrale, distinto di molte croci bianche, da nichts andeutet, daß der Dichter gegen die Sitte das Grabestuch mit vielen Kreuzen bezeichnen wollte.

Im Wilhelm Tell, einem Drama, welches dem Uebersetzer vielseitige Schwierigkeiten bot, läßt Herr Ferrario zu Anfange des ersten Aktes den Hirtenknaben Seppi, der von der nahen Kuh bey Schiller sagt:

Die braune Lisel kenn' ich am Geläut —

so sprechen: Sento vicina la bruna *Lisella*. Wahrscheinlich war die Volksbenennung des Namens Elisabeth dem Uebersetzer nicht bekannt, weil er ihn sonst *Lisetta* statt *Lisella* genannt haben würde. In der zweyten Scene desselben Aktes, wo Gertrud zu Stauffacher sagt:

Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst du dieß Haus zu Lehn,

bezieht sich das Wort Reich auf das deutsche Reich, und kann daher nicht, wie es in der Uebersetzung geschieht, mit monarchia gegeben werden. Auch in der dritten Scene des ersten Aktes, und mehreren folgenden, bezeichnet der Meister Steinmetz, der da erscheint, nicht einen eignen Namen, und konnte daher nicht mit maestro *Steinmetz* gegeben werden, sondern hätte mit scarpellino oder tagliapietre übersetzt werden sollen. Im zweyten Akte, erste Scene, ist Attinghausens Rede:

Und wenns Feyerabend ist,
Dann reden wir auch von des Land's Geschäften,

unrichtig so gegeben: il primo dì festivo terremo discorso dei comuni interessi della patria. Denn Feyerabend ist nicht dì festivo sondern sera di riposo. In der dritten Scene des vierten Aktes ist Leutholds Rede zu Frießhardt:

Und du bist auch so ein dienstfert'ger Schurke
Und brächtest wackre Leute gern ins Unglück,

im Italienischen ohne Kraft so gegeben: E tu, se bene sei, uno che fa volontieri servigio altrui, vorresti pur trarre qualche uomo dabbene nella mala ventura. Leuthold sagt vielmehr: E tu sei pure briccone officioso assai a rendere sventurati uomini dabbene. In der Rede des sterbenden Freyherrn Attinghausen, zweyte Scene, vierten Aktes, hat der Uebersetzer die Worte:

und des Adels Blüte fällt,

wahrscheinlich mehr falsch gelesen als mißverstanden; denn er gibt

sie: cadono i vanni all' aquila. In der dritten Scene desselben Aktes antwortet Tell auf Stüssi's Bemerkung:

Hier wird gefreyt, und anders wo begraben

mit den Worten:

Und oft kommt gar das eine zu dem andern.

Das Italienische: E spesso una cosa succede all altra, drückt den auf sein Mordvorhaben gerichteten Sinn Tells nichs aus. Es sollte vielmehr so gegeben seyn: E spesso l' uno all' altro s' unisce. In der ersten Scene des fünften Aktes ist Walther Fürsts Bemerkung über die Mörder des Kaisers:

So trägt die Unthat ihnen keine Frucht,

nicht als Wunsch vorgetragen, wie das Italienische: Che una tanta scelleraggine non produca loro buon frutto.

Fiesko ist von den bisher in dieser Uebersetzung erschienenen Tragödien Schillers die einzige, welche von Prosa in Prosa übertragen wurde. Wenn aber dieser Umstand die Arbeit des Uebersetzers erleichterte, so ward sie andrerseits durch den Charakter des Styls der dieses Jugendprodukt Schillers bezeichnet, nicht wenig erschwert, und es darf nicht befremden, wenn Stellen, deren Sinn kühne Ausdrücke selbst den deutschen Leser nur errathen lassen, von dem fremden mißverstanden wurden. Dieß ist gleich in der ersten Scene des ersten Akts der Fall, wo Leonorens Frage: »Verlieren? Ein kleiner aussetzender Puls der Empfindung, und Fiesko verloren?« so gegeben wird: »Perduto? — un soffio ancora di vita, e *Fiesco* perduto?« statt: un piccolo momento di sentimento rallentato, e *Fiesco* perduto? Denn Leonore tadelt ihr Kammermädchen, daß sie einen Moment gesunkner Gefühle Fieskos für sie, Fiesko verlieren heißt. So sind auch in der darauf folgenden Scene Giannettinos Worte zum Mohren: »Du kannst sie (die Maske) nur hieher (auf die Brust deutend) verfehlen, ganz mißverstanden, und im verkehrten Sinne so gegeben: Qui non puoi sbagliare. Denn Giannettino sagt: Non puoi mancarlo se non qui (additando il suo petto). In der vierten Scene dieses Aktes will Julie durch die Worte: »Wer ist hier, der beleidigen kann?« ausdrücken, ihr Haus sey zu hoch über Fieskos gestellt, als daß dieses sie zu beleidigen vermöchte. Das italienische: E chi c' è qui che faccia torti? drückt diesen Gedanken des Stolzes keineswegs aus. Leonorens Antwort auf Calcagnos Liebesantrag am Ende der dritten Scene des zweyten Aktes: »Das wußtest du nicht, daß schon das erhabene Unglück, um den Fiesko zu brechen, ein Weiberherz adelt. Geh! Fieskos Schande macht keinen Calcagno bey mir steigen, aber — die Menschheit sinken,« ist in der Uebersetzung zusammengezogen,

aber auch unverständlich geworden. Sie lautet so: Mà tu non sapevi che l'alta sventura di soffrire per un *Fiesco* non farà innalzare a' miei occhi un *Calcagno* — bensì scadere tutto l'uman genere. Mißverstanden ist auch Fieskos Schlußrede in der vierten Scene des zweyten Aktes zum Mohren: »Was die Ameise Vernunft mühsam zu Haufen schleppt, jagt in einem Hui der Wind des Zufalls zusammen.« Ciò che la previdenza delle formiche raduna a grande stento, lo dissipa in un istante un soffio di vento statt: Ciò che la ragione, in guisa di formica a grande stento raduna, lo fa in un istante un soffio del caso. Dasselbe ist der Fall mit der Antwort Leonorens auf Rosas Erzählung in der eilften Scene des zweyten Aktes: »Sein Herz wirft er den Dirnen nach, und ich jage nach einem Blick.« Egli invia il suo cuore verso costei, ed io ne sospiro un' occhiata. Denn unter dem allgemeinen Ausdrucke: »Dirnen« die Erzählerin zu verstehen, und ihn daher mit costei zu geben, dazu gibt der ganze Zusammenhang keine Veranlassung.

Wenn nun aber auch die Andeutung dieser Unvollkommenheiten beweiset, daß diese Uebersetzung kein ganz gelungenes Werk ist, so bleiben ihr doch viele unbestreitbare Vorzüge, und so wie unter den Deutschen Eschenburgs Uebersetzung der Dramen Shakspears, wenn gleich mancher gerechten Rüge blosgestellt, doch als erster Versuch in einem höchst schwierigen Fache alles Beyfalls würdig, und gleichsam die Vorarbeit war, aus welcher Schlegels Meisterwerk hervorging, so dürfte auch Herrn Ferrarios Uebersetzung aus seiner oder einer fremden Feder eine allen Forderungen entsprechende Uebertragung der dramatischen Werke Schillers hervorrufen.

Art. III. Ueber die Geographie der asiatischen Türkey. (Beschluß der im dreyzehnten Bande abgebrochenen Anzeige.)

VII. Die Statthalterschaft Wan.

Gränzt gegen Osten an Aserbeidschan, die nordwestliche Provinz Persiens, gegen Süden an Schehrsor, gegen Norden an die Statthalterschaft Karß und Tschaldir, gegen Westen an die von Diarbekr; da diese Statthalterschaft als die Gränze zwischen dem persischen und osmanischen Reiche so oft Herren geändert, und Eintheilungen gewechselt hat, so findet sich auch die Zahl der Sandschake in den Kanunnames verschiedener Zeiten sowohl als im Dschihannuma verschieden angegeben, nach dem letzten vierzehn, nach den ersten zwanzig. Die von beyden gleichnamig aufgeführten Sandschake sind: Wan,

Aadildschuwas, Ardschisch, Musch, Bargini, Kiarkiar, Kessani, Jspabard, Agakis, die Kurden Beni Kotus, Bajesid, Berdaa, Owadschik, Hakari, das Land der letzten als erbliche kurdische Befehlshaberschaft; als die anderen sechs nennt der spätere Kanun: Dschobanlar, Scheregil, Kökdsche, Eleger, Korkuk, Jasi[1]); der ältere des alten Nischandschipascha [2]): Wustan, Chisan, Megs, Sirni, Alkab, Selimas, Dembeli, Ustun. Auch diese Statthalterschaft wird wie die vorige größtentheils von Kurden bewohnt, und gehört, wie das übrige Kurdistan, unter die von künftigen Reisenden erst näher zu beschreibenden Länder. Von den hier recensirten hat außer dem kühnen, und Asien auf vielerley Straßen durchwandernden Engländer M. Kinneir keiner diese Gegend betreten, und selbst dieser ist nicht nach der Hauptstadt Wan, sondern auf seinem Wege von Erserum, nach Betlis nur auf der westlichen Seite des Sees von Wan vorbeygekommen. Dieser See, heute der von Ardschisch genannt, und schon bey Ptolemaios Arsiße, ist fünf und zwanzig bis dreyßig englische Meilen lang, in der Mitte zwölf breit, aber in so mannigfaltige Buchten auslaufend, daß der Umfang über neunzig Stunden betragen soll, während man die Länge mit gutem Winde in vier Stunden durchsegelt von Tatwan nach Wan, das Wasser ist salzig, hat aber nichts desto weniger gute Fische [3]).

Die Berge, welche denselben umgeben, sind auf der Nordseite der hohe Berg Seiban (bey Kinneir Sapantagh), auf der Westseite der Kette des Nimrodtagh (der Niphates der Alten) und auf der Südseite die Alpen Hatrasch oder Karaisch. Auf der Ostseite des Sees sind drey Eilande, und auf dem Nord- und Ostrande die Städte Achlath (Chaleat), Ardschisch (Arzes) und Wan (Artemita).

Wan, 83 ½ L. 37 Br., eine sehr starke Festung, welche Timur zerstören wollte, als er aber die Unmöglichkeit sah, sein Vorhaben auszuführen, sich mit der Aufführung eines Damms begnügte [4]).

Ardschisch, auf der Nordseite des Sees, mit einem in der Nähe (zu Dradin) gelegenen sehr heißen Bade [5]).

Adildschuwas, zwey Stationen westlich von Ardschisch, hart am See [6]).

Achlath, eine Station westlich vom vorigen Orte, ehemals die Residenz turkomanischer Fürsten, die sich Ermen-

---

[1]) Osmanische Staatsverwaltung. Wien 1818, S. 262. II.
[2]) Dschihannuma S. 411. [3]) *M. Kinneir's* journey p. 384.
[4]) Dschihannuma S. 411. [5]) Ebend. 415. [6]) Ebend.

schah, d. i. Könige von Armenien nannten. Die Geschichte dieser als alte Residenz merkwürdigen Stadt findet sich umständlich sowohl bey S. Martin [1]), welcher überhaupt alle historischen Angaben der Städte Armeniens mit dem größten Fleiße gesammelt, und lehrreich zusammengestellt hat, als im Dschihannuma, am ausführlichsten aber bey Ewlia [2]), welcher die weitläuftigen Ruinen und die Gräber der turkomanischen Könige beschreibt, welche auch Petit de la Croix als die von heiligen Männern besuchte [3]).

Tatwan (bey Kinneir Tedouan), eine Station östlich bey Achlath, an dem äußersten Ende des Sees [4]).

Rahu, zwischen Tatwan und Betlis, eine halbe Station östlich vom letzten, wo Chosrewpascha zwey Karawanserais, ein Bad, eine Moschee und zehn Kaufmannsläden erbaute, und von einem 12,000 Ellen entfernten Orte Wasser hineinleitete; der Bau wurde im Jahre d. H. 981 vollendet [5]).

Kiardschigan, ein zu Betlis gehöriger Distrikt [6]).

Muk, ein am See von Achlath sehr steil gelegenes Schloß [7]).

Betlis, 81 1/2 L. 37 1/2 Br., auf beyden Seiten des gleichnamigen Flusses gebaut. Die alte Sage schreibt die Erbauung der Stadt Alexandern zu, welcher, den Lauf des Stromes verfolgend, an dem Ort, wo die zwey Flüßchen Rubatßuji und Kußurßuji sich vereinigen, einige Tage verweilt, und den Befehl zur Erbauung der Stadt gegeben haben soll; der Ort heißt noch der Zeltplatz Alexanders, und Betlis soll der Name seines Sklaven gewesen seyn, dem er den Bau und dann die Vertheidigung der Stadt anvertraute. Das Dschihannuma und Ewlia erwähnen einer schönen Brücke, vier großer Moscheen und eben so vieler Kollegien; die ersten heißen: die alte Moschee, die rothe Moschee (die ehemalige armenische Kirche), Gökmeidan, d. i. des Himmels Rennplatz, und Schukrije; die letzten: Edrisije, Chatibije, Schukrije, Hadschibije; aus denselben gingen viele gelehrte Männer hervor, unter denen Edrisi, der Verfasser der osmanischen Geschichte Heschtbihischt, d. i. die acht Paradiese, und der Dichter Schukri, der Verfasser des Selimname. M. Kinneir spricht von mehr als zwanzig Brücken über den die Stadt durchschneidenden Fluß mit einem Joche, aber nicht von der großen von ein und zwanzig Jochen, Chatun Köpri, nach einer Frau so genannt, welche auch die Felsen südlich der Stadt gesprengt, und den Weg durchbrochen haben soll [8]).

---

[1]) Ebend. *M. Kinneir's* journey p. 386. S. Martin p. 103. [2]) Siehe den Artikel in der Erschischen Encyclopädie. [3]) Petit de la *Croix*. [4]) Dschihannuma S. 414. [5]) Dschihannuma S. 415 [6]) Ebend. p. 417. [7]) Ebend. [8]) Ebend. S. 415.

Aepfel, Birnen, Pflaumen und Haselnüsse gedeihen hier in großer Vollkommenheit; die Weinberge von Kulty (ein Dorf, sechs englische Meilen von der Stadt) bringen treffliche Weinbeeren hervor; die Gärten sind mit ungemeiner Sorgfalt und großer hydraulischer Kenntniß bewässert [1]). Den Bey von Betlis ernennt der Pascha von Musch, aber die Gewalt ist in der Hand des erblichen Chans der Kurden. Als Bey fand M. Kinneir hier einen Türken, der den Feldzug von Aegypten mitgemacht, und von S. Sidney Smith und anderen englischen Offizieren als von seinen guten Bekannten sprach [2]).

Bargui, nördlich von Wan und acht Farsangen östlich von Ardschisch, mit einem festen von S. Suleiman erneuerten Schlosse [3]).

Ichtimar, auf der Südseite des Sees, eine kleine Insel und Schloß [4]), nicht ferne von Wostan, das eine Tagreise südöstlich von Wan liegt, wo die Ebne endet und das kurdische Gebirge beginnt [5]).

Musch, am Fuße eines Berges, am Beginn der großen Ebne von Musch, die acht Farsangen lang und drey breit, und in einem Drittel der Länge vom Euphrat durchschnitten wird; mit demselben vereinigt sich hier der Fluß Karaßu (der Teleboas Xenophons nach Kinneir, während Rennel den vor Melasgerd vorbeyströmenden Akßu für den Teleboas hält). Die meisten Dörfer dieses kleinen Paschaliks sind von armenischen Christen bewohnt, deren Priester dem Patriarchen von Erserum untergeordnet und sehr unterdrückt sind [6]).

M. Kinneir, der Musch links ließ, kam am See Nasikgöl vorbey, den er für den See Arethusa der Alten hält, und dessen Wasser süß [7]), und nach dem Zeugnisse des Dschihannuma außerordentlich fischreich ist. Im Winter friert derselbe ganz und fest zu [8]). Nördlich desselben liegt ein anderer kleiner See, Bu-

---

[1]) *M. Kinneir's* journey p. 395. [2]) p. 390 in einer Note bezweifelt Hr. M. Kinneir den Mord der Gefangenen zu Jaffa, weil mehrere Türken, die er darum gefragt, nichts gewußt. Die Grundlosigkeit dieses Zweifels haben seitdem das von Bourienne, dem Agenten Bonaparte's zu Hamburg, bey einer Tafel laut ausgesprochene Zeugniß, und das, was Bonaparte gegen den englischen Arzt Macleod hierüber selbst äußerte, hinlänglich dargethan. Ueber Betlis s. auch S. Martin S. 103 und Rennel 195. [3]) Dschihannuma S. 412. [4]) S. 412 und Martin S. 140. [5]) Ebend. 417. [6]) M. Kinneir 380, Dschihannuma S. 416. S. Martin S. 102. Rennel S. 208, 212. [7]) Bey M. Kinneir S. 383 Nazook gol. [8]) Dschihannuma S. 417.

lanik gol, d. i. der trübe See, von seinem immer trüben und röthlichen Wasser so genannt, nur eine Stunde im Umfange [1].

Kotur, zwey Stationen östlich von Wan, wird schon zu Tebris gerechnet [2].

Bajesid (nicht zu verwechseln mit Altá Bajesid [3]), nördlich von Kotur, wozu die Schlösser Diadin und Chanu gehören, an der nordöstlichsten Gränze der Statthalterschaft gegen Persien gelegen, von wo man den Ararat (Arghi tagh) erblickt, wo die Ebene von Tschaldiran beginnt, und wo der Euphrates vier Stunden lang unter der Erde fortläuft [4].

Tergeri, eine kleine Stadt an einem vom Alatagh fallenden Flusse. [5].

Meiman, ein Flecken, von sehr fruchtbaren Gärten umgeben [6].

Charadin, Ain, Sulm, drey große Flecken [7].

Hakan, ein Distrikt zum Gebiete von Musch gehörig [8].

Debil, eine alte armenische Residenz, ehemals größer als Erekbil, wo Christen eine öffentliche Kirche haben, auch ehemals wegen Tapeten berühmt, die sich besonders durch schöne rothe Farbe auszeichneten [9].

Dieser östliche Distrikt des osmanischen Gebiets gegen Choi und Selmas in Aserbeidschan gelegen, der auf den besten Karten bisher eine Carta bianca zur beliebigen Ausfüllung der Zeichner abgegeben, ist der Wohnsitz des kurdischen Stammes Denbeli in der Gegend von Segmanabad, das ehemals zu Choi gehörte. Dieser Stamm heißt auch Denbeli Jahja, und ihre Fürsten Issalubeg, von dem ersten (Issa), der aus Syrien gebürtig, sich im Dienste der persischen Könige hier ansiedelte. Zu seinem Gebiete gehören die Distrikte von Koturdere, Abka, Suleimanserai, Owadschik, dann die gegen Nachdschiwan gelegenen von Alakis, Schurur, die bald persischer, bald osmanischer Herrschaft unterthänig, im letzten Falle manchmal der Statthalterschaft Wan, manchmal der von

---

1) Dschihannuma S. 416 letzte Zeile. 2) Ebend. S. 417. 3) Altá Bajased lies Alti Bajasid, d. i. das untere Bajasid, zum Unterschiede von jenem oberen liegt am See Nasik Göl. M. Kinneir 382. 4) Dschihannuma zweymal S. 417 und 426. Morier, der in seiner ersten persischen Reise auf dem Rückwege hier durchgekommen, meldet nichts von der merkwürdigen Erscheinung des unterirdischen Laufes des Euphrats, dem künftige Reisende nachfragen müssen. S. Bajasid auch bey Rennel 190, 210. S. Martin 124. 5) Dschihannuma 417 l. Z. 6) Ebend. S. 418. 7) Ebend. 8) Ebend. Diese Stadt ist vermuthlich in der Nähe von Choi und Selmas zu suchen, oder bey den dortigen Christen wenigstens zu erfragen. 9) S. Martin S. 119.

Tschaldir zugeschlagen wurden. Als Murad IV. auf seinem siegreichen Zuge in diese Gegend kam, huldigten ihm die Denbeli, die Bewohner des Distriktes Schurur, und die Pissian, und er verpflanzte die ersten nach Ersendschan, die zweyten nach Terischan, die dritten nach Passin.

Choschab, zwischen Wan, Wustan und Selmas, in einem Winkel, den zwey auf der Südseite zusammenlaufende Berge bilden; der Sitz des kurdischen Stammes Mahmudi. Von diesen zwey hier zusammenstoßenden Bergen strömen zwey Flüsse, die sich unter Chöschab auf der Westseite vereinen, gegen NW. dann gegen N. fließen, unter einer steinernen Brücke weg ein wenig östlich von Achtimar in den See von Wan gehen, und das Wasser von Choschab auch Dschemimerahime heißen. Die Bege der Mahmudis üben ihre Herrschaft vom Distrikte des Hakaris bis gegen Albak aus, und derselben unterstehet der Distrikt Karhaikane mit dem Gränzschlosse Tuwane; Sirumeh, das schon zu Maragha gehört; das Schloß Maki, auf dem Gebiete von Nachdschiwan; der Distrikt Ordubad, Mekahi, Aktsche Kalaa und Bargiri. In Choschab liegt Hassanbeg begraben, der erste Beg der Mahmudis, welcher dieselben von der Lehre der Jesidis, der sie ehemals anhingen, zu der rechtgläubigen der Sunnis bekehrte; er stiftete zu Choschab mehrere Moscheen und Akademien [1]).

So wie das Gebiet des Stammes der Mahmudi an der östlichsten Gränze des osmanischen Reichs liegt, so das des noch mächtigeren Stammes der Hakari, welches östlich an die Befehlshaberschaft von Amadia, nördlich an das Sandschak Betlis, südlich an das von Schehrsor gränzt. Der Hauptort dieses Gebiets der Hakaris ist das Schloß Dschulamerk, welches südwestlich von Wostan liegt. Der Distrikt Gös, östlich von Dschulamerk in der Ebene; zwey Flüsse, wovon einer aus diesem Distrikte, der andere von Dschulamerk kommt, vereinigen sich südwestlich des letzten Orts; dieser Fluß durchströmet das gebirgige zum Gebiete der Hakaris gehörige Sandschak Tschil, gehet an den Schlössern Bissutun und Ustun vorbey, und in dem zu Amadia gehörigen Distrikte des Stammes Sibari unter einer steinernen Brücke weg, nimmt südöstlich der Brücke einen von Gößkalaa kommenden Fluß, dann in der Nähe von Harir den vom Sandschak Bajan kommenden Fluß, endlich den von Tirilan und Kestane kommenden großen Fluß auf, und fällt nördlich von Samara in den Tigris. Zu Dschulamerk, das sich mit dem Rücken ans Gebirg lehnt, bestehen mehrere fromme Stiftungen der Fürsten des Stammes Hakari. Nahe von Dschula-

---

[1]) Dschihannuma S. 419.

merk liegt das Schloß Emir David, und nördlich demselben das von Meks. Oestlich von diesem der Distrikt Gös, und östlich von diesem, der von Choschab. Westlich von Meks bis nach Amadia verschiedene andere Schlösser der Hakaris. Albak gegen über von Selmas und demselben nördlich im Gebirge, von Dschulamerk gerade östlich. Schikak nördlich von Dschulamerk im Gebirge, von hier geht ein Gebirgsstrom in den See von Wan. Schikak liegt zwischen Meks und Dschulamerk, näher diesem als jenem. Das Schloß Seril westlich von Dschulamerk am Winkel eines Bergs, nördlich aber davon Schloß Schirui Bissutur, zwischen Amadia und Seril, auf der Nordseite des von Dschulamerk kommenden und in der Nähe hier vorbeygehenden Flusses. Tschil oder Tschel, dem Schlosse Bissutun südlich gegenüber in einem Bergwinkel; der besagte Fluß geht zwischen diesen beyden Bergwinkeln durch.

Das Schloß Disi, südlich von Tschil hinter Bergen, selbst auf einem Berg gelegen, östlich von Ustun und in der Nähe davon. Im Grunde des Bergs ist ein kleiner See, dessen Ablaufer, ein beträchtlicher Strom, westlich von Emir David unter einer Steinbrücke durchgeht, nördlich von dem Schlosse Mir Naßir Beradost vorbey, auf der Westseite des Sees von Tebris in denselben fällt.

Das Schloß Ustun, in der Nähe von Rumia, westlich demselben auf einem Berge, an das Gebiet der Sibari gränzend. Das Schloß Helor, nördlich von Amadia und südwestlich von Bissutun, zwischen drey Bergen so gelegen, daß der Flecken in der Ebne, das Schloß auf dem Berge. Von dem südwestlich gelegenen Berge geht ein Wasser gerade nach der Ebne von Amadia, und fällt in den Chabur. Das Schloß Bajan ist eins der festesten Kurdistans, wie die Schlösser Kurgil, Serijasli und Amadia; es liegt in der Nähe von Harir südöstlich demselben auf der Ostseite eines kleinen Sees, von dem Damme Derbendi puscht. Der Abläufer dieses kleinen Sees vereinigt sich mit dem von Belban und Kestane kommenden Fluß, geht nach den westlichen Ebnen von Durkami und Semanku westlich bey Arbil vorbey, wo er sich mit dem aus dem Gebiete der Sibaris kommenden Flusse nicht fern vom Tigris vereint, und dieser nördlich von Samara fällt. Ober Arbil bildet dieser Fluß eine Insel, welcher gegenüber das Altunköpri.

Assiaber, oder auch Agakis genannt, etwas nördlich von Wustan.

Karkar und Assiakerd, Batur am Saume eines Bergs.

Kisan, östlich von besagten Schlössern in einem Bergwinkel.

Meks, auf der Westseite des genannten Bergs ein wenig SO. von Chaisan; hier fließt ein Fluß vorbey, der unter dem durchlöcherten Felsen (Delikli Kia) in den Fluß von Betlis fällt.

Chaisan oder Chisan, nordwestlich von Betlis, westlich von Kisan auf einem Berge. Zwey hier vom Gebirg fallende Wässer gehen in den Fluß von Meks, und mit demselben in den von Betlis. Das Schloß von Chaisan oder Chisan, ist von Islamiten erbaut worden [1]).

Zum Beschlusse dieser blos aus morgenländischen Quellen zusammen getragenen geographischen Uebersicht von Kurdistan stehe hier, was M. Kinneir und Heude von den Waffen und Pferden der Kurden berichten.

When a koordish chief takes the field, his equipment varies but little from that of the knights in the days of chivalry. His breast is defended by a steel corslet inlaid with gold and silver; whilst a small wooden shield thickly studded with brass nails, is slung over his left shoulder when not in use. His lance is carried by his page or squire, who is also mounted; a carabine is slung across his back, his pistols and dagger are stuck in his girdle, and a light scymitar hangs by his side: attached to the saddle on the right is a small case holding three darts, each about two feet and a half in length; and on the left, at the saddle bow, You perceive a mace, the most deadly of all his weapons: it is two feet and a half in length; sometimes imbossed with gold, at others set with precious stones, and I remember to have seen one in the ancient armoury of Dusden exactly similar to those now used in Koordistaun. The darts have steel points, about six inches long, and a weighty piece of iron or lead at the upper part to give them velocity when thrown by the hand [2]). Constantly armed even in their own houses with pistols, a dagger and a well temperd falchion; — constantly on horseback both men and women ride with equal boldness and dexterity; and few horses in the world can surpass those of Koordistaun, for ascending the steepest heights and galloping down the slope. The Koords are exceedingly fond of hunting the antelope and commonly pursue it at speed over every kind of ground and down the steepest declivity withont hesitation or mishap: their horses being in this respect certainly remar-

[1]) Dschihannuma S. 420, 421. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 390.

kable, that unlike the greater part of the mountain breeds we are acquainted with, they are commonly of larger size, and as beauty full and spirited as they are indefatigable and sure [1]).

VIII. Erserum.

Diese Statthalterschaft gränzt östlich an die von Karß, nördlich an Trabesun und einen Theil Georgiens, westlich an Siwas, südlich an Diarbekr und Wan. Die Sandschake sind: Erserum, Passin, Tortum, Chonos, Karahißar, Mamrewan, Tekman, Keifi, Melaskerd, Medschnekerd, Aleschkerd, Isper [2]) dieß sind die zwölf von M. Kinneir in seiner Beschreibung dieses Paschaliks erwähnten Distrikte, die Hauptstadt ist Erserum (das Erze der Byzantiner) auf der Nordseite ein Schneeberg, die vorliegende Ebene, zwanzig englische Meilen im Umfang, mit etwa sechzig Dörfern bedeckt; gegen Süden ist die Stadt durch eine Zitadelle vertheidigt, die Bevölkerung 100,000 Seelen, wovon 15,000 Armenier, 5000 Türken und 2 bis 300 Griechen; vierzig Moscheen wovon vier besonders schön, eine griechische, katholische und armenische Kirche, und in der Nähe der Stadt drey berühmte Klöster. Obst kommt von Achiska, die Luft ist rein, im Winter aber sehr kalt, das Wasser gut, die Einwohner gesund und stark, die Breite 39° 57′, die Länge 50° 57′, fünf gewöhnliche Tagreisen vom schwarzen Meere, neun von Bajasid, dreyzehn von Diarbekr, vier und zwanzig von Ersendschan, sechs und dreyßig von Karß; der Winter beginnt hier schon im August, wo schon Schnee fällt, und vom Oktober bis May liegen bleibt, wo das Thauwetter alle Flüsse austreten macht [3]). Die Häuser sind klein und niedrig, von Erde und sonnengetrockneten Ziegeln gebaut, die Fenster mit Papier statt mit Glas vermacht. Erserum gibt einen vortrefflichen Standpunkt eines Heeres ab durch Ueberfluß an Fütterung, Korn und gute Straßen in der schönen Jahreszeit; die vorzüglichsten Artikel des Handlungsverkehrs mit Konstantinopel, Bagdad und Eriwan sind Leder und Kupfer, Reiß, Seide, Zucker, Baumwolle, Kaffeh und europäische Tücher. Da von hier nur zwey Straßen nach Kurdistan führen, die eine über Palu und Diarbekr, die andere über Betlis und Saard, so wählte Hr. M. Kinneir mit Recht die letzte, als die, welche Xenophon auf seinem Rückzuge betreten haben mußte. Die Pferde

---

1) *Heude's* voyage of the persian gulf and a journey overland p. 209. 2) Im Kannunname fehlen die zwey letzten, das nur zehn, während das Dschihannuma S. 422 deren dreyzehn, auch Bajasid von Wan dazu rechnet. 3) *M. Kinneir's* Memoirs 321.

von Erserum sind berühmt durch ihre Schönheit und Stärke, auch sind Kühe, Schafe, Hunde hier von stärkerem Schlage denn irgendwo anders, der letzten Wolfshunde mit zottigem Haar sind sehr wild [1]).

Von allen Quellen hat die Dschennetbinari, d. i. die Quelle des Paradieses genannt, das vortrefflichste Wasser; vor dem Thore von Tebris sind herrliche Spaziergänge, und in der Nähe des Wallfahrtsorts von Scheich Abdorrahman bilden die Felsen die Gestalt eines Drachen, der von diesem Fahnenträger des Propheten in Stein verwandelt worden seyn soll. Dieser Berg eine halbe Stunde südwestlich von Erserum gelegen, heißt Egerlitagh, d. i. der Sattelberg, und auf dem Gipfel desselben zeigt man das Riesengrab Balaam's B. Baur's eines Enakssohns, den die orientalische Sage mit Moses streiten läßt. Ewlia will hier eine Art von Schlammquell gesehen haben. Die vorzüglichsten Moscheen in der Stadt sind die alte, die Lale Mustafapascha's im Style der konstantinopolitanischen vom Baumeister Sinan erbaut, an welcher der hernach durch seine theologische Streitigkeiten unter Mohammed IV. so berühmt gewordene Wani Efendi als Prediger angestellt war; die Moschee Dschafer Efendi's, außer dem Thor von Erseudschan; die Moschee Kuredschi Mohammed Paschas außer dem Thore von Tebris am Rande des Gartens. Grabstätten berühmter Männer zu Erserum sind: die des Scheich Ebu Jshak Karsuni, inner dem Thore von Tebris, zu seinen Füßen ruht Mutesapascha, der nach siebenmonatlicher Vertheidigung Eriwans von Hussein Abasapascha hingerichtet ward; gegenüber dem Serai des Pascha zeigte man dem Reisenden Ewlia unter einem Gewölbe das Grabmal des Prinzen Sultan Kassim, und das seines Vaters Mahmud, aber nicht des Gasnewiden, wie er meint, sammt dem Grabe des frommen Mannes Külchanidede. An dem Thore von Ersendschan ober der Quelle das Grab Dschanpuladsade Mustafapascha's, den der Großwesir Jaßi Tabani Mohammedpascha unschuldig hinrichten ließ. Die schönsten Spaziergänge sind die von Dscherid meidani, Basarbaschi Degirmeni, Gumischli Kunbed meidani, Umidum koji Kuredschi Meidani, Abdorrahman Tekijessi [2]).

Kumach, am Euphrat, eine Tagreise von Ersendschan, worin sich der Namen der alten Landschaft Gumathena [3]) erhalten

[1]) *M. Kinneir's* journey 365, siehe auch *S. Martin* 66. [2]) Ewlias Reisebeschreibung zweyter Theil. [3]) *Ammianus Marcellinus* XVIII. 10.

hat; die Wachtelzüge, die sich hier im Frühjahre einfinden, gewähren den Einwohnern die größten Leckerbissen. Die dazu gehörigen Distrikte sind Kuritschai, Wadi Ranik, Urla, wo die Silberminen (Gumischchane), wovon Dupré [1]) bey Gelegenheit der Minen von Argena Nachricht gegeben, drey Tage von Karahißar entfernt [2]). Gumach ist eine der festesten Gränzstädte des osmanischen Reichs, und Ewlia stellt dieselben den Festungen Wan, Diarbekr, Mardin, Schabinkarahißar, Afiunkarahißar, Ermenak, Merkab, Hassankelaa, Maku, Erdenuh zur Seite, und rühmt sie vorzüglich ihrer Leinwand zu Zelten wegen, daher das Sprichwort: Kumachun besi, Ersendschanun kusi, Baiburdun kisi, d. i. Leinwand von Kumach, Schafe von Ersendschan und Mädchen von Baiburd; beym Dorfe Mubarek sind schöne Grotten mit Wasser, das im Sommer kalt wie Eis; das Flüßchen, das hier unter Kaßran in den Euphrat fällt, heißt Mansar ßuji, vom gleichnamigen Berge; am Berge Kepan, an dessen Fuß das Schloß, heißt ein Felsen Ali Kiasi (auch Kirli Kia), weil hier Ali ausgeruht haben soll.

Ersendschan, vierzig Farsangen von Erserum, in der Nähe eine Grotte mit versteinerndem Wasser, die oft durch Erdbeben zusammen gestürzten Mauern erneute Alaeddin Keikobad der Seldschugide [3]); ehemals wie die Stadt berühmt durch den Kultus der Anahid, deren Altäre der heilige Gregorius, der erste armenische Patriarch, umstürzte; die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Hügels am Zusammenflusse des Kail mit dem Euphrat; die Göttin Mane, welche in dem nahe bey Ersendschan gelegenen Dorfe Thilu verehrt ward, war allem Anscheine nach auch keine andere als die Anahid. Für den echt persischen Kultus derselben spricht auch der Umstand, daß dieselbe in dieser Gegend zugleich mit Ormusd verehrt ward [4]), der seinen Tempel zu Wani oder Gumach hatte, wo auch die Gräber der armenischen Könige waren; auch Mithras hatte zu Pakarhidsch (im Distrikte von Terdschan) seinen Tempel, den der heilige Gregor so wie den des Ormusd und der Anaitis zerstörte [5]). Ersendschan ist eine der drey Städte, welche den Vornamen Ersen führen, die beyden anderen sind Ersenrum (Erserum) und Ersen Achlath. Diese Stadt war die Residenz Kara Jusufs, des Fürsten der Dynastie Kara Kojunli, welcher mit Ahmed Dschelair von Bagdad zu Sultan Jildirim Bajasid vor Timur flüchtete. Hier ist ein großes Kloster der Mewlewi

[1]) *Dupré* voyage I. p. 60. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 349.
[3]) Dschihannuma S. 423. [4]) S. Martin p. 71. [5]) Ebend. S. 74.

Alaschkerd, auf armenisch Wagereschagerd, nicht ferne von Bajasid [1]).

Medschneferd, nördlich von Melasferd, östlich von Ani der alten Hauptstadt Armeniens [2]).

Südwestlich von Erserum gegen den Zusammenfluß des Murad mit dem andern Arme des Euphrates ist die Stätte von Aschdisad oder der Opferstadt (so genannt wegen der Menge ihrer Tempel) zu suchen, wo das berühmte Kloster der neun Quellen Innagnean oder Garabied stand [3]). In dieser Gegend war die, wegen ihrer Verehrung der Anahid so berühmte Landschaft Aclisene (armenisch Egheghets), auch Drenene (Terdschan), mit der Comana aurea [4]) nicht ferne von Ersendschan, so daß es wohl zu Kumach zu suchen seyn dürfte.

Das Sandschak von Medschneferd heißt auch das untere Passin, zum Unterschiede des oberen oder eigentlichen Passin, dessen Gebiet sich von Hassan Kalaa bis an die berühmte Brücke Tschoban Köpri erstreckt [5]). Hier ist das Gebirge Kußtaghi oder Busdschetag, d. i. Gletscher, zwischen Passin und Kaghseman eine alte nördlich des Araxes gelegene Festung [6]). Dieses Gebirge erstreckt sich von Osten gegen Westen, und die südöstlich streichende Kette heißt Kisildsche tagh; zwischen beyden eine weite Ebne und zunächst der Berg Aktag, an dessen Fuß der Araxes vorbeygeht, nicht zu verwechseln mit dem Alatagh [7]) der, südlich von Hassankalaa gelegen, die Quelle des Euphrat enthält.

Isper, zwey Tagereisen nordöstlich von Erserum, der hier von Gärten umsäumte Fluß (an Dschorak) kommt von Bayburd, und geht ins schwarze Meer. Die von hier gegen das schwarze Meer hin liegenden Dörfer sind von Griechen bewohnt, und es wird dort vieler wilder Honig (Delidsche bal) von Waldbäumen gesammelt, dann mit Schmette in Fässer verpackt und als Wintervorrath aufbewahrt [8]). S. Martin hält diese Stadt wahrscheinlich für das Hyspiratis Strabo's, und das Syspiritis Konstantins des Porphyrogeneten [9])

Tortum, nördlich von Erserum zwey Tagereisen entlegen, eine kleine Stadt in einem Thale, mit einer Schwefelmine in der Nähe; das Wasser dieses Thales fließt nach dem nördlich von Tortum

---

[1]) S. Martin S. 124. [2]) Ebend. 109. [3]) Ebend. 101. [4]) Ebend. S. 45. [5]) Dschihannuma S. 425. [6]) S. Martin S. 110. [7]) Dschihannuma 425. [8]) Ebend. Der Name des wilden Honigs Delidsche bal heißt wörtlich närrischer Honig, und gibt Zeugniß für die von Xenophon erzählte bekannte Geschichte der Schädlichkeit dieses Honigs. [9]) S. Martin S. 69.

gelegenen Distrikte von Aktschekalaa [1]), dieß ist nach allem Anschein das Askala M. Kinneirs [2]), welcher es für das alte Brepus hält.

Hassankalaa (das alte Theodosiopolis), eine halbe Station östlich von Erserum, mit den Distrikten Kaßni, Guni Inek, Tschitschekrek [3]); sie liegt rund um einen Berg, auf dem ein Hügel mit merkwürdigen alten Mauern steht. Die Brücke mit zwey Bogen, welche Morier hier (ohne davon besonderes Aufheben zu machen) passirte [4]), scheint die von Ewlia ihrer Bauart wegen so oft gerühmte Tschobanköprissi (Hirtenbrücke) bey Hassankalaa zu seyn [5]).

Da die eigentliche Quelle des Euphrates sich im Sandschake von Erserum, wie jene des Tigris im Sandschake Diarbekr befindet, so wollen wir hier diesen merkwürdigen Fluß eben so wie oben den Tigris von seinen Quellen bis zu seiner Mündung, nach den Angaben der europäischen Reisenden und asiatischen Erdbeschreiber verfolgen. Der Euphrat hat wie der Tigris zwey Hauptarme, deren einer bey Erserum in dem von Hassankalaa südlich gelegenen Berge Alatag entspringt. Dieser ist der Abos des Strabo [6]), der sich gegen den Ararat hin dehnt, welcher beym Strabo einmal Νιβαρος [7]) und einmal Ιμβαρος heißt [8]). Bald nach seinem Ursprunge trennt sich der Strom vierfach bey der Furth Tscharmur, geht unter der großen steinernen Brücke Dschudaminschah weg, nimmt das Wasser von Melasserd auf, und vereinigt sich ein wenig ober Keban mit dem südlichen Arme Murad (aus dem alten Omiras verstümelt) [9]). Wenn als die Hauptquelle eines aus mehreren Armen zusammenströmenden Flusses gewöhnlich diejenige als die Urquelle zu betrachten ist, welche den Namen des Stromes schon am Urborne trägt, so findet sich, daß von den beyden Hauptarmen des Tigris (dem westlichen und östlichen) jener der eigentliche Hauptstrom ist, weil er schon an der Quelle (bey Diarbekr) den Namen Schatt trägt, den er dann bis zu seiner Mündung behält, während der andere Hauptarm nur der Strom von Betlis oder Chabur heißt; beym Euphrat aber, der aus einem nördlichen und südlichen Hauptarme zusammenströmt, ist jener der wahre, weil er schon an seiner Quelle Frat, d. i. Euphrates heißt, während der südliche die Benennung des Muradflusses trägt. Dieser entspringt aus den Alpen von Bingöl, nimmt zuerst den kleinen Fluß Bingöl [10])

[1]) Dschihannuma 426. [2]) *M. Kinneir's* journey S. 359. [3]) Dschihannuma S. 425. [4]) *Morier's* first journey S. 317. [5]) *M. Rennel Koban Köprissi* S. 225, 232. [6]) Strabo l. XI, (XIII. §. 3). [7]) Ebend. [8]) Ebend. §. 14. [9]) *M. Kinneir's* Memoir p. 8. [10]) *M. Kinneir's* journey 374.

dann in der Ebne von Musch den Karaßu auf, geht bey Gendsch, Tschabaktschur und Palu vorbey, und vereinigt sich bey Rischwan mit dem Euphrat, der aus der Nordseite des Taurus (hier Kalifala) oder Alatagh genannt, bey Terdschan, Ersendschan, Kumach, Kuritschai, Egin und Rischwan vorbey geht, und sich dann mit dem Murad vereinigt [1]).

Nachdem sich nun der nördliche Arm (Frat) und der südliche (Murad) ober dem Antitaurus vereinigt haben [2]), geht der vereinigte Strom bey Hekim Chani vorbey, und nimmt bey der Ueberfuhr von Nuschar den von Malatia kommenden Fluß Kirkgetschid, d. i. die vierzig Furthen, weiters die Wasser von Samosat, Dar Rum (Zeugma), Biredschik (Birtha), Rakka, Nicephorium (Roha), Edessa und den Chabur (Araxes) auf, geht bey Deir, Rahba, Makami Ali, Hamaffa vorbey, wo er das rothe Gebirg (Dschebeli Hamra) von der Wüste herüber nach Mesopotamien auf Tekrit zu, durchschneidet. Von den Ufern desselben gehen dann verschiedene Kanäle aus, als der von Sultan Suleiman zu Kerbela gegrabene, gegen Westen, und der von Akarkuf gegen Osten; er fließt bey Helle vorbey und begegnet nun den vom Tigris herübergeleiteten Kanälen, dem Nehrmelek oder Schahi, denen von Rumahije und Semawat, bis er sich mit dem Tigris im Sandschake Dschiwaser zu Korna vereint.

Von Seen ist der von Ersen (der Thospia der Alten) merkwürdig, nur drey Stunden im Umkreise [3]).

Die Gebirge, deren Namen schon oben verschiedentlich vorgekommen, sind hier zusammengestellt die folgenden:

Der Alatag, südlich von Hassankalaa, wo die Quelle des Euphrates ist [4]).

Aktag, an dessen einer Seite der Araxes vorbeygeht [5]).

Kurstagh, zwischen Passin und Kagseman [6]) von Osten gegen Westen laufend, südöstlich vom selben liegt der Kisildschetag [7]) und der ebenfalls von Osten gegen Westen streichende Bosdschetag (eine Kette des Abos Strabo's) [8]).

Bingöltagi, die Alpen bey Chinis oder Chunis [9]).

Hamurtagh, die Ebne wo der Murad fließt begränzend [10]).

Sibantag, das Schneegebirge auf der Nordseite des Sees von Wan [11]).

---

[1]) Rennel macht den Akpa d. i. den weißen Fluß, zu dem von Melasland zum Teleboos, Kinneir aber den schwarzen oder Karaßu. [2]) Dschihannuma S. 427. [3]) Ebend. S 426. Rennel S. 210, 212, 217. [4]) Dschihannuma S. 425. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) Ebend. [8]) Ebend. S. 426. [9]) Ebend. S. 425. [10]) *M. Kinneir's* journey S. 374. [11]) Ebend. 384.

Nimrodtag, auf der Westseite des Sees der Niphates [1]).

Haterasch, auf der Südseite des Sees [2]).

Kuttag, die erste Gebirgreihe vom schwarzen Meer gegen Erserum [3]).

Koraschtagh, südlich von Gumischchane [4]).

Coptagh, der Seydisses zwischen Baiburd und Erserum [5]).

Kebantag, begränzt die Ebne von Erserum nordöstlich [6]).

IX. Die Statthalterschaft Karß.

Gränzt nördlich und östlich an Tschaldir und Achiska, westlich und südlich an die von Erserüm, und hat nur sechs Sandschake: Karß, Erdehan, Chodschewan, Saruschan, Kagseman, Ketschwan [7]).

Karß, bey Konstantin dem Porphyrogeneten *Kaps*, war die Residenz der Pagratiden, und lag in der armenischen Provinz Venant [8]), früher hieß die Landschaft Chorzene. So wie es drey Ersen im osmanischen Reiche gibt (Ersenrum, Ersendschan, Ersen Achlath) und drey Karahißar, so auch drey Karß, nämlich: nebst dieser Gränzfestung (Dudeman Karß) noch Karataschlik Karß im Sandschak Seleffa und Meraaschman Karß; es wurde von Timur verheert, von S. Murad III. neu befestigt, und dem zum Angedenken über das Kiblathor der unteren Vorstadt eine Steintafel gesetzt. In der größten Moschee, von Lalapascha erbaut, ruht der Scheich Hassan Charkati, im Rufe der Heiligkeit; die Moschee Suleiman Efendis war ehemals eine Kirche so wie die Hussein Kiaja's; die Moschee Behrampascha's, Kataltakdschisade's, Beiramtschelebis und Emir Jussufpascha's sind die beträchtlichsten [9]).

Erdehan, nordöstlich von Erserum, fünf Tagereisen entfernt, ein befestigtes Schloß in einer waldigen Gegend [10]).

Kagseman, zwischen Karß und Passin am Fuß eines Berges, dem ein anderer gegenüber liegt; westlich davon fließt der Aras unter der Tschobanköprisi (Hirtenbrücke) weg [11]).

Ketschwan, auch Ketschiwani Dudeman, kommt schon in den alten Geschichten Pischens und Efrasiabs als ein festes Schloß vor [12]).

Barduſ, ein Schloß von Kerimeddin Chatun, der

---

[1]) *M. Kinneir's* journey S. 384. [2]) Ebend. [3]) Ebend. [4]) Ebend. S. 345. [5]) Ebend. 348. [6]) Ebend. 367, 358. [7]) Dschihannuma 407. [8]) S. Martin p. 110. [9]) Ewlia II. [10]) Dschihannuma 407. [11]) Ebend. 408. [12]) Ewlia II.

Tochter Asebdin's, des Herrschers der Familie Akkojunli erbaut, wie Ewlia dieß von der Inschrifttafel ober dem Thore las [1]).

Mogasberd, ein Gränzschloß gegen Persien am Arpatschai (Harpasus), der sechs Stunden davon in den Araxes fließt [2]).

Utsch kilise, d. i. Dreykirchen, ein armenisches Kloster, nicht zu verwechseln mit dem bey Eriwan gelegenen Sitze des Patriarchen Etschmiazin [3]).

Ani, die alte armenische Hauptstadt am Zusammenflusse zweyer Flüßchen, deren armenische Namen Achurean und Rah heißen, und die ein wenig unterhalb in den Araxes fallen [4]).

Das Gebirge um Dreykirchen heißt Soghan jailasi, d. i. die Zwiebelalpe, und südöstlich demselben liegt der Berg Arghi (der Ararat [5]).

X. Die Statthalterschaft Tschaldir.

Nördlich der vorigen an Georgien, d. i. an das russische Gebiet gränzend. Sandschake: Erdenuh, Erdehan, welches das große heißt zum Unterschied des in der vorigen Statthalterschaft gelegenen kleinen, Tschaldir, ehe der Hauptsitz (heute Achiska), Hadschrek, Postchu, Chartob, Petekrek, Olti, Tareskek, Penek; in diesen zehn stimmen das Kanunname und Dschihannuma überein, nicht aber in den folgenden fünf, welche das Kanunname (Ori, Ostchu, Chaklik, Chatla, Sepen, das Dschihannuma) Schuschad, Gole, Lewane, Achil, Gilk nennt [6]).

Die Stadt Achiska, merkwürdig durch viele alte islamitische Gräber, liegt nordöstlich von Karß zwischen Lori und Kori (so heißen zwey Schlösser und zwey Flüsse), der erste fließt zwischen Karß und Achiska, der Kori geht auf der Nordseite in der Richtung nach Tiflis, der Lori am gleichnamigen Schlosse vorbey. Südlich von demselben ist ein großer Distrikt auf einer Seite von diesem Flusse, auf der anderen vom Tihwei begränzt [7]).

Asghur, am Kori (Cyrus) auf einem hohen Felsen, an der Mündung einer Schlucht [8]).

Achilgilk, d. i. auf georgianisch (nach dem Dschihannuma) Weißenburg, nordöstlich von Erserum, auf der Südwestseite von Kori, das fünf Tagreisen davon entfernt liegt [9]).

---

[1]) Ewlia II. [2]) Derselbe. [3]) Derselbe und Dschihannuma 408. [4]) S. Martin p. 121. [5]) Dschihannuma 408. [6]) Ebend. [7]) Ebend. 409. [8]) Ebend. [9]) Ebend.

Erdenudsch, auf einem hohen Berge; ein in den Felsen gehauener Weg führt hinauf, den man mit vieler Beschwerlichkeit nur zu Fuß erklimmt; gegenüber liegt ein anderer Berg; dieser Ort scheint derselbe zu seyn mit dem Αδραυυτζη des Konstantinus Porphyrogenitus [1]). Ein Theil dieser Statthalterschaft, welcher das türkische Georgien ausmacht, hat schon mehrere Gränzstreitigkeiten zwischen den Osmanen und den Russen, welche die Herren des übrigen Georgiens sind, veranlaßt.

XI. Die Statthalterschaft Trebisun oder Trabesun.

Gränzt nördlich an das schwarze Meer, südlich an die Statthalterschaft von Erserum, westlich an die von Tschaldir und östlich an die von Siwas; sie hat nur drey Sandschake: Trabesun, Gonia und Batum.

Trabesun, der Sitz des trapesuntischen Kaiserthums der Komnenen, eine sowohl durch ihre Gebäude als Bewohner und Naturprodukte merkwürdige Stadt; sie ist mit doppelter Mauer umfangen, und von einem festen Schlosse vertheidigt; die Namen der Thore geben Hadschi Chalfa und Ewlia sehr umständlich an. Ober dem von Erserum ist eine griechische Inschrift, die M. Kinneir nicht abschreiben konnte [2]). Die merkwürdigsten Moscheen sind Chatunije, am Grabe der Mutter S. Selims auf der Westseite außer dem Thore Sagenos erbaut; die Moschee Suleiman Begs am Kürbisplatz (Kabak meidani); Aja Sofia, ehemals eine bysantinische Kirche, mit schönen Saulen, welche M. Kinneir beschreibt; die Moschee Ertoghdi begs, ebenfalls eine alte Kirche; in der Moschee des mittleren Theils der Stadt (Ortahißar) preiset Ewlia vorzüglich die künstliche Schnitzarbeit (aus Holz) der kaiserlichen Emporkirche; die Moschee Iskenderpascha's am Platze der Ungläubigen (Kafir meidani) woran auch ein Kollegium wie an der Moschee Chatunije und die Mohammeds II. in Ortahißar. Die Einwohner wurden von alter Zeit her in sieben Klassen eingetheilt; 1) die Beamten und Edlen, 2) die Scheiche und Gesetzgelehrten, 3) die Kaufleute, 4) die Handwerker, 5) die Schiffleute, 6) die Gärtner, 7) die Fischer; unter allen Künstlern zeichneten sich zu Trabesun von jeher die Goldschmiede aus, und man darf hierin dem Lobe Ewlia's, dessen Vater ein Goldschmied war, trauen. Um die Stadt wohnen die Lesger, welche hier gemeiniglich Lasen heißen, und Trabesun als ihre Hauptstadt ansehen; ihr Sitz ist ein Gebirge, das sich unter dem Namen Kai-

[1]) S. Martin S. 77. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 338. [3]) *M. Kinneir's* journey 337.

tek, Elsen und Alburs bis nach Derbend hinzieht; das Gebirge auf der West- und Südseite von Trabesun heißt Tschini, und unmitttelbar hinter Trabesun auch Bostagh, d. i. Eis- oder Schneeberg. In diesen Gebirgen wohnen Lesger, Georgier, Mingrelier, Tscherkassen und Abasen, von denen Ewlia die folgenden Stämme nennt: Dschadschler, Arelan, Tschandalar, die großen und der kleinen Ketschler, Artlar, Kamischlar, Sudscheler, Bosuruk, Kotaßi, Aschifli, Jokarulü, Dschembe, Sorekßu. Von den Erzeugnissen werden besonders die herrlichen Früchte gerühmt: die Birnen von Trabesun, nicht minder berühmt als die Aepfel von Sinope und die Kirschen von Cerasus, sie heißen Begarmudi, Fürstenbirnen und Gülabi armudi, d. i. Rosenwasserbirnen; die Trauben Dilgu usumi, d. i. Fuchstrauben, die Feigen, Granaten, Orangen, und eine kirschenähnliche Frucht Karajemisch, welche nirgends als zu Trabesun wachsen, und sehr schmackhaft seyn soll [1]).

Das Meer ist hier nicht weniger fruchtbar an vortrefflichen Fischen als das Erdreich an guten Früchten, die besten sind: Merle balighi (mairlue?), Mesgir balighi? Kalkan balighi (Rombo), und der kleine Fisch Chamsin balighi, welcher während den funfzig Sommertagen gefangen wird, und womit die Einwohner von Trabesun scherzhaft aufgezogen werden, weil sie denselben für den größten Leckerbissen halten [2]); weiters: Lorek balighi, Kefal balighi, Teker balighi [3]). Der Spaziergang von Trabesun ist der Kürbisplatz vor dem Thore Sagenos; das Flüßchen, welches rechts von Trabesun in das Meer fällt, heißt Choschoghlan, und entspringt auf der südlichen Seite des zu Erserum gehörigen Distriktes Kerkide, auf dem Berge Jailak mesdschidi, d. i. Alpenmoschee, wo ein Fürst aus der Familie Tschoban ein Schloß mit dem Namen Choschoghlan baute; die Einwohner Trabesuns heißen diesen Berg Agadschbasch, und man geht über denselben auf dem Wege von Trabesun nach Baiburd. Das nächstgelegene Gebirg (die Montes Colchici Rennels) erstreckt sich funfzig Farsangen in die Länge [4]), dieses sind die Montes moschici der Alten, und der Theches Xenophons ist ein Theil derselben; vermuthlich ist Theches nichts anders als der allgemeine tatarische Namen für Berg, nämlich Tagh [5]). Außer dem bey der Stadt ins Meer fließenden Choschoghlan durchströ-

---

[1]) Dschihannuma S. 431 erste Zeile. Ewlia II. [2]) Dschihannuma S. 431. [3]) Ewlia II. [4]) Dschihannuma S. 431 und Rennel p. 247. [5]) *Rennel* p. 244.

men diese Statthalterschaft noch die Flüsse: Surmene, Uf, Rise, Atene auch Sunksu, d. i. Kaltwasser genannt, welche bey den gleichnamigen Orten sich ins schwarze Meer ergießen, und der Phasis [1]).

Rise liegt zwischen Trabesun und Gunie, durch seine Leinwand berühmt.

Gunie, an der Gränze Georgiens, wo Mingrelier und Gurielier sitzen.

Der Tschorak (der Asparus oder Bathys [2]) der Alten) fließt hier ins Meer. Distrikte dieses Sandschaks sind: Atena, Archawi, Sumla, Wiha. Früchte gedeihen hier im Ueberfluß [3]).

Das Sandschak Batum in der Nähe von Guriel.

Tancoigne, der auf seinem Rückwege aus Persien von Baiburd über Schebinchane und Jaila nach Trabesun kam, gibt die Bevölkerung dieser Stadt auf 25,000 Seelen, Kinneir auf 15,000 an [4]), worunter nur wenige Griechen und Armenier. Die Schiffe landen auf der Rhede von Platana, drey Lieues westlich von der Stadt, deren Ufer keine Sicherheit wider die Nordwinde gewährt. Der sehr lebhafte Handel Trabesuns besteht in Schiffsbauholz, Pelzwerk und Kupfer, das von Ersesrum hieher kömmt; in den Schlössern, deren Eingang aber den Fremden untersagt ist, sollen sich viele Alterthümer des Mittelalters befinden [5]).

XII. Die Statthalterschaft Siwas.

Wir sind in der Ordnung der Statthalterschaften von Baßra nach Siwas, d. i. in der Richtung von Süden gegen Norden, von dem Ufer des persischen Meerbusens bis an das des schwarzen Meeres gekommen, und steigen nun in umgekehrter Ordnung von dem Gestade des Euxins bis an das des cilicischen Meeres hinunter, so daß nun die Statthalterschaft Siwas folgt, welche nördlich von einem Theile des eigentlichen Anatoliens, südlich von Meraasch und Karaman, östlich von Diarbekr, westlich abermal von Karaman begränzt wird. Sie hat sieben Sandschake: Siwas, Amasia, Bosuk, Dschanik, Tschorum, Diwrigi und Arabgir [6]) und nicht weniger als siebenzehn Schlösser.

Siwas, von Alaeddin Keikobad dem Seldschugiden erbaut,

---

[1]) Dschihannuma S. 431. [2]) Rennel S. 246. [3]) Dschihannuma S. 43. [4]) *M. Kinneir's* journey p 342. [5]) *Tancoigne* lettres sur la *Perse* p. 230. [6]) Dschihannuma S. 624, im Kannunname fehlen Dschanik und Arabgir.

und von Timur verheert [1]; eine beträchtliche aber schmutzige und kleinlich gebaute Stadt auf der Nordseite eines fruchtbaren Thals, das schöne Pferde zieht, funfzehn Fuß hoch, stark, muthig, vortrefflich zum Felddienst [2], das alte Sebaste [3].

Ortokabad, zwischen Siwas und Tokat, gehörte ehemals dem Fürsten der Familie [4] Ortok; in der Ebne liegt das von Moslimen und Christen bewohnte Dorf Mules, und man passirt von Siwas nach Tokat eine große Brücke [5].

Tokat, in einer Bergschlucht von rother Erde gelegen, auf einem Hügel [6], auf dem Abhang dreyer Hügel, deren Fuß zusammenläuft [7], 20000 Häuser und 100000 Einwohner; die Stadt ist vorzüglich durch ihre Kupferschmiede berühmt, indem das in dem Bergwerke zu Keban, achtzehn Tage von Tokat, erzeugte Kupfer hier in 300 Schmieden verarbeitet wird, und dann von hier in die ganze Türkey geht [8]; sie ist das alte Eudocia am Iris [9], oder auch Jeschilirmak, d. i. der grüne Fluß, zum Gegensatze des Kisilirmak, d. i. des rothen Flusses (der Halys) [10], bey Morier Tosan Irmagi.

Terhal, auch Keschan Kalaassi, fünf Stunden westlich von Tokat, und drey nördlich von Sile, in einer Ebne, durch welche der Fluß von Kodschhißar fließt [11]. Dieses Dorf ist auf einem vereinzelten Felsen gebaut [12].

Sile, südwestlich von Tokat, das Zela Strabo's, wo der Tempel; sie lag auf einem künstlichen Hügel (der Wall der Semiramis, desgleichen auch zu Tyme und Melitene vorkommt): berühmt durch den Kultus der Anaitis und den Sieg Cäsar's, Veni vidi vici [13].

Nigissar (Neocäsarea) [14], eine Tagreise westlich von Tokat am Saume des Gebirgs, hat Ueberfluß an Früchten, hinter dem Gebirge von Nigissar beginnt das Gebiet Dschanik, das Land der alten *Τζανοι*, das unseres Wissens noch kein Geograph darin erkannt hat. Dasselbe gränzt östlich an Trabisun, westlich an Castemuni, nördlich an das schwarze Meer und südlich an Siwas. Hier sind nur weit zerstreute Dörfer von räuberischen Terkomanen bewohnt. Das Land ist aber mit schönen Waldungen bewachsen, mehrere Dörfer zusammen tragen den Namen einer Gerichtsbarkeit [15].

---

1) Dschihannuma S. 624. Ewlia II. 2) Heude p. 242. 3) Mannert II. 480. 4) Dschihannuma S. 625 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Moriers first journey p. 344. 8) Ebend. S. auch Dupré I. 15. 9) S. Martin 188. 10) *M. Kinneir's* journey 310. 11) Moriers first journey 345. 12) Ebend. 13) Mannert II. 469. 14) Ebend. VI. II. 472. 15) Dschihannuma S. 623.

Bafra, am schwarzen Meere, eine Tagreise östlich von Ssamßun; der Kisil Irmak (Halys), der von Osmandschik und Bui Abad kommt, geht in der Entfernung einer Farsange von Bafra westlich vorbey, und fällt westlich von dieser Stadt ins Meer [1]. Bafra hat zwey Moscheen und zwey kleine Bäder [2].

Ssamßun (das alte Amisus) [3]; hier ergießt sich der von Amasia kommende Fluß Tschehar schenbe; ein Theil der Stadt liegt an einem See, dessen Ablaufer ins Meer geht. Die Luft ist schlecht, der Hafen gut.

Aladscham, östlich von Bafra, ein Distrikt, in welchem die meisten Mastbäume des osmanischen Seewesens gefället werden [4].

Das Sandschak Arabgir ist das nordöstliche Sandschak der Statthalterschaft von Siwas, welches unmittelbar an die von Diarbekr stößt. Das Schloß selbst liegt zwey bis drey Meilen vom Euphrat entfernt, und eine Station südlich von Egin, welches zu diesem Sandschak gerechnet wird [5].

Egin, eine Tagereise nördlich von Arabgir, und drey östlich von Siwas, am Fuße des Gebirgs von Egin in der Nähe des Euphrats, in welchen sich ein kleines Gebirgwasser ergießt, welches vom Gebirg Egin kommt, und den gleichnamigen Ort in zwey Hälften theilt. Auf dem gegenüber gelegenen Ufer des Euphrats erheben sich sehr steile kahle Gebirge im Sandschak Dschemisgisek [6]; Egin ist (nach dieser Angabe) das alte Elegia, wo der Euphrat den Taurus durchbricht; apud *Elegiam* occurrit ei Taurus mons nec resistit [7].

Diwrigi, zwey Stationen östlich von Siwas, auf der Ostseite vom Berg Tschitschektaghi (Scoedissus), auf der Westseite vom Hassantaghi (Antitaurus) eingeschlossen, am Ende eines von unfruchtbaren Felsen gebildeten Thals [8], ist das alte Nicopolis [9]; ein Fluß (der Lykus) bewässert dieses Thal, geht am Fuße des Hassantag, dann bey Egin vorbey, und fällt in den dort sich in den Euphrat ergießenden Fluß. Man dämmet diesen Fluß, die Gärten zu bewässern, weil der von Siwas kommende zu nieder ist, um hiezu zu nützen. Gegenüber dem Schlosse der Stadt ist ein anderes verwüstetes auf einem Berge, der reichhältig an Eisen und Magnet ist [10].

Derende, südlich von Diwrigi, zwey Tagereisen weit, die Gränze gegen Malatia; nahe der Stadt ist ein entzwey gespal-

---

[1]) Dschihannuma S. 623. [2]) Ebend. [3]) Ebend. l. 3. [4]) Ebend. S. 624. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) *Plinius* V. 24. [8]) Dschihannuma S. 624. [9]) Mannert VI. II. S. 317. [10]) Dschihannuma S. 625.

tener Felsen, aus dem der Fluß Akßu entspringt, und durch die Stadt Derende geht [1]).

Tscherine, drey Tagereisen von Sila südwestlich, nördlich von Bosuk, der gleichnamige Hauptort dieses Sandschaks liegt zwischen zwey Bergen in einer weiten Ebne von der Hauptstraße seitwärts, das Kloster Scheich Olwans ist ein großer Einkehrplatz [2]).

Iskilib, westlich von Tscherine eine Tagreise, der Geburtsort des großen Mufti Ebusuud, der Kisilirmak (Halys) geht zwischen hier und Tscherine durch [3]).

Osmandschik, zwey Stationen westlich von Amasia, auf der Hauptstraße in der Nähe des Kisilirmak; die Grabstätte des heiligen Kojunbaba [4]); die Fläche fruchtbar an Korn und Wein, die Ansicht malerisch [5]).

Hadschi Hamsa, ein Flecken mit Bad, Chan, Kaufmannsbuden [6]).

Amasia liegt an dem von Tokat kommenden Flusse dem Iris oder Jeschilirmak, von Alaeddin B. Keikobad dem Seldschugiden erneuert, heißt auch Bagdadi Rum. Die sehenswerthe Moschee ist die Sultan Bajasids II.; man zeigt hier den Pallast Isfendiar's und die Kanäle, die Ferhad für Schirin in den Felsen haute, so daß die Sage dieses persischen Romans von Bissutun hieher verpflanzet worden ist [7]); ober der Stadt auf der Nordseite wo das Castell steht, sah Morier fünf Denkmale in den Felsen gehauen [8]), er besuchte aber nicht das Schloß, wo sich Inschriften und Sculpturen befinden sollen. Die Einwohner von Amasia sind durch ihre Artigkeit bekannt, und die Frauen gelten für die liebenswürdigsten von Kleinasien, die wahren Amasien [9]).

Mersifun, das alte Phazemonitis [10]), eine Tagereise nördlich von Amasia auf der Westseite des Berges Taschan, mit alter Moschee. Morier schreibt den Ort Mercivan [11]), bey Heude (S. 247) Mersfoun und bey Dupré (I. 30) Mecevan.

Gümisch, drey Tagereisen westlich von Osmandschik, und gerade südlich von Hadschikoi [12]), mit einem warmen Bade [13]).

Kede Kara, sonst auch Köpri, auf der Ostseite des Taschanbergs; mit einem von Taschanogli erbauten Schloß, einem warmen Bade, und den Seraien S. Mustafas, Abasa und Köprilipaschas, der hier geboren [14]).

---

[1]) Dschihannuma S. 635. [2]) Ebend. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Morier's first journey p. 352. [6]) Ebend. [7]) Dschihannuma S. 626. [8]) Morier's first joruney 348. [9]) Ebend. [10]) Mannert VI. II. 464. [11]) Morier's first journey 350. [12]) Dschihannuma S. 626. [13]) Ebend. [14]) Ebend.

Tekielu, auch Akieler, die vielbesuchte Grabstätte Hadschi Baba's; von Terhal (das sechs Stunden entfernt ist) passirt man hieher durch einen Paß [1]).

Gulkiras, d. i. Rosenkirschen, fünf Stunden von Amasia, gegenüber von Mersifun, dem Stiftungsfonde von Mekka, und Medina gehörig.

Bosuk; dieses Sandschak liegt südöstlich vom Tscherine, die Hauptstadt ist Kir Schehr, d i. die Heidestadt [2]).

Flüsse. Der Kisilirmak (Halys) kommt von Tschubuk owasi und Kodsch hißar, und fließt von Osten gegen Westen nach Siwas, Kirschehr, Osmandschik, Hadschi Hamsa, Karghi, Seitun, Kedekara oder Köfri, wo er sich zwischen Felsen durchdrängt, und bey Bafra ins Meer [3]).

Der Jeschilirmak (Iris), auch der Fluß von Amasia genannt, kommt von Karahißar, geht bey Koiluhißar und Nigissar, und nördlich von Tokat (wo er auch Tosan heißt) durch Amasia nach Dschanik im Distrikte Erim nach Tscharschenbebasari, wo er der Fluß von Tschehar schenbe ßuji heißt, ins Meer [4]).

Der Tschokrek fällt seitwärts von Amasia in den aus der Gegend von Karahißar kommenden Fluß (das ist der Scylax Strabo's).

Gebirge: Jildistaghi, derselbe geht von Siwas bis Kaißarije mit vielen Alpen (die eigentliche Kette des Taurus).

Das Gebirge von Dschanik (der Paryadres) [5]), schließt sich ans Gebirge von Trabesun und geht bis Amasia. In demselben sollen sich eiserne Ringe befinden (wie zu Kaffa, laut Clarke's, und zu Parwadi in Rumili, laut Hadschi Chalfa's Zeugniß), welche die Sage für Ankerringe aus der Zeit voriger Höhe des schwarzen Meeres erklärt [6]).

Der Tschetschik taghi (Scoedissus) Hassantaghi, Antitaurus und Taschantaghi [7]).

---

[1]) Dschihannuma S. 626. [2]) Ebend. Das Wort Schehr heißt Stadt, und daher die vielen Ortsnamen, welche in Schehr enden, als Alaschehr bunte Stadt, Akschehr Weißstadt, Karaschehr Schwarzstadt, Begschehr Fürstenstadt, Sidischehr Herrenstadt, Wiranscher wüste Stadt, Eskischehr Altstadt, Jenischehr Neustadt u. s w. [3]) Dschihannuma S. 626. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 627. [7]) Ebend. Die Trani der Byzantiner, sind die Tanni Strabo's, welche er an das Gebirge Garyadres setzt, d. i. an das heutige Gebirge von Dschanik. Schon damals war in diesem Distrikte keine Stadt, sondern nur einzelne Hütten, wie heute, daher Strabo die Bewohner der sieben Dörfer hieher setzt.

XIII. Die Statthalterschaft Meraasch.

Gränzt nördlich an Karawan und Siwas, östlich an die Statthalterschaft Rakka, südlich an die von Haleb und Itschil, und namentlich an das Gebiet von Adana, welches manchmal als ein eigenes Paschalik aufgeführt, manchmal der Statthalterschaft von Meraasch, und manchmal der von Itschil zugeschlagen wird, deren Beschreibung wir damit beginnen werden; die Sandschake sind: Karß, Malatia, Aintab, Simisat und Meraasch [1]).

Meraasch, das alte Germanicca [2]), an dem Fuße eines hohen Hügels, der Sitz des Statthalters, mit einer alten Moschee.

Harunije, ein Distrikt auf dem Wege von Konstantinopel nach Meraasch; den Namen hat derselbe sammt dem gleichnamigen Hauptorte von Harun Alraschid, der denselben erbaute, am Fuße des Berges.

Kian, zwölf Miglien von Kenise entfernt [3]).

Boschardschik, bey Meraasch, ein wohlbewässerter Distrikt mit einem See, auf welchem eine aus Schilf zusammen gewachsene schwimmende Insel mit einem Dorfe angebaut ist, von armenischen Webern bewohnt [4]).

Albostan, auf dem Wege von Meraasch nach Kaißerije (Mazaca); der eigentliche Namen ist Ablestan, woraus im Munde der Türken Albostan, d. i. der Garten geworden ist [5]). Rennel [6]) und M. Kinneir [7]) halten beyde diese Stadt für die Stätte des alten Comane aurea in der Landschaft Cataonien, weit berühmt wegen des Tempels der taurischen Artemis, welche hier als Kriegsgöttin (*Ενυώ*) verehrt ward. Dawider läßt sich einwenden, daß Comane am Flusse Saros lag, während nach M. Kinneir's Angabe hier der Kisil Irmak (Halys?) durchfließt; der Kisil Irmak ist laut der türkischen Pilgrimsreise S. 41 derselbe mit dem Sihan, aber nach derselben Reise (S. 42) ist Albostan der Ursprung des Dschihan, d. i. des Pyramus, so daß erst künftige Reisende diese hydraulischen Angaben ins Klare setzen können; entweder hat Kinneir den Dschihan mit dem Sihan oder der türkische Pilgrim diesen mit dem Kisil Irmak unrecht verwechselt, oder es gibt zwey Kisil Irmak, den Halys und Sarus.

Sabatra, das alte Sopatra (die Geburtsstadt des Chalifen Motewekil, der die Verheerung derselben durch widerholte Einfälle ins byzantinische Reich an Kaiser Theophil rächte), neun

[1]) Dschihannuma S. 600. [2]) S. Martin S. 200. [3]) Dschihannuma S. 600. [4]) Ebend. S. 600. [5]) S. Martin S. 192. [6]) Rennel S. 33. [7]) M. Kinneir's *journey* p. 560.

Farsangen von Meraasch, wo also die noch von keinem neueren Reisenden aufgefundene Stätte dieser alten Gränzfestung des byzantinischen Reichs zu suchen ist [1]).

Dieses Albostan ist weder mit dem Bostan am Berge Bissutun, wo die berühmten Sculpturen, noch mit Wostan (Osdan) am südlichen Ufer des Sees Wan bey Dschulamerg gelegen, zu verwechseln.

Behesni, ein Distrikt und gleichnamige Stadt auf dem Wege von Meraasch nach Kaißarie, nordwestlich zwey Tagreisen von Aintab gelegen, mit vielen Gärten, die ein kleiner Fluß bewässert [2]).

Karß, welches zum Unterschiede von Karß, der Hauptstadt der gleichnamigen Statthalterschaft, Karß Sulkadrije genannt wird, weil diese Landschaft ehemals im Besitze der Familie Sulkadrije, so wie das benachbarte Adana im Besitze der Familie Ramasan war. Die Stadt Maßiß (Mopsuestia) liegt nur vier Stunden davon ostwärts [3]).

Aintab, eine schöne Stadt mit einem in den Felsen gehauenen Schlosse, drey Tagereisen nördlich von Haleb, mit vielem Wasser und schönen Gärten [4]); in der Nähe ist das verwüstete Schloß Delukkalassi (Doliche?), berühmt durch eingesottenen Most, durch seine Sättel und Pistolhalstern (Kultak).

Simisat (Samosata), die Vaterstadt Lucians, westlich von Kalaator — Rum (Zeugma), und nördlich von Hoßn Manßur [5]).

Kalaatonnedschm, d. i. das Gestirnschloß, liegt an dem Uebergange des Euphrates von der Stadt Manbedsch (Hierapolis), und hieß daher auch das Schloß von Manbedsch; ober dieser Brücke war das Schloß Hoßn Hedaja, bey welchem vorbey der Weg nach Surudsch führte [6]).

Malatia (Melitene), auf der Westseite des Euphrats, ein großer Durchzugsort von Karawanen zwischen den östlichen und westlichen Ländern, in einer großen Ebene zwischen dem Euphrates und Molas (Deir Mesih), berühmt durch die große Schlacht, die hier im Jahre 572 zwischen Justinian und Chosroes Nuschirwan geschlagen ward. Das kleine Flüßchen von Deir Mesih vereint sich mit einem anderen (Bunarbaschi), und beyde bewässern die Stadt und den schönen Spaziergang von Uspusi [7]). Der Geburtsort Sid Battals (Cid Il Campeador). Malatia ist berühmt durch seine Aepfel, worauf man, ehe dieselben reifen, mit Wachs allerhand Inschriften aufzupi-

---

1) Dschihannuma S. 601. 2) Ebend. S. 599. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Ebend. 6) Ebend. S. 600. 7) Ebend.

chen pflegt, welche dann, wenn die Aepfel gereift sind, als grüne Schrift auf rothem Grunde erscheinen [1]).

Hassan Batrik, nördlich von Malatia sechs Stunden entfernt, ein elendes Dorf am Beginn des Kiaugebirgs, dessen Namen M. Kinneir als Aghaberg verhört hat, inhabited, sagt dieser Reisende, by a people of infamous character who are neither Mohomedans nor Christians (vermuthlich eine Art von Jesidis [2]).

Hassan tschelebi, zwölf Stunden vom vorigen, ein Dorf gleicher Art: Von dem Berge (Kan tagh) quillt das Wasser der ein und vierzig Quellen (Kirk göf), welches unter einer Brücke weggeht, und sich in den Euphrat ergießt, es fließt zwischen Malatia und Hassan Batrik [3]).

Kachto, am Winkel eines Berges, zwey Stationen südöstlich von Malatia [4]).

Karak, an einem Bergwinkel, eine Station südlich des vorigen [5]).

Hoßn Manßur, auf der Westseite des Euphrats, in der Nähe von Simissat, unter Merwan Aldschaadi von Manßur Ben Dschaune Alhares erbaut. Zwischen Malatia und Hoßn Manßur westlich von diesem ist ein Gebirgspaß, der den Weg nach Malatia schleßt [6]).

Claudia (das alte Claudias), ein Schloß in der Nähe von Malatia. Die Kurden, welche diese Gegend bewohnen, heißen Rischwan und Reschi, und sind Jesidis (M. Kinneir's people of infamous character). Die Gebirgskette welche die Statthalterschaft Meraasch von dem Gebiet von Adana trennt, ist der Taurus, dem gegenüber auf der syrischen Seite sich der Berg Amanus erhebt. Hier sind die berühmten cilicischen und syrischen Pässe, über welche bisher die beyden großen lebenden Geographen (Rennel und Mannert) gründliche Untersuchungen angestellt, zwey der hier recensirten Reisenden aber (M. Kinneir und Corancè) die auf der Seeseite gelegenen selbst durchwandert, und aus örtlicher Ansicht ihr Zeugniß abgegeben haben. Um diese zum Theile auseinander laufenden Strahlen im Brennpunkte geographischer Wahrheit zu sammeln, halten wir uns an das weltenzeigende Glas (Dschihannuma), und die türkische, Eingangs angeführte Pilgrimsreise, als die verläßlichsten Quellen türkischer Geographie.

Nach diesen Quellen gibt es nur zwey Straßen, welche

---

[1]) Dschihannuma S 600. [2]) *M. Kinneir's* journey p. 555. [3]) Eben. [4]) Dschihannuma S. 600. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 601.

über den Taurus nach Cilicien (Itschil) führen, die eine die westliche große Heerstraße, auf welcher noch heute die Karawanen von Eregli oder Ulukischla, Tschiftechan, Ramasanjaila, Tschakid nach Adana ziehen [1]); die andere östliche, weit beschwerlichere (wahrscheinlich das heutige Ketschhißar), auf welcher Alexander nördlich und Xenophon von Tyana gegen Tarsus vorrückte, während er den Menon mit der cilicischen Königin durch die andere westliche Straße (von Ramasanoghli) vorausgesendet hatte. Es gibt keine dritte östlichere Straße (sagt Kinneir [2]), welche, wie Mannert annimmt, aus Kappadocien über Ainsarba führen, und wodurch Cyrus hereingebrochen seyn soll; Rennel gibt sehr genau den Unterschied zwischen der westlichen Straße, welche beym Passe von Golok den südlichen Abhang des Taurus herunter kömmt, während der andere östliche Paß von Tyana (Ketschhißar) sehr beschwerlich die nördliche Seite des Taurus erst aufsteigt.

Der Sihan (Sehoun schreibt M. Kinneir), der Sarus der Alten, fließt parallel mit dem Eingängsthale dieses Passes. M. Kinneir beschreibt die Beschwerlichkeiten des aufsteigenden Weges, der sich hernach auf die andere Seite langsam in die Ebene von Tarsus senkt, wo der Cydnus fließt. Die Pilgrimsstraße, d. i. den westlichen Weg, hat noch kein europäischer Reisender beschrie-

[1]) Menasikolhadsch S. 37—40. [2]) I know of no other road through M. Taurus by which (Cyrus) could have advanced from Dana to Tarsus. S. 120. Damit stimmt auch Rennel vollkommen überein. Für die Möglichkeit eines dritten von Mannert weiter östlich angenommenen Passes spricht jedoch der Umstand, daß der Dschihan (Pyramus) ober Ainsarba den Taurus durchbricht, und daß also hier eine Straße laufen kann, wie jener obere Paß neben dem Sihan (Sarus). In diesem Falle wäre Dana, welches Mannert von Tyana unterscheidet, nicht zu Ketschhißar, sondern vielleicht zu Albostan zu suchen, wo der Dschihan entspringt; wenn M. Kinneir den Fluß von Albostan Kisilirmak (Halys? Sarus?) heißt, so scheint er übel berichtet worden zu seyn, und weil Comana am Sarus und nicht am Pyramus lag, kann dasselbe nicht zu Albostan, wo der Dschihan (Pyramus), und nicht der Sihan (Sarus) entspringt, gestanden haben; künftigen Reisenden bleibt hier vieles aufzuklären übrig. S. Mannerts Meinung VI. II. p. 93, 238, und Rennel III. Hauptstück S. 35. Für die Meinung Mannerts von einem Passe bey Ainsarba spricht noch die folgende Stelle des Dschihannuma S. 604.

Serfendikiar, ein Felsenschloß, an dem der Dschihan (Pyramus) vorbeyfließt, eine Station südöstlich von Ainsarba, dessen Paß (Derbendi menusi) auf der Ostseite von Serfendkiar liegt.

ben, wir werden auf dieselbe noch einmal bey Adana zurückkommen, und bey Itschil der zwey amanischen oder syrischen Pässe erwähnen, wie wir hier die zwey taurischen oder cilicischen Pässe erwähnet haben.

XIV. Die Statthalterschaft Itschil.

Von allen Statthalterschaften des osmanischen Reichs kömmt diese einzige zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Benennungen und unter verschiedener Ausdehnung vor, indem dieselbe bald nach der Insel Kyprus bald nach Adana genannt wird, je nachdem diese Distrikte dazu geschlagen sind oder nicht. Im Kanunname heißt dieselbe Kibris, d. i. Cypern, und begreift nebst den Sandschaken dieser Insel auf dem festen Lande die von Alaje, Tarsus, Sis und Itschil; Adana wird bald zu dem letzten gerechnet, bald davon getrennet. Wir folgen hier der ersten Eintheilung aus so besserem Grunde, als Adana ein Theil des alten Cilicia campestris war, und Itschil nichts als eine türkische Versetzung von Cilicia ist. Die Statthalterschaft Itschil begreift daher die alten Landesbenennungen Cilicia campestris, Cilicia trachea oder Isaurien und einen Theil Pamphyliens, oder die heutigen Sandschake: Adana, Tarsus, Sis, Itschil und Alaje. Die Bucht von Skanderun sammt den syrischen Pässen macht die Gränze gegen Syrien, und wir beschäftigen uns vorerst mit diesen Pässen, über welche sich Rennel und Macdonald Kinneir ausführlich verbreitet haben, und deren in den alten Kriegsgeschichten so häufige Meldung geschieht. Rennel und M. Kinneir stimmen in der Lage der syrischen Pässe nicht überein; nach jenem sind sie unmittelbar vor Bajas bey Merkes zu suchen, und der Kersos Xenophons in dem Flusse von Merkes, welchen Pococke als Mahersy verhörte [1]). Hiemit stimmt auch Mannert [2]) überein, nur hat dieser Bajas und Ajas als eine und dieselbe Stadt verwechselt. Ajas, vermuthlich das alte Aegä, ist ein Dorf mit einem alten Schlosse [3]) von S. Suleiman [4]), zwey Stationen von Bagras und eine von Tel Hamdun, gerade gegenüber von Cyprus. Bajas (bey M. Kinneir Pias) ist nach M. Kinneir das alte Issus, wofür Rennel das Dorf Oseler der Niebuhrschen Karte [5]), und Bajas blos für das alte Bajä annimmt [6]). Noch unlängst eine volkreiche, heut aber verwüstete Stadt, welche Mohammed

---

[1]) *Rennel's* Memoir p. 52., und *M. Kinneir's* journey 138. [2]) Mannert VI. II. S. 51, [3]) *Beaufort's* Karamania, second édition p. 300. [4]) Dschihannuma S. 603. [5]) *Rennel's* Memoir p. 42, 48. [6]) Ebend. p. 43, 53, 54.

Sokolovich, der Großvesir Suleimans, mit Gebäuden verherrlicht hatte [1]).

Merkes, das Schloß am Gebirge, welches den längs dem Meerufer fort laufenden schmalen Strich (die eigentlichen Pylae Syriae) beherrscht [2]).

M. Kinneir verlegt (wider d'Anville's Rennels, Mannerts Meinung) die syrischen Pässe hinter Skanderun, und vermengt dieselben mit den amanischen bey Beilan, weil er die syrischen Pässe in einer Bergschlucht sucht, während Rennel sehr deutlich erklärt, daß darunter blos der schmale, zwischen dem Meere und dem Gebirg eingeschloßne Uferstrich verstanden werden müsse, der auf beyden Seiten durch Mauern, die bis ans Meer liefen, vertheidigt wird. Diese Mauern, welche Pococke, Drumond und M. Kinneir selbst sah, beweisen für die Lage der syrischen Pässe zwischen denselben, und der Paß von Beilan (aus dem alten Πυλαι verderbt) ist der amanische, der syrische aber bey Pajas, welchen die türkische Pilgrimsreise folgendermaßen beschreibt [3]). »Zwischen Pajas und Beilan ist an dem Ufer des Meeres ein Platz, genannt Sakaltutan (d. i. den Bart anhaltend, der großen Enge wegen), mit einem verwüsteten Schlosse; der Weg ist außerordentlich beschwerlich, und auf der Berghöhe ist das Schloß Merkes; der Weg nach demselben führt hart bey Bagras vorbey.« Hier ist also der von keinem europäischen Reisenden erwähnte Name des syrischen Uferpasses, nämlich Sakaltutan; durch diese Stelle ist Mannerts Angabe [4]), daß der Kersos im Flusse von Merkes zu suchen sey, außer allen Zweifel gesetzt. Der andere Paß bey Beilan ist der syrische. Die Pilgerstraße führt von Pajas (Issus) durch den Paß Sakaltutan (den syrischen, wohin Alexander von Issus aus kam) nach Iskenderun (Alexandria) und Beilan, welches neun Stunden von Bajar liegt. Der Paß von Beilan ist also der von Amanus, wie M. Kinneir sehr richtig bemerkt [5]),

---

1) Dschihannuma S. 603. 2) *M. Kinneir's* journey S. 137. 3) Menasikol-hadsch S. 43. 4) Mannert VI. II. S. 49. 5) *M. Kinneir's* journey S. 144. Aber indem er diesen Paß den amanischen nennt, hat er S. 146 Unrecht, hier den Kersos zu suchen, der durch den syrischen Paß fließt. Da die taurischen, cilicischen, syrischen und amanischen Pässe so oft verwechselt werden, ists nicht überflüssig zu erinnern, daß der taurische Paß (der westliche) oder die Heerstraße der Pilger, über Ramasanjailai, der cilicische (oder westliche) über Kitschhissar nach Cilicien über den Taurus führt, daß der syrische zwischen dem Meere und dem Taurus heute Sakaltutan, und der amanische landeinwärts im Gebirg heute der von Beilan heißt.

und das Schlachtfeld war nach aller Wahrscheinlichkeit in der Ebne von Skanderun [1]).

Wie M. Kinneir die syrischen und amanischen Pässe vermengt, so vermengt der Verfasser des itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineure den taurischen und cilicischen Paß, indem er nur drey statt vier aufführt. Die von ihm [2]) angeführte Mittheilung von Barbié du Bocage über die wahre Lage der syrischen Pässe (bey Merkes) ist ganz im Einklange mit der von Rennel und Mannert geäußerten Meinung, und was er von dem Passe bey Beilan sagt, der bey Bagras beginnt und gegen Ajas hinläuft, bestätigt, daß dieser und kein anderer der amanische Paß sey, durch welchen Darius nördlich gezogen war, während Alexander südlich durch die syrischen Pässe am Ufer marschirt war [3]).

Nachdem wir dieselben im Rücken gelassen, durchziehen wir in der Richtung von Osten nach Westen zwischen dem Meere und dem Taurus, wovon jenes Itschil (Cilicien) südlich und dieser nördlich begränzt, die Sandschake: das Sandschak Sis, in welchem sowohl die gleichnamige Stadt als Maßißa, das alte Mopsuestia gelegen ist. Sis, mit einem Schlosse, ehemals eine armenische Residenzstadt [4]). Maßißa, auf beyden Seiten des Dschihan (Pyramus) gebaut, eine halbe Tagreise von Adana; der nächstgelegene Theil des Taurus heißt Dschebelon-nur, und ist durch Hyacinthen und Mandragoren berühmt, er erstreckt sich bis ans Meer; auf dem Wege von Maßißa nach dem Thale Kurdkulaghi (Wolfsohr) liegt links das Schlangenschloß, wohin die Sage den Sitz des Schlangenkönigs verlegt [5]). Ainsarba, zwischen Maßißa und Tel Hamdun im Gebirge am Dschihan (der sich hier den Weg durch den Taurus bahnt).

Tel Hamdun, ein Schloß auf einem Hügel mit Gärten nahe am Dschihan, westlich vom Schlosse Hoßn Hamuß, das man von da aus erblickt [6]). Bersbert, ein Schloß auf einem hohen Berge nördlich von Sis [7]). Sesfendkiar auf einem Felsen; auf der Südseite fließt der Dschihan nahe vorbey, eine Tagreise von Ainsarba südöstlich von selbem; der Paß

---

[1]) Das Schlachtfeld ist in einer weder von Mannert noch von Rennel, d'Anville oder M. Kinneir beachteten Stelle Herodian's (l III. XII.) genau beschrieben, als eine Fläche: planities quae perpetuis subjecta collibus in theatri speciem litus habet a mari longissime excurrens, quasi quoddam belli stadium fabricata natura. [2]) Itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineure p. 105. [3]) Arriani exped. Alex II. 8. [4]) *S. Martin* Memoire p. 198. [5]) Dschihannuma S. 602, und Menasik S. 42. [6]) Ebend. [7]) Ebend.

auf der Ostseite ist vielleicht der (wie Mannert vermuthet), durch welchen Xenophon zog. [1]).

Ajas (Aegä), Pajas (Baja? oder Issus?), Merkes und Beilan, welche ebenfalls zum Sandschake von Sis gerechnet werden, sind bereits oben vorgekommen.

Das Sandschak von Adana mit der gleichnamigen Stadt, vom Chalifen Harun Raschid erbaut, von seinem Sohne vollendet, am Sihan (Sarus), der nach dem Verfasser der türkischen Pilgerreise auch Kisilirmak (wie der Halys) heißt. Die Brücke, Moschee und Collegium von Piripascha gebaut, ehemals die Residenz der Familie Ramasanogli, von welcher die nahe gelegenen schönen Alpen des Taurus noch heute Ramasanoghlijailasi heißen. Der Sihan (Sarus) entspringt bey Kaißarije an dem Berge Kormus, heißt dann Tschakedßuji, nach dem neun Stunden von Adana nördlich gelegenen Orte Tschakid, und endlich Sihan. Der Dschihan entspringt aber bey Al-bostan, das am Sarus lag und folglich nicht Comana seyn kann. Die oben in der Statthalterschaft Meraasch erwähnte Pilgerstraße führt von Tschiftechan bey Ramasanoghlijailassi und dem Schlosse Gulek [2]) oder Dulek [3]) durch den Paß von Gulek oder Dulek, d. i. dem taurischen westlichen. Von Tschakid führen dann zwey Wege nach Adana, der eine einigemal den Sihan übersetzend, der andere, ohne den Fluß zu berühren, durchs Gebirge, heißt Kargha Kesmes (keine Krähe findet denselben) und Itbilmes (kein Hund weiß denselben). Das Schloß Gulek ist die Gränze zwischen Caraman und Itschil. Die Berge metallreich.

Das Sandschak Tarsus mit gleichnamiger Stadt, von Harun Raschid erbaut, berühmt durch den Tod Mamuns und durch die von Paul Lucas beschriebenen Riesenmonumente, deren Daseyn seitdem kein Reisender bestätigt hat, es müßte denn der künstliche Hügel gemeint seyn, von welchem die Offiziere der von C. Beaufort befehligten Fregatte Friedrichstein die Stadt und den an derselben vorbeyfließenden Fluß (Cydnus) in Augenschein nahmen [4]). Der Landungsplatz von Tarsus heißt Kasalu und ist vier Stunden von der Stadt entfernt. Oestlich vom Cydnus, welchen Alexanders Bad, Barbarossa's Tod und Cleopatras Galeerenschiffahrt in der Geschichte vor vielen andern Flüssen berühmt gemacht haben, mündet der Sihan (Sarus), 270 Fuß breit, und von schwieriger Einfahrt; der Cydnus

[1]) Mannert VI. II. S. 93, 238. [2]) Dschihannuma S. 601. [3]) Menasikol-hadsch S. 40. 1. 3. [4]) Beaufort's Karamania S. 271.

fließt bey Tarsus, der Sarus bey Adana, der Pyramus bey Maßiß a vorbey. Die beyden ersten münden nahe an einander, der letzte beym Vorgebirge Karatasch (Schwarzstein), wo Beaufort die Ruinen von Megarsos und Mallos fand [1]).

Die drey vorhergehenden Schandschake, nämlich Sis, Adana und Tarsus, füllen den Umfang des alten Cilicia campestris, das folgende Itschil aber, den der Landschaft Cilicia trachea die später Isaurien hieß. Dieses Sandschak wird nördlich von Karaman, südlich vom Meere, östlich vom Sandschak Tarsus, und westlich von dem von Alaje begränzet. Das Land ist äußerst gebirgig, und von der Nordseite durch den einzigen Paß von Gulek zugänglich, daher schon in der ältesten Zeit der berühmte Schlupfwinkel der cilicischen Seeräuber, und in späteren Zeiten der unbezwingbare Zufluchtsort unabhängiger Bergfürsten. Die beträchtlichste Stadt ist Anamur, das alte Anemorum auch Mamurije, mit Amurije (Amorium) keineswegs zu verwechseln. Ein Schloß vertheidigt das gleichnamige Vorgebirg, und zwey Wasserleitungen, in den Felsen gehauen, versehen die Stadt mit Wasser; zwey noch wohl erhaltene Theater, das eine siebenzig, das andere zweyhundert Fuß im Durchmesser, sprechen noch vom alten Glanze der Stadt [2]); die Sitze und Säulen sind alle weggeführt worden (vermuthlich nach Konstantinopel zum Bau der Moscheen); am merkwürdigsten ist die Nekropolis, die Todtenstadt im eigentlichsten Verstande, indem die Gräber nicht (wie zu Telmissus und Myra) in Felsen gehauen sind, oder (wie zu Patara und Phaselis) blos aus Steinsarkophagen (κυργισκος) bestehen, sondern ganz eigentliche Häuser in zwey Gemächer abgetheilt, vorstellen, auf denen sich aber keine Inschrift findet, wie auf jenen Felsengräbern und Sarkophagen. Die Ruinen von Anemurium heißen Eski Anemur, und sind verschieden von dem heutigen Schlosse Anamur, dessen durch vielseitige Thürme malerische Ansicht C. Beaufort mittheilt [3]); die lange arabische Inschrift ober einem Thore soll Alaeddin den Sohn Mohammeds als Erbauer nennen. In der Nähe mündet der Fluß Direk Ondesi (der Arymagdus). Zwey englische Meilen landeinwärts sind die Ruinen einer Stadt auf einem Hügel, vielleicht das Agidus Strabo's [4]), und weiter an ein Schloß, Softa Kalaasi, im selben Style wie das von Anamur. Weiter an eine hohe Halbinsel mit Ruinen bedeckt, vielleicht die Arsinoe's, die Kisliman (Mädchenhafen), ein kühnes Vorgebirg mit senkrechten Felsen von ge-

[1]) Beaufort's Karamania S. 293. [2]) Ebend. S. 196. [3]) Ebend. S. 203. [4]) Ebend. S. 206.

streiftem Sandstein. Die Küste läuft felsig fort bis zu einer kleinen ummauerten Halbinsel, welche das Melania Strabo's zu seyn scheint; auf dem festen Lande daneben viele gemauerte Grabhäuser im Style derer von Anamur [1]).

Die ganze Küste hat K. Beaufort mit dem größten Fleiße, und mit einer seltenen Kenntniß alter Geographen und Klassiker ausgerüstet, aufgenommen, und der Erdbeschreibung durch die seiner Beschreibung beygefügten schönen und genauen Karten einen großen und wesentlichen Dienst erwiesen. Wir folgen ihm zuerst von Anamur gegen Tarsus hin längs der Küste. Der erste merkwürdige Ort nach dem Vorgebirge Kisliman ist Tschelendre, ein kleiner Hafen, wo sich die Kuriere von Konstantinopel nach Cypern einschiffen. Mehrere Grabhäuser und Sarkophage des alten Celenderis, wo Sentius den Piso nach dem Tode des Germanikus schlug. Die Felsen um das Vorgebirge Cap Cavaliere sind Schiefer und Breccia, die Halbinsel dieses Vorgebirgs ist das schöne sehenswürdige Vorgebirge dieser Küste; die Marmorfelsen stehen senkrecht von der See in der Höhe von 6 bis 700 Fuß auf. Das Innere der wahrscheinlich mit Ruinen bedeckten Halbinsel untersuchte K. Beaufort nicht [2]). Oestlich vom Cap Cavaliere liegt die von den europäischen Schiffern Provenzaleiland genannte Insel, auf deren Nordwestseite eine Menge Ruinen von Kirchen, Säulen, Särgen; der Landesname dieses Eilandes ist Menawat (nicht zu verwechseln mit dem Flusse Menawgat dem Melas oder Alaje [3]).

Aghaliman, der Hafen von Seleffe (das alte Seleucia), im Jahre 1613 [4]) von den Florentinern eingenommen; die beträchtlichen Ruinen von Seleucia sind längs dem Ufer des Gökßu (des Calycadnus [5]) zerstreut. Ein altes Theater, halb in den Felsen gehauen, ein in eine Kirche verwandelter Tempel, Sarkophage und Katakomben mit vielen griechischen Inschriften; bey den Katakomben ein ungeheurer Wasserbehälter, 150 Fuß lang, 75 breit und 35 tief; auf dem westlich gelegenen Hügel die Ruinen eines ehemals (wie Provenzaleiland) den Johannisrittern gehörigen Schlosses, dessen armenische Inschriften noch unentziffert sind. Das Vorgebirge unmittelbar nach Aghaliman heißt Lissanolkahbe, d. i. Hurenzunge, das alte Zephyrium, das vermuthlich, wie das gleichnamige Vorgebirge auf Cypern und das ober Selenderis gelegene Aphrodisias, dem Dienste der Aphrodite geweiht war. Weiter an die Ruinen einer bysanti-

[1]) Beaufort's Karamania S. 208. [2]) Ebend. 213. [3]) Ebend. 215. [4]) Ebend. 221. [5]) Ebend. 223.

nischen Stadt, deren Namen aber aus den gefundenen Inschriften nicht erhellt [1]).

Korgos, das alte Coryeus, mit zahlreichen alt- und neugriechischen Ruinen, worunter ein byzantinisches Mausoleum (wie das Kreuz anweiset) in cyklopischem Style, der also nicht ausschließlich für alt gelten kann [2]). K. Beaufort schrieb hier viele armenische Inschriften ab, deren einige schon Barbaro, der im Jahre 1417 der Eroberung dieses festen Platzes durch die Venetianer beywohnte, erwähnt. Zwanzig Stadien von diesem Orte ist Strabo's Saffranhöhle, die berühmte corycische Grotte mit dem unterirdischen Flusse zu suchen, deren Nichtauffindung K. Beaufort, der nicht so tief ins Land eindringen und sich blos an der Küste halten konnte, vor allen bedauert [3]). Wir glauben die Stelle derselben aus dem Dschihannuma nachweisen, und künftigen Reisenden dadurch einen sicheren Fingerzeig zur Auffindung dieser berühmten Wundergrotte ertheilen zu können.

Ermenak, zwey Stationen südlich von Larenda, mit vielen Gärten und vielem Wasser, das von einem hohen Orte aus einer Höhle kommt; das Innere dieser Höhle bildet ein weites Feld, und in der Mitte ist der sogenannte Muttersee (Birkei mader), wo man mit Fackeln hinunter steigt; der Ableiter des Sees wird dann nach außen vertheilt, so daß ein Arm desselben nach der Stadt geht. Ermenak hat ein auf einem hohen Felsen gelegenes Schloß [4]). Eine durch Larenda auf Korgos gezogene Linie würde vermuthlich auf Ermenak in der von Strabo angegebenen Entfernung von demselben treffen.

Die Küste von Korgos nach Ajasch ist mit Ruinen besäet. Zu Ajasch (nicht zu verwechseln mit Ajas Aega) sind die Ruinen eines Tempels, und ein viereckiges Mausoleum mit zwölfseitigem pyramidalischen Giebel, und einer, wie es Beaufort schien, arabischen (vielleicht kufischen) unentzifferten Inschrift. Manche der Gräber (auf der Westseite der Stadt) schon vollendet mit korinthischen Pilastern, und wohl erhaltene drey Wasserleitungen. Diese Halbinsel ist vermuthlich das alte Eiland Eleusa und die Ruinen die des alten Sebaste [5]). Zwey englische Meilen westlich von der Mündung des Lamas (Latmus) ist eine kleine in den Felsen gehauene Bay, wo eine Galeere Platz haben mag, vermuthlich um Wasser zu holen, indem oberhalb am Hügel ein Wasserbehälter 100 Fuß lang, 50 breit und 28 tief ausgehöhlt ist. Nahe daran steht ein verwüstetes Schloß mit einer langen griechischen Inschrift, which, sagt K. Beaufort, un-

[1]) Beauforts Karamania S. 239. [2]) Ebend. 244. [3]) Ebend. S. 248. [4]) Dschihannuma S. 611. [5]) Beaufort S. 252.

fortunately we omitted to copy [1]). Die sehenswürdigsten Ruinen dieser Küste sind die von Mesedli, das alte Soli oder Pompejopolis, wo ein Säulengang von zweyhundert Säulen, ein Theater, Wasserleitung, viele Gräber u. s. w.; von den zweyhundert Säulen sind noch vier und vierzig aufrecht, die anderen liegen von einem Haufen anderer Ruinen umgeben, die Inschriften durch die Zeit unleserlich [2]).

Wie Soli oder Pompejopolis der äußerste östliche Punkt des Sandschaks von Itschil ist, so Selinus oder Trajanopolis der äußerste westliche, heute Silindi genannt. Der Küstensand ist hier wie an mehrern andern Orten in ein versteinertes Aggregat mittelst eines versteinernden Bindemittels übergegangen [3]), welches wehrlosen Booten sehr gefährlich. Hier sind noch die Grundfesten und Mauern großer Gebäude übrig, deren Säulen aber alle theils zerbrochen, theils weggeführt sind. Theater und Wasserleitung auf der südöstlichen Spitze des Hügels, zahlreiche Gräber mit griechischen Inschriften und einige kleine Katakomben [4]). Zwischen Selindi und Anamur sind die am Ufer gelegenen Ruinen, vermuthlich die der Stadt Antiochia ad Cragum, und im Orte Karadran ist noch der Name des alten Charadrus zu erkennen, das Strabo zwischen Cragus und Anemurium ansetzt [5]). Der Arm des Taurus, der von Alaje nach Anamur läuft, bricht bey Karadran jählings ab, und ist vermuthlich der Andriclus Strabo's. Die Kette des Taurus nordwestlich von Selefke heißt Warsak taghi [6]). Das Sandschak-Alaje umfaßt den des rauhen Ciliciens. Die Stadt Alaje, von Alaeddin Keikobad dem Seldschugiden erbaut, liegt am Ufer des Meeres auf einer Anhöhe, auf der Stelle des alten Coracesium, das mit dem obigen Corycus nicht zu verwechseln ist. Die Felsen von Alaje steigen 5 bis 600 Fuß auf; harter weißer Sandstein mit Roth gefärbt; drey englische Meilen nordwestlich von Alaje sind auf einem busenförmigen Hügel die Ruinen einer alten Stadt (Laertes) mit cyklopischen Mauern [7]). Die Ruinen von Side beschreibt K. Beaufort unter dem Namen von Alt-Adalia; im Dschihannuma wird zwar Sidischehre aufgeführt, worunter aber nicht das am Meere gelegene Side, sondern die im Sandschake Begschehri gelegene Stadt gemeint ist; daß Alt-Adalia wirklich das alte Side sey, beweisen die von Beaufort gefundenen griechischen Inschriften; unter den Ruinen, in deren Beschreibung wir uns hier nicht einlassen können,

1) Beaufort S. 254. 2) Ebend. 262. 3) Beaufort Karamania S. 183. 4) Ebend. S. 192. 5) Ebend. S. 194. 6) Dschihannuma S. 611. 7) Beaufort S. 176.

zeichnet sich besonders ein Theater von 400 Fuß im Durchmesser aus. Beaufort gibt davon den Aufriß [1]), und berechnet die Zuschauerzahl, die es fassen konnte, nach den Sitzen auf 15240. Von fünf und zwanzig Inschriften, die Beaufort hier sammelte, gibt er nur zwey, und bemerkt, daß in vielen die Buchstaben roth gemalt waren [2]).

Der Fluß Menawgat, welcher östlich von Side mündet, kann als die Gränze zwischen denn Sandschak Alaje und dem daran stoßenden (Tekkie) Karamans betrachtet werden; derselbe geht zwischen Duschenbi und Menawgat ins Meer [3]). Der Fluß Alara geht bey Alaje ins Meer; Sultan Alaeddin baute eine Brücke darüber; der Weg von Sidischehr nach Alaje vereinigt diesen Fluß.

XV. Die Statthalterschaft Karaman.

Wenn wir an der von der syrischen Gränze bis hieher durchwanderten Küste, welche K. Beaufort nach dem Vorgange anderer europäischer Erd- und Reisebeschreiber ganz irrig die karamanische nennt, jenseits des Menawgat (Melas) und von Side fort schritten, würden wir uns schon in der Statthalterschaft Anatolien befinden. Bey den Alten wurde unter Kleinasien im weitesten Sinne freylich die ganze Halbinsel inner des Halys, oder das ganze Land abgeschnitten, welches in einer von der Mündung des Halys (Kisilirmak) bis in die größte Tiefe des Meerbusens von Issus gezogene Linie fällt. Nach der heutigen Eintheilung gehört in diesen Umfang nicht nur Anatolien, d. i. die ganze westliche größere Hälfte des alten Kleinasiens, sondern auch die Statthalterschaften Siwas und Karaman, deren erste schon oben abgehandelt worden ist, und deren zweyte unmittelbar nördlich über Itschil inner des Taurus gelegen ist. Vor dem Besitzthum der Osmanen erstreckte sich die Herrschaft der Familie Karaman, nach welcher das Land genannt ward, freylich bis an das Meer, und daher die von jener Zeit sich herschreibende fehlerhafte Benennung der Küste bey den europäischen Erdbeschrei-

---

1) Beaufort S. 147. 2) Ebend. S. 162. 3) Der Fluß Melas oder Menawgat machte ehemals die Gränze zwischen Cilicien und Pamphylien, und noch heute die zwischen den Statthalterschaften Itschil und Anatoli, derselbe theilt die von K. Beaufort aufgenommene Survey der Küste in zwey Hälften, deren westliche der anatolische, und der östliche die itschilische oder cilicische Küste umfaßt, so daß der Titel seines Werks also ganz unrichtig Karamania heißt, indem er eigentlich the Coast of *Anatoli* and *Eetskeel* heißen sollte, weil Karamania nur das innere Land ist, welches nirgends bis an die Küste reicht.

bern; das Dschihannuma belehrt sie aber ausdrücklich ihres Irrthums mit den Worten: Ehemals erstreckte sich Karaman bis ans Meer, als aber die Familie Osman sich des Landes bemächtigte, ward dasselbe in zwey Theile getheilt, so daß die Küste den Namen Itschil, d. i. das Binnenland, der Rest aber den Namen Charidschil, d. i. das Außenland (das eigentliche Karaman) erhielt [1]). Dasselbe gränzt nördlich an Siwas, östlich an Meraasch, westlich an Anatoli und südlich an Itschil, und zerfallt in die Statthalterschaften [2]) Kaißarije, Nikde, Konia, Kirschehri, Akserai, Akschehr, Begschehr.

Das Sandschak Kaißarije, die gleichnamige Hauptstadt, ehemals Mazaka, dann Cäsarea genannt, zuletzt von Alaeddin Keikobad mit neuen Mauern umfangen; die alten Mauern, die sich eine Stunde westlicher hart am Berge befinden, nimmt P. Lucas mit Recht für die Ruinen der alten Stadt an, deren auch das Dschihannuma erwähnt. Mannert glaubt, es dürfte blos die Nekropolis seyn, aber diese Meinung ist durch M. Kinneir's Reise widerlegt, welcher die weitläuftigen Ruinen der alten Stadt genau beschreibt (S. 101), so daß es wahrscheinlich ist, daß jene Ruinen das alte Mazaka, die heutige Stadt aber das neuere Cäsarea sey. Der Fluß Kuramas kommt vom gleichnamigen Berge; im Berg Ardsisch oder Ardschasb finden sich Luchse, Wölfe, und nach der Sage keine giftigen Thiere, welche Apollonius von Tyane durch seine Talismane verbannte. Kaißarije ist berühmt durch die Bereitung des gelben Safians, und durch seinen gedeckten Markt, nach dessen Muster die Besestane von Brussa, Adrianopel und Konstantinopel gebauet worden sind, welche daher auch Kaißarije genannt werden. Suleiman der Große ließ durch seinen Baumeister Sinan zu Kaißarije, Moschee, Bad und Brücke bauen. Die nennenswerthesten Moscheen sind die Ebi Mohammeds des Sohns Taleb, Emir Sultan,

---

1) مقدما بو مملکت چاق دریایه منتهیدر صکره ال عثمان مالك اولدقده ایکی قسم ایتمشلر سواحل سمتنه ایچ ایل تعبیر ایتدوکلری بر قسمدر و خارج اعتبار ایتدکلری بر قسم در

2) In mehreren Exemplarien des Kanunname sind zwey dieser Sandschake verschrieben, indem statt Kirschehri (Heidestadt, Karaschehr, die schwarze Stadt, und statt Begschehr (Fürstenstadt), Jenischehr die Neustadt steht. S. osmanische Staatsverwaltung S. 257.

Lale Pascha, Kurschunlidschami, das Kloster Sidi Battals und mehrere Grabmäler frommer Männer. Die schönsten Spaziergänge sind am Fuße des Ardschisch, auf welchem man den Aufenthalt des großen arabischen Dichters Amrolkais, und des indischen Gärtnerheiligen Babariten weiset, deren erster aus Arabien, der andere aus Indien hieher kam. Von Kaißarije liegt Deweli Karahißar eine Tagreise westlich, Hadschi begtasch zwey nördlich, Siwas vier östlich. Südost von Deweli (das hart am Argaeus) liegt Jasjeli, und nordost vom letzten Kostere, und diesem östlich Islamli [1]).

Bur (nicht Nur), eine Stadt mit gleichnamigem Schlosse auf der Straße von Kaißarije nach Nigde, an dem von Hemam kommenden Flusse gelegen. Die alte Moschee ist (ohne Mauern) von S. Alaeddin gebaut, die Moschee von Gislisade ist die Stiftung der Familie Ramasan, eine dritte bleygedeckte erbaute der Großwesir Sokolli Mohammedpascha, der Eroberer Sigets [2]). Ehemals war hier eine Pulverfabrik, und S. Alaeddin führte von hier die Säulen weg zum Bau Konia's.

Das Sandschak Nikde mit der gleichnamigen Hauptstadt, das alte Cadyne [3]), mit drey Schlössern und schönen Moscheen erbaut von Sultan Alaeddin und Sankorbeg, sammt einer schönen vom ersten gestifteten Akademie. Nikde liegt vier Tagreisen nordost von Konia, und zwey nördlich von Ereghli, Akserai liegt zwischen beyden, und Ulukischla drey Stunden nördlich, die drey Schlösser erheben sich übereinander.

Utschkapulu, eine schöne Alpe hinter dem Berge, der drey Stunden links von Tschiftechan liegt, reich an Tulpen, Hyacinthen und Blumen aller Art. Ulukischla, d. i. das große Winterquartier oder auch die Gerichtsbarkeit Schedschaaeddin's, heißt ein Distrikt von mehreren Dörfern auf der Straße zwischen Konia und Damaskus, zwischen den Stationen Karabunar und Tschiftechan der Pilgerstraße. Konia (Iconium), die Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks, und von ganz Karaman, an dem Fuße eines Gabelgebirgs, an dessen südlichen Saum das schöne Thal Meram voll Gärten, von einem Flüßchen bewässert, das sich dann in einen See sammelt. Das Schloß erbaute Sultan Kilidsch Arslan der Seldschugide, und Alaeddin Keikobad, der Herrscher derselben Familie erneuerte es; der Graben zwanzig Ellen breit, die Mauern dreyßig hoch, zwölf Thore durch große Thürme vertheidigt, ein großes Wasser-

[1]) Dschihannuma S. 620 und Ewlias Reisen III. [2]) Ebend. und Dschihannuma S. 617 l. 3. [3]) Dschihannuma S. 615 und Ewlia III.

magazin mit beyläufig dreyhundert Röhren. Konia ist berühmt durch eine Aprikosenart Kamreddin (Glaubensmond), und durch die Gärberblume Dabbagh tschitschegi, womit die Gärber dem Safian die schöne himmelblaue Farbe geben, wodurch der Safian von Konia eben so berühmt ist, als der von Kaißarije durch die Schönheit der gelben Farbe. Noch berühmter als durch den schönen Spaziergang Meram und den blauen Safian ist Konia als der große Wallfahrtsort zum Grabe des großen mystischen Dichters Dschelaleddin Mewlana Rumi, und seine Söhne Sultan Weled und Behaoddin Sultan; weiters ist hier das Grabmal Sultans Alaoddins des Seldschugiden, des Richters Serradschoddin, des Scheich Kerimoddin, des Seid Burhanoddin. Südwest von Konia heißt die Gebirgskette des Taurus Alatagh, wo der Distrikt Karabunar (Schwarzquell) mit einer von Sultan Suleiman erbauten Moschee, eine Station nordöstlich von Jsmil, nordwestlich von Ereghli, fast gegenüber von Larenda[1]); die andere Bergkette, welche nördlich von der Stadt läuft, heißt Fodulbaba (nicht Fondhal, wie bey M. Kinneir S. 218 steht), vormals Lycaonum (nicht Lycadhum colles). Die Moschee S. Selim's ist nach dem Muster der Sophienmoschee gebaut, die Thore der Kollegien, deren größtes Kopan medrese, zeichnen sich durch geschmackvolle Steinhauerarbeit aus. Die Thore, deren M. Kinneir nur acht (nicht zwölf, wie das Dschihannuma zählt), tragen meistens arabische (noch von keinem Reisenden abgeschriebene) Inschriften; unter der türkischen Inschrift des Thors von Ladik ist ein schönes Basrelief mit einer kolossalen Statue des Herkules. Das Basrelief erklärt M. Kinneir für das schönste, was er auf seinen weit ausgebreiteten Reisen sah; merkwürdig ist noch ein anderes in demselben Thurm eingemauertes Basrelief eines Ungeheuers von einem gewaffneten Helden mit fliegendem Diademe (wie die Figuren zu Tak Bostan und Naksch Rostem) bekämpft (vermuthlich Perseus). Ober dem Thore von Ajasch das Basrelief eines Löwen, und in einer nahe gelegenen Straße ein Löwe ganz aus Stein gehauen. In der Mitte der Stadt ist eine Anhöhe, die befestigt gewesen zu seyn scheint, und wo vermuthlich das alte Schloß von Ikonium stand. Die Zahl der Einwohner 3000, meistens Türken, nur wenige Christen; vier öffentliche Bäder, zwey Kirchen, sieben Chane, wenig Handel und das meiste Land unbebaut. Das Klima mild und gesund; Iconium

[1]) Dschihannuma 616, auf der Karte M. Kinneirs ist der Alatagh als Bedlerin überschrieben.

gen gehören schon zum Sandschak Akschehr, Mannert hält dasselbe für das alte Mistheia [1]), Rennel für Philomelium [2]) und M. Kinneir für Tyriläum. Philomelium verlegt der letzte an den zwischen Ladik und Ilghun gelegenen Kadinchan; d'Anville, Rennel und M. Kinneir setzen auf ihren Karten Akschehr, den Hauptort des gleichnamigen Sandschaks, neun Stunden N. von Ilghun gelegen, als Thymbrium oder Antiochia in Pisidien an (wo der Mönatgott Urkaios verehrt ward). Mannert bemerkt aber dagegen, daß die Straße von Apamea (Afiun hißar) über Antiochien nicht nach Iconium (wie die über Akschehr nach Konia), sondern gerade gegen Südosten über den Taurus nach der cilicischen Küstenstadt Side führte [3]). Akschehr hat drey Moscheen S. Alaeddins, S. Suleimans und Hassanpaschas. Der Spaziergang des Derwischen-Klosters ist ein herrlicher Ort. Hier liegen der berühmte türkische Eulenspiegel Naßroddin Chodscha, Nedschari Dede, Nimetollah Weli, sein Bruder Oren und Kurd Emir begraben. Zwischen Akschehr und Ilghun, liegt Arkidchan und in der Nähe von Akschehr ein fischreicher See [4]).

Nördlich von Akschehr und zu demselben Sandschake gehörig, liegt in der Entfernung von acht Stunden der Flecken Ishakli (auf M. Kinneir's Karte als Ketchlak und bey Rennel als Sakli verschrieben). Moschee, Chan und Bad von S. Alaeddin, eine Quelle hier heißt Jaghli binar, d. i. die öhlige Quelle; hier scheidet sich die Straße nach Smyrna westlich, nach Kutahia nördlich. Nach der gewöhnlichen Wortverstümmlung der Türken dürfte Ishakli aus Misthea entstanden, und Philomelium in Ilghun zu suchen seyn. Sieben Stunden nördlich von Ishakli und hart an dem schon zum anatolischen Sandschake Karahißar gelegenen Orte Bulawadin steht der Stein, welcher die Gränze zwischen den Statthalterschaften von Kutahia oder Anatoli, und Karaman oder Konia bezeichnet [5]).

Das Sandschak Akserai mit dem gleichnamigen Orte, welchen Mannert mit größerer Wahrscheinlichkeit für das alte Archelais annimmt, als M. Kinneir das karamanische Eregli, im Dreyecke mit Kaißareije und Konia, drey Tagreisen von diesem und jenem entfernt, an einem großen Flusse (Archelais lag am Halys) gelegen [6]). Mannert hat Unrecht, Aksera mit Cir-

---

[1]) *Rennels* Memoir 28, 34. [2]) Mannert VI. II. S. 179. [3]) Menasikol-hadsch S. 32. Dschihannuma 619 und Emlias Reisen III Bd. [4]) Menasikol-hadsch S. 31. [5]) Mannert VI. II. 266. [6]) Ebend.

schehr für eine und dieselbe Stadt zu halten [1]), indem beyde ganz verschiedene Städte, die Hauptorte zweyer ganz verschiedener Sandschake sind.

Im Sandschake Akserai, zwischen dieser Stadt und Konia, sind auch die Ruinen von Sopatra, der in den Byzantinern so oft genannten Geburtsstadt des Chalifen Motewekkel zu suchen, am östlichen? oder westlichen? Fuße der Gebirgsreihe Fodolbaba, Lycaonum colles, welche hier Lykaonien (die Statthalterschaft Konia) nördlich begränzen.

Das Sandschak Kirschehri, mit der gleichnamigen Stadt, das nordöstliche Eck der Statthalterschaft Karaman. Sie liegt zwischen den Salinen von Akserai und Kotschhißar, im Thale von Haiman und Karabunar. Der Weg nach Haiman geht am Rande dieser großen Salinen, und ein Paar Stunden sogar darinnen fort, so daß er mit Pfählen ausgesteckt ist; auf einer Seite fließt ein kleines Flüßchen hinein; der Grund dieser Salinen ist reines Salz, der Ertrag desselben verpachtet [2]).

Der künstliche Salzsee von Akserai (Weißpallast) ist nicht zu verwechseln mit dem See von Akschehr, der sich bis an den Rand von Ilghun erstreckt. Manchmal trocknet derselbe, manchmal tritt derselbe aus, und gibt dann den Ueberfluß seines Wassers an einen anderen westlich gelegenen kleineren See ab, der Bulwadin heißt [3]).

Begschehri ist das siebente und letzte Sandschak Karamans, und der Name des Hauptorts, welcher auf der Ostseite eine's Sees in einer Ebne liegt; das Schloß ward von S. Alaeddin erbaut, die Stadt hat zwey Bäder und zwey Moscheen; Jaghan heißt ein der Stadt südlich gelegner Distrikt mit mehreren Dörfern, und Kaschakli ein anderer NW. von Begschehr gelegener, am Rande eines anderen Sees. Das dem See (östlich) gegenüber gelegene Gebirg heißt Anamas (ein Zweig des Taurus), und sendet einen beträchtlichen Strom in den See. Korali, eine Gerichtsbarkeit auf der Nordseite des Sees; das beträchtlichste Dorf derselben heißt Bramköi; östlich demselben streichen die Berge von Konia und liegt die Gerichtsbarkeit Toghan Hißari, nördlich die Gebirge von Akschehr, westlich die von Kara agadsch, und die wüste Strecke Ramasanbeli; drey warme Bäder, wovon zwey im Dorfe des Tschausch, und eines im Dorfe Köschk [4]).

Sidischehr liegt an einem dritten, dem von Begschehri südlich gelegenen See, anderthalb Tagereisen von Konia; der Ablasser

[1]) Mannert VI. II. 266. [2]) Dschihannuma 620. [3]) Ebend. 619 letzte Zeile. [4]) Dschihannuma S. 618.

(émissaire) des Sees von Begschehr geht bey Sidischehr vorbey und fließt in den kleinen See, dessen Ablasser dann die Saaten von Sighla (Selga) bewässert; ein anderer Fluß, Aighara genannt, kommt von den Alpen (Jaila) von Surkun, und geht nach Soghla unter den bey Murssun und Seristan unter demselben geschlagenen Brücken weg. Die drey Seen, welche westlich von Begschehri und Sidischehri liegen, nennt das Dschihannuma [1]); der See von Begschehr ist ein süßer See, dessen Abläufer auf der Ostseite von Sidischehr vorbey, in den zweyten See, nämlich in den bey Sidischehr läuft, und seinen Auslauf gegen Sighla sendet; der dritte See, nördlich dem von Begschehr gelegen, heißt Korili oder Korali, d. i. ganz unverändert der Name des von Strabo Korilis geheißenen Sees, so daß der von Begschehri oder der kleinere der Trogites Strabo's ist. Am Rande des Korali befinden sich die von europäischen Reisenden noch ununtersuchten Ruinen eines alten Gebäudes, das den Ausbruch großen Wassers dämmte [2]).

Diese drey Seen sind von drey andern westlichen (Hamid, Egerder und Bordur) noch auf keiner Karte genau unterschieden worden.

XVI. Anatoli, das eigentliche Kleinasien.

Die größte und wichtigste aller asiatischen Statthalterschaften des osmanischen Reichs, nicht nur weil dieselbe die Wiege seiner Macht, den Keim enthielt und hegte, aus welchem sich die Herrschaft der Söhne Osmans zum weltbeschattenden Baume entwickelte, sondern auch durch die alte Wichtigkeit seiner Länder, durch den großen Namen, durch die Schönheit der Landschaft, durch die Fruchtbarkeit des Bodens, und die zahlreichen Ruinen klassischer Vorwelt. Auf drey Seiten vom Meere begränzt, nördlich vom Euxin, dem Bospor, der Propontis und dem Hellespont, südlich vom mittelländischen Meere, westlich vom Archi-

---

[1]) Dschihannuma S. 619. [2]) Selbst auf M. Kinneir's Karte fehlt sowohl der See von Egerder als der von Hamid, und nur der von Bordur ist angegeben; es ist möglich, daß der See von Jgirdir der Trogites des Strabo sey, wahrscheinlicher aber ists der unmittelbar unter dem Korali gelegene kleinere von Begschehri; von den drey nördlichen Seen ist bey M. Kinneir der See von Akschehr und Kadinchan angegeben, es fehlt aber der von Bulwadin, es sind also in allem neun Seen; die drey nördlichen von Akschehr, Kadinchan, Bulwadin; die drey südlichen von Korali, Begschehr und Sidischehr im Sandschak Konia, dann die drey, Hamid, Egerder, Bordur, im Sandschak Hamid in Anatolien.

pel, stößt es gegen Osten an die Statthalterschaften von Siwas, Itschil und Karaman, welche als abgerissene Theile der Halbinsel betrachtet werden können, wenn man die Gränzen derselben von der Tiefe des issischen Busens bis zur Mündung des Halys zieht, so daß derselbe auch das alte Kappadocien und Cilicien in voller Ausdehnung in sich begreift. Aber selbst nach Abrechnung der Statthalterschaften Siwas, Karaman und Itschil werden von den Sandschaken des so verkürzten Anatoliens oder Kleinasiens noch die von Sighla (Jonien), Biga (Troas) und Kodscha Il gewöhnlich nicht dazu gerechnet, weil dieselben nach einer alten Eintheilung der Statthalterschaft des Archipels oder des Kapudanpascha zugeschlagen sind. Wir führen dieselben mit den übrigen als wesentliche Theile der kleinasiatischen Ländergemeinde auf. Es sind deren in Allem siebzehn: Kutaja (Phrygia salutaris), Karahißar (Cecaumene), Saruchan (Lydien oder Mäonien), Sighla (Jonien), Aidin (Mysien), Bigha (Troas), Chudawendkar (südöstliches Bithynien), Kodscha Ili (nordöstliches Bithynien), Boli (der östlichste Theil von Bithynien, wo die Mariandynen und Kauconen wohnten), Kastemuni (Paghlagonien), Angora (Galatien), Muntescha (Karien), Tekke (Lycien), Hamid (Phrygia Pacatiana), Kangri (ein Theil Galatiens), Karasi (ein Theil Mysiens), Sultanögi (Phrygia Epictetus [1]).

Ohne uns an die politische Rangordnung der Sandschake zu halten, beginnen wir unsere Wanderung von Süden gegen Norden in geographischer Folge, so daß wir unseren Wanderstab von der Gränze Itschils (Ciliciens), von wo wir nach dem Binnenlande (Karaman) übergegangen waren, längs der Küste fortsetzen, welche von Erdbeschreibern und Seefahrern uneigentlich die Karamanische heißt, indem dieselbe die anatolische heißen sollte, weil die Küste jenseits des Menawgat (Melas), wo wir stehen geblieben, nicht zu Karamanien gehört, sondern das anatolische Sandschak Tekke ist, womit unser Lauf beginnt.

Antalia (so und weder Adalia noch Satalia, schreibt das Dschihannuma den heutigen Namen), die Hauptstadt des Sandschaks Tekke, ward nach der morgenländischen Sage vom persischen Tyrannen Sohak in drey Stockwerken für seine drey

[1]) Das alte Phrygien allein begreift also sieben Sandschake, Koni (Lycarnien) in Karaman, Kutaja (Salutaris), Karahißar (Cecaumene), Hamid (Pacatiana), Sultanogi (Epictetus), Angora und Kangri (Galatien).

Söhne erbaut [1]; die Stadt liegt schön, um einen schmalen Hafen herum [2], die Berge, welche sich in drey Reihen hinter einander malerisch erheben [3], sind der Climax der Alten, und der Cataractes Strabo's ist in der Nähe Antalia's, oder des alten Olbia, zu suchen. Der Verfasser des Itinéraire [4] will denselben zehn Meilen von Antalia gesehen haben. A dix milles de Satalie une rivière se précipitant de toute la hauteur du roc présente du milieu de la rade l'aspect d'une belle cascade. Beaufort, welcher die Küste mit so großer Genauigkeit untersuchte, getraut sich nicht die Stelle von Strabos Katarakes anzugeben, und glaubt, daß mehrere kleine Bäche, welche die Gärten der Stadt bewässern, und über den Felsen in das Meer stürzen, vormals vereint den Stromsturz, wovon Strabo spricht, gebildet haben können [5]. Wir glauben, daß der Kataractes des Strabo den unterirdischen Wasserfall des Duden bilde, welchen zwar weder Beaufort noch Corancé gesehen, welchen aber das Dschihannuma eben so deutlich (als oben die korycische Grotte) mit folgenden Worten nachweiset:

»Auf der Nordseite der Stadt ist ein Berg (der Climax), wo der Fluß Duden, welcher der Ausläufer des Sees von Igirdir ist, hervorbricht und dann wieder unter die Erde stürzt, in der Nähe von Antalia aber wieder hervorkömmt, alle Gärten bewässert, gegen die Stadt und ins Meer geht; dieses Wasser ist ein großer Fluß [6].« Eine Untersuchungsaufgabe für künftige Reisende. Beaufort, welcher (eben so wenig als Corancé) vom Beg die Erlaubniß erhalten konnte, das Innere dieser Seefestung des osmanischen Reichs zu besichtigen, mußte sich mit der äußeren (von ihm auch abgezeichneten) Ansicht begnügen; er gibt die Bevölkerung auf 8000 Seelen an, wovon zwey Drittel Mohammedaner, und ein Drittel Griechen, die blos türkisch sprechen, während in anderen Theilen der Türkey die Türken mehr griechisch als ihre eigene Muttersprache zu sprechen gewohnt sind [7].

Köpribasar, d. i. Brückenmarkt, ein auf der Ostseite von Antalia gelegener Distrikt, der viele Kamehle nährt, und gute Limonien trägt.

Istenar, ist eine Tagereise nördlich von Antalia, der Sommeraufenthalt der Bewohner der Stadt, eine erhabene Fläche [8].

---

1) Dschihannuma S. 638 l. 3. 2) Beauforts Karamania 126. 3) Itinéraire d'une partie peu connue de l'Asie mineure 390. 4) Ebend. 384. 5) Beaufort S. 136. 6) Dschihannuma S. 639. 7) Beaufort 131. 8) Dschihannuma S. 639.

Kisilkia, der rothe Fels zwischen Antalia und Aghlassin.

Igeder, eine Tagreise westlich von Antalia, ein sehr steiniger Distrikt, dessen Bewohner sich während des Sommers im Gebirge aufhalten. Zu diesem Distrikte gehört der 7800 Fuß hohe Berg Tacht Ali, d. i. der Thron Ali's (nicht Takhtalu wie auf Beauforts Karte), der Solyma der alten Geographen, an dessen Fuß Tekirova, das alte Phaselis, dessen drey Hafen und der See noch heute nach Strabo's Beschreibung erkennbar sind; der See, heute ein Morast, verpestet die Luft. Viele Ruinen der alten Stadt; das Theater aus dem Felsen gehauen, der äußere Durchmesser hundert und funfzig Fuß hatte ein und zwanzig Sitzreihen, und gegenüber vielleicht der Tempel der Pallas, worin der Speer des Achilles verehrt ward [1]). Pallas hatte auch in der Nachbarschaft einen berühmten Tempel zu Side, vermuthlich war von Lindos, auf Rhodos, der Kultus dieser Göttin an dieser Küste in Flor gekommen [2]).

Westlich von Phaselis flammt aus Höhlen Feuer auf, wornach der Ort Janar, d. i. der brennende heißt, und unstreitig der von Plinius bey Phaselis erwähnte Berg Chimaira ist, mit dem gleichnamigen Thale am Tragus hinter Telmissos nicht zu verwechseln; die Stadt Olympos erkannte Beaufort in den Ruinen von Deliktasch, und auf den Inschriften ist der Namen immer *Ολυνπός* geschrieben. Die nordwestliche Küste nennt Strabo Corycus, heute heißt sie Tschiraghli (nicht Tchiraly wie bey Beaufort [3]), d. i. die Lampenreiche, weil das hier wachsende Nadelholz ungemein pechreich ist. Nach der alten Eintheilung gehörte Phaselis sammt dem darauf folgenden chelidonischen Vorgebirge (Promontorium sacrum) nicht mehr zu Pamphylien (wohin noch Attalea gehörte), sondern schon zu Lycien, und nach der neuen Eintheilung wird auch noch Fenika oder Finika [4]) auf der Nordwestseite des chelidonischen Vorgebirges zum Sandschak Tekke gerechnet, so daß dieser Hafen als der Gränzpunkt der Küste zwischen dem Sandschak Tekke und dem westlich daran stoßenden von Muntescha gelten mag [5]).

---

1) Beaufort Karamania S. 61. 2) Itinéraire (de *Corance*) S. 381. 3) Beaufort's Karamania S. 47. 4) Ebend. S. 31. 5) Muntescha heißt beym Pachymeres Μανταχιαι, und Tekke beym Chalcondylas Τεχης; eben so haben sich die Namen der andern von den Byzantinern als Nebenbuhler Osmans angeführten türkischen Fürsten noch heute in dem Namen mehrerer Sandschake erhalten als: Karassi (Καρασες), Saruchan (Σαρχάνης), Karaman (Καρμανος), Germian (Κερμανος), zu Kutahja dem

Das Sandschak Muntescha gränzt nördlich an Tire, südwestlich ans mittelländische Meer, östlich an Antalia und einen Theil des Sandschaks Kutähija; der Hauptort ist Moghla und nicht Muntescha, das zwey Stationen östlich davon liegt. Taus, ein Schloß und Gerichtsbarkeit [1]); die Küste dieses Sandschaks begreift die ganze Strecke von der Bucht von Fenika bis an die von Marmaris, welche der Insel Rhodos gerade gegenüber liegt, oder das alte Lycien. Die von K. Beaufort langs dieser Küste aufgenommenen merkwürdigen Orte sind die Ruinen des alten Myra, nächst einem Dorfe das denselben Namen führt; die Griechen verehren hier den Platz, wo der heilige Paulus predigte, den Schrank des heiligen Johannes, und die Asche des heiligen Nikolaus, dessen Leib zu Venedig und Bari gezeigt wird [2]). Der nächste Fluß wahrscheinlich der Limyrus [3]); die zwey Inseln Dolichiste und Megiste des Ptolemaios heißen heute Kakava und Castelorizo oder Castelrosso, das erste von den Griechen wegen der Menge rothschenklicher Repphüner, das zweyte rothgesprenkelter Felsen wegen von europäischen Seefahrern so genannt, beyde vortreffliche Landungsplätze, und für Schiffswerften vortreffliche Plätze, nur nicht für den Bedarf großer Flotten hinlänglich mit frischem Wasser versehen. Drey englische Meilen östlich von den zahlreichen Buchten und Bayen des Eilands Kakawa mündet das kleine Flüßchen Andraki, welches die Ruinen von Myra wäscht, am nördlichen Ufer mehrere verfallene Häuser, Särge u. s. w., auf der anderen ein großer römischer Kornspeicher Trajans, zweyhundert Fuß lang und zwanzig hoch; in der Mauer sind ältere griechische Steine mit griechischen Inschriften eingemauert, so daß schon die Römer sich solcher Barbarey gegen griechische Denkmale schuldig machten, wie später die Bysantiner und Türken [4]). In Andraki läßt sich Andriace, der Hafen des alten Myra, erkennen; zu Kakava hat (wie zu Telmissos und Abukir) die See sichtbar über das Land gewonnen, indem viele Ruinen und

alten Forum Keramiorum, Aidin (Ατινες), Alaje (Αλαιδες); der siebente dieser Stammfürsten, dessen Nachkommen dann alle anderen unterjochten, war Ατμαν, d. i. Osman. S. Schlözers kritisch historische Nebenstunden. Wie die Byzantiner diese türkische Namen verstümmelt haben, so auch fast alle übrigen bis zur Unkenntlichkeit; so ist Ertogrul Ταγγρολυπιξ, Suleimanbeg Σαλαμπαξις, Emurolmumenin (der Fürst der Rechtglaubigen) Αμηραμνες Dschuncid Τζουνετες, Omurbeg Αμουριος u. s. w.

[1]) Dschihannuma S. 638. [2]) Beaufort's Karamania S. 30. [3]) Ebend. 32. [4]) Ebend. S. 28.

Mauern unter Wasser. Gegenüber der Insel Castelorizo oder Castelrosso sind am festen Lande die beyden Hafen Sevedo und Vathy. Beym letzten ein Theater mit sechs und zwanzig Sitzen von Reihen von roher Bauart in Vergleich mit dem von Patara; zu Sevedo Felsengräber und Sarkophage, deren griechische Buchstaben mit andern von unbekannter Figur und noch unentzifferter Bedeutung vermischt sind [1]).

Die Bay von Kalamaki hält Beaufort für den Hafen Phoenicus, worin die römische Flotte vor dem Angriff von Patara ankerte, dieses Phoenicus wäre dann weder die bey Porto Genovese gelegene alte Stadt, welche auch Olympos hieß, noch die Bucht von Finika, sondern ein drittes; wahrscheinlicher aber eins mit der letzten, worin so oft griechische und arabische Flotten lagen. Aeußerst sehenswerth sind die großen Ruinen von Patara mit seinen Mauern, Tempeln, Sarkophagen und schönem Theater [2]). Eine kleine Strecke landeinwärts sind noch größere Ruinen, die K. Beaufort nicht sah, vermuthlich die von Xanthus, berühmt (wie Saragossa und Sagunt) durch seine verzweifelte Vertheidigung gegen die Perser und Römer [3]), und durch die Tempel Apolls; wer kennt nicht den lycischen und pataräischen Apollo, der sich in den Fluten des Xanthus wäscht [4]), wer nicht die schwarzen Wälder des grünen Cragus [5]), der nordwestlich von Patara in sieben Stufen, welche jedi burun (die sieben Vorgebirge heißen) endet? Hier am Fuße des Cragus begann K. Beaufort seine Küstenaufnahme der anatolischen und cilicischen, von ihm Karamanien genannten Küste, und bis hieher kam der Recensent selber auf einem von Megri (Telmissos) aus über den Flecken Liwis nach dem Thale von Kullechimari (η Χιμαιρα Φαραγξ) unternommenen Ausfluge [6]), so daß er im Thale der Chimaire, und auf den sieben Spitzen des Cragus gestanden, ohne leider bis nach Patara und Xanthus zu den Tempeln Apolls wallfahrten zu können. Eine klassische Wallfahrt, welche ihm eben so durch die

---

[1]) Beaufort's Karamania S. 13. Dieser sonderbaren Inschriften ist zuerst bey der Beschreibung von Telmissos in den topographischen Ansichten erwähnt, und eine Probe davon gegeben worden; eine zweyte gibt Beaufort S. 13. S. Münters Meinung hierüber in seinen antiquarischen Abhandlungen I. S.

[2]) Beauforts Karamania S. 4. [3]) Ebend. 7. [4]) Qui *Lyciae* tenet dumeta Delius et *Patareus* Apollo *Hor.* III. 4. Phoebe qui *Xantho* lavis amne crines. IV. 5. [5]) Dianam laetam nemorum coma, quaecunque prominet nigris silvis *viridis Cragi.* I, 18. [6]) Topographische Ansichten S. 115 und 116. Mula steht dort statt Mughla oder Mogha.

Umstände untersagt ward, als die christliche nach Jerusalem vom Pascha aus, wiewohl er sich hier wie zu Megri (Telmissos) vierzehn Tage lang mit dem englischen Geschwader zu Jafa beyläufig in gleicher Entfernung von Jerusalem wie zu Telmissos von Patara befand.

Das Sandschak Hamid hat seinen Namen wie Karasi, Saruhan, Tekke, Muntescha, Aidin, Germian, Karaman, Alaje von einem Fürsten dieses Namens zur Zeit der Seldschugiden [1]); es gränzt östlich an das Sandschak Begschehr, nördlich an das von Akschehr der Landschaft Karaman, westlich an Germian (Kutaja), südlich an Antalia. Der Hauptort ist Isparta (vielleicht das alte Boris), eine offene Stadt mit guten Früchten; südlich liegt der Berg Aghlasin, den Garten bewässert ein großer Fluß (der Duden oder Cataractes). Jalawadsch, auf der Ostseite des Sees von Ighirdir, vortreffliche Aepfel, Birnen und Kirschen, Ueberfluß an fließendem Wasser.

Baulu, ein großer Berg bey Ighiri, voll weißer Maulbeeren.

Aghros oder Aghrasch, der Name eines von Handwerkern bewohnten Thals Barla zwischen zwey Bergen nahe dem östlichen Ufer des Sees von Igirdir, wo schöne Trauben. Aaßi kara aghadsch, eine Station westlich von Isporta, eine Station südlich von Denisli. Taghani, eine Tagreise südlich von Aaßi kara aghadsch, ist die Gränze der Sandschake von Hamid und Antalia. Auschar oder Affschar, eine Tagereise nördlich von Isparta, anderthalb Stunden vom See von Igirdir, mit dreyzehn Dörfern, die dazu gehören [2]). Igirdir liegt an der Westseite des darnach genannten Sees, hart an demselben von süßem Wasser umgeben, mit vielen Bädern und Moscheen, drey Tagreisen von Kutahia; gegenüber liegt eine kleine unbewohnte, nördlich aber eine große von Schiffern bewohnte Insel, wo der Scheich Moßliheddin begraben liegt. Nahe dabey ist auf dem Berge Surenas das von einem gewissen Koleib erbaute Schloß, das der arabische Sid Al battal (Il Campeador) eroberte; außer dem Flecken ist ein Dorf Naf mit einem Kloster und frommen Stiftung. Diese wohlthätigen Anstalten sind hier so nothwendiger, als die Bewohner dieses Sandschaks sich nicht von Ackerbau ernähren, indem das Land theils See, theils unwirthbares Gebirg ist, der höchste Berg (Hypsaphoros) ist vier und zwanzig Stunden hoch, wo der Schnee funfzehn Ellen tief liegt. In der Mitte derselben ist ein süßer See, zehn Miglien lang und fünf breit; sechs Stunden von Igir-

[1]) Dschihannuma S 639. [2]) Ebend.. S. 641.

dir ist ein dritter süßer See, sechzig Miglien lang und vierzig breit; der von Igirdir endlich selbst in der Mitte von Hamid ist fünfthalb Farsangen lang und drey breit, zehn Ellen tief, mit zwey Inseln, deren kleinere Dschan atasi, und der größere Nis atasi heißt [1]).

Der See von Burdur, der bey Lukas Bendur heißt, ist nach allem Anscheine kein anderer als der oben erwähnte, sechs Stunden von Igirdir entlegen; der See von Burdur berührt mit seinem Rande das Gebiet von Aaßi Kara agadsch und Gusel hißar. Diese drey Seen sind nicht (wie Mannert gethan zu haben scheint [2]) mit den anderen südöstlich davon gelegenen Seen Korali und Begschehri, welche eben im Sandschake dieses Namens vorgekommen sind, zu verwechseln; der Abläufer des Sees von Igirdir verbirgt sich bey Duden durch einen Wirbel unter der Erde, und kommt erst wieder bey Antalia hervor (der Cataractes). Die Namen des Paul Lukas scheinen größtentheils unrichtig, sein Schafeli das Naf des Dschihannuma, und sein Berg Kadmus der Surenas des letzten zu seyn, wegen des Uebereintreffens des Klosters [3]).

Aghlasin (er soll weinen) ist eine Gerichtsbarkeit südlich von Sparta, und der Ort am Fuße des Gebirgs auf einem Hügel gelegen, mit vielen Gärten umgeben.

Getschi burlu, südlich von Olu Burlu, eine halbe Station von demselben entfernt. Die Einwohner verfertigen die Leinwandsorte Bogaßin. Der Berg Sogut taghi liegt diesem Orte gegenüber nördlich von Sparta. Hawiran nördlich vom See von Igirdir, ein Schloß mit sechs und dreyßig Dörfern, östlich davon liegt Jalowadsch, nördlich Kutahia, südlich Auschar (Seleucia?) und Nasli. Die Einwohner waren ehemals herumziehende Horden, die sich erst später in Dörfer sammelten. Igirdir ist seiner Trauben wegen berühmt, von denen man sechs und dreyßig verschiedene Sorten [4]) zählt. Dieses Sandschak, welches den größten Theil des alten Pisidiens begreift, ist außer von Paul Lukas noch von keinem europäischen Reisenden durchschnitten worden, und die meisten Städte des alten Pisidiens sind noch von künftigen Reisenden in den heutigen zu bestimmen übrig.

Das Sandschak Karahißar mit der gleichnamigen Stadt, welche zum Unterschiede von gleichnamigen Städten des osmanischen Reichs Afiun Karahißar, oder Oppiumschwarzschloß heißt, das alte Apamea Kibotos, oft mit Celenä vermischt,

---

[1]) Dschihannuma S. 641. [2]) Mannert VI. II. S. 155. [3]) Ebend. S. 156. [4]) Dschihannuma S. 401.

welches an der Quelle des Marsyas, Apamea aber an der Mündung desselben in den Mäander lag [1], der große König hatte unter der Akropolis von Celenä einen Pallast an der Quelle des Marsyas, und Cyrus einen Park an der Quelle des Mäanders.

Die Flüsse Marsys, Orpas, Obrimas, die sich mit dem Mäander vereinigen, sind erst von künftigen Reisenden genau zu bestimmen, eben so wie das Thal Aulokrenäi, zehn Meilen von Apamea auf dem Wege in Phrygien, der Scene des Streits mit dem Apollo, der schlammige Salzsee zwischen Laodicea und Apamea mit eigenem Ausfluß und der unterirdische Rinnsal des Lykos [2]. Den Obrimas nennt Pococke Bur Pascha, und läßt denselben zwischen Ishakli und Sandukli gegen Westen in den Mäander fließen. Rennel hält das letzte für Celenä [3].

Ishakli, liegt acht Stunden nordlich von Akschehr auf der großen Pilgerstraße, mit Moschee, Bad und Chan Sultan Alaeddins; eine hier befindliche Quelle heißt Jaghlibinar, d. i. die öhlige [4].

Bulawadin, acht Stunden nördlich von Ishakli, die drey Moscheen sind die Sinanpascha's, des Scheich und Hadschi, die große Brücke von 540 Schritten erbaute S. Selim; berühmt durch gute Melonen. Nach Mannert das alte Philomelium oder Philomedin (Φιλομηδην), das in Bulawadin verstümmelt worden seyn soll [5]. M. Kinneir setzt Philomelium unmittelbar über Ladik nach dem heutigen Kadinchan, und hält mit Rennel Bulawadin wahrscheinlich für das alte Dinias in Phrygien, und selbst der von Mannert angeführte Marsch des Konsul Manlius bestätigt diese Meinung, indem er am ersten Tage von Aporedos Come, wo die Quellen des Obrimas ins metropolitanische Gebiet, den zweyten nach Dinis (Bulawadin), am dritten nach Synada (Chosrewpascha) kam. Dieß sind noch die heutigen Pilgerstationen; Ishakli, Bulawadin, Chosrewpascha, das letzte zwölf Stunden von Bulawadin entfernt, ein Chan und eine aus einer Kirche gemachte Moschee; hier werden gute Teppiche verfertigt.

---

[1]) Mannert VI. III. 122. M. Kinneir weiset den Irrthum d'Anville's (S. 229) nach, und sücht die Lage von Celenä in den sieben Meilen südlich entlegenen Ruinen, die er nicht sah; hier endet die Kette des Kaldirtagh (S. 230). Rennel unterscheidet Afiun Karahißar (Prymnesia) von Apamea Kibotos, und Celenä (Sandukli), während Chandler Celenä nach Ishakli setzt. LXXI. Cap. [2]) Chandler LXX. Cap. [3]) *Rennel's* Memoir 23, 24, 28. [4]) Menasikol-hadsch S. 23. [5]) Mannert VI. III. 98.

Zwischen Chosrewpascha und Bulawadin ist das Dorf Bejat, und zwischen Bejat und Bulawadin ein fürchterlicher Paß Inler [1]), vielleicht die κλισσυραι, in denen Manuel der Komnene vom Sultan von Ikonium geschlagen ward.

Das Schloß Holmi und Myriocephalon, ist noch zu bestimmen [2]).

Das Sandschak Angora, hieß auch ehemals der Distrikt von Amorium, nach dieser alten Stadt, deren Lage Mannert zu Siwrihißar vermuthet, während M. Kinneir diesen Ort für Abrostata hält, und Amorium ganz in den von europäischen Reisenden noch wenig gekannten Raum von Phrygia salutaris hineinschreibt.

Amorium lag auf der Straße von Dorpläum (Eskischehr) über Pessinus [3]) nach Archelais (Akserai); die beyden Endpunkte.

Eskischehr und Akserai sind bekannt, aber die Lage von Pessinus und Amorium ist noch mit Gewißheit auszumitteln. Das Dschihannuma setzt Amorium in die Nähe von Angora, sagt aber, daß heute keine Spuren mehr davon übrig seyen [4]).

Angora sammt seinen Ziegen, Katzen, Birnen und Cameloten ist durch europäische Reisende bekannt genug; die schönen Gärten in der Nähe heißen Kajesch, vom gleichnamigen Flüßchen bewässert. Hadschi Beiram, der Stifter des nach ihm genannten Ordens, die Derwische, ruht hier.

Westlich von Angora am Halys ist der Narrenbrunnen, eine Schwefelquelle wie es scheint. Murtesiabad, ein Distrikt gegen Westen, wo Seidenarbeiter sind. Ajasch, westlich von Angora auf der Hauptstraße, östlich von Begbasar, zwischen dem und zwischen Ajasch eine warme Heilquelle. Jerköi nördlich und Gurel südlich von Ajasch. Der Fluß Germi, der bey Gurel vorbey geht, nähert sich Begbasar, und fällt dann in den Sakaria (Sangaris).

Jabanabad, südlich von Ajasch, nördlich von Schorba im Gebirge.

Schorba, gegen Kerde, nördlich von Ajasch; schöne Alpen mit Nadelholz und einem warmen Heilquell. Tschubukabad NO. von Angora.

Tschukurdschik, eine Station östlich von Angora mit den schönen Alpen des Elmatagh, wo Föhren und Pinien. Haimane und Torgudili, zwey Distrikte am Fuße des El-

[1]) Menasik-ol-hadsch S. 31. [2]) Mannert VI. III. 124. S. Nicetas VI. 3. [3]) Mannert VI. III. 65. [4]) Dschihannuma S. 643.

matagh, von herumziehenden Horden (Jürük) bewohnt; in Haimane ein Heilquell, die Einwohner nähren sich von Pferd- und Kameelzucht. Von sechs und dreyßig Birnenarten, die Angora zählt, sind die berühmtesten die Abbassi und Fürstenbirnen (Begarmudi), auch die Aepfel, Trauben und eine Art Frühpflaumen sind berühmt. Außer dem Sakaria und oben erwähnten Flüßchen von Kajasch ist noch das Flüßchen von Tschubykabad, das rechts von Angora kommt, und Indsche ßuji, welches in der Nähe des Klosters von Jakub Adal aus dem Elmatagh entspringt [1]).

Das Sandschak Kanghri (das alte Gangra) [2]); dieses Sandschak wird vom Gebirge Kus in zwey Hälften getheilt, und ist von drey Gebirgreihen, dem Kus, dem Alkas (Olgassis) und Budenar durchschnitten. Kanghri liegt auf der Südseite des Bergs Kus in der Ebne, zwischen den beyden Flüßchen Schirinßu und Adschißu, die vereint in den Halys fallen; die Häuser meistens von Tannenholz mit Ziegeln gedeckt. Angora ist drey Tagereisen südlich, Tscherkesch zwey Tagereisen westlich.

Tusia das alte Docea, auf der Nordseite des Kusbergs eine Tagereise nördlich von Kanghri; eine Stadt mit mehreren Chanen, Moscheen und Bädern, in der Mitte der Stadt ist der schön überwölbte Quell Farsbinari [3]). Morier kam hier vorbey, wechselte aber blos Pferde ohne die Stadt zu besehen, wie es scheint, weil das Posthaus außerhalb derselben ist [4]).

Kotschhißar, acht Stunden westlich von Tusia, und sechs nördlich von Kanghri, am Flusse Durak gelegen, in einer amphitheatralisch sich öffnenden schönen Landschaft [5]).

Kalaadschik, südlich vom Köktagh (derselbe mit Kustagh), von dem Felsen hufeisenartig umgeben, SO. von Kanghri. Zwischen beyden liegt das Feld von Terme [6]). Tscherkesch, in der Ebne, mit Moschee, Chan und Bad, von S. Murad IV. erbaut; in der Mitte der Ebne erhebt sich ein schöner mit Pinien und Tannen bewachsener Hügel, an dessen Fuß das Dorf Bosoghli. Zwischen Tscherkesch und Boli ist ein enger Paß (Bogas).

Tocht, SO. von Kanghir zwischen Tusia und Kotschhißar, im Gebirg Kus.

Gelanuje, ein Schloß von Erden. Milan, nördlich von Kurschunli, am gleichnamigen Flüßchen, das ostwärts geht.

---

[1]) Dschihannuma S. 645. [2]) Mannert VI. III. 32. [3]) Dschihannuma S. 646. [4]) Morier's first journey p. 353. [5]) Ebend. [6]) Dschihannuma 646.

Der Fluß Duras, an dessen beyden Seiten Oguf nördlich von Karghu liegt, geht beym Dorfe Hadschi Hamsa in den Kisilirmak (Halys); der Ursprung des Duras ist in der Gerichtsbarkeit Karibasari (Schneemarkt), der am Ende des Kusgebirgs gegenüber des Passes liegt. Schaabanusi, in der Nähe von Kalaadschik, und südlich von Schaabanusi, liegt der Distrikt Kuribasari.

Kalaadschik Kuskin, liegt südlich von Kalaadschik, und zwischen beyden diesen Distrikten fließt der Halys durch. Gute Melonen und Wassermelonen. Vier Stunden östlich von Kanghri, beym Dorfe Tuflu, ist ein Salzberg. Der rothe Saffian [1]) dieser Gegend ist so berühmt, als der gelbe von Kaißarije, und der blaue von Konia. Das Gebirge Kus durchschneidet das Sandschak von Osten nach Westen, die Kette Akkas streicht nördlich. Der Fluß Duras entspringt am äußersten Ende des Kus, bey Karabasari, fließt von Westen nach Osten bey Tscherkesch, Kurschunli, Kotschhißar, Tusia vorbey, und geht bey Hadschi Hamsa zwischen demselben, und Karghi in der Nähe von Osmandschik in den Kisilirmak oder Halys [2]).

Das Sandschak Kastemuni gränzt nördlich an das schwarze Meer, östlich an Dschanik, westlich an Boli, südlich an Kanghri. Die Hauptstadt, welche von europäischen Reisenden Castembol geschrieben wird, ist nach M. Kinneir das alte Germanicopolis, nach Mannert [3]) das alte Sora. Kastemuni hat mehrere Moscheen, und auf der Westseite an der Stelle Hißarerdi einen Wallfahrtsort (die Moschee Schaaban, Efendis). Taschköpri, ein Flecken ohne Mauern, nach einer alten steinernen Brücke so genannt [4]). Boiabad, ein Distrikt auf dem Wege von Dschanik nach Kastemuni. Sinope, die Hafenstadt des Sandschaks, ist aus Tournefort und anderen bekannt genug.

Sore, am Fuße des Erzgebirgs, eine Tagereise von Kastemuni [5]); der dazu gehörige Hafen von Ineboli liegt vier Stunden ostwärts, und hundert Stunden westlich von Sinope.

Aradsch, westlich von Kastemuni, eine Tagereise weit am Flusse Aradsch.

Bojalu, rechts von Aradsch, hart am selben; hier fließt das oben erwähnte Flüßchen Milan vorbey, das sich hier mit dem Mendel und Donerek vereinigt, welche beyde aus dem Berge Kolbi entspringen.

---

[1]) Dschihannuma 646. [2]) Ebend. [3]) Mannert VI. III. 33.
[4]) Dschihannuma S. 648. [5]) Ebend. S. 649.

Turghan, ein Distrikt westlich von Boiabad, und nördlich von Hißarima [1].

Serai, von Sinope landeinwärts, hier sind die großen Nadelholzwälder, aus denen der für das türkische Seewesen nöthige Theer erzeugt wird.

Tschanlu, hinter Serai im Gebirge, waldig und wohl bewässert.

Aja Andun, westlich von Sinope am Ufer des Meeres, ein großes Dorf. Hier ist das Erzgebirge, das wie das zu Argano (zwischen Malatia und Diarbekr) reichen Ertrag an Erz liefert [2].

Das Sandschak Boli, dem vorigen westlich und dem von Kodscha Ili östlich gelegen [3], mit der gleichnamigen Hauptstadt (das alte Hadrianopolis), wo eine besondere Art Pistazien, Fistifindik, und ein warmes Heilbad ist. Ein kleiner Fluß geht zwischen den Gerichtsbarkeiten Gölbasari und Hißarögi ins Meer, hinter der ersten ist ein kleiner See; zu Boli sind zwey Quellen, deren eine versteint, die andere Steine auflöset.

Kerde (Gerida bey Heude 250, Dupré I. 15), am gleichnamigen Flüßchen, das von Alatagh kommt, zwischen den zwey Seen Karagöl und Tufligil, jener westlich, dieser östlich. Wiranschehr, berühmt durch gutes Honig und Saffran, östlich von Köfdsche und Ssusasak, an einem Flüßchen, das von den Alpen des Berges Arak kommt [4].

Moderni, eine Tagereise südlich von Boli, an einem Flusse, der bey Sabandscha in den Sakaria fällt, zwischen zwey Bergen, auf deren einem ein Schloß. Amaßra (Amastris), der bekannte Hafen des schwarzen Meers.

Kibrisdschik am Alatagh, vier und zwanzig Dörfer, deren mehrere Reiß bauen.

Paulu, am Saume des Alatagh, mit einem warmen Bade.

Dört Dusan, westlich von Kerde an der Tiefe des Alatagh, heißt so, weil Sultan Suleiman auf einem seiner Züge vom Padagra aufgehalten, hier vier Tage Diwan hielt [5].

Tschagha, nördlich von Alatagh, mit einem See, kleiner als der von Sabandscha. Mengen, nördlich von Tschagha, gute Forellen und Pflaumen (Merdume).

Tudargha, hart an Tarakli; zwischen Tudargha und Boli liegt Moderni, berühmt durch Kämme (Tarak), Löffel, und die schöne Ebne Nalatarlasi.

Esnanli, zwey Dörfer an einem See, in den sich der

---

[1]) Dschihannuma S. 650. [2]) Ebend. [3]) Ebend. S. 651. [4]) Ebend. S. 652. [5]) Ebend. S. 653.

Fluß Milan ergießt, und auf der anderen Seite hinaus ins Meer geht. Safran, ein Distrikt von funfzig Dörfern.

Kisilbeli, zwölf Dörfer am Filias (Billäus) mit der Alpe Mahjailasi. Kogerbe, südlich von Uskub, südlich davon fließt der Fluß Oghri, der in den See von Efnanli geht. Dusdschebasari, ein Distrikt von mehreren Dörfern längs der Heerstraße, erzeugt gute Sahne (Kaimak) und guten Reiß [1]).

Eregli (Heraclea Ponti), der bekannte Hafen des schwarzen Meeres; der Fluß, der vom Berg Tschileh herunter kömmt, wird hier mit Nachen übersetzt. Wallfahrtsort Hadschi Baba's; Produkte: gute Leinwand und Bauholz.

Samakov, östlich von Eregli, eine Gerichtsbarkeit von zwanzig Dörfern [2]).

Durek, östlich von Eregli, nördlich vom Berg Tschil (Cytorus); der Fluß von Boli und der von Mengen vermischen sich in diesem Distrikte mit den Wässern von Aradsch und Wiranschehr, und gehen vor Durek ins Meer.

Jedidiwan, d. i. die sieben Diwanstage, ein Distrikt (wie oben vier Diwanstage).

Derkene, südlich von Durek, auch Sekisdiwan, d. i. die acht Diwanstage genannt.

Der Distrikt Tschescharschenbe, d. i. Mitwoche, und Pentschembe, d. i. Donnerstag, zwischen denen der Filias (Billäus) fließt. Gulbasari dem letzten nördlich.

Hißarögi, östlich dem vorigen, und von demselben durch den Filias getrennt.

Jenidsche, östlich von Boli, vom Filias bewässert, zwölf Dörfer enthaltend.

Bartan, drey Tagereisen von Boli östlich. Die Wässer Derbend ßuji, Owa ßuji und Ulus ßuji vermengen sich in diesem Distrikte zum großen Flusse, der bis zwölf vom Meere einwärts große Schiffe aufnimmt, auch zwölf Diwan genannt.

Uskubi, zwölf St. nordwestlich von Boli und südlich von Aktscheschar, hier kommt nördlich vom Tschileh der Fluß Dabbaghlar ßuji, und die westlichen Reißfelder bewässert der Milan ßuji; in Dorfe Tschileh ruht Schemsi Efendi.

Aktscheschar, nördlich von Boli und Uskub, sechs Stunden vom letzten. Der Berg Tschileh liegt zwischen diesem Distrikt und Boli, als Hafen dient das Dorf Keramеddin, so wie Milan Agsi (die Mündung des Milan), dem Distrikt von Uskub; gute Kirschen und schönes Bauholz. Gökdscheßu, ein Distrikt östlich von Boli. Serak, an den vorigen stoßend,

---

[1]) Dschihannuma S. 653. [2]) Ebend.

durch den Fluß von Boli von demselben getrennt. Die Alpen der Berge Tschileh und Alatagh.

Aktasch, östlich von Wiranschehr am Flusse von Wiranschehr. Ulak, östlich von Attasch, bewässert vom Flusse Enin des Alatagh. Sersene, südlich von Bartan im Distrikte der sieben Diwane. Ulus, südlich von Amaßra, westlich von Kastemuni. Eflani, an Kastermuni's Gränze. Jaghan, nahe bey Wiranschehr, Gödschenis, an Sersene stoßend; hier ist der Berg Kirk taghi, mit einer sehr merkwürdigen, im Dschihannuma beschriebenen, von keinem europäischen Reisenden aber noch gesehenen Höhle Gungörmes (d. i. die den Tag nicht sieht), wo Ruinen und Spuren unterirdischer Wohnungen, Fontainen, Gräber u.s.w., man kann ein bis zwey Tage darin fortgehen, ohne das Ende zu finden, und man glaubt sie erstreckt sich bis ins Erzgebirg von Kastemuni (ganz gewiß die Acherusia der Alten [1]).

Flüsse. Der Milan (Hippias) kommt von den Bergen Tschileh und Murus, trennt die Distrikte Dusdsche und Uskub, fließt in den See von Isnanli ein und aus, trennt die Sandschake von Nicomedien und Brussa, geht nach Aktschesar und mit sehr großer Mündung ins Meer.

Der Filias (Billäus [2]) geht durch die Distrikte Beljenidsche, Pentschenbe, Gulbasar, Hißarögi ins Meer. Der Bartan (Parthenius) auch Derbend ßuji oder Owa ßuji oder Ulus ßuji, geht durch die Gerichtsbarkeit Bartan und Ner. Der Moderni ergießt sich unter der über den Sakaria (Sangaris) führenden hölzernen Brücke in denselben. Der Kerde kommt von Alatagh, geht durch die Distrikte Ulak und Schehabeddin, trennt die Sandschake Angora, Kangri, Kastemuni von dem von Boli [3]).

Das Sandschak Sultanögi. Nachdem wir abermal bis an die Küste des schwarzen Meeres gekommen, kehren wir noch einmal in der Richtung von Norden gegen Süden, in das innere Gebiet Anatoliens zurück.

Die Hauptstadt des Sandschaks Sulsanögi ist Eskischehr (Doryläum), der Wallfahrtsort zu den Gräbern Scheich Edebali's und Schehabeddin's; der Pursak (Thymbris) fließt in der Nähe, auch ist ein warmes Bad hier; drey Stunden davon ist das Dorf Akwiran [4]). Neun Stunden östlich von Eskischehr ist Sidigasi, das alte Dokymäum durch den syna-

---

[1]) Dschihannuma S. 655. Siehe auch Mannert VI. III. 626. [2]) *Rennel's* Memoir p. 263. [3]) Dschihannuma S. 655. [4]) Ebend. 642. Menaskolhadisch S. 28.

dischen Marmor berühmt, der vom Blute des Atys gesprenkelt worden. Hier ist das Grabmal des arabischen Sid Albattal (Cid el Campeador), der nach der Belagerung Konstantinopels unter Moslema hier im Jahre d. H. 121 (738) starb. Auch sind Gräber hier aus der Familie Michaloghli (des Paläologen). Zwischen Sidigasi und Chosrewpascha liegt auf der Pilgerstraße das Dorf Bardakli und der Paß Kirlepa, ein warmes Bad und eine Quelle, auf deren Oberfläche man Oel sammelt [1]). Sogüd, zehn Stunden von Eskischehr, auf der Heeresstraße, ehemals Söißaf (Θηβασια), berühmt durch sauer eingemachte Weinbeeren und Knackwürste [2]); auf dem Wege nach Lefka links das Grabmal Ertogruls, dann des Chan Köprili Mohammedpaschas. Lefke (Seleucia), neun Stunden von Sogüd und eilf von Nicäa, nahe dem Sakaria (Sangaris), der von Eskischehr kommt, und den Pursak (Thymbris) aufnimmt [3]). Inögi, am Fuße eines hohen Bergs mit mehreren darin befindlichen Höhlen, deren eine bewohnt ist; eine andere ist östlich von Akbiik, ostwestlich von Eskischehr, und nahe dabey der Distrikt Kutschukfure. Biledschik liegt in der Mitte von Brussa, Jenischehr, Lefke, Jailakabad, Nicäa und Gemlik, südlich dem letzten, nördlich dem vorletzten; hier sind viele Weberstühle, wo der geschnittene Sammt für Polster verfertigt wird. Karadschaschehr, ein altes Schloß, das Osman zuerst auf S. Alaeddins Befehl eroberte, vier Stunden von Inögi nördlich von Kutahia am Pursak. Dieses Sandschak ist der heilige Grund der ältesten osmanischen Geschichte, und fast jeder der genannten Oerter ist in derselben verherrlicht; zu Sidigasi ruht nebst dem arabischen Cid Sultan Alaeddin, auf dessen Befehl Osman das Schloß Karadschahißar eroberte, und dann von ihm im Jahre d. H. 687 (1288) mit Eskischehr belehnt ward. Zu Sogud ist das Grab Ertogruls, und Biledschik ist das Schloß, welches Osman auf eine dem trojanischen Pferde nachgeahmte List bey einem Hochzeitsgelage eroberte [4]).

Das Sandschak Kutahia, auch das Sandschak Germian geheißen; beyde Namen sind alt, jener aus Cotyaeum, dieser aus dem Forum Caramiorum Xenophons verstümmelt. Kutahia, am Pursak (Thymbris) gelegen, gilt für die Hauptstadt ganz Anatoliens. Die schönsten Spaziergänge der von Akßu, Sultanbaghi, Kebkis und Sultan Bajasid

[1]) Dschihannuma S. 642. Menasikolhadik S. 30. [2]) Ebend. S. 28. [3]) Ebend. S. 27. [4]) Dschihannuma S. 641 und 677. S. *M. Kinneir's* journey S. 235, 38.

baghdschesi. Drey Stunden von der Stadt im Orte Fundschali ist ein heißes heilsames Bad [1]), das ιλυζα des Hierokles [2]), indem Ilidsche jedes warme Bad heißt; auch im Distrikte Amrudili sind warme Bäder, die zum Unterschiede vom vorigen Kisililidsche heißen. Tawschanli, acht Stunden nördlich von Kutahia. Altuntasch (Goldstein), nordöstlich von Kutahia. Gumisch (Silber), ein anderer zu Kutahia gehöriger Distrikt. Uschak, östlich von Kutahia am Fuße des Muradgebirgs, wo Teppiche und Tapeten gemacht werden. Silindi, östlich von Kure, ein Distrikt mit gleichnamigem Dorfe. Kodos, östlich von Kutahia, am gleichnamigen Fluß. Kule, zwischen schwarzem Gestein, ein an Obst sehr fruchtbares Thal. Kure, östlich von Silindi; dessen Teppiche sind nicht minder berühmt als die von Uschak. Südlich liegt Sidschanli, zwischen dem und Banas der Berg Achirtagh mit schönen Alpen, von Turkomanen bewohnt. Altunowasi oder Scheichli, zwey Stationen westlich von Karahißar am Fuße des Bergs Aktagh. Baslak, östlich von Denisli, an Scheichlu anstoßend. Tschal, zwischen Uschak, Baslak und Inar, am Mäander. Jasikari, südlich von Baslak, durch einen Berg vom selben getrennt, auf der einen Seite von Tasikeri ist Keikler, auf der andern Seite der Berg von Sogud. Keikler östlich von Tasikeri. Gökojuk stößt hart an das Sandschak von Aidin. Denisli, heißt auch Ladakia laut dem Dschihannuma [3]), von Wassern und Bergen umgeben, sieben Moscheen, fünf Bäder, viele Chane, ein kleines Schloß. Das Wasser kommt vom Berge Horßulu, westlich ist der Berg Kutschuk Baba, östlich der von Tschenkilis, südlich der von Kasaklibeli. Asina, im Thale von Denisli, drey Stunden westwärts von Denisli. Hones (Colossä), im Thale von Denisli, auf der Nordseite eines Schneebergs.

Flüsse. Der Kodos (Hermas [5]) kommt vom Berg Murad, geht durch das Feld von Kodos unter Silindi bey Magnesia vorbey, und bey Smyrna gegenüber von Sandschakburuni ins Meer.

Mendres (der Mäander), entspringt zu Bunarbaschi, eine Station von Hamna, geht durch die Distrikte Baslak und Tschal nach dem von Tscheharschenbe, wo er sich mit dem Flusse von Muradtagh, der von Banas kommt, vereint, und im S. Aidin im Sandschake Balat ins Meer ergießt. Die ehe-

[1]) Dschihannuma S. 631. [2]) Mannert VI. III. S. 105.
[3]) Dschihannuma S 634. S. *Rennel* Memoir p. 33. Denisli an der Stelle Laodiceas. [4]) Mannert VI. III. 376, 138.

malige über diesen Fluß geschlagene Brücke Demitrasch war die Gränze von Aidin und Germiana [1]).

Das Sandschak Aidin gränzt nördlich an Magnesia, westlich an Sighla, südlich an Muntescha, westlich an Kutahia; der Hauptort ist Tire (Metropolis [1]), am Fuße eines Bergs, dem gegenüber der Berg Kisildsche Musa tagh aufsteigt, der dieses Sandschak von Magnesia trennt; eine Handelsstadt mit mehreren Moscheen, und einem schönen Betort (Moßella); zweyhundert Schritte im Gevierten, auf der Südseite des Bergs Musatagh (Messogis) liegt Bajender, nördlich von Tire, westlich von Bergi Nasli (Nysa [2]) eine Station westlich von Denisli und östlich von Sultanhißar, durch seine Feigen berühmt. Der Berg Kastel liegt südlich von Tire, und Sultanhißar auf seiner Südseite [3]). Guselhißar (Magnesia), am südlichen Lande des Bergs von Tire, auf dem demselben südlich liegenden Berge der Spazierort Andsed. Arbas, zwischen Jenischehr und Bostaghan, ein Distrikt [4]). Jenischehr, am Rande eines Bergs, welcher dem von Tire gegenüber liegt. Hinter Jenischehr ist ein sehr schwer zu passirender Paß Derbendi Dschelenderi, durch den man nach Hamid geht, mit alten Ruinen. Begi oder Bergi (Hypsipa), nordöstlich von Tire, stützt sich an den Berg von Bergi (den Tmolus); demselben gegenüber liegt ein Berg südlich, an den sich Tire lehnt. Tire liegt südwestlich von Bergi am Saume des Bergs, der sich südlich von Balianboli, Aidin und Bergi hinzieht. Mermeredschik, östlich von Begi, stützt sich wie dasselbe an den Berg. Diese Stadt ist der Geburtsort mehrerer Gelehrten, als Ataji Efendis, und des berühmten Theologen Mohammed Bergeli (der türkische Canisius [5]). Der Berg von Bergi, ein Schneeberg, ist der Sommeraufenthalt der Bewohner von Magnesia, Tire, Akhißar. Alaschehr (Philadelphia), eine große Stadt, Ainegöl, nördlich von Sart, östlich von Mermeredschik, südlich von Alaschehr, mit einem kleinen See auf der Nordseite. Kilis, östlich von Balianboli, südlich von Mermeredschik, an den Berg gelehnt; Ajaßulugh, Ephesus. Sart (Sardes), südöstlich von Magnesia, am Wege der nach dem Schneeberg (Bostagh) führt. Der Bostagh senkt sich von Adin gegen Birghe. Ainegöl liegt demselben nordwestlich, Alaschehr nördlich. Der Berg Bergi (Tmolus)

---

1) Mannert VI. III. S. 371. 2) Ebend. S. 272. 3) Dschihannuma S. 636. 4) Ebend. Guselhißar ist Magnesia am Mäander; das türkische Magnesia ist immer das am Sipylus. 5) Dschihannuma S. 637.

zwischen Magnesia und Tire; an dem östlichen Ende dieser Kette ist ein anderer Bostagh (der Sipylus), der See des Tmolus am Saume des Gebirgs ist zehn Meilen lang. Südöstlich von der Alpe des Bostagh, ist der hohe Berg Makamierbain; zwischen zwey Gipfeln dieses Bergs ist das Kloster Baba Raschids. Der Kastanienberg ist auf der Südseite von Tire [1]).

Das Sandschak Sighla oder Smyrna, dessen Hauptstadt durch die meisten orientalischen Reisebeschreiber hinlänglich beschrieben ist. In Hinsicht der Alterthümer dieses und des vorigen Sandschaks, lassen die Reisen Chandler's, die Jonian antiquities, und die in Walpole's Memoirs über die jonische Küste, und insbesondere über die Lage von Miletos aufgenommenen Beyträge nichts zu wünschen übrig. Burunabad, ein zur Stadt Smyrna gehöriger Distrikt und Flecken gleiches Namens am Meere mit fünf bis sechs Moscheen; ein anderer südöstlich gelegener heißt Serpandi. Des Ursprungs des Melos unter dem Namen Bunarbaschi, und der sogenannten Grotte Homers, als einer talismanischen, erwähnt auch das Dschihannuma [2]),

Menmen, am Meere SW. von Smyrna gegen die Gerichtsbarkeiten von Kelembe und Torgudli; auf dem Wege von Smyrna nach Neif ist ein Berg zu umgehen, desgleichen nördlich der Berg von Torgudli und Magnesia (am Sipylus) [3]). Neif liegt SW. von Magnesia [4]).

Das Sandschak Ssaruchan gränzt östlich an Kutahia, nördlich an Chodawendkiar, westlich an Ssighla, südlich an Aidin [5]). Der Hauptort ist Magnesia (ad Sipylum), die alte Residenz osmanischer Prinzen, so lange sie noch als Statthalter in Provinzen gesendet, und nicht eingesperrt wurden. Sie liegt am Kodos (Hermas), der in einem zwey Stunden entfernten Thal fließt; die schönsten Moscheen sind Muradije, Chatunie, Tschaschnegir, Kaßr Sultani, Schehfadeserai Dschamisi Collegien sind an der Moschee S. Murads und der Chaßeki; auf der Südseite wird die Stadt von einem Schlosse vertheidigt, und auf der Südwestseite sind auf einem hohen Susen, d. i. die Nadel genannten Hügel Ruinen [6]); die Tulpen von Magnesia stehen im Rufe besonderer Schönheit. Liebhaber suchen hier besonders die Art Kasa Lakesi auf. Man geht von Magnesia nach Smyrna sechs Stunden, indem man die Berghöhe Sabundschibeli umgeht. Menemen liegt vier Stunden SW. und Nif vier Stunden gerade westlich.

Torgud, östlich von Magnesia am Fuße des Bergs; Ba-

---

[1]) Dschihannuma S. 638. [2]) Ebend. S. 669. [3]) Ebend. S. 670.
[4]) Ebend. S. 634. [5]) Ebend. 635. [6]) Ebend. S. 336.

lamut und Akhißar (nicht Althißar wie auf M. Kinneir's Karte) nördlich von Torgud. Akhißar (Tyatira) liegt NO. von Magnesia und östlich von Kordos, so daß diese zwey Orte mit Balamut im Dreyecke liegen; wenn man von Balamut nach Smyrna geht, sieht man Akhißar links. Marmara liegt zwischen Akhißar und Bostagh (der Sipylus), Fotscha (das alte Phocäa) am Ufer des Meeres. Sart (Sardes) zwischen Magnesia und Bostagh [1]). Demurdsche oder Mermeredschik, ein Distrikt in der Nähe von Sandraghi.

Das Sandschak Bigha oder Troas, auch vorzugsweise das Sandschak des Pascha genannt, weil es mit dem von Ssighla und Kodscha Ili, ehemals den Einkünften des Kapudanpascha zugeschlagen war, und zum Theil noch ist. Dasselbe umfaßt aber nicht nur Troas, sondern die ganze östliche Küste des Hellesponts bis zur Halbinsel Cyzicus, diese mit einbegriffen. Dieselbe heißt Kaputaghi, und die am Ende derselben befindlichen Ruinen Aidindschik oder Kleinaidin, oder auch der Thron von Balkis und Temaschalik, d. i. Schauplatz, weil Suleimanpascha, der Sohn Orchans, in einer heiteren Mondnacht von hier aus die europäischen Ufer betrachtend, den Entschluß faßte, von Asien nach Europa überzusetzen [2]). Die Küste hat zuletzt Chevalier in seinem voyage de la Propontide beschrieben.

Das Sandschak Karasi gränzt südlich an Magnesia, westlich an Propontis und Bigha, nordwestlich an Chodawendkiar; der Hauptort ist Balikesri, südlich davon ist der Distrikt Bakir; Balikesri liegt am Fuße eines Berges zwey Stationen von Michalidsch. Sarghanunpascha leitete von diesem Berge Wasser in die Stadt, auch ist hier der Scheich Lutfollah Bairami begraben. Ajasmend, am Ufer des Meeres eine Station südlich von Edremid. Mendhuria, ein großer Flecken an einem Flusse, worüber eine Brücke führt, drey Stationen von Michalidsch. Kordos, gegen den Distrikt Demirdschi Sandraghi, dessen sowohl, als des Distrikts Demirdschi, beym Sandschak Ssaruchan Erwähnung geschehen, liegt drey Stunden östlich von Bighadidsch. Ajurindi westlich von Balikesri. Kelembe, in einer hügelichen Gegend, ein großes Dorf fünf

---

[1]) Noch hat kein Reisender genau die Straße, welche das Heer von Xerxes zog, verfolgt, und nach Herodots Angabe angezeichnet. Er kam über Celenä (wo die Quellen des Mäanders und Catarakes) nach Anawa (an einem Salzsee), nach Colossä (wo der Lycus unter die Erde geht), Cydra (wo der Gränzpfeiler der Lyder und Phryger) über den Mäander nach Callatebus (berühmt durch eine besondere Art von Honigkuchen) nach Sardes. Herod. VII. 26, 30. [2]) Dschihannuma S. 669.

Stationen von Michaidsch, mit zwanzig dazu gehörigen Dörfern, zwey Moscheen und einem kleinen vorbeyfließenden Flüßchen.

Das Sandschak Chodawendkiar oder Brussa ist im Range nach dem von Kutahia das erste, weil der Hauptort desselben die alte Residenz der osmanischen Sultanen ist, und die Gräber der ersten sechs Herrscher enthält. Da die umstandliche Beschreibung davon aus Selbstansicht nach dem Dschihannuma und Ewlia in der Reise nach Brussa [1]) enthalten ist, wäre hier Wiederholung überflüssig.

Dasselbe gilt auch von dem Sandschake von Kodscha Ili, dessen Hauptort Nikomedien, und welches sammt den Sandschaken von Bigha und Ssighla dem Kapudanpascha zugeschlagen ward. Der Name Kodscha Ili, d. i. des Landes des Alten, ist von einem der ersten Krieger der osmanischen Geschichte, Aktsche Kodscha, hergenommen, so wie der Name des Sandschaks Chodawendkiar, d. i. des Herrn, von Sultan Murad dem Ersten.

Die umständliche Beschreibung des Sandschaks Kodscha Ili ist theils schon in dem angeführten Umblick auf einer Reise nach Brussa enthalten, und theils hat dieselbe ihre Stelle in der nächstens erscheinenden Topographie Konstantinopels und des Bosporos Platz gefunden, und der Grund fällt also weg, der uns bewogen hat, den Auszug türkischer Quellen hier, als meistens noch unbekannt und von Kartenverfertigern unbenützt, künftigen Reisenden zum Unterrichte und zur Leitung zu liefern. Wir wünschen, daß es denselben, in Verfolge der hier angegebenen Spuren, gelingen möge, so manche noch ungewisse Punkte zu bestimmen, so manche merkwürdige Naturscene oder Ruine, die noch kein europaischer Reisender gesehen, oder wenigstens öffentlich beschrieben hat, aufzufinden und zu beschreiben. In der ganzen Ausdehnung der asiatischen Turkey (mit Ausnahme von Syrien und Arabien), von den Ufern des Tigris bis an die der Propontis, und von der cilicischen Küste bis an die des schwarzen Meers, von Bagdad bis Skutari, und von Tarsus bis Erserum haben wir Landschaft an Landschaft durchwandert, sind den Strömen und Gebirgen gefolgt, haben die Brennpunkte der Kultur alter und neuer Zeit in dem heutigen Flor der Städte und in der Herrlichkeit alter Ruinen bezeichnet, und gezeigt, wie den Schauplatz großer Thaten die Fackel der Geschichte erhellen kann. Künftige Reisende mögen nun in die von uns hier verfolgten Fußstapfen ihrer Vorfahrer treten, oder nach den aus morgenländischen Quellen gege-

[1]) Umblick auf einer Reise von Konstantinopel nach Brussa. Hartleben, 1818.

benen Winken neue Bahnen versuchen zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde.

Möge der Wanderer des assyrischen Gestades [1]) mit gutem Glücke die Ruinen von Hatra und Sennaar (zu Chisr [2]) und die Pyramide von Sindschar) [3]) auffinden, möge er aus den noch unbeschriebnen Quellen des Tigris und Euphrats, des Marsyas und Mäanders trinken, und die Stellen, wo der Tiger und Euphrat den Taurus durchbrechen, selbst untersuchen [4]). Möge der Schiffer der cilicischen und bithynischen Küste, weiter als bisher ins Land vordringen, und als Augenzeuge die Wunder der korycischen Grotte (bey Ermenak) [5]) und den Schrecken der acherusischen Höhle (im Berg Kirk tagh) [6]) beschreiben! Dem Reisenden durch die taurischen, cilicischen, amanischen und syrischen Pässe sey es gegönnt, den Zug Xenophons und Alexanders, die Schlachtfelder, wo am issischen Meerbusen Darius und Niger besiegt, und die Bergengen (κλισσυραι) in denen bey Dorylaum und Ikonium, die Kreuzfahrer und Manuel der Komnene (vermuthlich Kirlapa boghasi bey Sidgasi [7]), und Inlerki Chosrewpascha) [8]) zu Grunde gerichtet wurden, genau zu bestimmen, und die Ruinen im Passe von Tschelendri [9]) zu untersuchen; ihm sey es gegönnt, den unterirdischen Lauf des Katarraktes (im Duden) zu verfolgen, und die Reste des Dammes am Koralis [10]) zu besichtigen; er bereise die neun Seen des alten Isauriens und Phrygiens, und lasse keinen Zweifel übrig, welche gesalzen und welche süß. Er erklimme die schönsten Alpen Asiens, die von Ramasanogli am Taurus, und von Bingöl, d. i. die tausend Quellen am Niphates, die des Argäus und des Mysopis, und beschreibe dieselben, wie die des Ida und Olympos bereits beschrieben sind; er sehe sich auf dem Gipfel des Tmolus (auf dem Wege von Sardes nach Ephesus) [11]) nach den Ruinen der persischen Hexedra, und auf dem des Sipylus nach den vom türkischen Erdbeschreiber in Magnesia [12]) erwähnten Ruinen um. So wird er aus Eigenem ein neues schönes und vollständi-

---

1) Litoris assyrii viator. Hor. l. III. 4. 2) Ewlia. 3) Dschihannuma S. 483. l. 3. 4) Apud *Elegiam* occurrit ei Taurus mons, nec resistit (Plinii Euphrates V. 24). Occurrente Tauro monte in specu mergitur, subterque lapsus a latere altero ejus erumpit; locus vocatur *Zoroanda*. Plinii Tigris. VI. 27. 5) Dschihannuma 611. 6) Ebend. S. 655. 7) Menasikol-hadsch S. 31. 8) Ebend. 9) Dschihannuma S. 636. 10) Ebend. 619. 11) Chandler I. 76. 12) Dschihannuma S. 635.

ges Ländergemälde aufstellen, und demselben die Inschrift beysetzen können, womit Dikaiarchos seine Beschreibung von Hellas beginnt:

Ἰδιόν τι πλάττων, κ' οὐχὶ τὸν ἑτέρων πόνον
(Ὅπερ ἔνιοι ποιοῦσιν) ἐμαυτοῦ τιθέμενος
Νυνὶ πεπόρηκα τὴν ἅπασαν ΑΣΙΑΝ
Ὑποταττομένας ταύτῃ δὲ τὰς ἑξῆς πόλεις.

Jos. v. Hammer.

Art. IV. Ueber Platon's Schriften. Von Joseph Socher, der königl. Akademie der Wissenschaften in München auswärtigem ordentlichem Mitgliede. München, 1820. Gedruckt und im Verlage bey Ignaz Joseph Lentner. (Leipzig, bey Hartmann, und Wien bey Wimmer). VI. 464 S. gr. 8.

Der Verfasser, dem, der Vorrede zu Folge S. 6, »bey langer Bekanntschaft mit Platon so manche Vermuthung, aber auch Bedenklichkeit über Zeitfolge und Echtheit seiner Schriften aufgestoßen war«, faßte, da die bayerische Akademie der Wissenschaften die Echtheit und Zeitfolge der platonischen Schriften zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht hatte, die angenehme Hoffnung, »durch eine zahlreiche Konkurrenz von Meinungen über beydes ersehnte Aufschlüsse zu erhalten.« In dieser Hoffnung aber getäuscht, entschloß er sich, »seinen eigenen, obgleich nur spärlichen, Vorrath zusammenzusuchen, und, wenn auch nicht so viel, als er wünschte, doch so viel, als er konnte, für sich und einen genügsamen Gastfreund zu Tische zu bringen« (S. 6).

Zuerst betrachtet er Platon's Schriften im Allgemeinen. Eine erschöpfende Darlegung der äußeren Gründe ihrer Echtheit und Zeitfolge, setzt eine Zeugen-Vernehmung voraus. Die Zeugnisse sind dreyerley: Schriften-Zeugnisse, Meinungs-Zeugnisse und Wort-Zeugnisse. Weder die Zeugnisse der Alten, noch die Urtheile der Neueren sind befriedigend, weil es jenen an Zuverlässigkeit und diesen an Einstimmigkeit fehlt. Wir sind daher an die inneren Gründe, an Platon selbst gewiesen, wenn wir über seine Werke urtheilen wollen. Um ferner die echten Schriften des Platon kennen zu lernen, müssen wir diejenigen hervorheben, »denen der Stempel eines eigenthümlichen Geistes in größeren, unzweifelbarern Zügen eingeprägt ist, als ihrer Gesammtheit« (S. 24); diese sind demnach als die Normalwerke des Platon zu betrachten. Als solche stellt der Verfasser folgende auf: Phaedon, Protagoras, Gorgias, Phädros, das Gastmahl, die Politeia und den Timaios. »Wer«, sagt der Verfasser S. 27, »mit diesen Werken durch

mehrfache Lektüre sich innig genug bekannt gemacht hat, erwirbt sich dadurch nicht nur eine Art Gefühles, wodurch er, wie Kenner von Meister-Gemälden, die Hand des Meisters auch an andern Stücken, die man ihm beylegt, mit ziemlichem Zutrauen vors erste für sich selbst zu erkennen hoffen darf, sondern die Entwicklung und Auflosung dieses Gefühles in seine Theile setzt ihn auch in den Stand, andern die Gründe seines Urtheils mitzutheilen.« Unter den platonischen Werken finden wir aber mehrere, die dem Inhalte und der Behandlungsart nach den platonischen wohl ähneln, gleichwohl aus inneren Gründen nicht für echte Schriften des Platon gehalten werden können. Die Verfasser derselben können, da der sokratische Dialog nach des Sokrates Tode allgemein herrschend geworden war, Sokratiker oder auch Männer gewesen seyn, deren Name nie bekannt genug, oder wenigstens nicht erhalten wurde, und deren Werke vaterlos eine Zeitlang im Strome der Zeit dahinschwammen (S. 31), bis ein Freund platonischer Schriften ihnen die Ehre erwies, sie unter Platon's Namen zu stellen.

In dieser Einleitung berührt der Verfasser vielfältig auch die Urtheile und Ansichten anderer, die er jedoch nicht selten weder richtig darstellt, noch auf die gehörige Weise würdigt. So S. 27: »soll die Aufzählung einiger Fehler an einem platonisch genannten Werke, sollen die vagen Formeln: diese Schrift ist Platon's unwürdig; sie enthält nichts einem so großen Manne Entsprechendes u. s. w., allein schon die Unechtheit derselben beweisen?« Stillschweigend setzt der Verfasser hier voraus, daß irgend einer seiner Vorgänger sich ein so unkritisches Verfahren habe zu Schulden kommen lassen. Dem ist aber, so viel wir wissen, nicht so. Einzelne Stellen beweisen für sich nichts für die Unechtheit eines ganzen Werkes, unterstützen aber wohl den Hauptbeweis, der aus der Abzweckung des Werkes, aus der in ihm ausgesprochenen Gesinnung und dem Tone des Ganzen geführt werden muß. Wenn sich also Nachlässigkeiten, Spuren von Jugendlichkeit oder Makel verschiedener Art in einem Werke finden, so lassen sie sich nur dann entschuldigen, wenn sich in der Tendenz und im Tone des Ganzen jener Genius verkündet, der sich in den unbezweifelten Werken der Platon untrüglich ausspricht. Der Verfasser warnt ferner davor, daß man nicht sein philosophisches System in Platon's Werke hineintrage, und polemisirt dagegen mit einer Weitläufigkeit, die den Leser glauben machen könnte, als sey das, was der Verfasser rügt, wirklich von einem seiner Vorgänger geschehen. Dazu gesellen sich noch Mißverständnisse, wie S. 32, wo er die Meinung aufstellt, daß Einige Sophisten für die Verfasser der unechten, dem Platon gewöhnlich zugeschriebenen Werke, gehalten hätten; was doch keinen mit dem philosophischen

Alterthume nur etwas vertrauten Manne in den Sinn kommen könnte. In den kleineren Schriften, vor denen Platon's Name prunkt, finden wir häufige Nachahmungen und Beziehungen auf Platon's Werke, welche aber der platonischen Ansicht und Lehre einen verkehrten Sinn unterschieben, oder den eigentlichen Gesichtspunkt verrücken, und die daher als falsche oder verkehrte Nachahmungen mit Recht sophistische genannt werden können, um so mehr, da sie nach dem Scheine des echt platonischen streben. Ueberhaupt hat es sich der Verfasser nicht selten gar zu leicht gemacht, indem er sich damit begnügte, der Ansicht Anderer den ersten besten Sinn beliebig unterzulegen, ohne weiter nachzuforschen, wie sie es gemeint haben können.

Darauf wird die Zeitfolge der Gespräche betrachtet. Fast jeder Dialog, sagt der Verfasser, hat zwey Zeitpunkte: einen gedichteten (so drückt er sich aus) und einen wahren; einen, in welchem er gesprochen seyn soll, und einen, in welchem er wirklich niedergeschrieben ward. In Beziehung auf die Anordnung und Aufeinanderfolge der Gespräche stellt er folgende Perioden auf: 1) bis zu Sokrates Anklage und Tod, diesen mit eingeschlossen (bis zum 30sten Lebensjahre); 2) von Sokrates Tode bis zur Errichtung der Lehranstalt in der Akademie (vom 30sten bis zum 40sten); 3) von der Errichtung der Lehranstalt in der Akademie bis zu einer nicht zu bestimmenden Zeit (vom 40sten bis zum 55sten oder 60sten); 4) Schriften des Platon im hohen Alter (vom 60sten Jahre bis zu seinem Tode). Mehrere wichtige Momente, die für die Zeitfolge und Abzweckung der platonischen Werke von großer Bedeutung sind, hat der Verfasser gar nicht beachtet; dahin gehören Platon's Aufenthalt in Megara und seine Reisen nach Aegypten, Kyrene und Italien zu den Pythagoräern.

Die Prüfung der einzelnen Werke des Platon beginnt der Verfasser mit den Schriften, die sich auf Sokrates Anklage und Tod beziehen, und entwickelt zuerst die Ursachen der Verurtheilung des Sokrates. Am Schlusse sagt er S. 60: »So wurde Sokrates durch eine Art rückwärts gehenden Schlusses das Opfer für politische Sünden, die nicht er, sondern andere begangen hatten.« Vielmehr fiel Sokrates als Gegner der Sophistik, die aus der Philosophie in das öffentliche Leben übergetreten war; er, der Einzelne, konnte der Gesammtmacht des Schlechten und Verkehrten nicht widerstehen, und fiel als ein Märtyrer der Wahrheit und Tugend. Dieses war unstreitig die eigentliche Grundursache; anderes dagegen, wie sein Umgang mit dem Alcibiades und andern hoffnungsvollen jungen Männern, seine Lehre u. a. m. waren nur die Veranlassung, welche die Feindschaft zum Ausbruch brachte, und dienten seinen

Gegnern als Mittel zu ihrem Zwecke, den ihren Absichten entgegenwirkenden und sie beunruhigenden Mann zu stürzen.

»Auch Platon,« sagt der Verfasser S. 60, »scheint über das Schicksal seines Lehrers in einer solchen Sorglosigkeit befangen gewesen zu seyn, daß er noch guten Humors genug hatte, über seine Anklage zu scherzen. Das kleine Gespräch Euthyphron ist ganz der Abdruck der Gemüthsstimmung, welche auch noch kein Wölkchen von Besorgniß für Sokrates Leben trübet.« Diese Stimmung können wir im Gespräche nicht finden, und hätte Platon sie gehabt, und bey Abfassung des Gesprächs die Absicht gehegt, die Unwissenheit der Athenäer in religiösen Dingen am Euthyphron, als ihrem Repräsentanten, gleichsam idealisirt (so drückt sich der Verfasser aus) darzustellen, unstreitig würden wir statt des matten Euthyphron, in welchem weder Erhebung noch platonische Ironie ist, ein herrliches Kunstwerk erhalten haben, das dem unvergleichlichen Protagoras an die Seite gestellt werden könnte. S. 61 sagt der Verfasser, »man wirft dem kleinen Gespräche vor, und will es vielleicht deßwegen nicht für echt anerkennen, daß am Ende doch nicht erklärt werde, was Religion sey.« Dann folgt eine herzliche Ermahnung, so anhebend: »Lieben Freunde! gewöhnt euch doch ein für allemal nicht an, in Platon's Werken Schulbücher zu suchen u. s. w.« Hier scheint sich der Verfasser einen Gegner eingebildet zu haben, der so etwas behauptet habe; und aus der nachfolgenden Anführung des Werkes: Platon's Leben und Schriften, erhellt, daß er dem Verfasser dieser Schrift jene Behauptung anzudichten gesucht, der doch so etwas weder behauptet hat, noch auch behaupten konnte, da er S. 470 selbst erinnert, daß der Euthyphron keinen streng wissenschaftlichen Zweck habe; daher er auch keine strenge Bestimmung des Wesens der Frömmigkeit fordern konnte; wohl aber eine platonische Hindeutung auf das Wesen der Religiosität, oder wenigstens einen Ausdruck von Erhebung und Begeisterung, als ironischer Gegensatz gegen die gemeine und profane Religionslehre des Euthyphron. Noch mehr: der Verfasser von Platon's Leben und Schriften weist S. 470 in der Anmerkung die Behauptung eines andern Gelehrten, daß Euthyphron eine Ergänzung des Protagoras und eine Annäherung und Vorbereitung zum Parmenides sey, damit zurück, daß er erinnert, der Euthyphron könne, weil in ihm auch nicht die leiseste Andeutung von einer höheren, spekulativen Ansicht zu finden sey, auf keine Weise mit dem spekulativen Parmenides in eine solche Verbindung gesetzt werden. Also der Zusammenhang des Euthyphron mit dem Parmenides wird wegen des Mangels des Spekulativen von ihm bestritten,

nicht seine Echtheit: und doch bürdet ihm der Verfasser diese Behauptung auf, indem er S. 62 ihn sagen läßt: »Euthyphron ist unecht; denn es findet sich in ihm keine höhere, spekulative Ansicht.« Worauf der Verfasser wiederum eine Deklamation folgen läßt, so lautend: »Guter Platon! sieh, welche Gesetze deinen Schriften zwey und zwanzig Jahrhunderte nach ihrer Verfassung (!) vorgeschrieben werden. Entweder solltest du den Schreibegriffel nicht ansetzen, oder hohe Spekulationen spenden! Wie unbillig!« u.s.f. Die Abzweckung, die der Verfasser dem Euthyphron unterlegt, ist schon in der Schrift: Platon's Leben und Schriften, S. 470, bestimmt genug dargelegt worden; wir finden aber in diesem Gespräche eben so wenig das platonische Ideal des Sokrates (S. 63), als echte platonische Ironie, die als solche immer einen tieferen, wir möchten sagen, enthusiastischen Hinterhalt hat.

Eben so nimmt er den Kriton in Schutz, auf seine Weise die entgegengesetzten Urtheile Anderer bekämpfend. Der Verfasser von Platon's Leben und Schriften äußerte sich, daß die Unterredung des Sokrates mit dem Kriton kein anderes Resultat gewähre, als das, was man ohnedieß vom Sokrates habe erwarten können, daß er es nämlich für ungerecht habe halten müssen, den Gesetzen seiner Vaterstadt zuwider zu handeln (was er selbst im Phädon erklärt hat, S. 99 A.), und daß es sich deßhalb der Mühe nicht gelohnt habe, dieses ganze, nichts neues und belehrendes enthaltende Gespräch aufzuzeichnen. Wie sehr verdreht unser Verfasser dieses Urtheil, wenn er sagt: »mag der spätere Kritiker heroisch genug seyn, die Weigerung, sich einem ungerechten Todesurtheile durch die Flucht zu entziehen, für etwas so Gemeines (!) zu halten, von dem zu reden nicht einmal der Mühe werth wäre!« So wenig ferner Sokrates in den Augen solcher Schüler, wie Platon war, einer Vertheidigung bedurfte, eben so wenig konnte es wohl Platon's Absicht seyn, sich und seine Freunde gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß sie für die Rettung ihres Meisters gar nichts gethan hätten, wie der Verfasser meint. Die Stelle im Phädon S. 99 A. endlich beweist nichts für die Echtheit des Kriton; vielmehr scheint sie dem Verfasser des Kriton das Thema an die Hand gegeben zu haben.

Daß der Verfasser auch die Apologie in Schutz nimmt, kann uns dem Vorhergehenden zu Folge nicht wundern. Die Waffen aber, mit denen er die anders Denkenden auch hier bekämpft, sind nicht geeignet, Vertrauen auf seine Unbefangenheit und Urtheilskraft zu erwecken. So verkennt er gänzlich ihre Ansicht von der Sache, wenn er auf seine deklamatorische Weise

S. 70 sagt: »Also eine Advokaten-Arbeit, meint ihr, wollte Platon machen, zum Gebrauche des Sokrates selbst etwa entworfen. — Noch einmal! wenn ihr so denkt, so kennt ihr den Platon nicht.« Traurig wäre es, wenn wir ihn erst aus des Verfassers Schrift sollten kennen lernen! Dem Verfasser zu Folge hatte Platon die Absicht, »eine Lobrede auf Sokrates an die ganze Hellas, an die Nachwelt zu schreiben; die Gestalt einer Gerichtsrede ist nur die Form, die er seinem Eloge gab.« Diese Ansicht wird wohl keiner mit dem Verfasser theilen, der mit Aufmerksamkeit und alle Momente wohl erwägend das liest, was in Platon's Leben und Schriften S. 476 ff. über das Rhetorische der Apologie erinnert worden ist. Blos durch Scheingründe sucht er ferner das zu entschuldigen, was in jener Schrift in Betreff einzelner Stellen und Aeußerungen gerügt worden ist, wie z. B. die Ausdrücke μὴ θορυβεῖτε u. a., in denen er keine Besorgniß, die Richter unwillig zu machen, finden will, was doch der ähnliche Ausdruck καί μοι μὴ ἄχθεσθε λέγοντι τἀληθῆ an den Tag legt. Eben so gehaltlos sind die übrigen Widerlegungen der vom Verfasser des Werkes: Platon's Leben und Schriften, über die Apologie gefällten Urtheile, wie sich jeder überzeugen wird, der aufmerksam und unbefangen dessen Gründe würdigt. So erinnert er gegen die dort aufgestellte Aeußerung, vieles scheine nur Nachahmung des Isokrates zu seyn, »daß Platon vom Isokrates, oder dieser von jenem Gedanken entlehne, ist eines so unwahrscheinlich als das andere.« Dem Verfasser jener Schrift, der von einem Nachahmer redet, und die Apologie für das Machwerk eines Redners nach Platon's und Isokrates Zeit hält, schiebt er den echten Platon unter, den jener doch nirgends in der Apologie anerkennt. Ueber das Einzelne in der Apologie, das so vielfache Gründe für ihre Verurtheilung darbietet, geht der Verfasser leichten Fußes hinweg, sich begnügend mit dem Machtspruche S. 78, »wäre auch ein anderer, als Platon, der Urheber der Apologie, so hätten wir anstatt Eines Platon zwey, davon der zweyte — nach dem Ausdrucke des Epigrammatisten dem erstern nichts nachgäbe.«

Was der Verfasser über den Phädon erinnert S. 81 im Gegensatze zu Schleiermacher's Ansicht, ist ausführlicher schon in der Schrift: Platon's Leben und Schriften, S. 157 vorgetragen worden. Die Anmerkung, wo er die bekannte Stelle des Athenäos XI, 116 verbessern will, zeigt, daß ihm die Verbesserung von Jacobs (Additam. Animadvers. in Athenaei Deipnosoph. S. 277) κράζειν unbekannt war.

Zu den Jugendschriften rechnet der Verfasser den Theages, den er nach seiner Weise gegen die Urtheile seiner Vorgänger zu

vertheidigen sucht, auch das Einfachste mißverstehend, wie der Ausdruck: daß des Sokrates Unterricht im Theages als eine heilige Gunst, die nur Auserwählten zu Theil werde, beschrieben sey; wogegen er erinnert, daß die Sache roh buchstäblich genommen sey (S. 95); und doch heißt es ausdrücklich im Theages, daß nur diejenigen durch Sokrates Umgang gewinnen, die das Daimonion begünstige; also ist der Unterricht durch heilige Gunst bedingt.

Nach dem Theages läßt der Verfasser den Laches folgen, dessen Hauptzweck Nothwendigkeit der Geistesbildung seyn soll; darauf den ersten Alcibiades, der ein Versuch seyn soll, einen jungen Ehrgeizigen dahin zu bringen, daß er Rede stehe. Auch diesen nimmt er als echt in Schutz, und beschuldigt die Kritiker, die ihn verurtheilten, daß sie sich nicht die Mühe gegeben hätten, in die eigentliche Tendenz, in die Oekonomie des Stücks, in den Zusammenhang seiner Theile einzudringen, dagegen er von sich selbst rühmt, das Werk in sein wahres Licht gestellt zu haben: wohl ein schwieriges Unternehmen bey einem so gemeinfaßlichen Gespräche, als der Alcibiades ist. Mit dem Verfasser von Platon's Leben und Schriften erklärt er sich gegen Schleiermacher für die Unechtheit des Charmides und Lysis; groſses Unrecht thut er jedoch dem Sokrates, wenn er sich S. 147 auf jene sophistische Darstellung bey Xenoph. Denkw. IV, 2, 19 ff. stützt, die nur den Zweck haben kann, den Euthydem in Verwirrung zu bringen, und zum Bekenntniß seiner Unwissenheit hinzuführen, und aus ihr die Folgerung macht, daß Sokrates ernstlich behauptet habe, der vorsätzlich ungerecht Handelnde sey besser, als der unvorsätzlich so Handelnde. Der Verfasser von Platon's Leben und Schriften sagt S. 464: »daß Aristoteles das Gespräch, Hippias den kleineren, anführt, ist nur ein neuer Beleg für unsere früher aufgestellte Behauptung, daß sich aus ihm weder für, noch gegen die Echtheit eines platonischen Gesprächs ein Beweis hernehmen läßt.« Dagegen läßt unser Verfasser, jene Worte verfälschend, ihn sagen: »Aus Aristoteles läßt sich weder für, noch gegen die Echtheit platonischer Schriften ein Beweis hernehmen: zu dieser Behauptung ist gerade der Hippias ein Beleg.« Der Zusatz: »Wie so? Hippias ist unecht, also gilt Aristoteles Zeugniß für ihn nicht? Andere würden umgekehrt schließen: Aristoteles zeugt für Hippias, also ist er echt;« macht der Scharfsinnigkeit des Verfassers Ehre.

Vor Sokrates Todesjahr setzt er den Kratylos und Menon. In Betreff des letztern erklärt er sich in der Anmerkung S. 171 dahin, daß die in Platons Leben und Schriften

S. 400 gegebene Erläuterung des Wortes Φύσις die Stelle nicht angehe, »indem von äußern Kennzeichen einer guten oder nicht guten Natur die Rede sey.« Eine wunderliche Einwendung! als wenn Φύσις, im Menon so wie im Protagoras (323 D.) der Uebung und Erlernung entgegengesetzt, etwas anderes bedeuten könne, als die ursprüngliche oder natürliche, also innere Anlage. Das Unplatonische im Menon, das ausführlich in Platons Leben und Schriften nachgewiesen ist (S. 399 ff.), hält der Verfasser für ganz angemessen, dem einmal bestimmten Charakter der Personen; und das antiplatonische Resultat des Menon sucht er dadurch zu vertheidigen, daß er es für Ironie erklärt: eine bequeme Ausflucht! Der Satz im Menon, daß das Erlernen ein Wiedererinnern sey, soll sich nach dem Verfasser (S. 183) nicht auf den Phädros beziehen können, weil im Phädon nachfolge, daß sich dieses am deutlichsten an mathematischen Erkenntnissen ergebe, und im Phädros kein Wort davon stehe! Man sollte in Versuchung kommen, dem Menon gesunde Urtheilskraft abzusprechen. Die Zusammenstellung des Phädon und Menon S. 182 ff. kann nur dazu dienen, den Unterschied beyder Gespräche dem aufmerksamen und unbefangenen Beurtheiler einleuchtend zu machen. Sogar den Auszug aus dem Menon, das Gespräch über die Tugend, hält der Verfasser für einen früheren Aufsatz, indem Platon den ironischen Gedanken, Tugend lasse sich nicht lehren, weil es keine Lehrer und Schüler darin gebe, früher einmal flüchtig hingeworfen, später aber das Thema für wichtig genug gehalten habe, ihm eine andere, als die vorgehabte Form zu geben.

Auch der zweyten Schriftstellerperiode Platon's geht eine Einleitung vorher, in welcher mehrere Gespräche unter Einen Gesichtspunkt gestellt werden, und zwar der Jon, der Euthydemos, der Hippias, Protagoras und Gorgias, die in der Einheit des Plans, falsche Weisheit zu beschämen, zusammenstimmen sollen; wobey sich der Verfasser auf die Stelle der Apologie 21 C. stützt: ein sehr unsicherer Grund. Im Ion ist ihm sowohl der Inhalt, als die Darstellungsart echt platonisch, womit man Platon's Leben und Schriften S. 406 ff. vergleiche. Auch den Euthydemos nimmt er in Schutz gegen das Verdammungsurtheil anderer, gegen die er nur im Allgemeinen losgeht, ohne die Gründe, die sie aufgestellt haben, einzeln gehörig zu prüfen; dafür beliebt es ihm, solche Tiraden zu gebrauchen: »Da haben wir es nun! Ein Mann hat Platon's Geist in Beschlag genommen; wer darf es wagen ihm zu widersprechen?« Das Antiplatonische in der Unterredung des Sokrates mit dem Kriton liegt darin, daß ihr Resultat gemein und platt ist;

Gemeinsokratisches finden wir wohl im Platon häufig, aber nur als Erklärung, Fortführung des Gesprächs, als Einfassung u. s. f., nicht aber als Tendenz und Abzweckung einer ganzen Unterredung. Dem Prodikos wird ferner in Euthydemos das beygelegt, was die platonischen Stellen (siehe Platon's Leben und Schriften S. 417), dem Protagoras als eigenthümlich zuschreiben; unserm Verfasser aber sind, gegen das Zeugniß jener platonischen Stellen, die Protagoreische ὀρθοέπεια (s. Phädr. 267 C. Kratyl. 391 C. Vergl. Themist. Orat. IV. S. 113), und das Prodikeische διαιρεῖν (s. Heindorf z. Charm. S. 84) Eins. Eben so ungegründet tadelt er es, daß εὐτυχία durch Glück übersetzt ist: »τύχη sey Glück, εὐτυχία aber das Erreichen eines vorgesetzten Zweckes, das Gelingen einer Kunstausübung.« Wie verkehrt! τύχη ist der Zufall, das Loos, εὐτυχία aber das glückliche Erreichen seines Zweckes, also das Glück im Handeln.

Auf den Euthydemos läßt der Verfasser Hippias den größeren folgen, den zu vertheidigen er sich viele, wenn nur nicht eitle Mühe gegeben hat, auch hier die Urtheile Anderer unrichtig auffassend oder verdrehend. Wenn z. B. der Verfasser von Platon's Leben und Schriften behauptet, daß Hippias ungeschickt charakterisirt sey, und das Haltungslose, Inconsequente im Einzelnen nachweist, so legt er den Sinn unter, als werde behauptet, er sey unrichtig charakterisirt; hinzufügend: »Kein Wunder, wenn der Kritiker in der Schilderung eines Gegenstandes Unrichtigkeiten findet, den er nicht kennt.« Der Mann im Hinterhalte, von dem Sokrates sagt, daß er ihm immer Rechenschaft geben müsse, ist dem Verfasser der innere Mensch, und daß Platon diesen inneren Richter im Hippias personificirt aufführt, soll dem Gespräche einen eigenen Reiz geben. Wie kann man, fragen wir, das bis zum Ueberdruß Wiederholte reizend finden? Auch in Betreff des Protagoras bringt er S. 233 vieles gegen den Verfasser von Platon's Leben und Schriften vor, das den Leser verleiten könnte, die Sache falsch zu beurtheilen. Jene Ausdrücke ohne Zweifel und sicher sind nicht so leichtweg hingeschrieben, wie er vorgibt, sondern beruhen auf guten Gründen, die ausführlich auseinandergesetzt sind S. 75 ff. Falsch ist es ferner, wenn er sagt, der Dialog Protagoras stehe bey dem Kritiker, als dessen Gegner er sich so gern aufwirft, nicht im besten Geruche, weil er rein sokratisch sey, wie sich jeder aus dem Werke: Platon's Leben und Schriften S. 68 ff überzeugen kann. Warum der Verfasser dieses Werkes den Protagoras für die erste Schrift des Platon halte, hat er wohl genügend aus seinem Inhalte, seiner Form und den chronologischen Angaben, die er enthält, zu zeigen gesucht

S. 68. ff.; und doch sagt unser Verfasser S. 237, er habe, ohne einen Grund anzugeben, den Protagoras für das erste Werk des Platon erklärt. Die Annahme, daß der Gorgias nicht nach Sokrates Tode geschrieben seyn könne, beruht nicht, wie der Verfasser vorgibt S. 246, auf einer Verwechselung des Platon als Verfassers des Dialogs mit Sokrates, als dem darin Sprechenden, sondern sie gründet sich auf den ernsten Ton und die fast erbitterte Stimmung, die darin herrschend ist, von welcher Platon doch wohl nur in dem Zeitpunkte der bevorstehenden Verurtheilung des Sokrates ergriffen seyn konnte.

Vom Theätetos geht der Verfasser zum Sophisten über, der ihm vielfach unplatonisch erscheint, »wegen der kleinlichten, durch die unbedeutendsten Zwischenglieder an blos zufälligen Trennungsmerkmalen geschmackwidrig durchgeführten Begriffespaltungen.« Unverkennbar ist aber doch die Absichtlichkeit der mühsamen und verflochtenen Eintheilungen und Bestimmungen, überhaupt das Verschlungene, Künstliche und Schwerfällige im Sophisten und Politikos, so wie zum Theil schon im Theätetos, indem sich Platon durch die Irrgänge der Spekulation mühsam scheint hindurchzuwinden, unstreitig aber in diesen polemischen Gesprächen nur die Behauptungen und die Methode anderer (wie seines pedantischen Gegners Antisthenes, vielleicht auch der sokratischen Eristiker, der Megariker, welche die Sokratik zu eleatisiren suchten) persiflirt, siehe Platons Leben und Schriften S. 215. Eben wegen dieser polemisch-dialektischen Tendenz bilden diese Gespräche eine eigene Reihe, s. S. 51. Ferner sollen der Eleate im Sophisten und Platon nicht Eine Person seyn, weil Platon sonst nirgends von der im Sophisten aufgestellten allgemeinen Ansicht des logischen Seyns als Inbegriffs alles Positiven Gebrauch mache, und ihm das Nichtseyende nicht die Negation des Positiven, sondern alles blos Sinnliche sey. Ganz verkehrt! Erstlich ist es nicht Sokrates, sondern ein Eleate, der die eleatische, besonders parmenideische Ansicht vom Seyn prüft, und gegen den Parmenides selbst das Nichtseyn nicht als Gegensatz des Seyns (was sich widersprechen würde), sondern als Verschiedenheit vom Seyn nachweist (s. Sophist. 257. B.), und dieses Nichtseyende kömmt selbst dem Seyn zu (die Differenz selbst der Indifferenz), weil das Seyn alles das, was das Uebrige ist, nicht ist. Sonach ist das Seyn selbst das absolute Seyn, das Nichtseyn aber das relative Seyn, auf welchem alle Verschiedenheit und Entgegensetzung beruht. — Der Sophistes schließt sich ferner auf das strengste an den Theätetos an; in diesem wird der Dualismus, der die Wahrheit in das Wandelbare und Veränderliche (das Werden) setzt, und die Erkenntniß als Wahrneh-

mung oder Vorstellung bestimmt, widerlegt; im Sophistes aber der Eleatismus, der umgekehrt nur ein absolutes Seyn behauptet und das Nichtseyn, mit diesem die Verschiedenheit (das wirkliche, sinnliche, im Werden begriffene Seyn) läugnet. Und dieses sollte nicht platonische Ansicht und Lehre seyn? Gründet sich darauf nicht die platonische Entgegensetzung der Ideen- und der Sinnenwelt, des Einen und des Vielen, des γνωστὸν und δοξαστόν (s. Polit. V. 478. A. ff.)? Das Nichtseyende, das der Eleate im Sophistes gegen den Parmenides aufstellt, ist demnach nicht das durchaus Nichtseyende, folglich schlechthin unerklärbare, das Nichts (das μὴ ὂν μηδαμῆ, Polit. V. 477. A.), sondern das zugleich Seyende und Nichtseyende, das zwischen dem Seyn und dem gänzlichen Nichtseyn in der Mitte Liegende, indem es an dem unbedingten Seyn (der Idee) Theil nimmt, ohne sie selbst zu seyn. Diese so klare Ansicht hat der Verfasser S. 264 verwirrt. Endlich meint der Verfasser, im Sophisten werde ein Hauptbestandtheil des platonischen Systems widerlegt, die Ideenlehre nämlich. Wohl wird die Idealistik widerlegt, die das Seyn vom Werden und der Bewegung trennt, also ein unbewegliches, folglich lebloses und unvernünftiges (weil mit der Vernunft geistiges Leben gesetzt ist) Seyn annimmt; dieses ist aber die einseitige, sich selbst widersprecheude Idealistik, nicht die platonische Ideenlehre, nach welcher die Idee das vollkommenste Seyn und Leben ist, wenn gleich Platon die Idee als das sich selbst stets gleich Bleibende beschreibt, und sie dem Veränderlichen, in stetem Seyn Begriffenen entgegensetzt. Man unterscheide nämlich die streng dialektische Bestimmung, nach welcher das Werden und alles mit ihm gesetzte, wie Bewegung und Leben, vom Seyn nicht getrennet werden kann, ohne dieses in das Nichts aufzulösen, von der gewöhnlichen, mehr populären, nach welcher das Seyn und Werden, wie Ideales und Reales oder Sinnliches, unterschieden werden, nach dem Vorwalten des einen oder des anderen, des Seyns (des Unveränderlichen) in der Idee, und des Werdens (des Veränderlichen) in der Sinnenwelt; denn so wenig das Sinnliche nach Platon bloßes Werden im Gegensatze zum Seyn ist, vielmehr das zwischen dem Seyn und Nichtseyn in der Mitte Liegende (s. Politikos am angezeigten Orte); also die Offenbarung des Seyns in der Verschiedenheit seiner Formen, eben so wenig kann an sich der Begriff des Werdens, mit ihm der Thätigkeit und Bewegung, von der Idee des Seyns gesondert werden; denn das Seyn, als Idee, ist nur dieses und kann als solches nur erkannt werden, insofern die Thätigkeit des Geistes sie als solches setzt; also ist für den Geist ihr Seyn durch dessen Thätigkeit und Bewegung bedingt. Der dialektische und spekula-

tive Begriff des Werdens ist demnach jener der Bewegung und Thätigkeit, des Lebens und der Vernünftigkeit (Sophist. 248. E.), der gemeine, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der des Entstehens (γίγνεσθαι); in diesem letzteren Sinne kömmt der Idee kein Werden, sondern nur unwandelbares Seyn zu. Der Verfasser meint nun, weil der Sophistes so viel Unplatonisches (!) enthalte, ein Megarenser (die Alten nennen sie Megariker) habe dieses Gespräch geschrieben: ein Einfall, über den der Kundige nur lächeln kann. Eben so will er im Politikos viele unplatonische Behauptungen erkennen, indem der platonische Staat (in der Politeia) auf ganz anderen Grundlagen erbaut sey, als auf der unumschränkten Macht eines oder weniger Inhaber der Staatswissenschaft, die Abtheilung der Staatsbürger und die der Staatsformen auf anderen Principien beruhe u. s. w. Die ganze Verschiedenheit aber beruht darauf, daß im Politikos die Staatskunst spekulativ und an sich betrachtet wird, in der Politeia dagegen der Staat rein ethisch, als das Bild des Menschen im Großen; daher die Bestimmung der Staatsformen nach den fünf Gemüthszuständen des Menschen (B. IV.). Die Entgegensetzung der Tapferkeit und Mäßigkeit, die in der Verschiedenheit des menschlichen Temperaments gegründet ist, hat ferner nicht die Bedeutung, als wenn die Tugend in sich selbst entgegengesetzt und zwieträchtig wäre, wie der Verfasser meint, vielmehr zeigt der Politikos, wie nur aus der gegenseitigen Durchdringung beyder in der Wirklichkeit so oft entgegengesetzter Elemente die wahre, einträchtige Tugend hervorgehe. Gänzlich verkennt der Verfasser den höhern kosmischen Geist des Politikos, der in dieser Hinsicht die Keime der Politeia und des Timäos enthält, indem die Idee des κόσμος (der in sich selbst geregelten und organisirten Totalität) in der Politeia ethisch und im Timäos physisch weiter ausgeführt ist. Eben so wenig widerspricht es dem platonischen Geiste, wenn es im Politikos heißt, es sey keineswegs ungerecht, jemanden zu zwingen, daß er gegen das Gesetz handle, wenn das, wozu er ihn antreibe, besser und gerechter sey, als die Vorschrift des Gesetzes; denn die Weisheit des vollkommnen Herrschers (des idealischen Politikers, wie er im Politikos dargestellt ist) ist höher, als alle geschriebene Gesetzgebung, in welcher die vollkommne, auf Wissenschaft und Einsicht des Herrschers sich gründende Staatsverfassung nur nothdürftig nachgebildet erscheint. Mit Meiners findet es endlich der Verfasser ganz unglaublich, daß Platon in jenem tiefsinnigen Mythos diesen seiner Ansicht so sehr widersprechenden Satz vorgetragen haben könne, daß Gott periodenweise von der Regierung der Welt abtrete; also verstand er den so leicht faßlichen Gedanken in jener sinnbildlichen

Sprache des Mythos nicht, jede Staatsverfassung sey nur dann gut und wahrhaft, wenn sie nach dem Ideale der göttlichen Weltregierung gebildet sey, und dem Staatsmanne der göttliche Hüter der Menschen, wie ihn der Mythos nennt, vorschwebe, dagegen sie in Unordnung jeder Art herabsinke, wenn ihr jenes Ideal entschwinde (wenn der selbstsüchtige Mensch nicht mehr von der Idee des Guten und Gerechten sich leiten lasse, sondern seinen Trieben, Begierden und Leidenschaften folge). Dieses Verschwinden der Idee der göttlichen Weltregierung nennt der Mythos in seiner poetischen Ausdrucksweise das Abtreten des göttlichen Herrschers vom Ruder der Welt, das Wiedererwachen derselben (die orientalische Menschwerdung Gottes) das Wiederergreifen des Steuerruders. Nur diesen tiefen Gehalt des Mythos und seine Uebereinstimmung mit den Philosophemen der gebildetsten Völker des Orients verkennend, konnte der Verfasser auf den ungereimten Einfall kommen, den Politikos nicht für ein Erzeugniß des platonischen Geistes, sondern für das Werk eines Mannes »von vielerley technologischen (!), naturhistorischen und pragmatischen Kenntnissen« zu halten.

Im Parmenides scheint absichtlich alles Bekanntere und näher Liegende beseitigt, und die unbestimmte Sage von der Zusammenkunft des Parmenides und Sokrates in die dunkle Ferne der Vergangenheit hingestellt zu seyn, so daß uns Platon in einen ihm selbst und noch mehr uns entfernt liegenden Zeitraum versetzt. Diese Selbstverläugnung von Seiten des Verfassers, welche seiner Erzählung objektive Wahrscheinlichkeit gibt, fließt, wenn wir nicht irren, aus der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst; und doch nennt sie der Verfasser eine wunderliche Entschuldigung! Die historische Einleitung dünkt den Verfasser ferner so verworren und fremdartig, daß er es nicht für wahrscheinlich hält, daß sie Platon gemacht habe. Der letzte Theil des Gesprächs paßt ihm nirgends hin, indem in keinem anderen platonischen Gespräche Gebrauch davon gemacht werde, und er für sie ganz fremdartig sey. Also die Dialektik (und hier die parmenideisch-sokratische, denn kunstreich sind hier Parmenides und Sokrates in einander verschlungen, d. h., Platon hat die Einseitigkeit der parmenideischen Spekulation, die nur an dem Seyn an sich, und dem Einen haftete, durch die Allseitigkeit der sokratischen Weisheit aufgehoben, ihre Strenge gemildert, und sie auf jeden Gegenstand der Forschung anwendbar gemacht), die Dialektik, sagen wir, wie sie in ihrer reinen, hohen Wesenheit und Würde im Parmenides dargestellt ist, sollte den platonischen Gesprächen der zweyten Reihe, deren Tendenz eigentlich dialektisch ist (wie es im Politik. S. 285 D. heißt), fremdartig

seyn? Diese Behauptung ist so unhaltbar, und für den Kenner des Platon in sich selbst so nichtig, daß sie keine Widerlegung verdient. Was er außerdem noch vorbringt, ist theils leere Deklamation, theils beruht es auf Mißverständnissen und Entstellungen, wie die Angabe S. 289, daß Platon den Sokrates im Parmenides als einen unreifen Jüngling geschildert habe, der gedemüthigt vor seinem Meister stehe, verstummt um Belehrung bitte, und geduldig seine Lektion anhöre; was alles grundfalsch ist; noch ärger aber ist es, wenn er sich auf den Protagoras beruft, den Platon auch Vieles und Schönes (!) sprechen lasse, und der auch den großen und vornehmen Mann gegen den Sokrates spiele, dem gleichwohl Sokrates nicht gedemüthigt unterliege. Baarer Unverstand, den vom Platon so hoch gefeyerten Parmenides mit dem Sophisten Protagoras zusammenzustellen, die Würde und den Ernst im Gespräche Parmenides mit der Ironie und Persiflage im Protagoras zu vermengen! Das Resultat der ganzen Deklamation des Verfassers ist: »Platon schrieb den Parmenides nicht als Mann, nicht als Jüngling, er schrieb ihn — gar nicht!«

Nach dem Verfasser schließt Philebos die Reihe der spekulativen Schriften des Platon in seiner zweyten Schriftstellerperiode. An die Spitze der dritten stellt er den Phädros, dem er den Zweck unterlegt, die Gründe zu entwickeln, warum sich Platon nicht der Beredsamkeit, oder der schreibenden Redekunst (so nennt es der Verfasser S. 302) widme; ja das ganze Gespräch löst er in eine sehr erbauliche Unterredung des Platon mit dem athenäischen Volke auf (S. 302 ff.). Mager und unbehülflich ist ihm, was im Phädon vom außerkörperlichen Zustande der Seele gesagt wird, bestimmt und geordnet dagegen das, was im Phädros darüber gesprochen wird. »Man stelle,« sagt er ferner S. 318, »Platon's Ideenlehre so: Menon (!), Phädon, Phädros, Timäos, und man hat aufsteigende Stufenfolge, Erweiterung, Vollendung! Man fange aber mit Phädros an, so nimmt Leere, Unterbrechung, Abnahme die Mitte ein.« Nun, können wir mit dem Verfasser sagen, jeder nach seiner Weise!

An den Phädros knüpft er den Menexenos an, der ihm eine Satyre ist auf die Redner, die Athenäer und »die angesehenen Herren, die mit Reden, von andern gemacht, öffentlich auftreten,« was, wie er hinzusetzt, jeder fühlen müsse, »der den Schmecksinn für das Salz des Geistes habe.« Also meint er, das wirklich Alberne und Kindische in der Rede des Sokrates (wenn dieser z. B. sagt: ich hätte bald Schläge von der Aspasia dafür bekommen, daß ich die Rede vergessen hatte; oder: dir zu

Gefallen würde ich nicht tanzen u. a.) und so vieles andere, der platonischen Gesinnung widerstrebende (s. Platon's Leben und Schriften S. 499 ff.) dadurch rechtfertigen zu können, daß er es für Satyre erklärt? — Dann läßt er das Symposion folgen, und nach diesem die Politeia. S. 341 äußert er: man habe sich wirklich von Morgenstern's Hypothese, anstatt sie zu prüfen, so sehr imponiren lassen, daß man zu mündlicher Verbreitung der politischen Lehren Platon's seine Zuflucht genommen habe. Das Wahre findet man in Platon's Leben und Schriften S. 348 ff. Nach dem Timäos handelt der Verfasser von dem Auszuge, der sich mit dem Namen des Timäos des Lokrers brüstet, mit unnützer Weitschweifigkeit, da sich die Unechtheit dieses Auszugs jedem Kundigen fast auf den ersten Blick verräth. Die Echtheit des Kritias bezweifelt er deßhalb, weil diese Erzählung eine sehr materielle Denkart verrathe, und überall das Kostbare, Reiche und Glänzende anstaune, »nirgends auch eine Spur von einer dem Platon überall gewöhnlichen Blume der Diction vorkomme.« Was von diesem Urtheile zu halten sey, wird der Kenner der Platonischen Art von selbst ermessen.

Die vierte Schriftstellerperiode (die Werke im hohen Alter in sich fassend) beginnt der Verfasser mit den Briefen, deren Hauptzweck der seyn soll, den Platon und die zu seiner Schule gehörigen Theilnehmer an der Sache des Dion zu vertheidigen. Auch bey den Briefen ist der Verfasser sehr weitläufig, um darzuthun, daß sie das Erzeugniß der unruhigen Köpfe seyen, welche die Philosophie mit politischer Geschäftigkeit verbinden wollten, die sich ganz in die syrakusanische Revolution verwickelt hätten, und nach dem traurigen Ausgange der ganzen Unternehmung sich gegen die Vorwürfe, die man ihnen und in ihnen der Philosophie gemacht, zu vertheidigen suchten, den Kunstgriff gebrauchend, ihre guten Lehrer vorzuschieben S. 421. Wir dagegen halten die Briefe nicht einmal für das Werk von Platonikern, die sie zu Platon's und ihrer eigenen Vertheidigung geschrieben hätten, sondern für rein erdichtet und untergeschoben (s. Platon's Leben und Schriften S. 505 ff.).

Als das letzte Werk des Platon betrachtet er die Gesetze, die, wie er sich ausdrückt, der edlen Selbstunterhaltung eines Veteranen in der Staatsweisheit gleichen, der die gereiften Früchte seines Nachdenkens, seine Erfahrungen und Beobachtungen über Menschen und Sitten, Staaten und Gesetze kunstlos und wie durch keine bestimmte Absicht geleitet in Schriften niederlegt« S. 436. Darauf sucht er die Echtheit der Gesetze gegen die Einwürfe eines neueren Kritikers zu vertheidigen. Wir halten es für eitle Mühe, seine Gründe zu widerlegen, weil Einzelnes

für sich nichts beweist; dieses aber wohl jeder mit dem Platon Vertraute bey aufmerksamer und vorurtheilsfreyer Lesung der Gesetze leicht wahrnehmen wird, daß in ihnen weder Platon's Geist weht, noch platonische (echt philosophische) Gesinnung und Betrachtungsweise sich verkündet, sondern nur ein finsterer, ernster, gemüthlich zwar wackerer, geistig aber beschränkter und fast kleinlicher Platoniker (etwa Xenokrates) dieses Werk als Gegenstück und Ergänzung der Politeia geschrieben haben könne. Aus des Verfassers Widerlegung der von jenem Kritiker aufgestellten Gründe wollen wir nur Einiges hervorheben. Der Verfasser sagt: »wenn irgend ein Zeugniß als äußerer Grund für die Echtheit eines alterthümlichen Werkes gelten kann, so muß das aristotelische über Platon's Gesetze als ein solches gelten; denn zu der Zeit, als Platon über die Gesetze schrieb, war Aristoteles in Athen, bey ihm und um ihn, sein Schüler.« Was man sich doch alles kann einfallen lassen! Dieses, das Aristoteles die Gesetze des Platon namentlich anführt, und mehrere Behauptungen kritisirt, kann doch nur so viel beweisen, daß er sie für ein Werk des Platon hielt, der Platoniker also, der sie verfaßt (dieses nämlich sind wir berechtigt zu folgern, weil wir uns von ihrer Echtheit nicht überzeugen können), sie als das letzte Werk seines Lehrers, wahrscheinlich nach dessen Tode, bekannt gemacht hatte; wofür auch die Angaben der Alten sprechen (s. Platon's Leben und Schriften S. 391). Wir sagen ferner, und wiederholen es: die Tendenz der Gesetze ist unplatonisch, denn diese mühsame, ganz in das Detail gehende, und den höheren politischen und humanen Standpunkt aus dem Auge verlierende Gesetzgebung (B. VIII. ff.) kann nicht Platon's Werk seyn, dem gemäß, wie er sich im Politikos und in der Politeia über Gesetze und Gesetzgebung äußert. Dieser Erklärung legt der Verfasser den Sinn unter, als werde behauptet, der Idealphilosoph dürfe keine Anwendungen seiner idealen Grundlinien auf das praktisch-politische Leben machen, und Platon habe den Vorwurf, daß die Philosophie für das wirkliche Leben ganz unbrauchbar sey, nicht durch die That widerlegen dürfen. Wie wunderlich! Wer wird es in Zweifel ziehen, daß Platon dieses und unzähliges anderes thun und bezwecken durfte; die Frage ist nur, ob er dieses als Platon so habe thun können, daß er seinen Geist, seine Gesinnung, seine Darstellungsweise und Sprache verläugnete. Entschieden unplatonisch ist ferner, behaupten wir, die Annahme einer bösen Seele, Gesetz. X. 896 E.; dagegen erinnert der Verfasser, daß diese Annahme, da ältere und neuere Ausleger des Platon aus seinem Timäos eine böse Seele abgeleitet hätten, platonisch sey. Es gibt aber im ganzen Platon

keine Stelle, die für die Annahme einer bösen Weltseele (denn diese muß verstanden werden, nicht die menschliche) spräche, vielmehr wird sie zurückgewiesen durch alle die Stellen, welche den Satz wiederholt aussprechen, daß Gott nur Urheber des Guten und Schönen in der Welt sey, das Böse aber blos in der irdischen Natur seinen Grund, und nur auch im Gebiete des Irdischen als Gegensatz des Guten seinen Sitz habe (s. besond. Theätet. 176 A, B, C.). In den Gesetzen heißt es dagegen am angegebenen Orte, der Himmel sey angefüllt mit Guten und Bösen, und es bestehe ein ewiger Kampf zwischen beyden. Ist dieses nicht Dualismus, und zwar zoroastrischer, da ein Kampf des guten und bösen Prinzips angenommen wird? — Die Anzeige des Platon selbst sagt dieses aus, daß auf die Politeia der Timäos und der Kritias folgten (daß sie ohne Zweifel auch nach jener geschrieben worden sind); diese Gespräche sind nach ihrem innern Gehalte die reifsten und gediegensten, überdieß nach den glaubwürdigen Zeugnissen des Alterthums die letzten Werke des Platon; den Kritias aber scheint Platon selbst nicht vollendet, und den Hermokrates, der auf den Kritias folgen sollte (s. Krit. 108 A. C.), nicht einmal angefangen zu haben; können wir daher nicht mit Recht fragen, wann sollte Platon die Gesetze, dieses weitläufige und mühsam ausgearbeitete Werk, verfaßt haben? Dieses ist der Sinn der Stelle in Platon's Leben und Schriften S. 375, welchen der Verfasser S. 443 nicht gefaßt hat. Was endlich das auf jeder Seite vorkommende Unplatonische der Darstellungsweise u. s. w. betrifft, so haben schon andere dasselbe Urtheil darüber gefällt, wie Herbart in: de Platonici Systematis fundamento commentatio (Göttingen 1805) S. 22, und Heindorf in: Spec. conjectur. in Plat. S. 28: »Qui quidem libri (de legibus) ita singularem prorsus habent formam coloremque dicendi, ut, si quis finita aurei illius de re publica operis lectione ad eos accedat, is vix ejusdem scriptoris manum videre sibi videatur. — Quod ne quis iniquius a nobis dictum existimet, uno tenore hos libros legere instituat; sic facillime quanta saepe sit orationis obscuritas legendique molestia iudicabit.« So urtheilte einer der feinsten Kenner des platonischen Styls, gegen den Herr Socher wohl bescheiden zurücktreten wird. Wird man noch fortfahren wollen, das Unplatonische der Gesetze, sowohl in Betreff des Inhalts und der Tendenz, als der Darstellung und der Sprache, durch die Altersschwäche zu entschuldigen *)?

*) Wie neuerdings auch Dilthey in: *Platonicorum librorum de legibus examen quo, quonam jure Platoni vindicari possint,*

Oder möchte man wohl mit unserm Verfasser einen salto mortale machen und annehmen, daß sich »die Sonne des platonischen Geistes, nachdem sie in der Politeia und dem Timäos ihren Kulminationspunkt erreicht habe, in den Gesetzen zum Kindergange (!) neige?«

Fragen wir nun, was hat der Verfasser Eigenthümliches in diesem Werke aufgestellt, und welches wichtige Ergebniß bieten uns seine Untersuchungen dar? so können wir leider nur dieses darauf antworten, daß er uns den Sophisten, den Politikos, Parmenides und Kritias verdächtig zu machen sucht, an deren Echtheit noch niemand gezweifelt hat, und wohl auch keiner je zweifeln wird, der mit vertrauter, und zwar frühzeitiger, Bekanntschaft mit den platonischen Werken gesunde Urtheilskraft verbindet. Doch ist das Werk, wenn es für uns auch nichts Neues und Belehrendes enthält, und die Resultate der Forschungen ungenügend oder unstatthaft sind, deßhalb merkwürdig, weil es den gelehrten Fleiß und unermüdeten Forschungsgeist des Verfassers auch im Gebiete der höheren Kritik beurkundet. Nur wünschten wir, daß er, was den Geist seiner Kritik betrifft, durch sich selbst bestätigt hätte, was er S. 30 sagt: »Lernen wir wenigstens von ihr (der Akademie) und ihm (dem Platon), des dogmatisch-absprechenden Tones uns zu enthalten, und bescheiden in unsern Urtheilen zu seyn; eine Tugend, von der gerade Platon's Schriften das vortrefflichste Muster uns aufstellen!« Diese goldene Regel scheint der Verfasser selbst nicht beherzigt zu

---

appareat, Göttingen 1820. gr. 4., einer Schrift, die mit ihrer ganzen Weitläufigkeit nichts anderes beweist, als daß sich ihr Verfasser alle Mühe gegeben hat, für die Echtheit der Gesetze zu streiten. Nicht selten hat ihn sein Eifer zu Mißverständnissen und Unrichtigkeiten verleitet, wenn er z. B. die Ansicht vom Platonismus, daß er nicht ein philosophisches Lehrgebände oder System, sondern der freye Geist des Philosophirens, also die Idee der Philosophie selbst sey; mißverstehend oder verkehrt fassend S. 5, die Folgerung macht, daß sich Platon, als Idee der Philosophie (!), mit dem Wirklichen und Irdischen nicht habe befassen können, um nicht sein ideales Wesen zu trüben oder zu beflecken: was baarer Unsinn ist; wenn er ferner S. 12 die Meinung hegt, daß man so unverständig gewesen sey, blos einzelner Stellen wegen das ganze Werk zu verurtheilen; wenn er S. 40 der Weltseele den Begriff der Seele überhaupt unterlegt, die gute Seele für die unsterbliche, die böse für die sterbliche erklärend; wenn er S. 53 durch Anführung von Stellen, die sich auf die Kreter beziehen, darzuthun sucht, daß nicht blos Megillos, der Spartaner, sondern auch Kleinias, der Kreter, charakterisirt würden; als wenn Bezeichnung und Charakterisirung (besonders platonische, d. i., mimische) Eins wären! u. s. w.

haben, indem seine absprechende Art zu widerlegen und entgegengesetzte Ansichten zu beurtheilen nicht selten eine Anmaßung verrath, zu welcher der Verfasser nach den in dieser Schrift dargelegten Proben von Kritik und Gelehrsamkeit keineswegs berechtigt war. So erklärt er sich gegen Schleyermacher in Beziehung auf den Theages S. 96, »eine besondere Art von Kritik! Irgend eine Stimme aus der Orakel-Höhle einer Schule oder eines Zeitblattes ist zur Verurtheilung hinreichend! Eine solche literarische Justizpflege lobe ich mir!« Der Verfasser scheint nicht gewußt zu haben, daß auch Heindorf, dieser besonnene und feinfühlende Kritiker, den Theages für unecht erklärt hatte, woran auch wohl niemand mehr zweifeln wird. Ferner S. 102: die Einwürfe gegen die Echtheit sind gelöset: er darf unter die echten Werke des Platon gezählt werden.« Dabey fehlt es nicht an Ausbrüchen von Derbheit, wie S. 98: »wie man doch alles über die Quere ansieht, wenn man einmal zu tadeln den Vorsatz hat!« u. a. m.

Die Sprache des Verfassers ist im Ganzen männlich und lebendig; nur vermissen wir den eigentlichen Fluß der deutschen Rede und besonders Correktheit der Sprache. Dahin gehört das Undeutsche (wie S. 8: »Welche sind nun die Zeugen; die Zeit- und Lebens-Genossenen; S. 25, unzweifelnd; S. 59, vom Grunde aus; Schritt für Schritt; das Ding, was nicht ist; aus ihrem Mittel; zu ihrer Verständniß u. a. m.) und Provinziale (wie: stettiges Ganzes, Vólle, absöndern, Absönderung, Námen, frágt u. s. w.), das für den gebildeten Deutschen widrig zu lesen ist. Dazu die Menge ausländischer Wörter, die doch so leicht durch deutsche zu ersetzen waren, wie referiren über Platon, deponiren, reduciren, ein Beyspiel statuiren, Chefs (von Philosophen), sich regeneriren, brüsk u. a. m.; und diese Fremdlinge werden häufig durch mißfällige oder unrichtige Schreibung noch lästiger, wie S. 53, 59. Klicke (das franz. clique), S. 21. Anzienetát, Koalizion, Dikzion, Lekzion, Konfeß, Diszeptationen, sukzessiv; ferner Pythagoráer, pythagoráisch, Phaleráer, Halikarnassáer, Mantineáer, Prytanaium, Piráos u. a. m. Widrig sind auch die gemeinen Ausdrücke, wie S. 396: Die Prinzipien schwätzen ja des System aus; S. 53, »manchem davon griff er (Sokrates) wohl auch tiefer an das Herz, oder vielmehr an den Magen.« Aristophanes heißt S. 54, der Gelächterfabrikant (derselbe Dichter wird vom Verfasser S. 433 sehr ungünstig, wir sagen, selbst unhellenisch beurtheilt; das rohe Satyrfell, scheinet es, verhüllte dem Verfasser den Geist der aristophanischen Komödie). Unrichtig ist der Ausdruck in dieser Stelle S. 15. »Platon habe seine Dialogen

nach Art eines tragischen Vier-Gespräches (!) herausgegeben: vier Gedichte nämlich kämpften in Athen für viererley Feste (?) um den Preis; das vierte davon war ein satyrisches Drama (etwa wie Euripides Kyklopen)«. In dem Mythos des Protagoras über die Vertheilung der Gaben unter die lebenden Geschöpfe findet der Verfasser S. 229 gar eine Uebertragung des anakreontischen Liedes II. aus dem Poetischen in das Philosophische! Sehr mißfällig sind endlich solche Deklamationen, wie S. 375, »daß ich mir die Freyheit nehme, hier dir zu widersprechen, lieber Plutarch, wirst du mir um so leichter verzeihen« u. s. w. S. 434, »Alles zusammengenommen, lieber Freund Meleagros! Was du versprochen hast, hältst du nicht!«

A.

Art. V. Geschichte des Großherzogthums Hessen, von Dr. Johann Ernst Christian Schmidt, großherzoglich-hessischem geistlichen geheimen Rathe und Historiographen, des großherzoglichen Verdienst-Ordens Kommandeur. Gr. 8. 2 Bände. Gießen 1818, bey G. F. Heyer.

Die gehinderte Fortsetzung der hessischen Landesgeschichte von Wenk, und der Wunsch, diese Geschichte in ein kürzeres Werk zusammengefaßt zu sehen, bestimmte den gelehrten Verfasser des gegenwärtigen Werkes, wie er in der Vorrede erklärt, diesen Gegenstand nach einem veränderten Plane zu bearbeiten. Bey Ausführung desselben hat er sich als Geschichtsforscher nicht geringes Verdienst erworben, und mit dem beharrlichsten Fleiße und umfassender Gelehrsamkeit was in den früheren Geschichten Hessens Wahres und urkundlich Erprobtes sich findet, von bloßen Vermuthungen, unerweislichen Behauptungen oder entschiedenen Irrthümern getrennt. Es fällt zwar durch diese strenge Prüfung der Quellen manche Thatsache hinweg, die früher auf Treue und Glauben eines Schriftstellers als erwiesen angenommen worden; aber es geht aus dieser gründlichen Behandlung seines Gegenstandes ein reicher Gewinn an Wahrheit hervor, und das Werk des Herrn Dr. Schmidt kann daher in Bezug auf Geschichtsforschung als Muster für die Behandlung jeder Geschichte deutscher Provinzen aufgestellet werden.

Der Verfasser führt in den bisher erschienenen zwey Bänden seines Werkes, dessen Fortsetzung versprochen wird, die Geschichte der Provinz Oberhessen durch vier Abschnitte bis zum Tode des Landgrafen Otto im Jahre 1328 fort. Der Geschichte des Fürstenthums Starkenburg und der Provinz Rheinhessen ist ein Abschnitt des zweyten Bandes gewidmet, in welchem der Verfasser bis zur spätern merovaischen Zeit kömmt. Der

erste Abschnitt der Geschichte Oberhessens reicht bis auf Karl Martel und Bonifacius den Heiligen. Er verbindet hier mit der Erzählung der Thatsachen gründliche Forschungen über die Verfassung der deutschen Völker. In den Anstalten der Chatten gegen Cäsar findet er die Anfänge des nachherigen Heerbannes, und in den Gefolgen raubgieriger Anführer, deren Tacitus erwähnt, und welche nicht blos für einzelne Unternehmungen, sondern zu bleibendem Schutz und Trutz gewählt wurden, auch auf die Söhne der Anführer übergingen, und von des Anführers Freygebigkeit das kriegerische Roß, und die blutige siegreiche Pfrieme (Framea) als Lohn erhielten, die ersten Spuren des Lehenwesens. Den Beschluß dieses Abschnittes macht die Bezeichnung der Hessengaue, deren Entstehung über das Jahr 786 hinaufreicht, mit der Angabe der Landesbezirke, welche zu jedem derselben gehörten. Sie waren damals das westliche Grabfeld, der Oberlahngau, der fränkische Hessengau, der Ittergau, der Nieder-Lahngau, die Wetterau, und der Niddagau. Der zweyte Abschnitt umfaßt die Geschichte von Bonifacius dem Heiligen bis auf die thüringischen Landgrafen. In diesem Zeitraume erscheinet, und zwar zuerst um das Jahr 886, das Salische oder Konradinisch-Hessische Haus, abstammend von Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolph, mütterlichen Abkommen des Königs Ludwig des Deutschen, deren erster wahrscheinlich auch schon Herzog von Franken, Vater jenes Konrad war, der nach dem Tode Ludwig des Kindes den deutschen Königsthron bestieg. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, und zwar seit dem Tode des minderjährigen Otto, eines Enkels Otto des Großen, erlöschen in diesen Gegenden die Spuren des konradinisch-hessischen Hauses. Jene Grafen, welche hierauf in diesen Gegenden erscheinen, und deren Namen sich nur mühsam auffinden lassen, als Konrad Kurzbold, der das Stift zu Limburg an der Lahn gegründet, der Graf Eberhard vom Niederlahngau, Udo, welcher der Wetterau und dem Oberrheingau vorstand, und dessen zahlreiche Nachkommenschaft noch im Jahre 1036 die gaugräflichen Rechte in der Wetterau behauptete, sammt den in der Ausübung derselben nachfolgenden Grafen von Nüring, standen, nach begründeten Vermuthungen des Verfassers, mit jenen früheren Konradinern in entfernter Verbindung. Die Untersuchungen über die damalige Gerichts- und Kriegsverfassung, dann über den in späterer Zeit verschwindenden Unterschied zwischen Leibeigenen und Liden, welch' letztere Benennung die am meisten Begünstigten unter den Leibeigenen bezeichnete, sind nicht blos für die hessische, son-

dern für die ganze deutsche Geschichte von Interesse. Als den Sitz geistiger Bildung in Hessen im neunten Jahrhunderte nennt der Verfasser die Klosterschulen zu Fulda und Hersfeld. Die erstere insbesondere, unter dem Abte und nachmaligen Mainzer Erzbischofe Rabanus, die berühmteste im ganzen fränkischen Reiche, würdigte zuerst die deutsche Sprache, und die Handschrift, welche ein Bruchstück des schätzbaren Liedes vom Hildebrand und Hadubrand erhielt, rührt der Sage nach von Fulda her. Nur blieb gegen die menschenfreundliche Absicht des heiligen Bonifacius die geistige Bildung blos auf die Klosterleute beschränkt, da die Aachner Synode vom Jahre 817 in Klöstern Schulen für Andere als Klosterleute zu halten untersagte. Der dritte Abschnitt begreift Hessens Geschichte unter den thüringischen Landgrafen, welche durch eine Doppelheirat, nämlich des Landgrafen Ludwig des Ersten von Thüringen mit Hedwig, einer Tochter, und seines Bruders Heinrich Raspe, mit der Witwe des hessischen Grafen Giso, Herren von einem beträchtlichen Theile Ober- und Niederhessens wurden. In diesem Zeitraume, und bald darauf, erloschen in der Wetterau mehrere Geschlechter des hohen Adels. Die Güter der ausgestorbenen Grafen von Nüring gehen theils an das Munzenbergische, früher von Arnsburgische, theils an das Falkensteinische Haus über, die Besitzungen der Grafen von Nidda, deren Mannsstamm um das Jahr 1200 ausstirbt, gelangen an die Grafen von Ziegenhayn, und jene der Grafen von Kleeberg, welche sich früher auch von Mörle benannten, an die Herren von Isenburg. Mit den Grafen von Nüring verschwindet in der Wetterau die gaugräfliche Gerichtsbarkeit, und es erscheint ein kaiserlicher Landvogt zur Erhaltung des Landfriedens, und zum Schutze des Ueberrestes königlicher Gerechtsame. Aehnliche Veränderungen weiset der Verfasser in diesem Zeitraume unter den Grafen und Herren im Lahngau nach. Die Grafen von Ziegenhayn, Poppo von Hohenlinden und Gottfried von Wegebach, dessen Nachkommen die Grafen von Solms sind, und ein Graf Werner, der sowohl von Battenberg als von Witgenstein heißt, erscheinen mit den Herren von Meerenberg, und dem Pfalzgrafen Rudolph I. von Tübingen, letztere als Erben der Güter des um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ausgestorbenen Gleybergischen Hauses, um diese Zeit hier als die mächtigsten Besitzer. Die gaugräflichen Rechte klebten dem Schlosse Battenberg an, und der Bezirk, über welchen sie sich erstreckten, heißt bald Grafschaft Battenberg, bald Grafschaft Wetter, bald auch Grafschaft Stift. Als Klöster im Lande Hessen, deren Gründung in jenen Zeit-

raum fällt, werden angeführt das Prämonstratenserstift Ilbenstadt, gestiftet im Jahre 1123 vom Grafen Gottfried von Kappenberg, das Kloster Wieberg, kurz darauf von Gottfrieds Bruder, Otto gegründet, das im Jahre 1129 von der Gräfin Klementia von Gleyberg für regulirte Augustiner gewidmete Kloster Schiffenberg, das späterhin nach Haina verlegte, vom Grafen von Ziegenhayn im Jahre 1140 gegründete Cisterzienserstift Aulesburg in Churhessen, das Kloster Retters im herzoglich Nassauischen, im Jahre 1146 vom letzten Grafen von Nüring gestiftet, das Kloster Altenburg desselben Ordens, welches Konrad von Arnsburg im Jahre 1151 stiftete, und welches im Jahre 1174 nach Arnsburg selbst versetzt wurde, das Prämonstratenserstift Hacheborn, im Jahre 1186 von den Herren von Merenberg gestiftet, dem bald ein Kloster desselben Ordens zu Dorlar bey Wetzlar nachfolgte, und ein drittes gegen das Ende des zwölften Jahrhundertes von Hartmann von Büdingen errichtetes zu Konradsdorf, und das vom Landgrafen Ludwig IV. gestiftete Antoniterhaus zu Grünberg. Der vierte Abschnitt erzählt die Schicksale Hessens, seitdem es an Heinrich, dem Sohne Heinrich des Großmüthigen, Herzogs von Brabant, und Sophiens, einer Tochter der heiligen Elisabeth, den ersten Landgrafen erhielt, bis zum Tode Ottos, Landgrafen in Oberhessen, im Jahre 1328. Die Geschichte dieses Zeitraumes wird durch das große Zwischenreich und die dasselbe bezeichnende Auflösung gesetzlicher Ordnung unter den Fürsten Deutschlands einerseits wichtig, andererseits aber auch sehr schwierig. Auf ähnliche Weise, wie bey den vorigen Abschnitten, werden auch in diesem die wichtigeren Familienveränderungen und der Wechsel der Besitzungen bezeichnet. Als kaiserliche Landvögte in der Wetterau werden in dieser Zeit Gerlach von Büdingen, später Philipp II. von Falkenstein, nach ihm Gerlach von Breuberg, dann Siegfried von Eppenstein, und später Ulrich I. von Hanau angeführt. Als letzter kaiserlicher Landvogt in dieser Periode erscheint Eberhard von Breuberg, durch welchen der Kaiser, Philipp III. von Falkenstein der Grafschaft Nüring entsetzen ließ. Sein nächster Nachfolger ist noch nicht bekannt.

In Anhängen zu dieser allgemeinen Geschichte Hessens findet man in beyden bisher erschienenen Bänden dieses gehaltvollen Werkes nicht nur die interessantesten Bemerkungen über die physische, geographische und kirchliche Beschaffenheit des Hessenlandes in den verschiedenen Zeiträumen seiner Geschichte, sondern aus urkundlichen Quellen geschöpfte, und kritisch geprüfte Spe-

zialgeschichten hessischer Orte, Bezirke und hohen Familien. In den ersten zwey Anhängen sind die Orte, Aemter und Familien des nördlichen, in dem dritten jene des südlichen Gebietes begriffen. Das Hoheitsamt Lauterbach, die Stadt und das Amt Alsfeld, die Aemter Ulrichstein, Romrod und Homberg an der Ohm, die Stadt und das Amt Grimberg, die Aemter Allendorf und Londorf, das Land und das Stadtamt Gießen mit der Stadt gleichen Namens, die Aemter Hüttenberg, Königsberg, Blankenstein, Biedenkopf, Battenberg und Vöhl sind in dem nördlichen Theile des Hessenlandes begriffen. Noch mehrere werden im südlichen Theile abgehandelt, als das Amt Bingenheim mit Morstadt und Staden, die Aemter Nidda, Lißberg, Schotten mit Stornfels und Widdersheim, Lich, Laubach, Hungen, Arnsburg, die Stadt und das Amt Butzbach, mit Münzenberg und Treis, die Stadt, die Burg und das Amt und Hoheitsamt Friedberg mit Assenhein und Nieder-Wöllstadt, Büdingen und Ronneburg, das Amt und Hoheitsamt Ortenberg mit Wenings, Konradsdorf, Herzenhayn und Gedern, die Grafschaft Reichen, und das Amt Vilbel. In dem Specialgeschichten hoher hessischer Familien behandelt der Verfasser mit besonderer Gründlichkeit jene des landgräflich-thüringischen Hauses, das über Hessen herrschte, und reiniget sie von den Fabeln und Unrichtigkeiten, die die ungedruckte Doringer Chronik über sie verbreitete, und welche in der historia Erphordiensis Anonymi Scriptoris de Landgraviis Thuringiae und der von Eckhart herausgegebenen Historia de Landgraviis Thuringiae wiederholet werden. Die von Gudenus herausgegebene kleine Schrift: De ortu principum Thuringiae und die von Eckhart mitgetheilten Annales breves oder brevissimi hält er für glaubwürdiger.

Unter der Nachkommenschaft Ludwig des Bärtigen berichtigt der Verfasser die gemeine Meinung der Schriftsteller, welche den zweyten Sohn desselben, Beringer kinderlos glaubt, und zeigt durch eine Schenkungsurkunde vom Jahre 1110, daß er mit Bertrade, Tochter des Grafen Dietrich von Katelnburg, vermählt war, und einen Sohn Konrad, wahrscheinlich auch vier Töchter hatte, deren eine in das Haus der Herren von Wippra, dessen Ursprung im Dunkeln ist, verheiratet war. Auch der Ungrund der aus der Doringer Chronik und dem Gudenusschen Werke herrührenden Behauptung, daß Ludwig der Bärtige einen Bruder, Hugo, und dieser einen Sohn Wichmann gehabt habe, wird vom Verfasser gezeigt. Die Fabel von Ludwig dem Springer, zweytem Gemahle der

Witwe des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich, findet hier sowohl ihre Widerlegung, als auch die Angabe ihres wahrscheinlichen Ursprungs. Unter den Söhnen desselben entdeckte der Verfasser durch eine Urkunde vom Jahre 1110 einen fünften, da die Doringer Chronik und das Gudenussche Werk nur vier kennt. Er widerlegt die Behauptung der Doringer Chronik, weche Ludwig, den ersten Landgrafen, zu einem Tochtermann des Kaisers Lothar macht, und zeigt, daß er nicht, wie jene Chronik angibt, zwey, sondern drey Söhne, Ludwig, seinen Nachfolger, einen jüngeren Ludwig, genannt von Thüngesbrücken, oder Thomasbrück, und Heinrich Raspe II. hatte. Als Töchter führet er gegen die Chronik vier an, von denen Cäcilia an einen böhmischen Herzog, Udalrich, Jutta an einen böhmischen König vermählt und Mutter des nochmaligen Königs Przemisl Ottokar ward, Adelheid den Schleyer nahm, Mathilde aber Dietrich von Werben, einen Bruder des Herzogs Bernhard, heiratete. Ludwig der Zweyte, mit dem Beynamen der Eiserne, von dem ebenfalls zwey Fabeln in den Chroniken vorkommen, hatte nach dem Verfasser, der hierin von den Chronikenschreibern abweicht, von seiner Gemahlin, Jutta, einer Schwester des Kaisers Friedrich des Rothbart's, eine frühere, Kunegunde, wahrscheinlich aus dem Neuenburgischen Hause, deren Sohn der nachfolgende Landgraf war. Daß Ludwig III. eine Margaretha, Tochter des Herzogs von Oesterreich, zur Gemahlin hatte, ist unerwiesen, und vielmehr eine Gräfin von Kleve als solche anzunehmen. Aus dieser Ehe, welche allgemein für kinderlos gehalten wird, entsprang nach urkundlichen Beweisen, die der Verfasser anführt, eine Tochter Jutta, welche an einen Dietrich von Landsberg, der auch unter dem Namen eines Grafen von Sommerseburg erscheint, vermählt war. Und auch diese Ehe scheint nach einer Urkunde vom Jahre 1190 nicht kinderlos gewesen zu seyn. Daß die Landgrafen von Thüringen damals auf dem Westerwald, in Westphalen, und jenseits des Rheins begütert waren, ist eine vom Verfasser hier zuerst erwiesene Thatsache. Kaiser Friedrich I. bestätigt nämlich in einer Urkunde vom Jahre 1174, daß Graf Heinrich Raspe der Jüngere dem Grafen Engelbert von Berg das neue Schloß Windeck, nicht das alte, zu Lehen gegeben. In einer Urkunde vom Jahre 1181, wird eines Gutes in Braubach, im Einrich, erwähnt, welches Landgraf Ludwig III. dem Kloster Siegberg zum Seelenheile seiner Mutter Kunegunde schenkte. Nach einer andern Urkunde vom Jahre 1184 schenkte er seine übrigen ererbten Güter in dieser Gegend dem Kloster Arnstein, und durch

eine weitere vom Jahre 1197 erfährt man, daß Erzbischof Philipp von Köln alle Allodien des Landgrafen Ludwig auf beyden Seiten des Rheins, nämlich das Schloß Bilestein, das Schloß Widhe, und die beyden Schlösser Windecke mit Zugehörungen für 3500 Mark unter der Bedingung gekauft habe, daß sie der Landgraf, dessen Tochter Jutta, und deren Gemahl, Dietrich von Landsberg, vom Erzstifte zu Lehen tragen sollten. Unter den Nachkommen des Landgrafen Hermann zeigt der Verfasser, daß seine zweyte Tochter erster Ehe, Hedwig, welche die Doringer Chronik an einen Grafen im Elsaß vermählt, viel mehr den Grafen Albrecht von Holstein aus dem Orlamündischen Hause zum Gemahl hatte. In der Genealogie der Grafen des Lahngau zeigt der Verfasser den Ungrund der Behauptung, welche die salischen Brüder, Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolph für Söhne eines Grafen Konrad von Paris hält, und macht wahrscheinlich, daß der im Jahre 833 vorkommende lahngausche Graf Gebhard mit dem im Jahre 879 vorkommenden, nicht eine und dieselbe Person sey, sondern daß man zwey Gebharde annehmen müsse. Unter den Grafen der Wetterau scheidet der Verfasser beym Grafen Adelhard, dem Oheim der Königin Irmentrude, welchem Karl der Kahle die Leitung seines Sohnes, des nachmaligen Königs, Ludewig des Stammlers, übertragen hatte, das urkundlich Erweisliche, die bekleidete Grafschaft in Trier, im Moselgau, im Ober-Rheingau und in der Wetterau, das Provisorat von Lorsch, und die Vogtey von St. Maximin, von dem Unerweislichen, der Grafschaft im Bedgau, und der Abkunft vom Etichonischen Hause in Elsaß. Bey den niederhessischen Grafen zunächst nach den Konradinern, untersucht er mit vorzüglicher Gründlichkeit die Abkunft des Grafen Werner von Gröningen, den er nicht für einen Sohn jenes Werner, der ein Liebling Heinrichs IV. war, gelten läßt, sondern aus Schwaben herleitet, und als einen Bruder des den Forschern bisher räthselhaft gebliebenen Lintho von Wulflingen darstellt. Eben so sorgfältig sind die oberhessischen Grafen zunächst nach den Konradinern behandelt, und als solche mit Hintanweisung der Vermuthungen, welche hier bey andern Schriftstellern die Lücken der Geschichte ausfüllen, Tiemo, der unmittelbare Nachfolger Ludolfs, des Tochtermannes vom schwäbischen Herzoge Hermann I., dann in einer Folgereihe, Thankmar, dessen Grafschaft Viermünden und die Gegend von Ebsdorf war, Giso in der Gegend von Ober- und Nieder-Ohmen, Richmund in der Gegend von Ebsdorf, Werner, der Günstling Heinrichs IV., bey Homberg an der Ohm Groß-

Linden und Weilburg, ein zweyter Giso bey Hohenlinden, Diemo in der Gegend von Frankenberg und Viermünden, und Rudoph in der Gegend von Kirdorf nachgewiesen. Die Besitzungen Gisos gingen später an das landgräflich-thüringische Haus über, an Diemo schlossen sich die Grafen von Battenberg, an Rudolph die Grafen von Ziegenhayn an. Die erste Spur der Grafen von Gleyberg findet man nach dem Verfasser um das Jahr 1030, wo Welf II. Imiza aus salischem Geschlechte vom Schlosse Glizberch, eine Enkelin Siegfrieds, des Stammvaters der Grafen von Luxemburg, heiratete. Der Mannsstamm dieses Hauses verliert sich um das Jahr 1168 mit Otto, dessen Tochter Irmengarde es wahrscheinlich war, welche die Besitzungen des Hauses Gleyberg an ihren Gemahl, Hartrad III. von Merenberg, brachte. Aus dem Merenbergischen Hause kamen sie in der Folge an das Nassausche. In der Herleitung der Grafen von Nüring weicht der Verfasser von der bisher angenommenen Behauptung ab, wornach Hezilo, ein Bruder des heiligen Bardo, Erzbischofs von Mainz, Stammvater dieses Hauses war, indem er zeigt, daß dieser Hezilo durch eine Urkunde, in welcher er zwar seiner Gemahlin Dieta, aber keiner Kinder gedenkt, der Abtey Fulda sehr ansehnliche Güter schenkt, und macht es wahrscheinlich, daß der Erzbischof Bardo, und die Nüringer gemeinschaftlich aus einem und demselben Hause, und zwar aus dem hessisch-konradinischen Hause abstammten.

Der erste Graf von Nüring, welcher in Urkunden erscheint, ist Berthold, der bey einer Schenkungsurkunde vom Jahre 1043, wodurch Kaiser Heinrich III. der Abtey Fulda die Lehensherrlichkeit über die Grafschaft Mallstatt schenkt, als Zeuge erscheint. Graf Gerhard von Nüring ist der letzte dieses Geschlechts, welcher in Urkunden, und zwar zuletzt in einer vom Jahre 1170 genannt wird. Die Güter dieses Hauses gingen an die Herren von Bolanden und von Münzenberg über. Das Ziegenhaynische Geschlecht leitet der Verfasser von dem fuldischen Vogte, Gozmar I. ab; dessen Söhne Gozmar, Boppo und Gottfried Stifter dreyer Linien dieses Hauses, die man von den Schlössern Wildungen, Reichenbach und Ziegenhayn benennen kann, wurden. Mit Friedrich, dessen Name in Urkunden bis zum Jahre 1229 vorkömmt, schließt sich die Geschichte der ersten Ziegenhaynischen Linie. Die zweyte Ziegenhaynische Linie verschwindet nach dem Jahre 1273 mit Gottfried, der früher zum geistlichen Stande bestimmt, späterhin eine Gräfin von Abenberg heiratete, aber kinderlos blieb, und seine Güter dem Kloster Anlesburg hinterließ. Die Geschichte

der dritten Linie verliert sich mit Rudolph II., der nach dem Jahre 1242 nicht mehr vorkommt. Spätere Grafen von Ziegenhayn, welche von der Vermählung ihres Stammvaters Ludwig I. mit der Tochter Bertholds von Nidda zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts den Beynamen von Nidda führen, verschwinden mit Johann II., genannt der Starke, der gesonnen, dem Landgrafen seine Güter zu hinterlassen, als Heimlicher in dessen Dienste trat. Die Geschichte der älteren Grafen von Nidda findet der Verfasser sehr dürftig. Er leitet sie nicht nach der bisherigen Meinung von jenem Volkold von Nidda ab, der auch unter dem Namen von Malsburg vorkommt, und ein Zeitgenosse des Grafen Erpo von Padberg, Stifters des Klosters Flachdorf im Waldeckschen war, sondern von einem früheren Volkold. Im Jahre 1206 schon findet man Ludwig von Ziegenhayn durch seine Gemahlin als Besitzer der Grafschaft Nidda. Der Mannsstamm der durch diese Heirat gestifteten abgesonderten gräflich Niddaschen Linie erlischt mit den Brüdern Engelbert I. und Gottfried zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, und durch die Vermählung der einzigen Tochter Engelberts mit dem Grafen Johann von der Ziegenhaynischen Linie werden die beyden Grafschaften wieder vereinigt, und bleiben es bis auf Johann II., der beyde an den Landgrafen Ludwig I. überließ, worüber ihm der Abt Johann im Jahre 1434 die Belehnung ertheilte. Die Familie der Grafen von Witgenstein leitet der Verfasser von Siegfried, und jene der Grafen von Battenberg von Wittekind II. zwey im Jahre 1238 zuerst erscheinenden Brüdern ab, deren gemeinschaftlicher Stammvater wahrscheinlich Boppo von Hohenlinden vom Jahr 1144 ist, die Sayn-Witgensteinische Linie von Salentin von Sayn, aus der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Das Solmsische Haus setzet er mit jenem der alten Grafen von Wegebach in Verbindung, und zeigt das Dunkel, in welches der erste Ursprung der Linien von Braunfels und von Westerburg gehüllet ist. Die im Jahre 1415 erloschene Burg Solmsische Linie wird von Heinrich von Spanheim, und das Falkensteinische Haus von Otto, aus dem Westerburgischen Hause, und dessen Gemahlin Agnes von Falkenstein, abgeleitet. Die Geschichte der Familie Kleeberg und Mörle, ist von den bisher vom Verfasser behandelten eine der räthselhaftesten; doch ist auch hier durch Darlegung der urkundlich erproblichen Thatsachen geleistet, was in einem so schwierigen genealogischen Gegenstande zu erwarten war. Den Familiengeschichten des ersten Bandes sind zur leichteren Uebersicht mehrere treffliche Stammtafeln, nämlich eine berichtigte Stammtafel des

hessisch-konradinischen, eine des Babenbergischen Hauses, eine Stammtafel der Nachkommen Ludwig des Bärtigen, eine weitere von den Nachkommen Ludwig des Saliers, und des Landgrafen Ludwig I., eine fünfte von den Nachkommen der Landgrafen Ludwig II. und III., eine sechste von den Nachkommen des Landgrafen Hermann, und eine über den wahrscheinlichen Zusammenhang der hessischen und schwäbischen Werner beygefügt. Die baldige Fortsetzung eines durch so gründliche Forschungen ausgezeichneten Werkes ist sehnlich zu wünschen.

Art. VI. Kohelet's des weisen Königs Seelenkampf, oder philosophische Betrachtungen über das höchste Gut, aus dem Hebräischen übersetzt, und als ein Ganzes dargestellt. Ein Versuch von Friedrich Wilhelm Karl Umbreit. Göttingen, in der Beckerschen Buchhandlung 1818. Oktav 91 S.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande, neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Karl Umbreit, außerordentlichen Professor der Theologie und der Philosophie zu Heidelberg. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht 1820. Oktav 162 S.

Das Vorwort zur zweyten dieser Schriften heißt: »Wiewohl es dem Verfasser immer interessant und zweckmäßig geschienen, die drey sogenannten Salomonischen Schriften des alten »Testamentes, das hohe Lied, die Sprüche und den Prediger als einzelne vorzügliche Erscheinungen des poetischen und »philosophischen Geistes der Hebräer durch einen geheimen ethischen »Faden zu einem sinnvollen Ganzen verbunden zu denken, dergestalt, daß in dem Frühlingsgarten der Liebe der Jüngling, »in den Fundgruben der Weisheit der Mann, und auf den »Trümmern des Predigers der Greis sein Leben abgebildet fände, »so ist er doch selbst, als er vor zwey Jahren eine neue Probe der »Uebersetzung Kohelets dem Gelehrten zur Prüfung und dem »Ungelehrten zur Unterhaltung vorlegte, jener Betrachtung des »dreyfach strahlenden Salomonischen Geistes in sofern untreu geworden, als er, noch selbst im Jünglingsalter stehend, über den »Blüthenglanz des hohen Liedes hinweggeeilt, auf den herbstlichen »Fluren des Predigers verweilte. Zufällige Umstände bestimmten »ihn damals, das Ende zum Anfange zu machen. Indem er daher »jetzt den Freunden orientalischer Poesie beyfolgende Uebersetzung »des hohen Liedes darbringt, macht er gleichsam einen begangenen Fehler wieder gut. Möchte doch dem ältesten und »schönsten Liede der Liebe aus dem Morgenlande »eine gleiche freundliche Aufnahme wie Kohelets Seelen-

»Kampfe zu Theil werden. Der Uebersetzer würde sich dann um »so mehr aufgemuntert fühlen, das Gold der philosophischen »Schatzkammer Salomons gleichfalls von neuem geschmolzen, »in die Form deutscher Sprache zu gießen.«

Wären alle Vorreden so einfach, bescheiden und zweckerreichend abgefaßt, wie diese, so würde es den Anzeigern ein Leichtes seyn, durch das bloße Abschreiben derselben, wie es hier geschieht, den Leser auf einmal in den richtigsten Standpunkt gerechter Erwartungen und frommer Wünsche zu setzen; gerechter Erwartungen, welche der über den vorliegenden Gegenstand zu Belehrende an den Belehrenden stellt, und die dieser nicht unerfüllt läßt, und frommer Wünsche, deren künftige Erfüllung der befriedigte Leser von dem ihm Genüge leistenden Schriftsteller erwartet. So lernet man aus dem hier mitgetheilten Vorworte, daß der Verfasser von den drey begeisternden Bechern salomonischer Weisheit zuerst den Wermuth des Greisenalters im Prediger den Lesern dargebracht hat, daß er hier den frisch gährenden Most der Jugend im Taumelkelche des hohen Liedes der Liebe aufsetzt, und später den rein abgegossenen Wein vollendeter männlicher Weisheit in den Sprüchen eben so zu kredenzen Willens ist. Daß er dieß recht bald thun möchte, wird ihm Jeder, welcher die beyden vorigen verkostet hat, mit durstigen Lippen, aus voller Kehle zurufen.

Um diese drey Becher hier unter einem zu kränzen, hätten wir freylich noch ein Paar Jahre der Erscheinung des dritten zuwarten können; aber wir hätten uns durch diesen Verschub gegen den Verfasser des Verzugs freundlicher Aufnahme und gebührender Aufmunterung, und gegen die Leser (denen durch diese Blätter hiervon die erste Kunde zukommt) der Verspätung wahren Genusses schuldig gemacht. Nach der vorliegenden Bearbeitung des Liedes der Liebe und des Predigers zu urtheilen, sind auch die Sprüche für uns im Geiste schon erschienen, und wir wünschen dem Verfasser schon jetzt zu der Vollendung seines dreygetheilten Schöpfungsreichs, so wie dem Leser zu dem Genusse der drey Horen salomonischer Weisheit in dieser Bekleidung Glück und Heil. Sie erscheinen in der angebornen Fülle morgenländischer Schönheit, die, wenn auch züchtig verhüllt, sich deßhalb dem Auge nicht entzieht, und ihnen stehet die einleitende und verbindende Rede des Uebersetzers als Brautschmückerin zur Seite, welche die Eigenthümlichkeiten ihrer Schönheit durch den Schmuck des Worts hervorhebt, und die einzelnen Reize durch den Faltenwurf ethischen Gewandes zu Einem harmonischen Ganzen verbindet.

»liche Seite desselben, die sich vorzüglich auf die schöne Form des »geliebten Gegenstandes bezieht, als bloßes Symbol der geistigen »gern betrachten. Ein mit tiefer Religiösität begabtes Gemüth »kann wohl gar seinen Gegenstand der Liebe, welcher in die Re»gion der sinnlichen Wahrnehmung gehört, für eine blos körper»liche Stellvertretung des göttlichen Wesens ansehn, das seine »Neigung mit allgewaltiger Liebe an sich reißt, und so ist es ge»wiß dem religiösen Gemüthe natürlich, die rothe Rose sinnlicher »Liebe in die weiße Rose mystischer Liebe zu verwandeln. Je hoch»rother gerade die Farbe der ersten ist, desto stärker wird sie ein »nach himmlischer Reinheit aufstrebender Geist für das bloße Sym»bol der weißen Verklärung der letzten halten. Daher dürfen wir »uns nicht wundern, wenn ein frommer Morgenländer, dem sein »Gott und sein Volk Alles ist, die Stimme der Liebe in dem »Heiligthume hochverehrter Nationalschriften, die in den Worten »noch durch die Rosenhaine der Erde tönt, dem Geiste nach auf »himmlische Sphären deutet, wenn der Thargumist von Je»rusalem in dem Geliebten des hohen Lieds seinen Jehova, »in der Braut aber sein Volk zu finden glaubt.«

Nachdem der Verfasser den Einfluß, welchen das Christenthum auf die Veredlung des Gefühls der Liebe ausgeübt, auseinander gesetzt, und die zur theologisch-richtigen Beurtheilung der Sprache des hohen Liedes nöthige Unterscheidung einer vor- und nachchristlichen Liebe psychologisch und historisch begründet hat, fährt er folgendermaßen fort: »Daß das Lied nun besonders noch als »Blume des Orients im Geiste dieser eigenthümlichen Welt, wo eine »ganz anders gestaltete Verfassung, ein völlig verschiedenes Verhält»niß des Geschlechtes zu einander sich findet, und also ein ganz »anderer Maßstab des Schicklichen gilt, betrachtet und geschätzt »werden müsse, versteht sich von selbst, und Hartmann (im »Versuche über die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgen»ländern) hat uns zur gerechten Beurtheilung der erotisch-mor»genländischen Poesie überhaupt, und also auch des hohen Liedes »bereits auf den richtigen Standpunkt gestellt. Wer eine idea»lische Poesie der vorchristlich morgenländischen »Poesie zu kennen begehrt, begebe sich in den Myrhenhain des »hohen Liedes. Alles was man schwärmerische Schwermuth nennt, »die der Liebe des neueren Europa ihren Grundzug gibt, ist »da nicht zu finden. Kein Mondenschein, der durch trübes Ge»wölk auf die schlummernden Blumen der Erde fällt; kein melan»cholisch süßer Nachtigallengesang durch die Stille der Nacht; »kein rührender Kampf der Vernunft mit dem Herzen, keine »großmüthige Aufopferung zu Gunsten der Geliebten, keine Freude

»am süßen Schmerz der Entbehrung. Nur Wonne und Entzücken »im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart.«

Der besondere Inhalt des hohen Liedes wird im folgenden Abschnitte in zwey Hälften dargelegt, in denen zwey verschiedene Welten abgebildet sind: »der höchsten Natureinfalt in einem un»schuldigen Hirtenthale gegenüber die zur Ueppigkeit verfeinerte »Kunst eines verdorbenen Hofes, doch so, daß die Natur als Licht, »die Verkünstelung aber als Schatten im Bilde erscheint.«

Ein liebekrankes Landmädchen in das prächtige Gemach des Königs entführt, söhnt sich nach der Vereinigung mit seinem schönen Jüngling auf den stillen Fluren der Heimat. Die Stimme des Geliebten tönt in die Klagen der Geliebten mit Lobpreis ihrer Schönheit, und er erscheint ihr im Traume. Sie zieht in Putz und Pracht nach dem Brautbette des Königs Salomo, der in heißer Glut der Sinnlichkeit ein prächtiges Lob der seltenen Schönheit aushaucht. Das nach ihrem ersten Geliebten sich sehnende Mädchen erzählt einen neuen Traum, lieblicher und anmuthiger noch als der erste; sie erzählt denselben den Genossinnen des königlichen Gemachs und überfließt in dem Lobe ihres ersten Geliebten. Salomo preist umsonst die Schönheit seiner jungen Gemahlin, umsonst strömt seine Liebesglut in hohes Lob der seltenen Schönheit aus. Die Pracht des Hofes kann die Erinnerung an die Lilien der Heimat, an die Schönheit des Hirten in der Brust Sulamit's nicht verdunkeln. — Die Klage der Trennung verstummt, die zerrißne Liebe ist wieder verbunden, Salomos Pallast und Gärten sind verschwunden, der junge Hirte besitzt seine entführte Braut wieder im Thale der Hirten unter den Blütenbäumen der freyen Natur, und sie besiegeln von neuem unter dem Apfelbaum den Bund der Liebe. Den Dichter begeisterte die am Ende des Ganzen mit geschickter Hand hingestellte hoch poetische Idee.

Stark, gleich dem Tode, ist die Liebe,
Fast wie das Todtenreich -- so ist ihr Wille.
Ihre Flammen — Feuerflammen! —
Feuerglut des Herrn!
Große Wässer können nicht das Liebesfeuer löschen,
Stürme können es nicht überfluten —
Und wollt ein Mann auch alle Habe seines Hauses um die Liebe geben,
Spott und Verhöhnung würde ihm! —

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so hält sich dieselbe strenge an das Original, und weicht von der treuesten der bisherigen, nämlich von der Mendelssohns, nur in einigen wenigen Stellen ab, als z. B. S. 74: frischer Balsam ist dein Name. Mendelssohn: dein Name wie Balsam ausgeschüttet. In der Vulgata: Oleum effusum nomen tuum; im Originale:

תורק ausgeleert, ausgeschüttet, von ריק—. S. 76. Umbreit: O Liebling der Vollkommenheit; Mendelssohn: Wohlgesinnte lieben dich. Die Vulgata: Recti diligunt te. Hebraisch: מֵישָׁרִים die Geraden, von ישר

S. 77. Umbreit: Denn warum sollt' ich verschämt bey deiner Freunde Herden irre gehen. Mendelssohn: was soll ich schmachtend hin und her bey den Herden u. s. w. Die Vulgata: ne vagari incipiam post greges sodalium tuorum. Das hebräische כְּעֹטְיָה von עטה bedecken, verhüllen, welches Umbreit's Uebersetzung am nächsten ausdrückt, fehlt in der Vulgata ganz.

S. 78. Umbreit: Ja wahrlich! Du der Frauen schönste, bist verständig. Mendelssohn: Weißt du das nicht. Du der Frauen schönste. Vulgata: *Si ignoras te*, pulcherrima inter mulieres. Hier folget Mendelssohn nach der Vulgata treuer dem Originale: אִם לֹא תֵדְעִי לָךְ An non constat tibi.

S. 79. Umbreit: Wir wollen goldene Schnüre dir bereiten: mit eingefügten Silberglöckchen. Mendelssohn: Goldene Spangen machen wir für dich, gesprengt mit Silberpünktchen. Vulgata: Murenulas aureas faciemus tibi vermiculatas argento; im Originale: נקודות von נקד punktiren, sprengen; arabisch نقطة

S. 90. Umbreit: Wer ist die heraufsteigt aus der Trift? Mendelssohn, nach der Vulgata: Wer ist die aus der Wüste heraufsteigt? Vulgata: Quae est illa quae ascendit per desertum: מִן הַמִּדְבָּר aus der Wüste.

S. 91. Umbreit: purpurn seine Lagerstätte; sein innerer Raum war bunt geschmückt aus Liebe zu den Töchtern von Jerusalem. Mendelssohn: den Sitz von Purpur, die Mitte gepflastert mit Liebe zu den Töchtern Jerusalems. Vulgata: ascensum purpureum, media charitate constravit propter filias Jerusalem; das Hebräische wörtlich so, wie Mendelssohn übersetzt hat: תוכו רצוף אַהֲבָה (حبّ αγαπη) מִבְּנוֹת ירושלם

S. 81. Umbreit: Eine Narcisse bin ich von Saron, eine Lilie bin ich der Tiefen. Mendelssohn: Ich bin die Lilie Scharons, die Rose im Blumenthal. Vulgata: Ego flos campi et lilium convallium. Mendelssohn und andere hebräische Gelehrte haben hier die Blumen verwechselt, und die

Narcisse in eine Lilie, diese aber in eine Rose verwandelt. Daß שושנה wirklich die Lilie sey, darüber läßt der heutige arabische Name sowohl سوسن Susen als der des alten Susa (der Lilienstadt), die als solche selbst auf den Sculpturen ägyptischer Tempel durch eine Lilie bezeichnet wird, keinen Zweifel übrig. Eher ließe sich bestreiten, daß חֲבַצֶּלֶת die Narcisse sey, indem darunter wohl auch irgend eine andere Blume eines Zwiebelgewächses بصل verstanden werden könnte. Es ist aber um so wahrscheinlicher die Narcisse, als dieselbe den Morgenländern als die Repräsentantin aller Zwiebelgewächse, und daher auch als das Symbol der Genügsamkeit gilt, nach einer sehr originellen Beziehung, welche als arabischer, persischer und türkischer Vers im Munde des Volks gäng und gebe ist, nämlich:

Kannst du nicht leben auf des Wohlstands Giebel,
Leb wie Narcissen nur von einer Zwiebel.
(S. Ferhengi Schuuri B. I. S. 256.)

Die hier aus den verwandten arabischen Wörtern بصل und سوسن erforschte wahre Bedeutung der Zwiebelblume und der Lilie ist ein trefflicher Fingerzeig von dem Nutzen des Studiums des Arabischen für Theologen zur gründlichen Verständniß der Bibel. Dieser ganze Vers אני הבצלת השרון שושנת העמקים kann mit den gleichen arabischen Wörtern wieder gegeben werden: انا بصل الصّحرا وسوسن العمق Es ist billig zu wundern, daß die bisherigen arabischen Bibelübersetzer diesen durch die allernächste Verwandtschaft des Hebräischen und Arabischen angezeigten Pfad bisher fast gar nicht betreten, sondern lieber aus der Vulgata und der englischen Uebersetzung, als aus dem griechischen Urtexte des neuen Testamentes, und aus dem hebräischen des alten übersetzt haben; so heißt z. B. dieser einfache Vers, wo jedes arabische Wort dasselbe mit dem hebräischen ist, in der schön gedruckten arabischen Bibel der Bibelgesellschaft (New Castle upon Tyne 1811.) انا زهرة البقعة وسوسنة الاودية ich bin die Blume der Schlucht und die Lilie der Thäler, so daß das Feld (Saron صحرا Sahra) mit der Schlucht, und die Tiefen (Umk عمق) mit Thälern vertauschet worden sind.

Wenn also die Zwiebel Sarons wahrscheinlich die Narcisse bedeutet, so frägt sich noch, was denn unter der Lilie der Tiefen eigentlich für eine Lilie gemeint seyn könne, und wir

sind der Meinung, daß unter der Lilie der Tiefen nicht die eigentliche Lilie, sondern das Mayglöckchen (Convallaria majalis) verstanden werden müsse. Zu dieser Meinung bestimmt uns erstens der Umstand, daß das Mayglöckchen noch heute in der ganzen Levante für das lilium convallium des hohen Liedes gilt; zweytens, daß die Individuen der hier jüngst durchgezogenen persischen Botschaft einstimmig versicherten, die zehnzüngige Lilie (Susen deh Süban) sey keine andere Blume als das Mayglöckchen, welches diesen Namen von der vollen Zahl seiner Glöckchen, die der Perser als Zungen ansieht, erhalten habe. Freylich sollte man glauben, daß unter den Zungen eher Blätter als Glöckchen gemeint seyn könnten; da in der Botanik aber keine zehnblättrige Lilie bekannt ist, mag das Mayglöckchen aus dem obigen Doppelgrunde immer dafür gelten, bis nicht ein reisender Botaniker der Sache in Persien selbst näher auf den Grund kommt, und diese hier geäußerte Meinung bestätiget oder widerlegt.

Man sieht an diesem Beyspiele, wie sehr zu der grundlichen Erläuterung und Verständniß der Bibel nicht nur die Kenntniß der mit dem Hebräischen zunächst verwandten semitischen Mundarten, sondern überhaupt das Studium des ganzen Orients in politischer, ethischer, geschichtlicher, geographischer und naturhistorischer Beziehung erfordert wird. Wie sehr Herr Umbreit hier den wahren und allein zum Ziele führenden Weg eingeschlagen habe, zeigen nicht nur die schon früher in seiner Abhandlung von den Emir olumera an Tag gelegten Beweise seines Studiums orientalischer Sprachen und Geschichten, sondern auch die im Anhange des vorliegenden Werkes zum ästhetischen Verständniß beygefügten Erläuterungen, welche eine reiche Ausbeute zweckmäßiger orientalischer Lektüre enthalten.

Um dieselben hier nicht auszuschreiben, wollen wir vielmehr die siebenzigste und letzte dieser Erläuterungen hier mit einem Zusatze verlängern. Sie betrifft den unmittelbar vor den oben angeführten Schlußversen vorausgehenden Vers:

Leg mich wie einen Siegelring an deine Brust,
wie einen Siegelring an deinen Arm

»Die Siegelringe (heißt die siebenzigste Note) tragen die »Orientalen nicht blos an den Fingern, sondern auch häufig als »Talismane an einer Schnur auf der Brust. Das Bild bedeutet »übrigens Unzertrennlichkeit und innigste Verbindung. Vergleich »Jeremias 22, 24. 2 Mos. 28, 23 und 29. Ewig und innig »möge ich an deiner Brust ruhen! ewig und innig von deinem »Arme umschlungen seyn.« Wir setzen hinzu: die hier vorherrschende Idee ist nicht die eines Siegels als Petschaft, sondern die eines mit bedeutenden und kräftigen Schutzworten einge-

grabenen Steines oder Talismans, dergleichen die Morgenländer und Morgenländerinnen von jeher auf sieben Gliedern zu tragen gewohnt waren, und noch gewohnt sind: nämlich als Stirnbinde noch heute, wie der hohe Priester das Goldblech mit dem קדש ליהוה (Exodus XXVIII. 31) auf der Tiara trug; auf der rechten Hand als Siegel (Jeremias 22, 24), auf den Armen als Armbänder (hohes Lied VIII. 6), auf den Füßen als Schließe der Knöchelbänder, auf den Lenden als Schließen des Gürtels (die eigentlichsten Keuschheitswächter), auf den Schultern, wo der hohe Priester die Denksteine der Kinder Israels trug (Exodus XXVIII. 11, 12). Aus diesen Schultertalismanen des hebräischen hohen Priesters läßt sich auch die anbetende Ehrfurcht erklären, womit die Araber das Muttermaal, welches Mohammed auf der Schulter hatte, als einen himmlischen Talisman, und als das eigentliche Siegel des Prophetenthums verehrten. Auf der Brust endlich tragen nicht nur die Frauen Talismane als Anhängsel des Halsgeschmeides, sondern selbst der Großwesir noch heute das kaiserliche Siegel, an einer goldenen Schnur um den Hals gehängt, als das Symbol der höchsten Würde und unumschränkter Machtvollkommenheit. Der hebräische Vers: שימני כחותם על לבך (alle bis aufs erste rein arabisch كختم على لبك) Leg mich wie einen Siegelring an deine Brust, ist daher wohl eine der schönsten Inschriften für Liebestalismane, der auch in Europa wohl weit besser und richtiger gestochen werden könnte, als die immer elend verfälschten Züge der heute häufig nachgestochenen arabischen, persischen und türkischen Siegel.

Aehnliche Erläuterungen vermißt die frühere Arbeit Hrn. U's, nämlich die deutsche Bearbeitung des Predigers, welche der Verfasser in zwey besonderen Werken der Welt vorgelegt hat, das eine frühere, mit dem wir uns hier beschäftigen, deutsch für die deutsche Lesewelt im Allgemeinen; das zweyte später lateinisch unter dem Titel: Coheleth scepticus de summo bono. Commentatio philosophico-critica, autore Frid. Guil. Car. *Umbreit*, Philos. Doct. Lib. art. Mag. *Göttingae* ap. *Vandenhöck* et *Ruprecht*. 1820, zunächst für Theologen und orientalische Sprachgelehrte, denen der Verfasser Rechenschaft gibt über die Abweichungen von seinen Vorgängern, und das von ihm beobachtete Verfahren in der Ordnung und Auslegung des Textes. Er folgte hierin vorzüglich den von Herder und Eichhorn gegebenen Winken, über das Daseyn zweyer verschiedener Stimmen in diesem Buche greiser Weisheit, deren eine die auf die Seele einstürmenden

Gedanken der Unzufriedenheit und des Unmuths über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Freuden in ungestümen Klagen aushaucht, die andere aber als beruhigende Trösterin in die wild aufgeregten Wogen des Gemüthes das sturmsänftigende Oel der Weisheit gießt. Der Vorwurf, den man dem Verfasser (mit besonderer Berücksichtigung seiner lateinischen Arbeit) gemacht hat, daß durch diese Auslegungsweise die Einheit des Ganzen nicht hergestellt werde, und daß hierdurch der Zweck des Buches (welcher nicht die Darstellung der Unvollkommenheit alles irdischen Glückes, sondern die der höchsten Lebensweisheit sey) unerreicht ausgehe, scheint uns ungegründet, und uns erscheint im Kohelet vielmehr die ganze elegische Lebensphilosophie des Morgenländers, so wie sie sich in den größten lyrischen Dichtern desselben, vorzüglich aber im Hafis und Saadi ausspricht.

In den Gaselen dieser beyden großen Prediger der Weisheit liegen diese beyden Elemente des störenden Unmuths und der beruhigenden Lehre überall zum Grunde. Ueberall die beständige Abwechselung der Klage über den Unbestand menschlicher Dinge, und der Aufmunterung zum Genusse, so lang die fünf Tage (die Quinquatria) der Jugend noch dauern. Aus der näheren Betrachtung dieser Vergänglichkeit menschlicher Freude und weltlichen Glückes geht freylich hervor, daß Nichts hienieden vollkommen sey, aber daraus folgt nicht, wie uns scheint, daß der Dichter den vom Verfasser überall herausgehobenen Satz, daß der Mensch in keiner Lage des Lebens ganz zufrieden seyn könne, als das Hauptthema des ganzen Buches durchführen wollte. Dieses scheint uns wirklich kein anderes als das der in den Werken der größten morgenländischen Dichter gäng und geben Lebensphilosophie: weil Alles unbeständig und Nichts vollkommen, eile die Gegenwart zu genießen, so lange du noch kannst, oder wie der türkische Dichter Messihi im wiederkehrenden Schlußvers seines schönen Frühlingsgedichtes diesen Gedanken zusammenfaßt:

Genieße, genieße was Liebe beut,
Es fliehet, es fliehet die Rosenzeit.

In so weit wäre diese Dichterphilosophie nur anakreontisch, und nicht einmal horazisch, aber sie steht auf einem weit höheren Gesichtspunkte als jene und auch diese, durch den beständigen Rückkehr zum Quell aller Weisheit, zu Gott, wodurch der Weisheit Kohelets besonders die Weisheit des Dichtergreises Saadi zur Seite steht.

Spuren dieses Aufblicks zum Quell alles Trostes und aller Zufriedenheit finden sich wohl auch in einigen mystischen Oden

Hafisens, aber er erhebt nirgends wie Saadi und Kohelet das Gemüth unmittelbar zu Gott mit Vertrauen und Zuversicht, mit Ergebung und Seelenstärkung. Hafis und alle Dichter des Morgenlandes, deren dithyrambische Sprache für mystische gilt, blicken von dem beständigen Wechsel der Ebbe weltlichen Unbestands, und der Springfluth menschlichen Genusses, höchstens zu dem mystischen Mond des Zufalls auf, welcher durch Ebbe und Flut das Meer des Lebens ausgleicht, aber sie erheben nicht wie Saadi, und Kohelet, ihre Blicke zur Sonne selbst, die sich nur im Monde abspiegelt. Am deutlichsten spricht sich in Kohelet dieser vermittelnde Hauptgedanke des Ganzen am Ende aus, und Herr Umbreit hat denselben in dem begleitenden Kommentare klar und in deutlichen Worten aufgefaßt. Zur Probe setzen wir die zehn Verse des eilften Kapitels mit den einleitenden Worten des Kommentators hieher:

Es kehrt der König zu dem schon ausgesprochenen Resultat seiner vielen Forschungen zurück: Genieße die Gegenwart und bekümmere dich weiter nicht um die Zukunft. Daher spare nicht ängstlich für die Folgezeit, sondern zieh weisen Genuß von deinem Vermögen, und laß auch andere mit dir theilen; denn glaube ja nicht, daß das, was du einem anderen mittheilst, dir verloren gehe, es kommt dir vielmehr immer wieder zu Gute, und sollte es auch erst nach langer Zeit auf eine jetzt für dich unbegreifliche Art geschehen.

Kapitel XI. 1. Wirf dein Brot auf die Wasserfläche, nach langer Zeit wirst du es wieder finden.

Laß andere an dem Genuß deines Vermögens Antheil nehmen, denn du weißt ja nicht, wie lange du Besitzer desselben bleibst.

2. Laß sieben oder acht mit dir theilen, denn du weißt ja nicht, was für ein Unglück auf der Erde sich ereignen kann. Und das Unglück, welches einmal der Lauf der Natur mit sich bringt, ist unvermeidlich.

3. Wenn die Wolken voll sind, gießen sie den Regen auf die Erde, und wird ein Baum gefällt, sey es im Süden oder Norden, er wirft sich auf den Ort, auf den er fallen soll.

Blicke nicht ängstlich in die Zukunft, denn du ergründest ihre Geheimnisse doch nicht, und bringst dich nur um den Genuß der Gegenwart.

4. Wer auf die Winde achtet, säet nicht, wer nach den Wolken sieht, der erntet nicht.

5. Wie du den Weg des Windes nicht verstehst, und die Gebeine in dem Leib der Schwangern nicht

erspähst, so wirst du auch die Werke Gottes nicht durchdringen können.

Aber sey arbeitsam.

6. Am Morgen säe deinen Samen, und am Abend laß nicht ruhen deine Hand! du weißt ja nicht ob dieß gerathen werde, oder jenes, vielleicht daß beydes wohl gelinge!

Wer diese Lebensregeln befolgt, sagt der weise König, dem wird es wohlgefallen auf der Erde; und es ist ja gar schön auf der Erde.

7. Süß ist das Licht, erfreulich für die Augen zu sehen die Sonne! —

Der Mensch klage und jammere nicht, daß er unter dieser Sonne kein Gut finden könne, das alle seine Wünsche befriedige; sondern er freue sich in ihrem Scheine seines Lebens; doch erhalte ihn stets der Gedanke, daß auch trübe Tage auf die heiteren folgen können, in den Gränzen einer weisen Mäßigkeit.

8. Wenn viele Jahre lebt der Mensch, so freu er sich in allen; doch denk' er auch an jene finsteren Tage, deren viele kommen werden; alles Künftige ist ein Hauch!

Nun wendet sich die mahnende Rede des Königs besonders an die Jugend.

9. Freu dich Jüngling deiner Jugend, dein Herz erheitre dich, so lang du Jüngling bist, laß deinem Herzen freyen Lauf, und deinen Augen freyen Blick; — doch wisse, über Alles dieß wird Gott dich führen ins Gericht.

10. Unmuth verscheuch aus deinem Herzen, und Schmerz halt fern von deinem Leib. Ach! wie ein Hauch des Windes schwindet Jugend-Morgenroth.

Ehe wir zum zwölften Kapitel, als dem Schlusse des Ganzen übergehen, wollen wir der gegebenen Probe nur einige aus anderen morgenländischen Schriften hergenommene Erläuterungen beyfügen.

V. 1. Wirf dein Brot auf die Wasserfläche rc., der Sinn ist im Grunde ganz derselbe wie der des türkischen Spruchs:

Thue das Gute, wirf es ins Meer,
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr,

und die hierher gehörigen Erläuterungen hat Diez (Denkwürdigkeiten von Asien, erster Theil 106) unter dem Titel Bibelerklärung beygebracht.

V. 5. Wie du den Weg des Windes nicht verstehst, und die Gebeine in dem Leib der Schwangern nicht erspähst.

Die letzte Vorstellung liegt auch in dem sowohl aus dem Koran als der Ueberlieferung bekannten Spruche von den drey Geheimnissen, die kein Mensch ergründet, das Geheimniß des Sterbetages, das Geheimniß der Zeugung und der Schwangerschaft.

Zu solchen Erläuterungen aus anderen morgenländischen heiligen Schriften oder Dichtern geben noch einige andere Stellen des Predigers Anlaß; nicht nur Parallelstellen aus persischen Dichtern über den beständigen Wechsel der Dinge, sondern auch Kernsprüche, besonders arabische, z. B. Kap. V, deßwegen seyen deine Worte wenige خير الكلام ماقل و دل was du gelobt, vollzieh; besser ists gar nicht geloben, als geloben ohne zu vollbringen; habe Scheu und Ehrfurcht vor dem Herrn رأس الحكمة مخافة الله Aber nicht nur morgenländische, sondern auch griechische Klassiker bieten interessante Parallelstellen zu denen des Predigers dar:

Der 17te V. des V. Kap. Sieh! das ist's was ich kennen lernte, als Gut und Glück zu essen und zu trinken, und der 15te V. des VIII. Kap. Ich lobe mir die Freude: denn sonst ist kein Glück unterm Sonnenlicht, als essen, trinken und sich freuen; dieß bleibt dem Menschen übrig bey der Mühe seiner Lebenstage, die Gott ihm unterm Sonnenlicht verlieh, was sagen sie anders, als die bey Diodorus von Sicilien erhaltene Grabschrift Sardanapals;

ταῦτ᾽ ἔχω ὅσσ᾽ ἔφαγον καὶ ἐφύβρυσα καὶ μετ᾽ ἔρωτος
τερπν᾽ ἔπαθον τὰ τε πολλὰ και ὄλβια κεῖνα λέλειπται.

Dieses hab ich, was ich gegessen, und liebend gemuthwillt
Was ich genoß. Es bleibt Treffliches vieles zurück.

und die erhabene Stelle. V. 7 Kap. XII.

Und eh der Staub zurück zur Erde kehrt, von der er kam
und der Geist zurückkehrt zu Gott, der ihn auf Erden setzte

ist rein das plutarchische:

Συνεκριθη και διεκριθη
και απηλθων οθεν ηλθε παλιν
γα μεν εις γαν πνευμα δ᾽ ἀνω

Erst zusammen gefügt dann gesondert
Ging jedes hin woher es einstens kam
Die Erde zur Erde, der Geist hinauf.

Nach diesen vergleichenden Bemerkungen fahren wir in den einleitenden Worten des Uebersetzers zum Schlusse des Ganzen fort: »Aber, o Jüngling habe im Vollgenuß der Freuden deines »Lebens stets den gütigen doch auch richtenden Gott vor Au»gen, ehe die Zeit kömmt, wo der Mensch das Versäumte nicht »mehr nachholen kann — die Zeit des Todes. Der Gedanke an »die schwarze, traurige Todeszeit hebt die Flügel der Phantasie, »und die Beschreibung jener Zeit kleidet sich in die Sprache des »Dichters. Als Dichter also mahnt der König: Freue dich Sterb»licher, stets eingedenk des gütigen Gottes, der dich ins Leben »rief, des heiteren sonnigen Tages, ehe der stürmi»sche Tag mit seinem schwarzen Ungewitter herein»bricht, denn fürchterlich ist dieser Tag. In dunkle Wolken »hüllt sich der Himmel, Sonne, Mond und Sterne sind verfin»stert, in ununterbrochenen Strömen stürzt der Regen auf die »Erde. Allgemeiner Schrecken verbreitet in der ganzen Natur! »die unerschrockensten Männer — Hauswächter und Krieger zit»tern und beben, und krümmen sich vor Furcht; Sklavinnen, »die sonst fürchtend die Strafe ihres Herrn in steter Geschäftig»keit die Handmühle drehen, lassen vom Schrecken gelähmt die »Hände sinken, und mahlen nicht weiter; wenn sich ein ängstli»cher Blick durch die Oeffnung des Fensters wagt, so sieht man »nichts weiter als Dunkelheit und Finsterniß: die Thüren der »Häuser sind verschlossen, das Brausen des Sturmwindes und »das Krachen des Donners übertäubt das Rasseln der Mühlen; »ängstlich schreyen die Vögel, und flattern verschüchtert in der »Tiefe; ganz eingenommen von Schrecken vergißt der Mensch »seine natürlichsten Bedürfnisse, die einladendsten Speisen läßt »er unberührt stehen. Sieh, ruft der Dichter aus, so schrecken»voll wie ein stürmischer Tag, ist auch der Tag des Todes — und »der Tag, wo der Mensch einzieht in sein ewiges Haus, und Alles »auf allen Straßen klaget und jammert.«

Wiewohl diese Auslegung des Schlusses der gewöhnlichen Bibelübersetzung gemäß ist, so scheint uns doch die der hebräischen Kommentatoren, welche in den sechs ersten Versen des zwölften Kapitels eine fortlaufende Allegorie der Hinfälligkeit des Alters sehen, bey weitem die vorzüglichere, und zwar aus dem einzigen ganz einfachen aber sehr gewichtigen Grunde, daß die Mühle noch heute in dem Munde aller Morgenländer geht und steht, als sehr beliebtes und vielgebrauchtes Bild nicht nur für den Himmel und die Welt, sondern auch insbesondere für den Todeskampf und das Leben. Die Mühle des Himmels ist schon aus dem Namen des Nordpols Kutb (das Mühleisen) bekannt genug. »Man dachte sich nämlich, sagt Ideler nach Kaswini (in den treffli-

chen Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen) noch die Himmelskugel als einen rotirenden Mühlstein, die Himmelsachse als das Mühleisen, und den Nordpol als die Pfanne, worin der Zapfen des Mühleisens einläuft; der persische Name des Himmels Assuman heißt Mühlenähnlich. Der Mühlenumtrieb der Welt und des Glücks erscheint häufig in persischen Gedichten, und in arabischen ist die Mühle des Todeskampfes und der Schlacht ein häufig wiederkehrendes Bild. Besonders dreht sich im Antar immer und ewig die Mühle der Schlacht. Dieses so gewöhnliche Bild des Orients scheint uns auch hier wirklich, auf den ganzen Körper des Menschen angewendet, durchgeführt worden zu seyn, und einige Züge desselben sind sogar den abendländischen Sprachen nicht fremd geblieben, wie z. B. das der Stockzähne als Müllerinnen, in dem dieselben ja wirklich noch heute als Molares oder Mahlzähne bezeichnet werden. Der aus diesem wie uns deucht richtigeren Gesichtspunkte gefertigten Uebersetzung, schicken wir hier die Herrn Umbreit's voraus.

1. Gedenk an deinen Schöpfer in den Tagen deiner Jugend, ehe noch die bösen Tage kommen, und sich die Jahre nahen, an denen du kein Wohlgefallen hast.

2. Ehe sich das Sonnenlicht verdunkelt, der Mond und die Gestirne und Wolken immer wiederkehren nach dem Regen.

3. An dem Tag, wo des Hauses Wächter zittern, des Krieges Männer sich vor Schrecken krümmen, die Müllerinnen nicht mehr mahlen, und die Augen durch die Fenstergitter in das Dunkle sehen.

4. Wo man die Thür nach außen zu verschließt und das Geräusch der Mühle nicht mehr hört, wo der Vogel seine Stimme zum Geschrey erhebt, und alle Töchter des Gesanges in die Tiefe flattern.

5. Wo man von oben fürchtet und Schrecken auf dem Wege ruht; wo man die Mandel nicht mehr achtet, die Grille widrig findet und an der Kapper kein Wohlgefallen hat — da geht der Mensch zu seinem ewigen Haus, und auf der Straße winden klagend sich die Trauernden.

»Aber der Dichter hatte sich in der Vergleichung der herannahenden Todesstunde mit einem einbrechenden Ungewitter zu gut gefallen, als daß er nicht noch eine Vergleichung hätte wagen sollen. Er vergleicht das Leben mit einer vergoldeten Oellampe, die an einem silbernen Kettchen hängt: — Das silberne Kettchen

wird von der Lampe losgerissen, die Lampe fällt auf den Boden und zerbricht; so zerschneidet der Tod den Lebensfaden an dem der Körper gleichsam befestigt ist, der Körper fällt nieder und — stirbt.« Also: »Gedenk an deinen Schöpfer, u. s. w.«

6. Ehe los sich trennt das Silberkettchen und das goldne Oelgefäß zerbricht.

»Derselbe Gedanke noch einmal in einer anderen Vergleichung.«

Ehe zertrümmert wird der Eimer an der Quelle und zerreißt die Kette an dem Brunnen.

7. Und ehe der Staub zurück zur Erde kehrt, von der er kàm, und der Geist zurück kehrt zu Gott, der ihn auf Erden setzet.

Man bemerke hier zuerst die zwey letzten Vergleichungen des Körpers mit einem Eimer am Strick, und dem Oelgefäße an der silbernen Kette, zu denen die vorausgehende der Mühle vollkommen paßt, während das Bild des Ungewitters nicht auf den Körper bezogen werden, sondern nur der herannahenden Todesnacht gelten kann. Nach dieser Auslegungsweise fehlt also das erste und entsprechendste der drey Bilder des menschlichen Körpers, nämlich das der Mühle. Aus dem letzten Gesichtspunkte betrachtet aber lautet die Uebersetzung und die Auslegung folgendermaßen:

1. Aber auch in den Jugendjahren gedenke deines Schöpfers ehe die übeln Tage heran nahen, ehe die Jahre kommen, wo du ausrufen wirst: ich mag sie nicht (die Tage des Alters).

2. Ehe dunkel werden Sonne, Licht, Mond und Sterne und sich die Wolken wiedersammeln nach dem Regen. (Ehe die Augen dunkel werden und triefend.)

3. Wann einst wanken die Wächter des Hauses, die Tapferen sich krümmen (wann die Füße schwanken, wann Arm und Rücken sich krümmen:) wann die Müllerinnen rasten und sich mindern (wann die Zähne ihr Geschäft nicht mehr thun und ausfallen) und die Seher aus den Höhlen (die Augen) sich verdüstern.

4. Dann schließen sich die Thüren nach der Straße (Augen und Ohren durch Abnahme der Sehkraft und des Gehöres), und dumpf ist der Ton der Mühle (die Sprache). Dann schrecken Vogelstimmen auf (aus dem leisen Schlaf) und die Töchter des Gesanges verstummen (die Töne der Kehle).

5. Dann fürchtet man jede Höhe, auf jedem Wege stoßen Schrecken auf, dann ist die Mandel

Auswuchs, die Cikade belästigt, und die Kapper unschmackhaft. (Was man sonst mit Lust genoß, ist nun widrig und lästig) u. s. w.

Die gegebenen Auszüge genügen, diese neue Bearbeitung des Kohelet sowohl als des hohen Liedes deutschen Lesern auf das beste zu empfehlen, und den lebendigsten Wunsch zu erregen, daß der Verfasser durch die Bearbeitung der Sprüche in demselben Geiste, den Dreyklang salomonischer Weisheit bald vollstimmig in deutscher Zunge austönen möge!

Art. VIII. Morgenländische Alterthümer. Herausgegeben von Dr. Dorow. Erstes Heft. Wiesbaden 1820. Hofbuchhandlung von Schellenberg.

Auch unter dem Titel: Die assyrische Keilschrift. Erläutert durch zwey noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Ninive und Babylon; begleitet mit dem Nachstiche des vom Abte Lichtenstein herausgegebenen Cylinders, und dem genauen Abdrucke einer alten tibetanischen Handschrift in schönen Utschen-Charakteren. Nebst einer Abhandlung des Professors Grotefend und erläuternden Briefen der Professoren Heeren, Creuzer, Baron Silvestre de Sacy u. a. m. Herausgegeben von Dorow, Doktor der Philosophie und königlichem preußischem Hofrathe. Mit drey Steindrucktafeln. Wiesbaden bey Ludwig Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker 1820.

Die Erscheinung dieses Heftes, dem noch mehrere folgen sollen, ist jedem Freunde der morgenländischen Alterthümer ein sehr willkommenes Geschenk. Es werden in demselben Gegenstände zur Sprache gebracht, die bey dem jetzigen Standpunkte der Alterthumskunde überhaupt das höchste Interesse gewinnen. Selbst die an sich unvollkommene Form, in welcher dieß Heft uns geboten wird — es enthält mehrere abweichende, und selbst sich ganz widersprechende Urtheile von verschiedenen Gelehrten über dieselben Gegenstände, ohne daß eine Ausgleichung dieser verschiedenen Meinungen, Abweichungen und Widersprüche versucht würde, oder der noch nicht ganz eingeweihte Leser irgend einen Fingerzeig erhielte, ein eignes Urtheil zu bilden — selbst diese unvollkommene Form möchte in diesem einzelnen Falle Entschuldigung finden; ja man kann sie als einen Beweis der Bescheidenheit des Herrn Herausgebers betrachten; der in dem Schluß vorläufig sich darüber auch außerdem noch hinlänglich, durch den veränderten Plan bey der Herausgabe, rechtfertigt. Wir müssen den Inhalt dieser Schrift, den der zweyte, fast zu lange und sonderbar gestellte Titel angibt, erst sondern und thei-

len, ehe wir unsere Bemerkungen in einer leicht zu übersehenden Ordnung vortragen können. Der Text schließt sich zwar an die gegebenen Abbildungen; da über dieselben aber zum Theil sechs verschiedene Männer in verschiedenen Aufsätzen urtheilen, muß man die Meinungen aller erst gegen einander stellen, ehe man eine Uebersicht gewinnt.

Die gegebenen Abbildungen bestehen: 1) in drey alten Steincylindern mit Bildwerken und Keilschriften, die dem Kreise der alten Perserreligion angehören, und 2) in der Nachbildung einer alten tibetanischen Handschrift in Utschen-Charakteren.

Diese Handschrift — obwohl wir dem Herrn Herausgeber für die Mittheilung derselben danken — gehört eigentlich nicht zu den morgenländischen Alterthümern. In der Einleitung theilt der Herr Herausgeber, aus bekannten Quellen, manches über Handschriften der Art u. s. w. mit, und wir übergehen hier dieselbe ganz, um nicht zu weitläufig zu werden, und uns über den wichtigern Theil der Schrift, die eigentlichen Alterthümer, vollständig verbreiten zu können. Wir müssen aber, was diesen betrifft, abermals sondern und theilen, und werden unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die Bildwerke selbst, den allgemeinen Gesichtspunkt, in welchen sie zu stellen sind und ihre Bedeutung, und dann auf die Keilschrift und ihre Entzifferung richten.

Um uns den Weg zu einigen allgemeinen Vorbemerkungen zu bahnen, wollen wir die verschiedenen Urtheile über den auf der ersten Tafel abgebildeten Cylinder, wie das vorliegende Heft sie gibt, näher betrachten.

Dieser Cylinder aus röthlichem Jaspis, 1 Zoll, 10 ½ Linie hoch, und 10 ¼ Linie (Rl. Maß) im Durchmesser haltend, befand sich früher, wie wir aus der Beylage A. (S. 13) ersehen, in der reichen Sammlung des Grafen Joseph von Schwachheim — welcher acht Jahre in Konstantinopel als Gesandter des österreichischen Hofes gelebt hatte — in Wien. In jener Sammlung galt der Stein als ägyptisch, weil er in Aegypten in einer Pyramide gefunden seyn sollte. In der Beylage B. (S. 18) erklärt Heeren den Stein zwar für ein persisches Denkmal, aber nicht aus Persepolis, sondern aus Babylon oder Aegypten, wohin er die Sperberflügel (?) der Figur deutet. In der Beylage C. (S. 20) erklärt Creuzer den Stein etwas unbestimmt als »der babylonisch-chaldäischen oder der persisch-magischen Dämonologie angehörig.« Grotefend erklärt ihn endlich (S. 26) der auf ihm befindlichen Keilschrift wegen geradehin für babylonisch.

Diesen abweichenden Meinungen scheint eine Unbestimmtheit

der Begriffe zum Grunde zu liegen, welche man mit den Ausdrücken; persisch, persepolitanisch, babylonisch, ägyptisch u. s. w. verbindet, und die vor allem, ehe wir weiter gehn, ins Reine gebracht werden müssen.

Diese Ausdrücke können sich beziehen: 1) auf den Fundort, und wenn in diesem Heft z. B. von Steinen aus Ninive h die Rede ist, kann wohl kein anderer Sinn damit verbunden werden. Allein bey Denkmälern wie die Cylinder, von denen hier die Rede ist, die ihrer Kleinheit, und wahrscheinlich auch ihres Gebrauchs wegen, weit herum getragen werden konnten und mußten, ist der Fundort an sich sehr gleichgültig. Angenommen die Vermuthung, man habe in dem alten Persien diese Cylinder als Amulete getragen, sey richtig, so ist historisch bekannt, daß sie eben so gut bey Marathon und Platäa, in Thrazien, an der Donau, in Aegypten und am Indus, als in den Ruinen von Babylon, Persepolis und Ninive gefunden werden könnten. Der Fundort kommt hier also wenig in Betrachtung. Jene Ausdrücke können sich 2) auf den Ort der Verfertigung dieser Steine beziehen, und dieser wäre von außerordentlicher Wichtigkeit, wenn er irgend ausgemittelt werden könnte; aber alle Gründe, die hier aufgestellt werden können, reichen kaum hin, eine schwache Wahrscheinlichkeit zu begründen. Dennoch scheint dieser Begriff, wenigstens bey den Wörtern: Persepolitanisch und babylonisch, so wie Heeren und Grotefend in diesem Heft sie gebrauchen, sich als entschieden in einen dritten zu verschmelzen; denn jene Ausdrücke beziehen sich zunächst 3) auf eine verschiedene Schriftart. Wir finden an den Mauern von Persepolis Inschriften, und auf alten Ziegeln in den Ruinen von Babylon Inschriften; beyde haben die Form der Keilschrift gemein, doch lassen in der Zusammensetzung und Behandlung derselben sich einige Verschiedenheiten entdecken, und man kann also wohl persepolitanische und babylonische Schriftart unterscheiden, und folglich diesen Unterschied auch auf die Inschriften der Steincylinder anwenden, wenn sich findet, daß einige mehr Aehnlichkeit mit den Inschriften zu Persepolis oder mit babylonischen Bausteinen zeigen; allein aus dieser größern oder kleinen Aehnlichkeit, ja Gleichheit mit dieser oder jener Schriftart kann für die Steine selbst und den Ort ihrer Verfertigung wenig gefolgert werden. In dem trefflichen Aufsatze über die Erklärung der Keilschriften von Grotefend bey Heerens Ideen, erklärt der scharfsinnige Entzifferer S. 932, »daß er durch die Benennung: Babylonisch, »Persisch, Aegyptisch-persisch, blos die Gegenden »andeuten wolle, wo die Inschriften gefunden wor-

»den; daß diese Theilung aber auf die innern Merkmale der »Keilschrift nicht anwendbar sey.« In gegenwärtigem Heft bezieht der Verfasser diese Benennungen aber vorzüglich auf die Schriftart, indem ein Cylinder, der in Aegypten gefunden seyn soll (was gar wohl möglich ist), seiner Schriftart wegen geradehin babylonisch genannt wird. In den Zusätzen zu diesem Heft, (S. 26) erklärt sich der Verfasser über diese Benennungen wieder anders, und glaubt: daß die babylonische Schriftart in Assyrien, Chaldäa und Susiana scheine herrschend gewesen zu seyn. Nach dieser Ansicht könnte aber von »Steinen und Inschriften aus Ninive« als etwas Besonderes bezeichnend, wie S. 32 dieses Heftes geschieht, gar nicht die Rede seyn.

Münter findet bey einer genauen Vergleichung der Cylinder-Inschriften mit den Mauernschriften zu Persepolis und den Backsteinschriften zu Babylon nur Aehnlichkeiten (Versuch über die keilförmigen Inschriften — S. 136), Grotefend steigert diese Aehnlichkeit zur Gleichheit (Beylage zu Heeren p. 936); aber er sagt doch auch in diesem Heft S. 32: »Diese »Inschrift gehört zwar allem Anscheine nach zu der einfachen »babylonischen Keilschrift: aber mehrere Zeichen ha»ben eine mehr oder weniger verschiedene Gestalt, »wie denn überhaupt die babylonische Keilschrift die mannig»faltigsten Verschiedenheiten in verschiedenen Inschriften zeigt.« Münters Resultat wird durch diese Bemerkung im Ganzen bestätigt; nur die Verschiedenheit, welche bey einer angenommenen Aehnlichkeit vorausgesetzt wird, wird hier in einen bestimmten Gesichtspunkt gestellt, und als den allgemeinen Charakter der babylonischen Schriftart nicht störend betrachtet.

Wollte man nun annehmen — was freylich nach der letzten Erklärung des Herrn Grotefend nicht möglich ist, worauf aber doch so viele Aeußerungen in diesem Heft hinzudeuten scheinen — daß man sich an verschiedenen Hauptorten, z. B. Persepolis, Babylon, Ninive u. s. w. nur einer, sich durch bestimmte Merkmale auszeichnenden Schriftart bedient habe, und man folglich einen Cylinder, der diese oder jene Schriftart zeige, auch dem Ort als seiner Heimat zueignen könne; so müßte man, scharf genommen auch behaupten: die bis jetzt bekannten Cylinder wären ihrer abweichenden Zeichen wegen, weder in Persepolis, noch Babylon, sondern an verschiedenen Orten, vielleicht zu Susa, Ekbatana u. s. w. verfertigt — welches auch Herr Grotefend nach seiner S. 56 geäußerten Ansicht zuzugestehen scheint. So wahrscheinlich es nun an und für sich ist, daß an vielen Orten dergleichen Cylinder gemacht worden sind; so möchten wir dieß doch nicht aus obiger Voraussetzung folgern, da diese selbst

ohne allen Beweis ist; selbst Grotefends letzte Meinung gründet sich doch nur auf die verschiedenen Fundorte von Steinen gleicher Schriftart. Ein solcher Beweis könnte nur geführt werden, wenn man aus Persepolis, Babylon, oder einem andern Orte eine Reihe von Inschriften hätte, die, obwohl in der Zeit verschieden, doch in der Form der Zeichen sich gleich bliebe; dergleichen aber ist durchaus nicht vorhanden.

Aus einer Vergleichung der sämmtlich bekannt gewordenen Keilschriften scheint ein ganz anders Resultat hervorzugehn. Die Natur der Keilschrift macht offenbar eine große Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung der Zeichen und Abkürzungen derselben möglich, ohne daß dadurch jemandem, der der Sprache worin geschrieben wurde, mächtig war, und den allgemeinen Schlüssel kannte, das Lesen hätte erschwert werden können. Man scheint daher die Form und Zusammensetzung der Zeichen gewählt zu haben, wie sie zu dem Raume, den die Inschrift einnehmen sollte, und zu dem Zwecke derselben am passendsten war. So wurde die Schriftart zu Persepolis durch die Größe der Felder und ihre öffentliche Bestimmung gebildet; die Backsteinschrift zu Babylon eben so durch Raum und Zweck, und eben so die Schriften der Cylinder, die überall sichtbar dem Raum angepaßt sind. Alle Abweichungen und Eigenthümlichkeiten dieser Schriftarten hätten dann wohl, in Bezug auf den Inhalt der Schriften selbst, nicht mehr Bedeutung, als ob bey uns eine Inschrift in deutscher Fraktur, oder mit lateinischen Buchstaben, mit oder ohne Abkürzungen eingehauen, oder ein Buch mit deutschen oder lateinischen Lettern gedruckt wird.

Dieß ist freylich auch nur Hypothese, der noch ein schärferer Beweis mangelt; die aber wohl eben so viel für sich hat, als jede andre, die auf diesen dunkeln Gegenstand sich bezieht, und für jetzt wohl zu der Behauptung berechtigt: daß aus allem, was diese verschiedenen Schriftarten betrifft, nichts für die Erklärung der Figuren und des Sinnes der Inschriften mit Grunde gefolgert werden könne.

Jene Ausdrücke: Persisch, Babylonisch, Aegyptisch u. s. w. können viertens noch einen andern, wichtigeren und tiefer eingreifenden Sinn erhalten; sie können sich auf Inhalt, Bedeutung und Sinn der Figuren und Inschriften beziehen. Die Ausdrücke: babylonisch, ägyptisch, können nun in dieser Hinsicht wieder einen doppelten Begriff enthalten; man kann damit Cylinder bezeichnen, auf welchen die Figuren und Ideen allein babylonischen oder ägyptischen Mythen angehören, und deren Inschriften in babylonischer oder ägyptischer Sprache verfaßt wären. Von Werken dieser Art — wir beschränken uns hier allein auf

Cylinder und geschnittne Steine mit Keilschriften — ist nichts Zuverläßiges bekannt; von einigen zweifelhaften Bildwerken ohne Schrift, wird in der Folge die Rede seyn. Jene Ausdrücke können aber auch Bildwerke bezeichnen, auf denen den echt persischen Bildern, Ideen und Schriften, Bilder und Ideen babylonischer und ägyptischer Mythen beygemischt sind. In diesem Sinne nimmt Heeren das Wort ägyptisch S. 18 dieses Heftes wirklich; da er die Figur zwar persisch, die Flügel aber für ein ägyptisches Attribut erklärt. Grotefend scheint (Beylage zum Heeren p. 952 — 53) eben diese Meinung anzunehmen, und den Sperberflügel über einem persischen Kopfe für ägyptisch zu halten, obwohl er in den Zusätzen zu gegenwärtigem Heft S. 53 sich darüber sehr genügend erklärt. Diesen Begriff der Durcheinandermischung persischer, babylonischer und ägyptischer Ideen; so, daß man bey Erklärungen der Cylinder und Steine, seine Gründe bald aus den Zendschriften, bald aus den babylonischen und ägyptischen Mythen herholen könne, müssen wir als bis jetzt völlig ungegründet betrachten. Nicht weil wir eine solche Vermischung der Ideen — obwohl die religiösen Grundsätze der Perser in allem, was die Abbildung heiliger Wesen betrifft, den Ideen der Babylonier und Aegypter völlig entgegengesetzt sind — unmöglich hielten, indem, unserer Ueberzeugung nach, diese Bildwerke weniger der Religion als dem Luxus und Geschmack des Volks angehörten — ja sie wird nach der Eroberung Babylons und Aegyptens so gar wahrscheinlich, da der Einfluß der ägyptischen Kunst auf die frühere persische, wie wir hernach zeigen werden, deutlich vor Augen liegt, und echt persisch-mythische Wesen ägyptisch gekleidet erscheinen; allein noch ist uns, so streng und unparteyisch wir die bekannt gewordenen Bildwerke der Art untersucht haben, noch kein Beweis vorgekommen, daß andere als blos persische Wesen und persische Ideen wären dargestellt worden. Auf eine Ausnahme werden wir nachher zurückkommen, wo wirklich auf unstreitig zu den jüngsten und spätesten Arbeiten gehörigen Steinen die persische Sapandomad mit der ägyptischen Isis etwas verschmolzen erscheint; indem man der persischen Göttin einen nicht persischen Kopfputz gibt, der, wie es scheint, die Hörner der Isis vorstellen soll. Doch diese eine Ausnahme kann, aus Gründen, die wir bald ausführen werden, keinen Beweis für weitere Verschmelzungen geben, wenn wir diese nicht klar erkennen. Von der geflügelten, Pl. 1. d. Heftes dargestellten Figur, worauf sich Heeren bezieht, werden wir in der Folge darthun, daß diese Flügel echt persisch sind. Was den einen Flügel über dem Haupt eines Persers, auf dem von Denon mitgetheilten Steine betrifft, so erinnere man

sich, daß auf den Mauern von Persepolis über dem thronenden Könige Ormuzd selbst auf zwey großen Flügeln schwebt. Diese Flügel sind nicht mit der Gestalt des Gottes eins; er schwebt nur auf denselben, und der Sinn ist wohl dieser: der König stehe, ruhe sicher unter Ormuzd Schutz, der, in bildlicher Rede, seine Flügel über ihn ausbreitete. Das Bild des Gottes ließ man in der Folge oft weg, und zeichnete die Flügel allein, als bloßes Symbol, wie Fundgruben des Orients B. III. Tab. II. Fig. 12, und so kann man die Bedeutung und den persischen Ursprung des einen Flügels über dem Haupte eines Königs schwerlich verkennen.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir aber noch eine Vorfrage näher erörtern, welche für die Erklärung der Cylinder keineswegs unwichtig ist, und die auch Heeren in der Beylage B. 2. S. 19 dieses Heftes aufwirft; nämlich: Zu welchem Zwecke, oder zu welchem Gebrauch wurden ursprünglich diese Steincylinder verfertigt? Die allgemeine Meinung, welche vorzüglich Münter festzustellen suchte, und die von den meisten als Gewißheit ausgesprochen wird, besteht darin: daß sie ursprünglich zu Amuleten bestimmt gewesen seyen. Die Gründe, worauf man diese Meinung stützt, sind folgende: Die Bildwerke welche auf den Cylindern eingegraben sind, beziehen sich auf mythische und religiöse Ideen; in den Zendschriften kommt in den Tavids etwas ähnliches vor; die Cylinder sind alle der Länge nach durchbohrt, man kann also eine Schnur durchziehen und sie am Halse tragen; die meisten noch jetzt lebenden asiatischen Völker legen auf dergleichen Amulete einen hohen Werth, und tragen jene alten Cylinder, wenn sie dergleichen finden, noch jetzt am Halse.

Recensent muß bekennen, daß ihm gegen diese Bestimmung der Cylinder höchst wichtige Zweifel vorschweben. Schon oben ist bemerkt: daß alle bis jetzt bekannten Bildwerke an Cylindern dem Kreise der alten Perserreligion angehören, und ist dieß, so muß auch zugestanden werden, daß die vorzüglichste Quelle zu ihrer Erklärung in den Zendschriften zu suchen sey. Herr Grotefend sagt selbst (Beylage zu Heerens Ideen B. 1. p. 955), »daß wir »den, von Anquetil übersetzten Zend-Avesta als ein echtes »Religionsbuch der Perser betrachten dürfen, und darnach die »religiösen Ideen der alten Perser beurtheilen können.« Nun ist der Inhalt der Zendschriften aber dem Glauben an Amulete keineswegs günstig, ja es möchte schwer halten, ihn nur damit vereinbarlich zu finden.

Der Glaube an Amulete ruht in seiner tiefsten Wurzel auf dem Glauben an Zauberkraft. Der Zauberer wirkt und scha-

det durch seine Zaubermittel, die den Beystand böser Dämonen sichern. Der Gläubige sucht sich dagegen durch geheiligte Amulete zu schützen, denen er, als von Gott und den guten Wesen geweiht, gleiche Kräfte, so wohl im thätigen Selbstwirken als Abwehren, zuschreibt. Allein in den Zendschriften kommt von dieser Art der Schutz- und Stärkungsmittel nicht die geringste Spur vor. Der Ormuzddiener besiegt alle Devs und Zauberer allein durch den Beystand Ormuzd, der Amschaspands, Izeds und Feruers, und diesen Beystand erhält er durch Gebet, und die Ausübung der heiligen Gebräuche seiner Religion, durch Reinheit im Denken, im Reden und im Handeln. Obwohl die befohlenen heiligen Gebräuche, und das ganze Ceremoniel bey Reinigungen und dem Feuerdienst überhaupt, den Aberglauben zu begünstigen, oder zum Theil aus Aberglauben entstanden zu seyn scheinen; so finden sich doch bey den ganz ins Einzelne gehenden Vorschriften und Beschreibungen keine Hindeutungen auf den Glauben an Amulete oder den Gebrauch derselben. Kann man es nun wohl wahrscheinlich finden, daß ein Volk, daß diese Schriften als die einzige Quelle seiner Religion und seines Glaubens erkannte, in jenen Cylindern wirklich Amulete verehrt haben sollte? Denn waren sie Amulete, so dürfte man dabey nicht an einen Aberglauben des gemeinen Volks denken; ihre Kostbarkeit bürgt wohl dafür, daß sie nur Eigenthum der Reichern seyn konnten.

Zwar beruft sich Münter auf die jüngern, von Anquetil aus dem Pehlvi, Parsi und Hindostanischen übersetzten Gebete der heutigen Parsen, und den Gebrauch ihrer Tavids oder Taavids, welche wirklich eine Art von Amuleten sind. Das Herabsinken des Volks zu manchem Aberglauben seiner Unterdrücker oder Nachbarn ist sehr erklärlich, und doch liegt in der Art und dem Gebrauch jener Tavids ein sehr wichtiger Grund gegen die Meinung, daß die alten Perser jene Steincylinder als Amulete getragen hätten. Es läßt sich ziemlich genau nachweisen, wie der Parse seinen jetzigen Aberglauben und den Gebrauch der Tavids an seine ältern Religions-Gebräuche anknüpfte, ohne diese geradehin zu verletzen. Aus den Zendschriften erhellt, daß das Wort Ormuzd und das Gebet auch bey körperlichen Uebeln als Heilmittel angewendet wurden. Da jedes Uebel — das körperliche wie das moralische — von einem Dew herrührte; der Dew aber durch Gebet und Ormuzd Wort geschlagen und vertrieben wurde, so lag dieser Glaube in den ersten Principien seiner Religion. Sahen die Parsen nun bey anderen Völkern den Gebrauch der Amulete, so konnten sie leicht auf die Gedanken kommen, daß ihr Avesta und ihre Gebete eben

die Wirksamkeit, ja noch eine größere Kraft haben müßten, wenn sie eben so angewendet würden. Man schrieb nun Spruch und Gebet, die sonst nur gesprochen wurden, auf Zettel, und band sie auf den leidenden Theil, oder erwartete von ihnen die Wirksamkeit der Amulete. Man hatte das Wort, welches der Priester früher blos sprach, durch das Aufschreiben bleibend gemacht, die Kraft, welche sich sonst mit dem Schall des Worts zu verlieren schien, befestigt.

Wie diese Tavids bey dem Herabsinken des Volks entstehen konnten, ist also begreiflich; würden aber solche Tavids von Stein, Metall, Elfenbein u.s.w. nicht noch vorhanden seyn, wenn sie jemals im Gebrauch gewesen wären? Würde man die Figuren haben verschwinden lassen, wenn man ihnen jemals Kraft zuschrieb? Dieß alles ist um so weniger glaublich, da die jetzigen Tavids durch ihren Gebrauch bald veralten und untüchtig werden müssen. In allen Nachrichten aber, welche uns Anquetil und andere Reisende von diesem Volke mittheilen, kommt nichts davon vor.

Außer diesen Gründen drängen sich auch noch andere hervor, wodurch sie unterstützt werden. Der erste besteht in der unpassenden, sich gegen die Annahme, in diesen Steincylindern Amulete zu finden, sträubenden Gestalt derselben und der Stellung der darauf eingegrabenen Figuren. Diese Steine bilden alle ziemlich scharf abgeschnittene Cylinder, an denen ohne Ausnahme die Figuren so eingegraben sind, daß sie an der Länge des Cylinders aufgerichtet stehen. Daraus scheint allerdings zu folgen: daß die Cylinderform dieser Steine ursprünglich durch ihren Gebrauch bestimmt wurde, und ihre Stellung so war, daß man die Figuren aufgerichtet, auf ihren Füßen stehen sah. Wären sie als Amulete an einer Schnur um den Hals getragen worden, so fällt das Unschickliche der Gestalt auf, und die Figuren wären alle liegend gesehen worden. Sollten nun Künstler, die zum Theil so vollendete Arbeit lieferten, nicht bequemere und zweckmäßigere Formen gewählt haben?

Ein zweyter Umstand bietet noch einen andern Grund dar. Einige Cylinder haben eine solche Größe, daß selbst Heeren glaubt: sie hätten schwerlich zu Amuleten bestimmt seyn können (S. 19). Da aber alle diese Cylinder eine gleiche Einrichtung haben, alle der Länge nach durchbohrt und mit Figuren versehen sind, die nach der Länge aufgerichtet stehen, so ist auch wohl anzunehmen: daß alle nur eine Hauptbestimmung gehabt haben.

Drittens würden wir, falls jene Cylinder auf die angenommene Weise getragen worden wären, dieselben an den, auf ihnen eingeschnittenen Figuren, wie an andern persischen Bildwerken,

in eben dem Gebrauch abgebildet entdecken; aber nirgend eine Spur davon! Wo hier und da etwas Aehnliches sich zeigt, sind es Kügelchen, gefaßten Steinen und Perlen nicht ungleich, und sichtbar zum Putz gehörig. An einer Figur auf der Titelvignette bey Herder wird man drey sonderbare Kugeln gewahr, eine auf, die andere an der Schulter, die dritte auf der rechten Brust, die anfänglich räthselhaft scheinen; genau betrachtet, aber wohl eben solche Kugeln oder Mohnköpfe sind, wie die neben anstehende Figur in der Hand hält — auf keinen Fall sind es Cylinder.

Man werfe nicht ein, daß diese Bilder größtentheils himmlische Wesen darstellen, welche jener Amulete nicht bedürften. Nach den Zendbüchern muß Ormuzd selbst wie alle Amschaspands u.s.w. das Lichtgesetz üben, so üben wie der Mohnstan. Ormuzd selbst bringt im Vendidad dem Wasser Izeschne, und Milhode ist der Desur der Himmlischen. Diese würden daher auch die Amulete getragen haben, wenn man denselben eine Kraft zugeschrieben hätte.

Man halte diese etwas weitläuftige Erörterung nicht für überflüssig. Der Erklärer gewinnt eine freyere, heitere Ansicht, wenn er auf den dunkeln, mystischen, alle klaren Begriffe scheuenden Amuleten-Glauben nicht mehr Rücksicht zu nehmen braucht, und Bildwerke und Inschriften dieser Steine treten in denselben Gesichtspunkt, wie die Mauerbilder in Persepolis, und andere Alterthümer überhaupt. Waren diese Steincylinder aber keine Amulete, was waren sie denn? Heeren äußert (S. 19 d. Heftes) eine sinnreiche Idee. Indem er mit Grotefend den, auf der ersten Tafel abgebildeten Cylinder babylonisch nennt, wendet er eine Stelle Herodots (I, 195) darauf an, wo dieser von den Babyloniern erzählt: »Jeder Babylonier trägt einen Siegelring und künstlich verfertigten Stab (σκηπτρον χειροποιητον); »auf dem Stabe ist immer eine Abbildung, etwa ein Apfel, oder »eine Lilie, oder ein Adler, oder etwas anderes. Ohne ein sol»ches Abzeichen tragen sie keinen Stab.« — »Sollte, fährt Hee»ren nun fort, dieser Cylinder vielleicht als Knopf eines sol»chen Stabes irgend einem Großen oder Monarchen in Baby»lon gedient haben?« Wenn man den Umstand übersiehet, daß Herodots Beschreibung, nach der die Knöpfe selbst als Aepfel, Blumen oder Vögel gestaltet waren, nicht recht auf unsere Cylinder paßt, an welchen Figuren ganz anderer Art nur eingeschnitten sind, so enthält die Idee viel Angemessenes, und Gestalt und Durchbohrung dieser Steine sind vollständig daraus zu erklären. Die Figuren standen am Stabe aufrecht; der Stab konnte in die Höhlung des Cylinders, wo diese groß genug ist,

eingelassen werden, oder wo sie zu klein ist, ein metallener Nagel, der mit einer Platte oben den Knopf schloß, auf dem Stabe befestigt werden. Daß die Schrift gewöhnlich eine andere Richtung hat, dürfte nicht irre machen, denn offenbar wurden die Figuren, welche dadurch als Haupttheil erscheinen, zuerst eingeschnitten, und die Inschriften nach dem Raume gestellt, den die Figuren übrig ließen.

So sehr dieß nun alles paßt und beyträgt, diese Meinung annehmlich zu finden, so erheben sich doch bedeutende Zweifel dagegen. Herodot erzählt von Babyloniern, daß sie dergleichen Stäbe getragen, keineswegs aber von den Persern, und er würde nicht unterlassen haben dieß zu bemerken, wenn er es gesehen hätte. Unsere Cylinder gehören aber ganz unläugbar der Perserreligion an, und konnten daher auch wohl nur von Persern getragen werden. Hier scheint allerdings die Unbestimmtheit des Begriffs: Babylonisch, von der wir oben redeten, Heeren etwas irre geführt zu haben, denn sonst weiß dieser berühmte Alterthumsforscher sehr wohl, daß das Verhältniß zwischen den Babyloniern und Persern, in Bezug auf die Religion, und was zu ihr gehörte — man denke an Xerxes Tempelraub und Priestermord — so verträglich nicht war, daß die Ueberwundenen diese, durch ihre Figuren und Inschriften sich auf die Religion beziehenden Cylinder nachgeahmt haben sollten; ja man kann wohl ziemlich bestimmt behaupten: daß die Babylonier diese Cylinder der Perser eigentlich nie nachahmten. Wir würden sonst unstreitig dergleichen finden, auf denen der babylonische Kultus und die Wesen der Verehrung dieses Volks sichtbar würden, allein die wenigen Steine, auf denen dergleichen zum Vorschein zu kommen scheint, sind höchst zweifelhaft. Wie sehr echt babylonische Bildwerke sich von den persischen unterscheiden, zeigen die in den Ruinen von Babylon gefundenen, und im dritten Bande der Fundgruben des Orients, Tab. I. unter Nr. 5, 8, 9, und Tab. II. Fig. 1, 2, 3 dargestellten Alterthümer. Die Figur der ersten Tafel ist den persischen Bildungen so fremd, daß niemand sie als solche erkennen wird; gleichwohl zeigen die Spuren der Keilschrift sie als babylonisch. Ganz derselbe Fall tritt bey der Priestergestalt Tab. II. Fig. 1 ein. Sie weicht von allen persischen Bildungen durch ihren Kopfputz, durch die Kleidung und den sonderbaren Baum, den sie in der Hand trägt, sehr ab. Die Symbole, welche sich auf Sonne und Mond zu beziehen scheinen, haben zwar Aehnliches mit persischen Symbolen, können sich aber auf den Planetendienst der Babylonier beziehen. Die Denkmäler unter Fig. 2, 3 zeigen durch die Schrift sich zwar als echt babylonisch, aber die oben sichtbar werdenden Bildwerke kom-

men den ägyptischen so nahe, daß man sie selbst ägyptisch halten sollte. Andere Bildwerke, z. B. die zu S. 156 des vierten Bandes der Fundgruben des Orients abgebildeten, sind höchst zweifelhaft. Dieß trifft vorzüglich die beyden ersten Bilder der ersten Reihe, obwohl sie Cylindern anzugehören scheinen. Sie unterscheiden sich so sehr von allen persischen Bildwerken, daß man sie schwerlich zu diesen rechnen kann; babylonisch können sie seyn, so wenig sie auch den vorigen ähneln, wenn, wie es scheint, unter dem Sessel der sitzenden Frau des ersten Bildes sich ein Paar Tauben befinden; man könnte dann wohl gar an eine Semiramis denken. Auch wäre es wohl möglich, daß spätere Künstler die Attribute der persischen Sapandomad, der ägyptischen Isis und der großen Göttin von Babylon vermischt hätten, worauf manches in den jüngern Bildwerken hinzudeuten scheint; doch bedarf das alles noch eine tiefere, nur an den Originalen vorzunehmende Untersuchung, als daß man bey der Erklärung echt persischer Bildwerke darauf Rücksicht nehmen könnte.

Zur Unterstützung der von Heeren aufgestellten Idee ließe sich noch wohl sagen: daß viele altpersische Figuren, sowohl auf den Steinen als noch mehr auf den Mauern von Persepolis, lange Stäbe in den Händen tragen; diese Sitte bey den Persern, wie bey den Babyloniern einheimisch gewesen seyn müsse, und der Gebrauch der Cylinder als Stockknöpfe sich wohl annehmen lasse. Es kann durch dieß alles aber nur die Möglichkeit eines solchen Gebrauchs der Cylinder dargethan werden, keineswegs aber, da Herodots Zeugniß wegfällt, die Wirklichkeit.

Herr Professor Grotefend äußert im vorliegenden Heft (S. 26) die Vermuthung, daß die Cylinder mit umgekehrter Schrift wohl als Siegel hätten gebraucht werden können, eine Vermuthung, die auch der Engländer Rich zu Bagdad theilt, zeigte sich auf solchen Steinen auch, daß die Figuren umgekehrt eingegraben wären, z. B. die Waffen, der Dolch sich in der linken Hand befänden, während die rechte an die Brust gedrückt wäre, so wäre klar: daß man diese Walzen außer ihrer eigenthümlichen Bestimmung auch als Mittel zu einem anderen Zweck ansah, und ihre Bestimmung zugleich war: abgedruckt zu werden; ob als Siegel oder zu irgend einem andern Gebrauch, möchte schwer zu errathen seyn, und wir finden uns dabey auf einem weiten Felde der Vermuthungen, welche durch künftige Entdeckungen vielleicht eine bestimmtere Richtung erhalten.

Aus allem Gesagten möchte sich nun als Resultat ergeben: daß wir über den Gebrauch und die Bestimmung dieser Steincylinder nichts Gewisses angeben können; also alles was

darauf für ihre Erklärung sich herleiten ließe, wegfällt.

Richten wir unsern Blick nun auf die persischen Bildwerke selbst — sie mögen auf Cylindern oder schlichten Steinen befindlich seyn — so entdeckt das, durch die Betrachtung antiker, plastischer Bildwerke geübte und geschärfte Auge bald, daß diese persischen Denkmäler sehr verschiedenen Zeitperioden angehören; daß die Kunst darin von ihren rohesten Anfängen an bis zu einer ziemlichen Stufe der Vollkommenheit sichtbar wird, ja daß im Laufe dieser Ausbildung manche neue Idee in den Kreis der Darstellung aufgenommen ist. Ließen sich diese Perioden nun mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen, und an die Geschichte des Volks, so weit sie uns bekannt ist, knüpfen, so wäre zum Verstehen und Erklären dieser Bildwerke ein bedeutender Schritt gewonnen.

Wenn Recensent nun den Versuch wagt, hier — den Gränzen dieser Blätter angemessen — einige Grundzüge dieser Periodenabtheilung zu entwerfen, und dadurch die bekannten Bildwerke geschichtlich zu ordnen; so weiß er sehr wohl, wie unvollkommen und selbst unsicher dieser Versuch ausfallen muß. Die Ursachen liegen theils in der geringen Anzahl von Bildwerken, welche dabey, und selbst nur in Abbildungen verglichen werden können, und dem daraus hervorgehenden Umstande: daß jede neue Entdeckung eine wesentliche Veränderung in den Abtheilungen hervorbringen kann; theils auch in den nachläßigen, willkürlichen Zeichnungen, welche von vielen Bildwerken bekannt gemacht sind, und auf welche man sich, sobald von Ausführung im Einzelnen die Rede ist, gar nicht verlassen kann. Aber selbst mit allen diesen Mängeln und Unvollkommenheiten scheint der Versuch für die richtige Beurtheilung dieser alten Gebilde nicht unwichtig zu seyn.

Erste Periode.

Vor Einführung der Keilschrift.

Es ist aus den Zendschriften zu erweisen, daß die alten Perser sehr früh die Schreibkunst kannten und übten, ohne daß uns bis jetzt Denkmäler von Städten oder behauenen Felsen mit Inschriften bekannt wären, deren Alter man mit einiger Wahrscheinlichkeit über Darius Hystaspis hinauf setzen könnte. An diesen Denkmälern erscheint nun überall Keilschrift, und zwar schon in drey verschiedenen Formen, deren Ausbildung eine geraume Zeit voraussetzt, und da diese Schriftart nur für Inschriften an öffentlichen Werken und Bildnereyen bestimmt scheint, eine lange Uebung der Bau- und Bildekunst. Dieß macht es un-

wahrscheinlich, daß die Perser jene Schriftart erfunden haben sollten, vielmehr scheint den Assyrern oder Babylonern diese Ehre zu gebühren. Von den ältesten Zeiten an liebte dieß Volk große, prächtige Gebäude, öffentliche Denkmäler, Verzierungen und Inschriften. (Herod. I. 184—187. Diod. 11, 8. u. s. w.)

Daß den Persern früher dieser Geschmack nicht eigen war, beweist wohl das kleine, kunstlose Grabmal des Cyrus selbst, woran weder Bildnerey noch Inschriften zu sehen waren. Es ist daher wahrscheinlich, daß erst nach Cyrus, mit dem Geschmack an Bau- und Bildwerken, auch die Keilschrift zu den Persern überging: nun erhellt aus den Zendschriften aber, daß die alten Perser nicht ohne alle Kunst waren, namentlich verstanden sie Steine zu schneiden und zu fassen, Metalle künstlich zu arbeiten u. s. w. *). Nur muß man diese Kunst sich als roh und unausgebildet denken, da sie in keiner Art der heiligen und Tempelbildnerey, oder in der Baukunst eine Stütze fand; sollten in diesen alten Zeiten Inschriften gemacht werden, so mußten sie in dem üblichen Alphabet geschrieben seyn.

Nun finden sich in der That geschnittene Steine, welche diesen Vermuthungen auf das vollkommenste entsprechen. Die Kunst erscheint darauf in ihren ersten Versuchen; die Figuren sind mehr angedeutet als ausgeführt, zwey Striche bezeichnen z. B. den Arm, ein kugelähnlicher Eindruck die Hand, und ein daraus hervorstehender Strich den Finger; an Augen, Mund, Ohr und Haar ist nicht zu denken; sollen sie angedeutet werden, so geschieht es durch Kugeln und einige Striche. An richtige Proportionen des Körpers, richtige Bezeichnung der Gewänder ist nicht zu denken; überall kommt die Kugelform zum Vorschein, die Bedeutung der Figuren wird durch beygegebene Symbole ausgedrückt. Man suche in diesem allen keinen eigenthümlichen Geschmack oder etwas Willkürliches; es ist dieß alles die nothwendige Folge der Rohheit der Kunst, und fließt von selbst aus der Anwendung des Rades, ehe man desselben mächtig war. Es ging diesen Künstlern gerade so wie den ersten Kupferstechern bey der Anwendung des Griffels.

Steine aus dieser Periode finden wir in den Abbildungen beym Herder, z. B. in der sitzenden Figur, vor welcher eine andere steht, zwischen sich die Sonne; dieselbe Bildung, wahrscheinlich nach einer alten Kopie, beym Murr (Journ. der Kunstg. B. IV. Tab. 1), ferner die mit Strahlen umgebene Figur auf derselben Tafel beym Herder. Der erste Stein hat Buchsta-

*) Vendidad Farg. VIII. (verschiedener Gebrauch des Feuers) Fay. XIV. (künstliche Waffen) u. s. w.

benschrift. Drey Buchstaben dieses Alphabets kommen auf einem persischen Stein in der Stoschischen Sammlung vor (Dactyliotheca Stoschiana von Schlichtegroll, B. II. Nr. 137), obwohl die Kunst ziemlich fortgerückt erscheint. Auch kann hier die Meinung nicht seyn, als ob es, wenn die Keilschrift erscheint, nun keine Inschriften mit Buchstaben mehr geben könne; diese sind vielmehr bey einer Sache, die vom Geschmack Einzelner und der Willkür abhing, zu vermuthen, und wirklich vorhanden, wie der schöne geflügelte Löwe beym Herder mit einer Buchstabenumschrift beweist.

Zweyte Periode.

Von der Einführung der Keilschrift an, bis zur Sichtbarwerdung des Einflusses ägyptischer Künstler.

Die Kunst ist anfänglich noch roh, die schwierigsten Theile des Körpers werden noch wohl blos angedeutet durch Striche und Kugeln, doch wagt man sich hier und da an das nackte, obwohl ohne alle anatomische Kenntniß; die Gewänder werden mit mehr Freyheit behandelt, doch noch sehr unbestimmt, und zwischen männlichen und weiblichen Figuren ist das Vorhandenseyn und der Mangel des Barts noch Hauptunterscheidungszeichen; die herrschende Schriftart ist Keilschrift, und die bezeichnenden Symbole sind nothwendig.

In diese Periode gehört der von Lichtenstein bekannt gemachte Cylinder, der auch bey diesem Heft abgebildet ist, und mehrere Steine mit und ohne Inschriften in den Fundgruben des Orients.

Dritte Periode.

Vom Einflusse der ägyptischen Künstler an bis zum Verfalle der Kunst.

Die Kunst hat einen Riesenschritt gethan; alle Andeutungen verschwinden; die Figuren werden ganz ausgeführt, in dem Nackten entwickelt sich immer mehr die Kenntniß des Anatomischen, und in den freybehandelten Gewändern unterscheidet die weibliche Tracht sich ganz von der männlichen. In den Figuren selbst entwickeln sich in Gewändern, Stellungen und Gesten eigenthümliche Charaktere, und in eben dem Maße scheinen sich Symbole und Inschriften zu vermindern.

Daß bey diesem Gange der Kunst, wenn auch keine geschichtliche Zeugnisse vorhanden wären, vorzüglich ägyptische Künstler einwirkten, geht aus folgenden Merkmalen hervor: die altpersischen und medischen Gewänder machen hier und da den

ägyptischen Trachten Platz. Wir sehen Männer mit den geschmückten, über die Schultern geworfenen Trägern, den sonderbar angehefteten Schweif (wobey die Perser vielleicht an die Enden ihres Kafi dachten), den gezierten Ringkragen, und Frauen mit bloßen Schultern, und unter der Brust gegürtetem Gewande, ganz wie sie auf ägyptischen Bildwerken vorkamen; der alte persische Thron mit hoher Rücklehne macht dem ägyptischen Sessel Platz, und der Sagondomad scheint hier und da der Kopfputz der Isis — die Hörner — angepaßt zu werden; ein Umstand, der um so leichter zu erklären ist, da die Perser die Sagondomad eben so mit dem Monde in Verbindung setzten, wie die Aegypter ihre Isis. Diese Einmischung des ägyptischen Kostüms konnte um so leichter geschehen, da, wie schon gezeigt worden, die persischen Bildwerke wohl weniger der Religion, als dem Geschmack und dem Luxus angehörten, und kein Tempelgebrauch hier zum Gesetz geworden war.

Der Anfang und das Ende dieser Periode lassen sich nicht genau angeben. Unter Darius Hystaspis, wenn von ihm die Ueberreste von Persepolis herrühren, findet sich noch keine Spur von Einmischung des ägyptischen Geschmacks; der Anfang muß also später gesetzt werden. Daß die Kunst bis auf Alexander geübt wurde, und wahrscheinlich im Steigen war, erhellet aus manchen Umständen; und mit ihm mußte selbst die griechische Kunst sich Einfluß verschaffen. Eine persische Gemme in der Stoschischen Sammlung — von der nachher ein Mehreres — erinnert ganz an griechische Kunst. Die unruhigen, zerrüttenden Zeiten nach Alexander mögen vieles geändert haben; und da dieser Zweig der Kunst sich eigentlich nicht an die Religion und ihre Gebräuche, sondern an irgend einen Gebrauch des öffentlichen Lebens lehnte, kann er bey den veränderten Ansichten, die in dieser Hinsicht eintraten, nach und nach erloschen seyn.

Wenn diese geschichtliche Ansicht der in Rede stehenden Bildwerke auch noch manche Aenderung erleiden, und andere und bestimmtere Abschnittspunkte erhalten sollte, so wird das Wesentliche derselben doch schwerlich umgestoßen werden können. Aus diesem geht aber so wohl, als aus der Ansicht der Bildwerke selbst hervor: daß, wie schon oben angeführt worden, die vorzüglichste Quelle der Erklärung hier immer die Zendschriften sind.

Rec., der sich lange mit der Erklärung persischer Bildwerke beschäftigt hat, schlug dabey einen Weg ein, der ihn zu Resultaten führte, die er wichtig genug hält, sie hier der öffentlichen Prüfung vorzulegen. Die gewöhnliche Methode der Erklärer, der auch er anfangs folgte, von den Bildwerken auszugehen, und dann in den Zendschriften nachzusuchen, bis aus dieser oder jener

Stelle sich ein Aufschluß ergab, oder zu ergeben schien, wurde ihm bald durch die Unsicherheit der Resultate und die Verlegenheit verleidet, eine als sicher geglaubte Erklärung oft wieder aufgeben, und eine andere an die Stelle setzen zu müssen. Er legte daher die Bildwerke eine Zeitlang bey Seite, und fing an, die Zendschriften selbst auf das sorgsamste durchzugehen, und zwar in der bestimmten Hinsicht: Wenn Künstler die mythischen Wesen und die Verhältnisse derselben unter sich und zu den Menschen, welche in diesen Schriften vorkommen, bildlich darstellen wollten, wie konnte, und wie mußte das, diesen Schriften gemäß geschehen? Er fand bey dieser Untersuchung mehr und schärfer bestimmte bildliche Ideen und Vorstellungen, als er anfangs vermuthete; doch würde es bey weitem den Raum dieser Blätter übersteigen, die gefundenen Resultate hier auch nur in Umrissen vorzutragen, und mit den erforderlichen Beweisstellen zu belegen; nur einige wenige Grundzüge, die sich auf die Bildwerke, welche in dem vorliegenden Heft mitgetheilt sind, oder ihnen nahe liegen, beziehen, mögen einen Platz finden.

Das erste Wesen, welches man abgebildet zu finden erwarten kann, ist Ormuzd. Er wird ganz menschlich gedacht, und kommt in den Zendschriften in einer doppelten Ansicht vor; als Geschöpf des Zervane Akerem, und als allmächtiger Schöpfer und großer König der Welt. In der ersten Eigenschaft ist in den Zendschriften wenig von ihm die Rede; in der zweyten wird von ihm in den erhabensten Bildern gesprochen. Man dachte sich ihn mitten im Himmel, als Herrscher, auf einem hohen Throne, der Thron des Guten oder Vollkommenen genannt (Vendidad XIX.), sitzend, von Amschaspands, Izeds und den Seelen der Heiligen umgeben. Schwerlich kann er in Abbildungen anders erscheinen, wenn er nicht unter besondern Verhältnissen dargestellt wird. Nirgend kommen Anspielungen vor, daß man sich Ormuzd als bewaffnet, oder Waffen führend gedacht habe; wozu bedürfte der Allmächtige auch der Waffen? Wenn er selbst im Vendidad (XIX) seinen ersten Kampf mit Ahriman erzählt, sagt er; »Ich sprach Honower — übte »das Gesetz der Ormuzddiener — und so zog sich dieser Darudj »in Ohnmacht und Kraft beraubt zurück.« Im Bundehesch wird dieser Kampf mit den Worten einer Zendschrift so erzählt: »einmal sprach Ormuzd: das ist Ormuzd's Wille — »(Honover) und Ahriman schauderte durch und durch: er »wiederholt es, und Ahrimans Knie sanken; er vollendet's ganz »— und der Böse war zerschlagen und Machtberaubt.« Ormuzd Waffe ist also sein lebendiges Wort, und dieß ist nichts als der durch seinen Mund erklärte Wille des Unendlichen — folg-

lich kann ihm nichts widerstehen. Ormuzd kann nichts wollen, was der Unendliche nicht will — und daher kann er wohl nie als einzelner Gegner gegen einen Dev dargestellt, oder als Kämpfer gebildet werden. Er heißt übrigens immer »der ewige Quell der Sonne.« Der Quell des Lichts; Sonne, Mond und Sterne strahlen nur in Ormuzd Licht; diese Idee wird der Künstler sich nicht entgehen lassen.

Nach diesen Grundzügen erkennen wir ihn in mehreren Bildwerken leicht, z. B. auf dem Throne sitzend und mit Strahlen umgeben auf einem Stein, der in den Fundgruben des Orients B. IV. zu S. 86 unter Nr. 18 abgebildet ist. Der Stern gehört als Symbol der vor ihm stehenden Figur. Er selbst trägt als Symbol einen Ring in der Hand — welcher auch bey den Vischnuiten das Symbol der Oberherrschaft des Vischnu ist — und wodurch wir ihn auch an den Mauern von Persepolis auf zwey großen Flügeln schwebend erkennen. Durch den Strahlenkranz bezeichnet finden wir ihn auf derselben Platte in den Fundgruben des Orients unter Nr. 24, und auf der zu S. 156 gehörigen Platte desselben Bandes auf einem Siegel; eben so in stehender Gestalt in den Abbildungen beym Herder. In der letzten Periode, wo, wie wir schon bemerkten, die ältern Symbole oft weggelassen werden, erscheint auch Ormuzd ohne Ring und Strahlenkranz. So erkennen wir ihn in den Abbildungen bey Herder als einen ehrwürdigen Alten auf dem Urstier, dem Symbol der gesammten organischen Schöpfung, ruhend; und in dem von Hrn. Professor Grotefend mitgetheilten Cylinder in vorliegendem Heft, in der auf dem Throne sitzenden Gestalt.

Unmittelbar an Macht und Größe auf Ormuzd folgend, erscheint in den Zendschriften Amschaspand Bahman, der König der fünf übrigen Amschaspands, »die in seinem Schutze ruhen,« »der Herzog, der König in Ormuzd Welt,« »der König des Himmels, König des Weltalls, das er nährt,« der selbst auf Alborti zugleich mit Ormnzd angebetet wird, »dem Ormuzd einen Glanzkörper gegeben hat, welcher die Sonne ist.« Im Vendidad wird auch er als mitten im Himmel, in einen Goldrock gekleidet, auf einem Goldthrone sitzend, von den übrigen Himmlischen umgeben, dargestellt. Auch bey ihm ist nie von Waffen die Rede, und soll er durch ein beygegebenes Symbol kenntlich gemacht werden, so kann dieß wohl nur sein Glanzkörper, die Sonne seyn.

So erkennen wir ihn wirklich in den Abbildungen bey Herder, auf dem Throne sitzend und durch die Sonne, welche vor ihm schwebt, bezeichnet. Eine Nachbildung dieses Steins findet sich bey Murr. (Journal B. 4 Tab. 1 a.)

Von den fünf übrigen Amschaspands wollen wir hier blos der weiblichen Sagondomad, des besonderen Schutzgeistes der Erde, die sanftmüthig und voll Demuth die Erde und ihre Bewohner überall vertritt, gedenken. Sie kann von den Künstlern unmöglich übergangen seyn, da sie fast in alle Verhältnisse eingreift; und muß durch ihre weibliche Gestalt sich kenntlich machen; da aber mehrere weibliche Wesen abgebildet werden mußten, darf man wohl ein bezeichnendes Symbol bey ihr vermuthen. Da, wie aus mehreren Stellen der Zendschriften hervorgeht, Sagondomad ursprünglich eine Personifikation des Mondes war, so darf man auch wohl den Mond als ihr Symbol erwarten. So erkennen wir sie nun wirklich als Weib, durch den ihr vorschwebenden Mond bezeichnet, auf vielen Bildwerken, von denen wir in der Folge einige besonders ausheben werden.

Von den Wesen, welche nicht zu den Amschaspands gehören, müssen wir folgende als abgebildet erwarten;

Arduisur, die reine Tochter Ormuzd, das Wasser, der selbst Ormuzd Izeschun bringt, und von der alle Güter der Erde ihren Ursprung haben. So sehr sie auch verehrt wird, so scheint sie doch durch ihre Natur andern Wesen sehr untergeordnet zu seyn. Wir glauben sie in dem oft vorkommenden weiblichen Wesen zu finden, deren Locken wellenförmig über den ganzen Rücken herabfließen, ja einmal — in den Abbildungen bey Herder — scheinen sie sich in einem Flusse weiter zu bewegen. Vor ihr steht zuweilen ein dürrer Strauch, über welchen sie bittend die Hände empor hebt. Um dieß zu verstehen, erinnere man sich, daß das Wasser die Erde nicht fruchtbar machen kann, wenn nach Ormuzd Willen nicht Taschter dasselbe in Dünsten aus dem Meere empor hebt, und in Regen wieder herabfallen läßt. Einmal hält sie — bey Herder — einen Scepter in der Hand, worauf aber eine Art von Wasserlilie abgebildet scheint.

Der große Mithra, den Ormuzd zum Mittler für die Erde schuf, und zum Destur des Himmels bestellte, muß uns nothwendig oft in Bildwerken begegnen. Er wird in mancher Hinsicht an die Spitze aller Izeds gestellt, und so oft seiner gedacht wird, ist auch von seinen Waffen, von seiner ewigen Keule, seinem Dolch, seiner Lanze u.s.w. die Rede; man darf ihn also nicht anders als gewaffnet abgebildet erwarten, und da er ursprünglich ein Planet war, dürfen wir als ein ihn bezeichnendes Symbol wohl nur einen Stern erwarten. Daß er auf diese Weise häufig in den Bildwerken erscheint, werden wir weiter unten darthun.

Serasch, der Siegesheld, der den Parsen für die Erde ist, was Ormuzd im Himmel — König, König der Unterwelt,

daher auch im Vendidad zweyter nach Ormuzd genannt, wird in Bildwerken nicht fehlen. Er bezeichnet als Naturwesen den Lufthimmel, so wie König Indra bey den Hindu das Firmament, und wird eben so verehrt. Daher betet Zoroaster (Izeschan I. H. 48), daß Ormuzd den Bahman »auszeichnen möge in dem erhabnen Kreise des Serasch.« Daher ist oft von seinem großen biegsamen, ausgedehnten Körper des Gehorsams die Rede, und es möchte schwer fallen, in den Zendschriften ein Symbol zu entdecken, das ihn näher bezeichnete. Da er aber vorzüglich als Bändiger und Würger der Devs dargestellt wird, glauben wir nicht zu irren, wenn wir ihn in dem bärtigen Mann erblicken, der in den ältern Zeiten mit einer bloßen Königsmütze, in spätern mit einer Königskrone geschmückt, mit der linken ein symbolisch-ahrimanisches Thier faßt, und in der rechten einen Dolch schwingt. So finden wir ihn in den Abbildungen bey Herder, noch sprechender aber in den Fundgruben des Orients, Bd. III. auf der zu S. 199 gehörigen Tafel Nr. 6 und 10.

Auch Behram, der lebendigste, schnellste aller Izeds, der »ein Feuer ist, das alle Wesen durchdringt,« dem »Ormuzd Königsherrschaft über der Wesen große Zahl gegeben hat,« der ein mächtig starker Schutz gegen alle Devs ist — wird in den Bildwerken nicht fehlen. Bey ihm findet der Künstler einen weiten Spielraum, denn Behram erscheint in vielen Gestalten. »Er kommt,« heißt es, »im Körper der Luft,« »im Körper des Vogels Ormuzd« des Adlers. Die letzte Idee scheinen die Künstler wirklich aufgegriffen zu haben. So finden wir ihn in den Fundgruben des Orients, Bd. IV. zu S. 156, in dem zehnten Bilde mit Adlerflügeln und Adlerkopf dargestellt, und auf dem Herrn Dorow gehörigen Cylinder möchten ihn die Adlerflügel gleichfalls bezeichnen.

Der große Taschter, dem die Sorge für das Wasser, und folglich für alle Fruchtbarkeit der Erde obliegt, genießt nach den Zendschriften die höchste Verehrung. Nach der wichtigen Mythe, worin sein Kampf um das Wasser mit dem Wasserfeinde Epeoscho erzählt wird, erscheint er in verschiedenen Gestalten, und man darf wohl annehmen, daß die Künstler auf diese verschiedenen Gestalten Rücksicht genommen haben; auch dürfen wir ihn fast immer mit der Arduisur zugleich abgebildet erwarten. So erschien er in jenem Kampf.

1) Als Jüngling von funfzehn Jahren. Dieß Alter gilt in den Zendbüchern überhaupt für das blühende Alter des Menschen. So erkennen wir ihn zweymal in den Abbildungen bey Herder. Als Jüngling, im leichten Gewande, ohne Bart,

steht er vor Arduisur, welche die Hände bittend zu ihm aufhebt. Er hält jedesmal die linke Hand, in der er etwas, einer kleinen Keule ähnliches hält, gegen die Brust; der rechte Arm hängt schlaff herab, und zeigt mit dem Finger auf den Boden. Eben so finden wir ihn zweymel bey Münter, wo er jedoch einmal mehr bekleidet, mit einem Dolch bewaffnet, und bärtig erscheint; in den Fundgruben des Orients kommt er mehrmals in derselben Stellung vor. Er erscheint nun

2) als Stier; er trägt, heißt es im Vendidad, den Körper des Stiers mit Goldhörnern. Auch in dieser Gestalt finden wir ihn häufig abgebildet. So erscheint er im IV. Bd. der Fundgruben des Orients fünf bis sechs Mal als ein Stier mit Flügeln. Er erscheint bey jenem Kampf nun

3) als starkes Roß; und so sehen wir ihn in eben dem Bande der Fundgruben einige Mal als Roß mit Flügeln, und auf einmal als Roß ohne Flügel.

In beyden Gestalten ist er oft mit unregelmäßigen runden und langlich runden Punkten umgeben. Sollten sie vielleicht auf die kopfgroßen Wassertropfen deuten, die er nach jenem Kampfe auf die Erde herab regnen ließ?

Wir bemerken noch, daß die Flügel, welche die Künstler hinzuthaten, und die sich nicht in den Zendschriften finden, wohl einer andern Idee entlehnt seyn können, da Taschter nämlich als Planet zu den vier großen Himmelsvögeln gerechnet wird.

Noch müssen wir hier des hochverehrten Goscherun, der Seele des Urstiers gedenken, die als Quell alles thierischen Lebens, und als ein Hauptbeschützer der Thierwelt angebetet wurde. Man kann dieß Wesen sich nicht anders als stierartig gestaltet denken, und so erscheint Goscherun wirklich auf einem Cylinder, den Hr. von Murr (Journ. Bd. IV. Tab. 1. C.) als Stier, mit bärtigem Menschengesicht und großen Hörnern, das Hauptthier Arihmans, den Löwen bändigend.

Wir brechen hier ab, so viel Interessantes sich auch aus einer fortgesetzten Vergleichung der Ideen der Zendschriften mit den wirklich vorhandenen Abbildungen noch ergeben würde; so viel erhellet aus dem Gesagten schon: daß die bildenden Künstler ihre Ideen vorzüglich aus den Zendschriften schöpften, und daher aus diesen auch erklärt werden können.

Wagen wir uns nun mit den bis hieher gewonnenen Ansichten an eine Prüfung der Erklärungen, welche Herr Professor Grotefend von den Bildwerken mittheilt, die vorliegendem Heft in Steindruck beygefügt sind, so können wir freylich nur in sehr wenig Punkten seiner Meinung beystimmen. Wir müssen zuerst einige allgemeine Bemerkungen des Herrn Verfassers über

die Steincylinder ausheben, weil sie auf die spezielle Erklärung des Einzelnen Einfluß haben.

Wir bezogen aber Form, Durchbohrung und Größe der Cylinder auf ihre Bestimmung und ihren Gebrauch. Nicht so unser Verf., »daß dergleichen Steine, sagt er S. 24, nicht »die Länge eines Fingers überschritten, und daß der»gleichen Darstellungen mehr auf Stein als auf Metall oder Holz »eingegraben wurden, scheint mir mehr auf gesetzlicher Vor»schrift, als auf Willkür des Künstlers zu beruhen.« — Wir wollen hier nicht den Schluß in Anspruch nehmen: weil wir noch keinen Cylinder gefunden haben, dessen Länge die Länge eines Fingers übertrifft, so gab es dergleichen nicht — sondern nur berühren, daß bey der Erwähnung des Stoffes wohl nicht genug auf die, auf derselben Seite von Hrn. Rich angeführten Worte Rücksicht genommen ist, daß nämlich solche Cylinder auch »aus künstlichen Stoffen, aus Elfenbein und Knochen gefunden »werden,« und wenn ihrer auch noch so viele von Holz vorhanden gewesen wären, sie in den Schutthaufen, wo man die Cylinder gewöhnlich findet, sich nicht hätten bis auf unsere Zeit erhalten können — auch nur beyläufig darauf aufmerksam machen, daß der Hr. Verfasser zwischen Willkür des Künstlers, und gesetzlicher Vorschrift, kein Drittes anzunehmen scheint, das sich doch ein Zweck, Gebrauch und Mode bey diesen Arbeiten dem Künstler als Regel aufdringen konnte — und nehmen blos die hier angenommene gesetzliche Vorschrift in Anspruch.

Gesetzliche Vorschriften, in dem Sinne, wie der Verfasser sie hier nimmt, hätten nur aus den Zendschriften entlehnt seyn können; nun findet sich aber in denselben keine Spur davon. Freylich besitzen wir nur noch Bruchstücke derselben; aber der daraus hervorgehende Geist der alten Perserreligion ist solchen Vorstellungen sehr entgegen. Auf Bildwerke der Art wird gar nicht Rücksicht genommen; sie werden weder erlaubt noch verboten; wohl aber geht aus dem Ganzen der Abscheu hervor, den die alten Perser überall gegen Bilderdienst und Bilderverehrung zeigten. Bindende Gesetze für Künstler der Art gingen, wo sie immer sich fanden, ursprünglich aus Tempel- und Bilderdienst hervor; beyde mangelten den Persern ganz; und Gesetze und Vorschriften, die darauf sich beziehen, lassen sich bey ihnen also gar nicht erwarten. Gleichwohl versucht es der Verfasser, dergleichen Gesetze, selbst aus dem Vendidad, wenigstens wahrscheinlich zu machen. Unmittelbar nach den oben angeführten Worten fährt er fort: »Wenn jemand ohne die gesetzlichen Gebräuche die Nägel abschnei»det, heißt es im Vendidad, Farg. XVII, so lege er einen »Stein an einen Ort, nach der Weltgegend hin, die Or-

»muzd Eigenthum ist: dieser Stein habe eines kleinen Fin-
»gers Länge.« »Ist hier nun gleich, fährt der Verfasser fort, »von einem Steine andrer Art die Rede, und das Maß desselben vielleicht in Bezug auf die Nägel bestimmt, welche aber »darauf gelegt werden sollen, so geht doch so viel daraus »hervor, daß die Angabe des Fundorts, der Größe, »und des Stoffs der Cylinder für ihre Erklärung »nicht ganz gleichgültig sind.« (S. 25.)

Der Verfasser gesteht, daß hier von Steinen anderer Art die Rede ist — es kann nicht leicht etwas Verschiedneres geben, als unsere Kunstcylinder, und einen Stein, den ein Perser, der beym Nagelabschneiden die vorgeschriebenen Gebete und Gebräuche vergessen hat, von der Erde aufhebt, wo er ihn findet, seine abgeschnittenen Nägel darauf legt, drey, sechs und neun Keischs umherzieht und eben so viele Gebete hersagt! — Der Verfasser gesteht ferner: daß das Maß jener Steine — die Fingerlänge — wohl nach einer Rücksicht bestimmt seyn könne, die bey den Cylindern nicht denkbar ist (und zuverläßig muß es so seyn, weil sonst die meisten Cylinder nicht so klein wären), dennoch nimmt er zwischen dem Stoff, der Größe und dem Ort — wohin irgend der Nägelabschneider seinen Stein legte — und dem Stoff, der Größe und dem Fundort der Cylinder eine Beziehung an, die ihm bey der Entzifferung ihrer Inschriften nicht gleichgültig ist. Es möchte schwer fallen, diese Beziehung überhaupt, und auf eine gesetzliche Vorschrift für den Künstler, genügend nachzuweisen.

Alles was der Verfasser hier etwa sagen könnte, möchte darin bestehen: daß eine Religion, die auf so ganz geringfügige Dinge, wie das Nägelabschneiden, ein solches Gewicht lege, daß sie darüber gesetzliche Vorschriften gebe, die Größe eines Steines bestimme, worauf die abgeschnittenen Nägel — eben so Haare — gelegt werden sollen u. s. w., auch wohl über so wichtige Gegenstände wie die Steincylinder, als Amulete gedacht, Vorschriften für nöthig gehalten haben werde. Es liegt etwas Scheinbares darin, aber selbst dieser Schein ruht auf einer falschen Voraussetzung. Alles was den Körper des Ormuzddieners betrifft, was er zu sich nimmt, was er von sich gibt, und wie dieß alles geschieht, ist dem Gesetzgeber wichtig; denn alles dieß hängt mit den, durch sein ganzes System sich ziehenden Begriffen von rein und unrein in der Körperwelt zusammen; daher ist das von sich Blasen seines Athems, das Auswerfen seines Speichels, das Abschneiden der Haare und der Nägel, das Lassen seines Urins, ja das Umarmen seiner Frau, strengen religiösen Vorschriften unterworfen. Wie hängt dieß alles aber mit unsern Steincylindern

zusammen? Der einzige Schluß, der daraus hergeleitet werden kann, ist der Meinung des Verfassers gerade entgegengesetzt. Denn angenommen, die Cylinder hatten als Amulete einen religiösen Werth, dienten als Mittel gegen die Devs, und sich rein zu erhalten, so würde allerdings das Gesetz nicht davon schweigen. Dann läsen wir zuverläßig im Vendidad: Zoroaster fragte Ormuzd: wie lang, wie dick muß der Amuletcylinder seyn? An welcher Schnur muß er getragen werden? Wie viel Faden muß sie enthalten? und eine Reihe Gebete würden wir lesen, die beym Umhangen, beym Abnehmen u. s. w. hergesagt werden müßten. Der Umstand, daß das Gesetz ganz darüber schweigt, ist ein entscheidender Beweis: daß die Cylinder ihm nicht unterworfen waren.

Um diese und ähnliche Bemerkungen des berühmten Verfassers, den Recensent innig hoch schätzt, und ihn in allem, was die Entzifferung der Keilschriften betrifft, gern als seinen Meister und Lehrer erkennt — aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen, erinnere man sich, was er in der Einleitung zu diesem Aufsatze an den Herausgeber schreibt: »Welchen großen Schritt ich »durch die freye Benutzung ihres Urbildes und Abgusses in der »Entzifferung des persisch-babylonischen Alterthums gethan habe, »wird sich aus gegenwärtigen Erläuterungen ergeben, wobey »ich mir nur weniger Eile von Ihrer Seite gewünscht »hätte, um alles Unerforschte zuvor gehörig prüfen »zu können.« (S. 32.) Wenn wir durch diese offne Erklärung nun auch berechtigt sind, anzunehmen, daß der Verfasser bey reiferer Prüfung alles Unhaltbare von seinen Resultaten entfernen wird, so kann er doch dem Recensenten nicht verübeln, wenn er hier darauf aufmerksam macht.

Es heißt nun auf derselben Seite weiter: »Für jetzt sey es »genug zu bemerken, daß sogar die Linien, womit die Keilschrift »umgränzt und abgetheilt zu seyn pflegt, ihre Bedeutung haben. »Sie gleichen den magischen Kreisen der Zauberer, und sind wie »Keischs zu betrachten, welche nach dem Glauben der Parsen das »Eingeschloßne vom Ungeweihten absondern und die Kraft der »religiösen Wirkungen vermehren. Fragt man nach dem Beweise, »so muß ich bemerken, daß es mir gelungen ist, in den babyloni»schen Steinen, von feingebranntem Thon — — förmliche Ur»kunden, zum Theil mit den Namen der Könige unterzeichnet, zu »entdecken. — — Auf diesen Urkunden, so inhaltreich sie auch »zum Theil sind, bemerkt man keine Linien zur Scheidung der »Zeiten oder ihrer Begränzung, außer etwa da, wo der Inhalt »selbst eine Linie zu ziehen gebot; dagegen sind die religiösen In»schriften aus Babylon, so weit ich sie kenne, durchaus mit

»Linien umzogen und abgetheilt. Durch solche Linien oder Keischs »ist also auch der religiose Inhalt der Cylinder gegeben; und eben »daraus, weil die heiligen Keischs der Parsen aus vertieften Fur»chen des Bodens in vierseitiger oder Kreisgestalt bestehen, er»kläre ich es mir, warum alle Keilschrift vertieft eingegraben zu »seyn pflegt.« — Recensent muß seine wichtigen Zweifel und Einwürfe gegen alles hier Vorgetragene öffentlich darlegen.

Lösen wir obige Stelle in die Sätze auf, worauf es bey dem Inhalt derselben allein ankommt, so sind es folgende:

Erstens: die Keilschrift auf babylonischen Backsteinen ist nicht in jeder Zeile von Linien eingefaßt und umgränzt; die Keilschrift der Cylinder aus Babylon aber ist durchaus mit Linien eingefaßt und umgränzt, folglich muß der Inhalt dieser Inschriften verschieden seyn. Dieser Schluß ist zwar nicht ausgesprochen, liegt aber allem Folgenden zum Grunde.

Wie bemerken dabey, daß hier die schon oben deutlich gemachte Unbestimmtheit des Begriffs babylonisch sehr in Betracht kommt. Die Schrift auf den Backsteinen ist, selbst wenn auch Namen persischer Könige darunter stehen sollten, doch gewiß echt babylonisch; unsere Steincylinder gehören aber der Perserreligion in so weit an, daß sie die mythischen Wesen derselben darstellen, und können also auch in Bezug auf den Inhalt ihrer Inschriften nur als persisch, nicht als babylonisch betrachtet, also auch nicht mit echt babylonischen Inschriften verglichen werden, wenn sie auch in derselben Schriftart geschrieben sind. Es heißt ferner: Die Schrift auf den Cylindern sey durchaus mit Linien umzogen und begränzt; aber dieß ist ja keineswegs der Fall. Selbst der bey diesem Heft abgebildete Cylinder des Herrn Dorow hat eine Schriftzeile ohne alle Einfassung. Der Verfasser meint: der Raum dazu habe gemangelt, aber auch dieser Grund fällt offenbar weg; denn in der Einfassung der allerersten Zeile hat man eine Lücke gelassen, weil ein Schriftzeichen darüber hinaus reicht; eben so konnte man hier eine Lücke lassen, wo der Schweif des Straußes eintritt, und würde es ganz unfehlbar gethan haben, wenn man die einfassende Linie für irgend etwas Heiliges, Nothwendiges oder Wesentliches gehalten hätte. Aber selbst die Lücke in der obern Einfassung beweist, daß man Ideen der Art gar nicht dabey hatte; denn welcher Zauberkreis, welcher Keisch, hätte die mindeste Wirkung haben können, wenn er nicht geschlossen gewesen wäre! Auf einem Cylinder, welcher im III. Bande der Fundgruben des Orients auf Tab. II. zu 199 Fig. 7 abgebildet ist, kommt eine Inschrift von zwey Zeilen ohne alle Einfassungslinie vor.

Der Verfasser sagt selbst: daß auch auf den Backsteinen die Theilungslinien vorkommen, wo etwa der Inhalt es gebot. Auf manchen Cylindern ist eben dieß ganz offenbar der Fall. Herr von Murr macht (Journal zur K. Geschichte, B. IV. Tab. I. C.) einen Cylinder bekannt, welcher eine ganz freystehende Schriftzeile ohne alle Einfassung hat. Von der andern Inschrift desselben sind zwey halbe Zeilen durch eine Einfassungslinie verbunden, und eine dritte halbe Zeile ist besonders eingefaßt. Geht nicht klar daraus hervor, daß diese Linien blos des Inhalts wegen, der Sonderung des Sinnes wegen gemacht sind?

Sollen überhaupt die Inschriften der Cylinder, als persische Inschriften, mit andern verglichen werden, so kann dieß nicht mit dem Inschriften babylonischer Backsteine, sondern mit den Inschriften zu Persepolis geschehen, auch wenn sie in der Schriftart von denselben abwichen. Und was entdecken wir dort in Bezug auf diese Linien? Die große Inschrift an der Treppe, wo der bekannte große Zug der verschiedenen Völker beginnt, und wo man höchst wahrscheinlich nichts eigentlich Religiöses zu erwarten hat, ist jede Schriftzeile mit Linien eingefaßt und getrennt; die kurzen Umschriften aber um die Fenster, wo man wohl einen Kraftspruch oder etwas ähnliches erwarten könnte, sind ohne alle Einfassung.

Der Verfasser fährt nun in seiner Schlußreihe folgender Gestalt fort: Da die babylonischen, nicht eingefaßten Inschriften, bürgerliche Urkunden enthalten — da die einfassenden Linien den magischen Kreisen der Zauberer gleichen, und wie die in die Erde gegrabenen Keischs der Parsen zu betrachten sind — so ist durch solche Linien der religiöse Inhalt der Cylinder gegeben.

Wir wollen uns auf die Bündigkeit dieses Schlusses nicht einlassen, sondern blos untersuchen: ob zwischen den einfassenden Linien der Cylinderschriften und den Keischs, oder in die Erde gegrabenen Furchen der Parsen, wohl eine Vergleichung Statt finden, und man die erstern wie die letztern betrachten darf? Wir müssen dem Verfasser hier einen geraden Widerspruch entgegensetzen.

Die vorzüglichste religiöse Handlung der Parsen, wobey die Erdfurchen vorkommen, und von der man alle übrigen Handlungen, wobey sie angewendet werden, als abgeleitet betrachten kann, ist das Baraschnam, oder die große körperliche Reinigung. Allein der einzelne Keisch ist dabey von gar keiner Bedeutung; die zusammengesetzte Handlung macht ein Ganzes aus, das ohne die vollkommenste Beobachtung des Einzelnen nichts war, bey dem aber das Einzelne als solches auch nichts

ist. Nicht ein Keisch hatte hier Kraft, es mußten zwölfe seyn, und diese mußten zu den Steinen, welche sie umschlossen, im dem Verhältniß wie drey, sechs und neun gezogen werden. Eine Furche zu wenig, oder eine nicht ganz geschlossen, hätte das Ganze unkräftig gemacht; aber alle hatten noch keine Kraft, ohne die Steine, welche sie einschlossen; auch die Steine wären ohne Kraft gewesen, hätten die Furchen sie nicht umgeben, und wären sie nicht genau in dem Verhältniß wie fünf zu drey gelegt worden. Alles ist dabey aufs Genaueste bestimmt. Tritt der Unreine in die Furchen auf die Steine, und kauert darauf nieder, so ist vorgeschrieben, wie viel Zolle der Hintere desselben von dem Steine abstehen müsse; der Priester, der ihm in einem Löffel Ochsenurin reicht, muß diesen Löffel an den neunten Knoten seines Stabes halten u.s.w. Wurde das Geringste bey der ganzen Handlung versehn, so war sie nicht allein unkräftig, nutzlos, sondern sie wurde für ein großes Unglück gehalten, weil die Devs dadurch mehr Gewalt bekamen, und der fehlende Priester wurde mit dem qualvollsten Tode bestraft. (Vendidad IX.) Der Hauptbegriff, den man mit diesen Anstalten und dieser Handlung verband, war Reinigung. Der Unreine, der in diese Furchen, unter den vorgeschriebenen Gebeten und Gebräuchen auf die Steine trat, wurde rein. Derselbe Begriff liegt auch bey dem Gebrauch der Furchen und Steine zum Grunde, wenn jemand ohne die vorgeschriebenen Gebräuche und Gebete sich Haare oder Nägel abschnitt. Diese wurden nun auf Steine gelegt, und drey, sechs und neun Furchen umhergezogen und dabey drey, sechs und neun Honovers gebetet. Diese Abgänge der Haare und Nägel wurden wegen der Ungesetzlichkeit bey ihrer Trennung vom Körper als unrein betrachtet, und durch jene Furchen, Steine und Gebete wieder gereinigt, damit der Dev sich ihrer nicht bemächtige und dadurch noch wirksamer werde.

Was, fragen wir nun, hat die Bedeutung dieser Keischs mit den Einfassungslinien der Inschrifen unserer Cylinder gemein? — Aber angenommen, man habe doch die Idee daher entlehnt; würde man sich die Willkürlichkeit erlaubt haben, die auf den Cylindern zum Vorschein kommt, wo man bald, und zwar auf einem Steine, Schriftzeilen ohne Einfassung, dann zwey Zeilen zusammen, bald eine Zeile getrennt, oder eine Einfassung ungeschlossen sieht?

Warum überhaupt aber eine Erklärung so weit und so unsicher herholen, wo das Wahre so nahe zu liegen scheint. Diese Cylinder wurden ohne Zweifel, wozu sie auch immer gebraucht wurden, so gesehen, daß die Figuren auf den Füßen standen. Die Schrift aber läuft in der Regel von oben nach unten, und

hat daher eine, für das Auge unbequeme Lage. Daher waren Linien, welche die Schrift ihrem Inhalte gemäß, oder auch in der Folge nach Zeilen theilte, das Auge leitete und das Lesen erleichterte, eine wohlthätige Einrichtung, die aber wegfallen konnte, wo nur eine oder zwey Schriftzeilen Statt fanden und auch wirklich dann fehlt, wie der schon angeführte Cylinder in von Murrs Journal, und Nr. 7, zu S. 199 im dritten Bande der Fundgruben des Orients beweisen.

Wenn der Verfasser diese Idee nun noch weiter verfolgt, und glaubt: die Keilschrift wäre deßwegen in die Cylinder eingeschnitten (nicht erhaben bearbeitet) worden, weil jene Furchen oder Keischs in die Erde eingegraben werden mußten, so können wir dieser Meinung noch weniger beypflichten. Alle uns bekannten Cylinder mit Figuren sind mit dem Rade geschnitten; nun kann man mit dem Rade aber unmöglich andere als eingeschnittene, vertiefte Züge hervorbringen. Warum nun dunkle, mystische Erklärungen von Dingen suchen, die eben so sind, wie sie sind, weil sie der Natur der Sache nach gar nicht anders seyn können. Wollte der Verfasser sich auf die Keilschriften von Persepolis berufen, die gleichfalls eingegraben, obwohl die Figuren mit dem Meißel halbrund gearbeitet sind; so ist die Erklärung leicht. Man that dieß in Persepolis aus eben dem Grunde, aus dem man in Aegypten, wo man keine Keisch kannte, alle Hieroglyphen und Inschriften eingrub. Es ist erstens hundertmal leichter, auf einer geglätteten Steinplatte die Züge einzugraben, als die Platte umher wegzuarbeiten, und die Züge erhaben stehn zu lassen; und zweytens mußten jene Völker, bey denen alles so sehr auf die Dauer berechnet war, so gut wissen als wir: daß eingegrabene Schrift für die Dauer unendlich besser ist, als erhabene. Wir haben uns über diese allgemeinen Vorbemerkungen absichtlich ausführlich verbreitet, da es uns gar nicht gleichgültig scheint, ob so irrige Vorstellungen den Erklärer gleich Gespenstern umschweben, weil sie oft auch den schärfsten Blick von dem Wahren ab, auf lustige Phantome zu lenken vermögen.

Den ersten Cylinder, der bey diesem Heft in Abbildung geliefert wird, und der einen prächtig gekleideten Ized mit vier Flügeln, mit beyden Armen zwey Strauße am Halse haltend darstellt, und mit einigen Zeilen Keilschrift versehn ist, erklärt der Verfasser folgender Maßen: Der geflügelte Ized ist Serasch, die Strauße sind Sinnbilder des Devs Eschem, des Gegners des Serasch, und die Inschrift enthält ein Gebet, ein Izeschne, das Serasch gebracht wird.

Die Beweise, daß der Ized Serasch sey, ruhen allein

auf dem Umstande, daß der Verfasser in einem Zeichen auf dem Gürtel desselben, einen Buchstaben, das Sr. erkennt, womit im Zend der Name des Serosch anfängt. Allein es ist erst das zweyte Mal, daß dem Verfasser dieses Zeichen vorkommt; zuerst fand er es in einem Wort einer Inschrift zu Pasargadä, das er als einen Namen erkennt, und wo dieß Zeichen dem Sr. gleich kommt. Wir wollen nicht fragen, ob jenes eine Wort schon Sicherheit für dieß Zeichen leistet, wenn es, wie hier, allein steht, und zwar so sonderbar, daß der horizontal stehende Strich gegen die andern unverhältnißmäßig lang ist; sondern wirklich annehmen: es sey ein Sr. Nun frägt sichs erst, ob dieß Sr. auch den Namen Serosch bedeuten soll, weil dieser sich mit dem Zeichen anfängt? Uns will das nicht so einleuchten, wie dem Verfasser, freylich wäre für uns ein solcher Fingerzeig sehr wünschenswerth; aber wozu sollte er dem alten Perser nützen, der die Wesen seiner Verehrung auf solchen Bildwerken gewiß ohne solche Zeichen kannte. Wie wenn dieß Zeichen eine Chiffre wäre, die ein bekanntes Zendrad darstellte, daß sich auf die Situation des Izeds und auf die so oft vorkommende Redensart bezöge: daß die Devs durch den Gürtel geschlagen, gebändigt werden?

Der Verfasser sucht in der Folge die Inschrift dieses Steines in Zendworten zu geben, und so kommt der Name Serosch ganz darin vor. (S. 41.) Er sagt aber selbst: »Es scheint mir die »Inschrift folgende Worte zu enthalten« — wobey wir aber den Zweifel nicht unterdrücken können, der aus dem Umstande hervor geht: daß das Zeichen, welches auf dem Gürtel als Sr. den Namen bezeichnen soll, in der Inschrift selbst gar nicht vorkommt. Wir glauben daher, daß die aus den Zendschriften selbst hervorgehenden Merkmale, weßwegen wir diesen Ized Behram nannten, dadurch nicht überwogen werden. Auch alles übrige, was der Verfasser aus den Zendschriften zur Unterstützung seiner Erklärung anführt, beweiset nichts; denn in so fern es sich auf die dargestellte Handlung bezieht, wird dasselbe von allen großen Izeds gesagt.

Doch wollen wir keineswegs um den Namen dieses Izeds streiten; es ist für den Sinn der Darstellung völlig einerley, er heiße Serosch oder Behram, er ist ein hoher Ized, der die Devs bändigt.

Diese Devs werden nun als Strauße dargestellt; bestimmte Namen lassen sich dabey schwerlich denken. Der Verfasser sucht dann durch einen ausführlichen Versuch darzuthun, daß der Strauß den Persern ein unreines Thier war; allein daran ist gar nicht zu zweifeln. Uns freylich ist der Strauß ein Vogel, und die Vögel sind nach den Zendschriften reine Thiere; als Vogel

galt den Persern aber was in der Luft fliegt; daher gehörten alle Fledermausarten zu den Vögeln, nicht aber der laufende Strauß, der als ein echter Wüstenbewohner ein Geschöpf Ahrimans schien. Der Verfasser nennt den Strauß ein arabisches Thier, und zweifelt, ob er in den hohen Wüsten Irans lebe; er bewohnt aber das ganze Hochland Asiens. Der Engländer Bell fand ihn, bey seiner bekannten Reise von Petersburg nach Peking, in den nördlichsten Wüsten des Hochlands, nicht weit vom Fuße des Altai; er wird also auch den südlichen Wüsten nicht fehlen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich der Strauß die Veranlassung zu der Idee des Greifs gab.

Bey den Bemerkungen über den Strauß und über die Kleidung des Izeds bezieht sich der Verfasser oft auf die Schriften des alten Testaments. Der Ized trägt die gewöhnliche medisch-persische Kleidung, wie sie so oft auf den Cylindern vorkommt; ein kurzes Unterkleid, mit langen Aermeln, das aber Knie und Beine blos läßt; darüber das lange Oberkleid, mit kurzen, nur die Schultern bedeckenden Aermeln, das hinten bis zur Erde herab reicht, vorn aber ganz offen ist, und Knie und Beine frey läßt; über den Hüften ist es mit dem Kasti zusammen gebunden, dessen Enden, wie gewöhnlich — auch noch jetzt bey den Parsen — hinten herabhangen. Ueber dem Gürtel ist das Kleid am ganzen Oberleibe und den Schultern in Vierecke getheilt, die mit Steinen geschmückt scheinen. Diese Kleidung findet der Verfasser nun gleich mit der Kleidung des hohen Priesters, und schreibt daher aus 2. Mosis, 28, die Vorschrift für dieselben ab, und den Befehl, daß Aaron unten, rund um seinen Rock her, goldene Schellen heften sollte, »damit man seinen Klang höre, wenn er aus »und eingeht in das Heilige des Herrn, auf daß er nicht sterbe,« und setzt dann hinzu: »Wenn auch aus dieser Beschreibung nicht »Alles ganz genau auf die Kleidung dieses Izeds paßt, so er»hellt doch die Bestimmung der Troddeln daraus, »deren Klang die Devs schreckt (sie müssen also mit »Schellen behangen seyn), und wenn man einmal Ized eine Be»kleidung gab, so war die des hohen Priesters die an»gemessenste.« (S. 33.) Wir übergehen, was sich bey einer genauen Vergleichung dieser verschiedenen Bekleidungen von selbst darbietet, und halten uns blos an die Schellen, welche der hohe Priester unten an seinem Rocke befestigen mußte, und die der Verfasser an den, hinten an dem Kleide des Izeds herabhangenden Troddeln wieder findet. Hätte der Verfasser hier statt Moses die Zendbücher um Rath gefragt, so würde er sich bald überzeugt haben, daß die herabhangenden »Troddeln,« wie er sie nennt, durchaus nichts anders sind, als die herabhangen-

den Enden des Kasti, wie sie gesetzlich getragen werden müssen. Die Kügelchen am Ende, welche der Verfasser für Schellen ansieht, sind nichts als eine Verzierung, worin der Künstler die ältesten rohen Bildwerke nachahmt; dieß geht unwiderleglich daraus hervor, daß er auch Bart und Locken mit denselben Kügelchen endet; und wenn sie am Kasti Schellen bedeuten sollten, müßte man auch annehmen: der Jzed habe sich Bart und Locken mit Schellen behangen. Die Bereitung und Umlegung des Kasti beruht auf gesetzlichen Vorschriften; die Zahl der Faden woraus er besteht und die Länge desselben ist auf das genaueste bestimmt; beym Umlegen werden vorn zwey Knoten geschürzt, dann werden beyde Enden nach hinten geschlagen, hier noch zwey Knoten geschlungen, und dann hängen die Enden frey herab. Der Parse, der bey dem Allen eine Aenderung sich erlaubte, beginge ein schweres Verbrechen. Kann man sich bey dieser Beschaffenheit des Kasti wohl auf demselben eine Inschrift denken? Soll das Zeichen auf denselben vielleicht nur die vorderen Knoten, und das Zurückschlagen der Enden andeuten? —

Der zweyte Cylinder, der bey diesem Heft abgebildet ist, ist der, welchen Lichtenstein nach einer Zeichnung von Banks zuerst mittheilte. Das ganz Irrige in der Erklärung dieses Cylinders von Lichtenstein zeigt der Verfasser sehr gut; allein seiner eigenen Deutung dieser Figuren und des ganzen Bildwerks überhaupt, können wir eben so wenig beytreten, und wenigstens in einem Punkte wird Lichtenstein Recht behalten; in der Geschlechtsbestimmung der zur Rechten stehenden Figur; die keinesweges eine »sonderbare Geschlechtsverdrehung« ist, wie der Verfasser glaubt, sondern sich auf eine unbefangene Anschauung des Bildes gründet. Gewiß jeder, der die Figur ohne vorgefaßte Erklärung, unbefangen ansieht, wird das Weibliche in ihr nicht verkennen, denn nicht blos der Mangel des Barts kommt hier in Betracht, sondern der ganze Kopf, der Hals, die Stellung — wenn auch die Brust nicht ausgebildet erscheint — alles ist weiblich.

Die Figur war nun auch einmal für eine weibliche erklärt; der Verfasser muß den Beweis führen, daß sie das nicht ist. Wir wollen seine Gründe hören.

1) Der Mangel des Barts beweiset nichts, denn eine unstreitig männliche Gestalt auf einem von Murr mitgetheilten Steine (Journal B. 4. Tab. I. A.) hat gleichfalls keinen Bart. Wir werden weiterhin zeigen, daß dieser Stein uns eine jüngere Kopie eines ältern Originals ist, auf welchem die Figur einen Bart hat, der hier nur vergessen zu seyn scheint.

Da der Verfasser nur eine — von allen auf persischen Stei-

nen vorkommenden Figuren — als weiblich gelten lassen will, so muß er, was auch wirklich S. 45 geschieht, die zahlreichen Figuren, die mit weiblichen Gewändern und ohne Bart erscheinen, für Männer erklären. Wie er aber bey allen Nachrichten, die wir von den alten Persern besitzen, das Vorhandenseyn persischer Priester in solchen Gewändern und ohne Bart nachweisen will, müssen wir erwarten.

2) Nur in einer Figur erkennt der Verfasser eine Frau; diese findet sich beym Murr (Journal IV. Tab. I. B.) und soll dem Beschauer den Rücken zuwenden; der Verfasser sagt von derselben; sie zeigt uns »wie ein Weib gestaltet und gekleidet sey« (S. 28.) Zuförderst muß hier bemerkt werden, daß, wenn jene Ausnahmefigur auch wirklich ein Weib wäre, doch davon keine Regel für die Gestaltung und Kleidung aller übrigen auf persischen Denkmälern dargestellten Frauen hergeleitet werden könne — kein Alterthumsforscher wird so etwas anerkennen. Die Männer erscheinen in den mannigfaltigsten Gestaltungen und Trachten; warum sollte es bey den Weibern anders seyn?

Betrachten wir diese Ausnahmefigur selbst genauer. Sie soll uns den Rücken zuwenden, dabey die rechte Hand auf den Rücken legen, mit der linken aber einen bedeutenden Gest machen. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Stellung und Bewegung der Hände muß jedem auffallen; die Figur wäre im ganzen Alterthum ein Beyspiel ohne Gleichen. Genauer betrachtet fällt aber alles Sonderbare weg, denn wir sehen die Figur von vorn und nicht von hinten; sie ist ferner männlich und keineswegs weiblich. Dieß erhellet aus folgenden Gründen:

1) Die Kleidung der Figur ist männlich. Dieß erhellet vorzüglich aus dem vorn herabhangenden Putzstreifen — dem Peplum der Alten ähnlich — der, obwohl auf den persischen Bildwerken, wie es scheint, von Aegypten geborgt, wo er von Männern und Frauen getragen wurde; aber auf persischen Werken, so viele uns deren bekannt sind, nur bey Männern vorkommt. Man sehe hier vorzüglich die Zeichnungen beym Herder nach. Der von unserer Figur rechts stehende Mann trägt diesen leiterartigen Putzstreifen frey im Arm, woraus hervorgeht, daß er wohl nicht einmal einen Theil des Kleides selbst ausmachte, sondern nur angeheftet wurde.

2) Sieht man alle Figuren dieses Steins an, so geht unwiderleglich hervor: daß keine derselben vollendet ist. Der ersten Gestalt links, einer Frau, fehlen die linke Hand und beyde Beine; der zweyten männlichen fehlt der linke Fuß; der dritten fehlt das Gesicht und der rechte Fuß, und der vierten

das Gesicht. Bey dieser unvollendeten Arbeit kann der Mangel des Gesichts bey der dritten Figur, worauf es hier ankommt, nicht auffallen. Wollte man mit dem Verfasser annehmen: man sehe den Kopf von hinten; so fehlt doch das Haupthaar, denn das schlicht herabhangende Haar beginnt erst unter der Rundung des Kopfes, und kann also auch Bart seyn. Was hier aber

3) ganz entscheidet, ist der deutlich gezeichnete linke Fuß, der unläugbar nach vorne, dem Beschauer zugekehrt, gezeichnet ist. Sahe man der Gestalt wirklich auf den Rücken, so hätte der Künstler diesen Fuß verkehrt und nach hinten stehend angesetzt, was gar nicht anzunehmen ist. Bey dieser Annahme liegt die rechte nun nicht mehr auf dem Rücken, sondern macht den gewöhnlichen Gest, und die linke wird, wie bey so vielen andern Figuren zu sehen ist, gegen die Brust gedrückt.

Wenn nun die, von dem Verfasser aufgestellten Gründe, das weibliche Geschlecht jener Gestalt auf dem Lichtensteinischen Cylinder in Anspruch zu nehmen, nichts beweisen, so fahren wir fort, sie als weiblich zu betrachten, und werden in der Entwicklung des Sinnes der ganzen Darstellung dafür noch andre Gründe finden.

Nach unserem Verfasser ist der Sinn des ganzen Bildwerks folgender: In der Mitte steht Ormuzd, der dem vor ihm stehenden Zoroaster einen Lichtkranz, einen Priesterstab, und das vor ihm stehende Symbol des heiligen Feuers reicht! hinter Ormuzd steht Ahriman, der in der Hand einen Apfel in die Höhe hält, um dadurch den Zoroaster zu verführen.

Sehen wir die hier genannten Symbole an sich an, ohne Rücksicht, ob sie auf dem Steine abgebildet sind oder nicht, so fällt schon manches dabey auf. Was soll hier eigentlich der Lichtkranz bedeuten? Wir finden in den gesammten Zendschriften keine Idee, die ein Symbol der Art verständlich machte. Einen eigentlichen Priesterstab hatten die persischen Priester gar nicht. Weder kommt in den Zendschriften, noch auf persischen Denkmälern eine Spur davon vor. Bey den Reinigungen gebrauchte freylich der Priester einen Stab mit neun Knoten, aber davon kann hier nicht die Rede seyn; und wozu Zoroaster ein Symbol des heiligen Feuers überreichen? Schon Hom betete vor dem heiligen Feuer, und Dsjemschid führte es überall mit sich. Nie kommt das heilige Feuer als Symbol des Lichtgesetzes vor, dieß ist der Kasti. Sollten die dargestellten Dinge wohl richtig aufgefaßt seyn? Sollte die mittlere Figur wohl wirklich den Ormuzd darstellen? Nach den, in den Zendschriften gegebenen Ideen von diesen Wesen — unmöglich. Diese Gestalt ist bewaffnet, das

darf Ormuzd nicht seyn. Doch, prüfen wir die Gründe des Verfassers für seine Meinung genauer.

S. 28 sagt er: »Aus der Figur A. (in dem Murrschen Jour»nal B. IV. Tab. I.) lernen wir übrigens, wenn ich die phöni»kisch scheinende Unterschrift, Ehora mezdao richtig lese, wer »die Hauptfigur des Lichtensteinischen Cylinders »sey.« Wir bekennen hier, den Verfasser nicht ganz zu verstehen. Angenommen, die Figur sey Ormuzd; so sitzt sie unbewaffnet auf einem Throne, vor sich die Sonne schwebend; angenommen, die Unterschrift heiße wirklich Ehoro mezdao — was ist daraus wohl für die auf dem Lichtensteinischen Cylinder bewaffnet stehende Figur, welche einen Stern über sich und den Mond vor sich hat, herzuleiten? Eigentlich nichts.

Bey jenem von Murrschen Steine müssen wir noch länger verweilen. Dasselbe Bildwerk findet sich auch in den Zeichnungen bey Herder, ohne daß dort angegeben wäre, wo das Original befindlich sey. Vergleicht man beyde Zeichnungen mit einander, und setzt voraus, wozu man wohl berechtigt ist, daß beyde getreu sind; so ist klar, daß der Zeichner beym Murr eine jüngere Kopie von einem ältern Original vor sich hatte, welches in der Zeichnung bey Herder sichtbar wird. Darauf deutet auch schon der Umstand hin, den von Murr anführt: das Bildwerk befinde sich auf einem Scarabeo von grünem Jaspis, was an den ägyptischen Einfluß erinnert.

In der jüngern Kopie ist vieles von dem Alten und Rohen des Originals verwischt; das Kugelartige in den Körpern ist verschmolzen; manches, z. B. die fehlenden Beine sind ergänzt, und die blos angedeuteten Hände und Füße sind ausgeführt. In den Köpfen ist das Alterthümliche aber beybehalten. In der Kopie kommen jedoch auch manche Nachläßigkeiten zum Vorschein; so ist z. B. der Bart der stehenden Figur, der im Original deutlich zu sehen ist, weggelassen — daher wir oben bemerkten, daß aus diesem Mangel des Barts nichts gefolgert werden könne — noch mehr fällt dieß aber in der Unterschrift auf, welche der Kopist, wie es scheint, nicht mehr lesen konnte. Der erste Buchstab bey Herder besteht aus zwey Strichen, welche unten einen Winkel bilden; auf dem Murrschen Stein ist ein Strich weggelassen. Der sechste Buchstab ist auseinander gezerrt, und in zwey Buchstaben getrennt worden. Kann die Schrift dieses Steins unter den Umständen wohl richtig gelesen worden seyn?

Der Verfasser fährt fort: »damit man nicht zweifle, daß »diese Figur Ormuzd darstelle, so beachte man, daß er auf ei»nem Felsengebirge — dem Albordsch wandele.« Angenommen, der Albordsch sey hier angedeutet, was bewiese dieß?

Auf dem Albordsch thronen und wandeln nach den Zendschriften Bahman und alle übrigen Amschaspands, selbst Mithra und »die Sonne wandelt dort für und für,« was könnte also eine Andeutung desselben für eine Darstellung des Ormuzd entscheiden? Da der Verfasser aber einen Werth darauf legt, so sucht er auch zu beweisen: daß der angedeutete felsige Grund wirklich den Albordsch darstellen soll. »Daß,« sagt er, »dieses Felsengebirge »aber der Albordsch sey, zeigt sein Symbol — die Pyra»mide.« Eben dieß Symbol erklärt der Verfasser einige Zeilen darauf für ein Symbol des heiligen Feuers, was es wirklich auch ist. Wie kann es nun aber zugleich Symbol des Albordsch seyn? Daß es ein Symbol des heiligen Feuers ist, beweist der Umstand: daß wir es eben so auf manchen Altären vor dem betenden Priester abgebildet finden, wie man auf andern Denkmälern das Feuer selbst erblickt. Ueber die Gestalt dieses Symbols ist noch nöthig etwas zu sagen.

Der erste, der dieß Symbol auf persischen Steinen bemerkte und darüber schrieb, war Winkelmann (siehe Dactyliotheca Stosch. B. II. p. 76 und die Figur Cl. I. Sect. IV. Nr. 127). Er hatte noch zwey persische Siegel, die denselben Gegenstand darstellten, damit verglichen, und bestimmte die Gestalt sehr richtig als eine Lanze, deren Bedeutung ihm übrigens unbekannt blieb. Daß ein gleichschenkliches Dreyeck bey den Hindu Symbol des Feuers sey, wurde durch Paulinus (Vyàcarana — Romae 1804, pag. 216) bekannt, und wahrscheinlich hat die Aehnlichkeit der Lanzenspitze mit diesem Dreyeck, oder vielmehr mit der Flamme selbst, die Wahl dieses Symbols bestimmt, in dem jedoch noch eine andere Beziehung zu liegen scheint. Das Feuer heißt oft in den Zendschriften: ein mächtiger Streiter, nicht allein gegen die Devs, sondern gegen alle Feinde. Es wurde daher auf Kriegszügen im Heere mitgenommen, auch mit aus der Ursach, weil die täglichen vorgeschriebenen Gebete ohne dasselbe nicht gefeyert werden konnten. Nun läßt sichs wohl denken, daß auf schnellen Zügen das heilige Feuer selbst nicht immer mitgenommen werden konnte, und man ein Symbol an die Stelle desselben setzte — und eine, in die Erde gesteckte, im Sonnenstrahl flammende Lanze war gewiß zu diesem Symbol sehr geschickt. Wie dieß Symbol aber auch immer entstand, so ist es nicht unrichtig, es in seiner wahren Gestalt, als Lanze, nicht aber, wie dieß bey unserem Verfasser der Fall ist, als Dreyeck, oder Pyramide zu betrachten. Der Lanzenschaft, der gewöhnliche Querriegel, das Lanzenband und andere Zieraten sind dabey ganz unverständlich, wie denn unser Verfasser selbst das Lanzenband auf diesem Cylinder für herabfallende Licht-

kugeln erklärt. Daß übrigens dieß Symbol hier weder den Albordsch noch Ormuzd bezeichne, ergibt sich aus seiner Bedeutung und Anwendung von selbst.

Was der Verfasser in der Hand dieser Figur für einen Priesterstab hält, ist, wie klar vor Augen liegt, eine Axt, eine Streitaxt als Waffe dessen, der sie hält; auf den Kranz von sieben Kugeln werden wir unten zurückkommen. Die herabhangenden Enden der Kasti verkennt der Verfasser auch hier, und hält sie für Symbole von hohem Sinn, für herabströmendes Zurwasser. Daß bey manchen dieser Deutungen die Phantasie des Verfassers nicht unthätig war, beweist auch Folgendes: Auf einer Titelvignette (Herder — zur Philosophie und Geschichte, Bd. I. S. 53) steht ein Mann in prächtiger medischer Kleidung, und hebt beyde Hände gegen einen Jzed betend empor. Darin erkennt der Verfasser Zoroaster, »durch die zu seinen Füßen liegenden Steine bezeichnet,« weil Ormuzd im Vendidad zu Zoroaster sagt: »schneide neue Steine u. s. w. (sich auf die Reinigungen beziehend.) (S. 29.) Sieht man das Bildwerk aber selbst an, so entdeckt man von diesen Steinen keine Spur. Wahrscheinlich ließ der Verfasser sich durch die Kugeln irre führen, welche dem Jzed zum Fußschämel dienen. Aber wo dieser Jzed dargestellt ist, immer ist der rechte Fuß etwas in die Höhe gehoben, und ruht auf einer Unterlage. In Herders und Münters Zeichnungen gleicht diese Unterlage fast einer Fußbank, oder Würfel, beym Murr besteht sie aus unbestimmbaren Dingen, und hier aus acht Kugeln, die also auf den davor stehenden Mann gar keinen Bezug haben.

Die dritte Figur, die erste links, auf dem Lichtensteinischen Cylinder, erklärt der Verfasser für Ahriman, und hier hat er vollkommen Recht, wie die ihm vorschwebende Herrschermütze beweist. Wir haben nun die Gründe ausgeführt, warum wir der Erklärung dieses Steins, wie der Verfasser sie gibt, nicht beytreten können, und wollen versuchen, eine andere an die Stelle zu setzen.

In der mittelsten Figur erkennen wir den Mithra; unsere Gründe sind folgende:

1) Ueber dem Haupte der Gestalt schwebt ein Stern; wir haben schon oben erwähnt, daß dieses Symbol dem Mithra zukomme.

2) Die Gestalt ist bewaffnet, mit Axt und Harnisch — die Zendschriften stellen Mithra immer bewaffnet dar.

3) Mithra wird in den Zendschriften als Haupt der vier kleinern Planeten dargestellt; diese scheinen hier in Gestalt von vier Sternen, durch Strahlen, wie diese oft abgebildet werden,

mit ihm verbunden zu seyn. In diesen Strahlen und Sternen glaubt der Verfasser Ormuzd Bogen und Pfeile zu erkennen; aber auch abgesehen davon, daß von dergleichen Waffen des Ormuzd nicht die Rede seyn kann, findet in der Darstellung auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit diesen Gegenständen Statt.

4) Tritt durch diese Annahme der Sinn der ganzen Darstellung, und zwar dem Inhalt der Zendschriften gemäß, deutlich hervor. Mithra ist hier als Mittler der Erde, zwischen Ahriman und ihrem Schutzgeist Sagandomad dargestellt, wie er fast auf allen Seiten der Zendschriften angeführt wird. Die Symbole in seiner und Ahrimans Hand, die Herrschermütze vor, und der Stern hinter Ahriman, erhalten nun gleichfalls einiges Licht. Die Lanze, als Symbol des heiligen Feuers, kann sich auf Mithras Priesteramt beziehen.

Was vorzüglich unsere Aufmerksamkeit fordert, ist der Ring von sieben Kugeln in Mithras Hand, der sich auch, obwohl unten mit einem Würfel beschwert und oben zerrissen, in Ahrimans Hand befindet. Dieß Zerreißen ist eben erst geschehen, und er hält die herausgerissene siebente Kugel in der anderen Hand hoch in die Höhe. (So muß nämlich dieser Gest aufgefaßt werden, denn an einen Apfel, womit Ahriman verführen wolle, wie der Verfasser glaubt, ist hier nicht zu denken.) Wenn auch ein allgemeiner Sinn dieses Symbols sich sogleich aufdrängt, hat die genauere Auslegung doch ihre großen Schwierigkeiten, und wir bitten nachfolgenden Versuch nur als Hypothese zu betrachten.

Bey Ahriman hängt der Ring sichtbar an dem Gürtel; dadurch geleitet entdeckt man bald, daß dieß auch bey Mithra der Fall ist. Dadurch scheint der Sinn des Kugel- oder Knotenrings gegeben. Der Gürtel, oder Kasti gilt in allen Zendschriften als Symbol der Uebung des Lichtgesetzes. Den Kasti tragen oder nicht tragen, heißt so viel als Ormuzddiener seyn oder nicht seyn. Man erinnere sich dabey der so oft vorkommenden Redensart, daß die Izeds die Devs mit, oder durch ihren Gürtel oder Kasti schlagen. Um diese Redensart ganz zu verstehen, muß man sich des Gebets und der gesetzlichen Gebräuche erinnern, bey welchen der Parse seinen Kasti umlegt. So oft in dem Gebet die Worte vorkommen: daß Ahriman zerschlagen, zerschmettert werde! wird mit den Enden des Kasti eine drohende Bewegung gemacht; endlich wird vorn ein Knoten geschlungen, und dazu spricht der Parse in sich: es ist ein Gott! Er schlingt einen zweyten Knoten und sagt: Zoroasters Gesetz ist wahr! Nun werden die Enden nach hinten geschlagen, dort ein Knoten geschlungen, und er sagt dazu: Zoroaster ist wahrhaftiger Prophet! Ein vierter Knoten folgt, und dazu spricht der

Parse: ich bin entschlossen Gutes zu thun! und wiederholt diese Worte noch dreymal mit hoher Stimme. Der Gebrauch des Kasti als Symbol der Ausübung des Gesetzes, und die Redensart: durch den Kasti die Devs schlagen, setzt voraus, daß mit der Umlegung desselben von jeher dergleichen symbolische Gebräuche verbunden waren. Jetzt fallen auf die sieben Worte des Bekenntnisses und des Entschlusses nur vier Knoten; es läßt sich wohl denken, daß ursprünglich auch sieben Knoten mögen geschlungen worden seyn, und die Bedeutung des Ringes von sieben Knoten in Mithras Hand wäre eben so klar als die Zerreißung desselben in Ahrimans Hand; er reißt den letzten Knoten, das Symbol des Entschlusses Gutes zu thun heraus, und die Zeichnung drückt bildlich die Worte aus, welche ihm in den Zendschriften mehrmals in den Mund gelegt werden: ich will nichts Gutes thun!

Dabey wird nun vorausgesetzt, daß Ahriman ursprünglich gut war, und nur böse wurde und seinen Kasti zerriß. Es würde uns zu weit führen, hier zu beweisen, daß diese Idee wirklich von ihm in den Zendschriften liegt; sie ist aber auch deutlich auf unserm Cylinder ausgedrückt. Vor ihm schwebt die Herrschermütze — das Symbol der Herrschsucht und des Stolzes, dem er folgte und abfiel; hinter ihm steht ein Stern, das Symbol des Lichts, das er verließ. Der Verfasser hält diesen Stern sehr mit Unrecht für einen Kometen. Diese heißen in den Sendschriften Drachen- und Schweifsterne, und der Künstler würde den Schweif nicht vergessen haben, wenn er einen Drachenstern hätte darstellen wollen.

Bey dem dritten Cylinder, den Herr Professor Grotefend bekannt macht (und wofür jeder Freund des persischen Alterthums ihm innig danken wird!), wollen wir uns nicht verweilen. Die sitzende Gestalt halten wir für Ormuzd; Sagandomad führt ihm bittend einen Mann zu, dem noch eine andere Göttin — wahrscheinlich Hethra, die Muttererde, hier als ein bestimmtes Land gedacht, folgt — gleichfalls bittend. Vergleicht man den Mann mit alten ägyptischen Bildwerken, so erkennt man den ägyptischen Priester oder Großen. Das Bildwerk wurde also nach der Eroberung Aegyptens verfertigt, und der Sinn des Ganzen spricht sich selbst aus.

Wir haben uns absichtlich über alles, was die Erklärung altpersischer Bildwerke betrifft, so ausführlich verbreitet, um zu zeigen wie viel sich dafür aus den Zendschriften schöpfen lasse, wenn man diese gründlich darauf anwendet, und wie leicht man sich in Irrthümer verwickelt, wenn man diese reiche Quelle vernachläßigt. Bey dem zweyten Theile des Inhalts des vorlie-

genden Heftes, die Entzifferung der Keilschrift betreffend, können wir uns kürzer fassen.

Die großen Verdienste, welche Herr Professor Grotefend sich um diesen dunkeln und doch so interessanten Theil der morgenländischen Alterthümer erworben hat, sind bekannt, und Recensent ergreift mit Vergnügen die Gelegenheit, hier öffentlich seine Anerkennung derselben zu bezeugen. Nie hat er den langsamen Fortgang bey dieser Entzifferung anders angesehen, als wie der Verfasser selbst ihn angesehen wünscht, wenn er S. 39 schreibt: »Man gewöhne sich nur an ganz allmähliche Fortschritte, und »verlange nicht von der Kraft des Einzelnen, der nur wenige Ne»benstunden, noch dazu als Laie, auf dergleichen Untersuchungen ver»wenden kann, wozu die Kenntnisse mehrerer erfordert werden. Eben »deßhalb, daß sich auch andere entschließen mögen, auf dem von »mir gebahnten Wege fortzuwandeln, halte ich nicht mit meinen »noch ungewissen Ergebnissen zurück, sondern suche jedes Einzelne »bekannt zu machen, so wie ich es erforscht zu haben glaube.« — »Ich wage sogar Vermuthungen aufzustellen, deren Wahrheit ich »nicht verfechten will, weil sie doch zur Wahrheit führen können.«

Jeder Sachverständige wird dabey die Bemühungen des Verfassers mit Dank erkennen, und den eingeschlagenen Weg vollkommen billigen, wenn es ihm auch scheinen sollte, daß manche seiner Behauptungen und Vermuthungen nur auf negativem Wege zur Wahrheit führen.

Silvestre de Sacy urtheilte über die Arbeiten und die Methode unseres Verfassers in seinem Schreiben an Millin (Magazin encyclopédique, année VIII, T. V. p. 438—) sehr günstig; obwohl er ihm einige nicht unwichtige Zweifel entgegen setzt. In dem gegenwärtigen Heft, S. 57, fällt er darüber, in einem Schreiben an den Herausgeber, ein sehr absprechendes Urtheil: »Quoique les monumens de l'écriture cunéiforme »soient en grand nombre, on n'a rien jusqu'à présent publié »à cet égard qui me paroisse solide et digne de confiance. »Je n'excepte de ce jugement ni les conjectures de Mr. *Lich»tenstein*, ni les travaux de Mr. *Grotefend*.« Der Grund dieses Urtheils scheint wohl vorzüglich darin zu liegen, daß noch keine Inschrift hat ganz, ohne noch wankende Annahmen, Vermuthungen und uns oft schwer zu beweisende Voraussetzungen aller Art entziffert werden können. Wir reden von dem, was öffentlich bekannt ist; wozu also die entzifferten babylonischen inhaltreichen Urkunden, von welchen der Verfasser S. 25 redet, nicht gehören. So wenig Recensent sich anmaßt, in diesen dunkeln Gefilden etwas entscheiden zu wollen; so glaubt er doch auf folgende Punkte die Aufmerksamkeit leiten zu müssen.

Die Langsamkeit der Fortschritte in der Entzifferung ganzer Inschriften liegt zuverläßig nicht in einer Mangelhaftigkeit der Methode des Hrn. Grotefend, diese wird jede Prüfung bestehen; sondern in dem Mangel der Kenntniß der Sprachen, in welchen höchst wahrscheinlich die meisten Inschriften verfaßt sind, des Zend und Pehlwi. Von beyden sind uns nur einzelne Wörter und Redensarten, und abgerissene Regeln und Formen bekannt. Die Quellen, aus welchen diese geschöpft werden können, sind die unvollständigen und regellosen Wörterbücher, welche uns Anquetil du Perron mitgetheilt hat, und die Anführungen und Noten unter seiner Uebersetzung des Zend-Avesta. Recensent hat mit allem Ernst gesucht, sich des Schatzes zu bemächtigen, den diese Quellen geben können; hat aber bald die Ueberzeugung erhalten, daß er unzulänglich sey, eine zusammenhängende Schrift zu übersetzen, ohne dabey Wahrscheinlichkeiten, Vermuthungen und Kombinationen zu Hülfe zu nehmen, die den Mangel des Wissens ersetzen müssen. Alles was man dabey bis jetzt von der Entzifferung aus der Keilschrift mit einiger Sicherheit erwerben kann, sind Namen, und wenige damit zusammenhängende Worte, für welche in der Vergleichung die Geschichte einige Gewähr leistet, wie z. B. der Name des Darius in der Inschrift zu Persepolis.

Herr Silvestre de Sacy gedenkt dieses Hindernisses in dem schon oben erwähnten Schreiben an Millin in seiner ganzen Stärke, und nachdem er erzählt, welchen lebhaften Antheil Anquetil du Perron an den gelehrten Arbeiten Grotefends nahm, die er ihm bekannt machte, setzt er hinzu: »ce nouvel »essai a même réveillé dans Mr. *Anquetil* le désir que lui »avoit déjà inspiré le travail de Mr. *Münter* et celui de Mr. »*Tychsen*, ainsi que mes propres sollicitations, de mettre »la dernière main aux ouvrages élémentaires qu'il a commencés, il y a long-temps, sur le zend et le pehlvi, ouvrages que l'*Europe* savante ne peut attendre que de lui seul, »et dont elle jouiroit il y a long-temps, m'a dit avec attendrissement ce respectable vieillard, si on lui eût témoigné, »il y a trente ans, une partie de l'intérêt qu'il aperçoit aujourd'hui, pour ce genre de recherches savantes.«

Welch ein großes Verdienst um die Wissenschaft würde sich Herr Silvestre de Sacy erwerben, wenn er jene Arbeiten Anquetils, auch wenn derselbe nicht die letzte Hand daran gelegt, ja sie nicht einmal vollendet haben sollte — durch den Druck bekannt machte, und etwa den Vendidad und Bun-Dehesch in den Ursprachen hinzufügte! Anquetils Elementar-Werke möchten noch so unvollständig oder unvollkommen

seyn — und von Anquetil läßt sich etwas ganz anderes erwarten! — so läge der Schlüssel zu den Werken selbst in seiner Uebersetzung, und man würde dieser Sprachen sich bald in so weit bemächtigen, als hinreichend zur Entzifferung der Inschriften wäre, die in denselben verfaßt sind.

Wir kommen noch einmal auf die babylonischen Urkunden zurück, deren S. 25 gedacht wird, und über welche der Verfasser S. 56 noch mehreres sagt, indem er sich im Allgemeinen über die verschiedenen Keilschriften erklärt. Wir heben davon nur folgende Sätze aus: 1) Die Sprache der babylonischen Keilschrift ist zendisch. 2) Die babylonische Keilschrift scheint in Assyrien, Chaldäa und Susiana herrschend gewesen zu seyn; 3) Weil heilige Schriften in Zend geschrieben zu werden pflegten, so werden auch die Urkunden, welche mit des Königs Darius Namen unterzeichnet sind, schwerlich in Babylons Mundart ausgefertigt seyn, und so muß 4) die Sprache der babylonischen Keilschrift wohl diejenige seyn, welche sich durch alle Zweige der Regierung über das Ganze medisch-persische Reich erstreckte.

Allen diesen Behauptungen liegt eine Voraussetzung zum Grunde, die zwar nicht deutlich ausgesprochen ist, von der aber alles abhängt; nämlich: daß alle Inschriften, welche in der babylonischen Schriftart geschrieben sind, auch in einer Sprache verfaßt seyen; diese Voraussetzung hat aber geschichtlich alles gegen sich. Die Sprache selbst, die der Verfasser hier als die eine annimmt, nennt er zendisch, und weiter hin: Zend. Daß viele, wohl die meisten bis jetzt bekannt gewordenen Inschriften im Zend abgefaßt sind, ist sehr wahrscheinlich; hier ist aber eigentlich von allen die Rede. Die Sprache der Babylonier nennt der Verfasser eine Mundart; und zwar in gerader Beziehung auf das Zend. Streitet dieß aber nicht mit allem, was wir geschichtlich von diesen Sprachen und Völkern wissen? Ist je ein Grund vorhanden anzunehmen: die Babylonier hätten eine andere Sprache geredet, als die wir unter dem Namen des Chaldäischen kennen, und die ein Zweig des großen semitischen Sprachstammes ist? Wenn sich nun unstreitig echt babylonische Bildwerke mit Keilschriften finden, wie die schon oben erwähnten, welche im dritten Bande der Fundgruben abgebildet sind; so ist doch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß so wohl Schriftart als Sprache ganz babylonisch, und keineswegs zendisch sind.

Daß die Schriftart, welche der Verfasser babylonisch nennt, in allen den angegebenen Gegenden herrschend gewesen sey, kann man leicht zugeben, zumal wenn man sich erinnert, wie abwei-

chend der Verfasser selbst die Inschriften von einander findet; und was wir darüber schon oben bemerkten.

Nach der Voraussetzung, von welcher der Verfasser ausgeht, und dieser angenommenen Allgemeinheit der Schriftart sollte man erwarten, daß ohne weiteres auf die Zendsprache bey den babylonischen Urkunden geschlossen wurde; allein der Verfasser findet gut, hier noch von einem andern Grunde auszugehen. Weil heilige Schriften in Zend abgefaßt zu werden pflegten, so werden jene babylonischen Urkunden auch in Zend geschrieben seyn. In Bezug auf das Zend wird der Begriff heilig mit religiös gleich genommen. Nun geräth der Verfasser dadurch aber in einen schwer zu lösenden Widerspruch. Oben schloß er: weil die Schrift dieser Urkunden nicht von Linien eingefaßt ist, wohl aber die Schrift auf den Cylindern, so ist der religiöse Inhalt der letztern dadurch gegeben — bey welchem Schluß die Urkunden geradehin als nicht religiös, nicht heilig angenommen werden. Demnach leitet der Verfasser aus der Annahme: jene Urkunden seyen im Zend geschrieben, ferner her: das Zend habe sich, wie die Schrift — als Geschäftssprache — durch alle Zweige der Regierung über das ganze medisch-persische Reich erstreckt. Dieß wäre nun wohl in so weit möglich gewesen, daß die Beamten alles, was sie an den Hof berichten mußten, in dieser Sprache — schwerlich aber in dieser Schriftart — verfaßten; nicht aber umgekehrt, was vom Hofe für die verschiedene Sprachen redenden Völker ausging, denn dieß mußte wohl in der Sprache geschrieben werden, welche die Völker verstanden, wenn man sich auch bey dem, was der öffentlichen Anschauung hingestellt oder gegeben wurde, allgemeiner Zeichen, wie die Keilschrift bediente. Diese Meinung fließt nicht allein aus der Natur der Sache her, sondern wird auch durch eine Nachricht im Buch Esther — einem Buche, das so manchen persischen Gebrauch aufbewahrt — Kap. 3, 12 bestätigt, wo die Schreiber des Königs die Befehle an die verschiedenen Völker in der Sprache und der Schrift ausfertigen, welche bey jedem Volke üblich waren.

In so fern nun, wie es aus diesen Aeußerungen des Verfassers scheint, die Entzifferung jener Urkunden auf der Voraussetzung: daß sie im Zend abgefaßt seyen, beruhet, möchten sich allerdings Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Entzifferung erheben.

Da es die Entzifferung sehr erleichtert, wenn der Inhalt der Schrift mit Wahrscheinlichkeit errathen, oder darin Namen gemuthmaßt werden können, glauben wir, daß die hier aufgestellte Ansicht der Bildwerke, und die hier und da versuchte Erklärung derselben dem Entzifferer nicht gleichgültig seyn können. Nur eine Bemerkung sey uns dabey noch erlaubt. Herr Grotefend

setzt gewöhnlich voraus, daß die Inschriften aus geschnittenen Steinen sich auf die abgebildeten Izeds als Lobgebete oder Izesches bezögen. Das ist möglich, aber es läßt sich doch auch ein ganz anderer Inhalt denken. Angenommen: der Ized auf dem Dorowschen Cylinder sey Serosch; so kann allerdings die Inschrift ein Izeschen seyn, und gerade so heißen, wie der Verfasser vermuthet und übersetzt: »Ich bringe Izeschen mit Namens»nennung für uns, für dem lichtglänzenden Serosch u. s. w.« Es scheint uns aber doch, als ob diese Inschrift zu der dargestellten Handlung, nämlich der Bekämpfung der Devs nicht recht passe. Könnten die Worte nicht ein so oft wiederholtes, an alle Wesen gerichtetes Gebet erhalten: »Zerschlage, zerschmettere Ahriman — Eschen u. s. w.,« oder wie es im Jescht Serosch wörtlich heißt: »Vertreibe den Tod! ver»treibe den bosheit-schwangeren Eschen! Schlage »die Feinde! Zernichte alle Feinde! u. s. w.« Dieß scheint uns fast passender, und es könnten dann in der Schrift sich ganz andere Namen finden.

Wir wollen, in Bezug auf wahrscheinlich zu findende Namen, noch an ein Denkmal erinnern, das, so viel uns bekannt, noch bis jetzt der wohlverdienten Aufmerksamkeit entgangen ist. Es ist dieß ein schöner persischer Stein, der sich im zweyten Bande der von Schlichtegroll herausgegebenen Dactyliotheca Stosch. Class. I. Sect. IV. Fig. 126 abgebildet findet. Zeichnung und Arbeit erinnern so fort an den Einfluß griechischer Kunst. Winkelmann sagt von diesem Steine: »Der behelmte Kopf eines »Kriegers mit altpersischen Charakteren (Keilschrift).« Vergleicht man den hier abgebildeten jugendlichen Held mit dem Bildniß Alexanders, wie es auf den besten Münzen erscheint, so drängt sich die Ueberzeugung auf: daß dieser Kopf ein Bildniß Alexanders sey. Die hervorstehenden charakteristischen Züge im Profil Alexanders sind: der stumpfe, nach außen gerichtete Winkel, den die gerade Stirnlinie mit der eben so geraden Nase in der Gegend der Augenbraunen bildet, und das kräftig gerundete Kinn. Dieß letztere tritt nicht auf allen Münzen gleich hervor, aber um so stärker, je schöner sie gearbeitet sind. Eben diese Züge zeichnen nun auch den Kopf unseres Cameo aus, und zwar auf eine sprechende Weise, wenn auch das Kinn runder erscheint, wie auf den meisten Münzen. Augen und Mund, wenn sie nichts sehr Auszeichnendes haben, bieten in kleinen Profilköpfen wenig zur Vergleichung dar; doch zeigt sich auch hier mehr Aehnliches als Unähnliches.

Daß Alexander hier im Helm und nicht in der auf Münzen gewöhnlichen Löwenhaut erscheint, ist sehr begreiflich, da

der Löwe den Persern ein unreines, verhaßtes Thier war. Die Umschrift gehört zu der zusammengesetzten babylonischen Keilschrift, da sie mit dem einem Stern gleichenden Zeichen anfängt, welches Herr Grotefend als ein Merkmal dieser Schriftart angibt. (S. 26.)

Irren wir nun in der Deutung dieses Kopfes nicht, so kann die kurze Umschrift schwerlich mehr als den Namen Alexanders und das Prädikat seiner Würde enthalten, und kann daher ein schönes Mittel zur nähern Kenntniß dieser Schriftart darbieten.

Rhode.

Art. IX. *De l'Opéra en France*, par M. *Castil-Blaze*. 2 Vol. *Paris*. *Janet* et *Cotelle*, libraires, rue neuve des petits champs, Nr. 17. MDCCCXX.

Venimus ad summam fortunae — —
Psallimus . . . Achivis doctius.
Hor. Epist. l. II. ep. 1.

Die Oper, nach Rousseau's Erklärung »eine dramatisch-lyrische Darstellung, bey welcher man den Zauber aller schönen Künste in dem Bilde einer leidenschaftlichen Handlung zu vereinen strebt, um mit Hülfe angenehmer Empfindungen Theilnahme und Täuschung zu bewirken,« ist seit ihrer Erfindung überall, wo sie eingeführt wurde, ein Lieblings-Schauspiel geworden. Als sie einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreichte, fand sich zwar ihr Charakter nach den verschiedenen Charakteren der Nationen, bey welchen sie aufgenommen wurde, ebenfalls verschieden ausgebildet; allein die engste Vereinigung der Dicht- und Tonkunst blieb immer die Grundlage derselben. Die allmähliche Vervollkommung des mechanischen Theils der Tonkunst brachte indeß eine, die Oper in ihrem innersten Wesen erschütternde Aenderung hervor, und führte den Geschmack an derselben auf Abwege, die schon lange vor der Erscheinung des hier angezeigten trefflichen Werkes von geistvollen kunstverständigen Männern gerügt wurden. Sie zeigten zugleich, was die Oper ihrer Natur nach seyn kann und soll, um den ehrenden Namen eines Kunstwerkes zu verdienen.

Graf Algarotti in seinem: Saggio sopra l'Opera in musica, Arnaud in seiner: Profession de foi en Musique, seiner lettre au Père Martini, und vielen anderen zerstreuten Aufsätzen in den Mélanges de Littérature und den Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la Musique par M. le Chevalier *Gluck*, Arteaga in seinem Werke: Le revoluzioni del teatro musicale italiano; La-Borde in seinem Essai sur l'Opéra; Gluck in seiner Vorrede zur Oper

Alceste, und in einem Briefe an seinen Gegner la Harpe, Gretry in seinem Essai sur la Musique; Metastasio in seinen freundschaftlichen Briefen; Perotti in seiner preisgekrönten Dissertazione sopra lo stato attuale della musica; Rousseau in seinem Dictionnaire de Musique; von Sonnenfels in seinen Briefen über die Wiener Schaubühne; Suard in den Mélanges de Littérature und (unter dem Namen des Anonyme de Vaugirard) in den schon erwähnten Mémoires; Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste; Voltaire in seiner Dissertation sur la tragédie; Professor A. Wendt in der Leipziger musikalischen Zeitung, und in dem von ihm herausgegebenen Leipziger Kunstblatte, und Wieland in seinem Versuche über das Singspiel, haben von der Gesangmusik überhaupt und der Oper insbesondere, Treffliches, Belehrendes, Warnendes, Ueberzeugendes geschrieben, mehrerer anderer anonymer Abhandlungen nicht zu gedenken. Dessen ungeachtet hat die dramatische Musik die in diesen Schriften gerügten Mängel nicht nur nicht verbessert oder abgelegt, sondern noch vergrößert, und das herrliche Schauspiel, das wir Oper nennen, ist noch fern von einer Vollkommenheit, deren Bedingung so klar dargestellt, wozu der Weg so deutlich angezeigt worden.

Die meisten der hier angeführten Werke erschienen bereits im Anfange der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Seit jener Zeit haben sich die Abwege, auf welche die Begriffe von dem musikalischen Drama, und der Geschmack an demselben gerathen sind, theils vervielfacht, theils verändert, es entstanden hingegen auch herrliche Werke dieser Gattung, die aus der allgemeinen Verderbniß hervorragen, wie Leuchtthürme aus dem tobenden Meere, und welche von den achtungswürdigen Verfassern obiger Schriften noch nicht als solche rettende Wegweiser angedeutet werden konnten, weil sie ihnen noch nicht bekannt waren. Die neueren Werke, welche diesen Gegenstand abhandeln, haben daher den Vorzug, den Bedürfnissen gegenwärtiger Zeit in jener doppelten Beziehung noch mehr angemessen zu seyn, und wenn in solcher Rücksicht mein Versuch einer Aesthetik des dramatischen Tonsatzes (1813) vielleicht von einigem Nutzen hätte seyn können, so muß man sich über die Erscheinung des hier angezeigten viel ausgedehntern Werkes, welches all dasjenige, wovon ich in jenem Versuche nur flüchtige Umrisse lieferte, weit umständlicher darstellet, aufrichtig erfreuen, und sehnlich wünschen, daß es nicht eben so, wie seine zahlreichen Vorgänger, unbenützt und fruchtlos vorüber gehen möge.

Seinem Titel nach sollte man schließen, daß es von der Einführung, den Fortschritten, und dem gegenwärtigen Zustande der

Oper in Frankreich handle; allein nur die Einleitung ist der Geschichte der französischen Oper gewidmet, das Werk selbst aber verbreitet sich in zwey reichen Bänden über Erfindung und Ausführung aller Theile der Oper und des Singspiels. Das funfzehnte Kapitel des zweyten Bandes ausgenommen, welches Nachrichten von den Provinz-Theatern in Frankreich gibt, ist das Ganze durchaus von allgemeinem Interesse für alle, welche an musikalischen Schauspielen Theil nehmen, und selbst das eben erwähnte Kapitel bietet, da der Verfasser die darin vorkommenden Schilderungen als Augenzeuge entwarf, einen, wenn schon von dem übrigen Inhalte verschiedenen, doch nicht minder anziehenden Genuß.

Erster Theil (enthält von Seite 1 bis 454 eine Vorrede, eine Einleitung und vierzehn Kapitel). In der Vorrede erklärt Herr Castil-Blaze, daß sein Buch nicht für Tonsetzer und Musik-Gelehrte geschrieben sey, von welchen er mit großer Bescheidenheit voraussetzt, daß sie mehr von der Sache wüßten, als er selbst; sondern daß er es jenen leidenschaftlichen Liebhabern der Tonkunst widme, welche mit Eifer Messen und Oratorien, Concerte und Opern besuchen, ohne mit den Grundsätzen der Musik vertraut zu seyn, oder sie ausüben zu können, und deren Vergnügen er zu vermehren hofft, wenn er ihnen die Quellen aufdeckt, aus welchen es entspringt. Der Verfasser bemerkt, es sey unmöglich, in den Gesellschaftssälen, in den Theatervorhallen, in den Kaffehhäusern von Tonkunst reden zu hören, und die Tageblätter zu lesen, ohne zu erstaunen, wie unvernünftig darüber die Mehrheit des Publikums, eine Menge Musikliebhaber, und selbst Leute von Geist urtheilen; welche Ungereimtheiten gewisse Schriftsteller zu verbreiten wagen, und in welcher Unwissenheit man sich über die ersten Begriffe, über die geläufigsten Ausdrücke einer Kunst befindet, die so allgemein getrieben wird, und deren Wunder uns täglich ergreifen. Herr Castil-Blaze schreibt die Schuld hievon dem Umstande zu, daß in Frankreich die meisten Werke, die von der Musik handeln, von Gelehrten verfaßt werden, welchen dieser Gegenstand durchaus fremd ist, und die, statt die Leser zu erleuchten, neue, von den Tonkünstlern zwar mitleidig belächelte, von der großen Welt aber begierig aufgefaßte Irrthümer und Ketzereyen in Gang setzen.

Nachdem Herr Castil-Blaze sich im voraus über die Mängel des Styls entschuldigt, die er sich etwa zu Schulden kommen ließ, und die Leser bittet, über das, was gesagt ist, die Art wie es gesagt ist, zu verzeihen (eine Bitte, die bey der geistvollen und anziehenden, nur nicht immer streng logischen

Weise, in welcher sein Werk geschrieben ist, von seiner Bescheidenheit zeugt), schreitet er zur Einleitung.

Sie enthält, wie schon erwähnt wurde, eine gedrängte Geschichte der Oper, anfangs im Allgemeinen, späterhin in besonderer Beziehung auf Frankreich. So, wie in den meisten Geschichten der Tonkunst, wird auch hier angegeben, daß die griechische Tragödie, die von Tanz und Musik begleitet war, die erste Veranlassung zur Oper gegeben, da man diese gefunden, indem man (um das Jahr 1430) jene wieder herzustellen gesucht habe. Wenn dieß so ist, so kam der ursprünglichen Idee kein Tonsetzer näher, als Gluck, und so wären wir niemals weiter davon entfernt als eben jetzt, wo eine sogenannte Opera seria einer griechischen Tragödie ungefähr eben so ähnlich ist, als ein hölzerner Gliedermann dem Apoll vom Belvedere. Da die Geschichte der Oper im Allgemeinen, welche Herr Castil-Blaze hier in Umrissen mittheilt, in ihren Daten ganz mit derjenigen übereinstimmt, welche man im Hawkins, im Jones und anderen Geschichtschreibern der Tonkunst findet; werde ich hier nur dasjenige auszugsweise anführen, was von den Schicksalen dieser Schauspielgattung in Frankreich insbesondere erzählt wird, und mit dem, was in der Folge von französischer Opernmusik vorkommt, in Verbindung steht.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren den Franzosen noch keine anderen musikalischen Schauspiele bekannt, als die Ballette, worin, ohne sich irgend an dramatische Regeln zu halten, Recitativ und Dialog mit dem Tanze abwechselten. Baïf, der mit Ronsard mehrere dergleichen verfaßt, späterhin aber zu Venedig Opern aufführen gesehen hatte, und selbst Dichter und Tonsetzer war, nahm sich vor, diese neue Gattung von Schauspiel in Frankreich einzuführen, verfaßte in dieser Absicht mehrere Dramen in Versen, setzte sie in Musik, und fing damit an, sie in Concerten hören zu lassen, die er in seinem Hause gab, und welchen die Könige Karl IX. und Heinrich III. beywohnten. Er würde sein Vorhaben, eine Oper in Paris einzurichten, gewiß vollführt haben, wenn ihn nicht die damaligen bürgerlichen Kriege daran verhindert hätten. Im Jahre 1645 ließ endlich Kardinal Mazarin vor dem jungen Könige Ludwig XIV. ein lyrisches Lustspiel: La finta pazza, von Julius Strozzi aufführen. Man kann sich von dem damaligen Geschmacke einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der erste Akt dieses Singspiels mit einem Tanze von Affen und Bären, der zweyte mit einem von Straußen, und der dritte mit einem ähnlichen von Papageyen schloß. Dieser erste Versuch und nach ihm die Oper Orfeo, von Zarlino, von italienischen

Sängern ausgeführt, die Mazarin hatte kommen lassen, brachten sowohl durch den Zauber der Musik als die Pracht der Dekorationen und Kostums eine außerordentliche Wirkung hervor. Der glückliche Erfolg des Orfeo veranlaßte die Idee, französische Opern zu verfassen. Die Schwierigkeit, Sänger und Orchester aufzufinden, schreckte den Abbé Perrin nicht ab, ein lyrisches Schäferspiel zu dichten, und es von Cambert in Musik setzen zu lassen. Diese Neuigkeit bezauberte die Franzosen um so mehr, als sie sie überzeugte, daß sie auch ein lyrisches Schauspiel haben könnten, was man schon früher, als Rousseau es gethan, wegen dem Mangel an Harmonie in ihrer Sprache, bestritten hatte. Erfreut über den Erfolg ihres ersten Versuchs, schritten Perrin und Cambert zur Composition der Oper Ariadne.

Zu derselben Zeit gab eine neue italienische Gesellschaft die Oper: Ercole amante, welche durch die Hochzeitfeyer des Königs, durch die Fortschritte, welche die Kunst mittlerweile gemacht, und durch die Freygebigkeit des Kardinals zu einem der prächtigsten Schauspiele erhoben wurde. Vigaroni von Modena, ein geschickter Architekt, hatte in den Tuillerien ein herrliches Theater gebaut. Der König, die Königin, und die Vornehmsten vom Hofe tanzten auf demselben. Dessen ungeachtet aber machte diese Oper, obschon besser aufgeführt als früher Orfeo, nicht den nämlichen Eindruck. Man hatte Geschmack an französischem Texte gefunden, der Nationalgeist wirkte ein, und Cambert's Werk wurde allgemein vorgezogen.

Durch den Tod des Kardinals wurden die Künste eines großmüthigen Beschützers beraubt, und die Fortschritte des lyrischen Drama um mehrere Jahre aufgehalten. Perrin suchte und erhielt im Jahre 1669 ein Privilegium zur Errichtung einer Oper, gesellte sich Cambert für die Musik, den Marquis von Sourdéac für die Maschinen, und Champeron für die nöthigen Gelder bey, ergänzte das Orchester durch Tonkünstler aus dem mittägigen Frankreich, und übte diese neu zusammen gesetzte Gesellschaft in dem Hotel de Nevers, während das Ballhaus in der Straße Mazarin zu einer Schaubühne umgestaltet wurde. Dort erschien Pomona, die erste französische Oper, welche öffentlich aufgeführt wurde, und, troß der vielen Mängel des Gedichtes, ihrem Verfasser Perrin dreyßig tausend Franken einbrachte.

Doch bald bemächtigte sich Sourdéac, unter dem Vorwande von Vorschüssen, die er geleistet hätte, des Schauplatzes und wählte Gilbert, statt Perrin, zum Dichter eines andern Schäferspiels, das er durch Lulli in Musik setzen ließ. Es war die erste Arbeit dieses berühmten Tonsetzers, der bey eben

so viel Geist als Talent die Uneinigkeit der Unternehmer benutzte, und durch den Einfluß der Madame de Montespan es dahin brachte, daß Perrin ihm sein Privilegium abtrat. Er trennte sich nun von Gilbert, Sourdéac und den Uebrigen, wählte sich andere Gesellschafter, verließ ihr Theater, und baute ein anderes in der Straße Vaugirard, wo im Jahre 1672 die Oper: Les fêtes de l'Amour et de Bacchus gegeben wurde. Das Gedicht derselben war von Quinault, der bald darauf in den Opern Cadmus und Alceste, obgleich sie durch einige komische und geschmacklose Scenen entstellt waren, Spuren seines Genie's blicken ließ. Lulli arbeitete fast immer mit ihm, und gab ihm für jedes Operngedicht vier tausend Franken, mit der Bedingung, daß zwischen jeder neuen Oper ein Zeitraum von einem Jahre Statt finden müsse.

Nachdem Moliere im Jahre 1673 gestorben war, verlieh der König dem Lulli den Schauspielsaal im Palais Royal, wo die Oper über ein Jahrhundert lang geblieben ist.

Lulli, der zuerst die Blase-Instrumente in das Opernorchester einführte, und 1681 die bis dahin durch verkleidete Männer ausgeführten Weiberrollen im Ballette durch Tänzerinnen zu besetzen anfing, schloß seine Kunstlaufbahn im Jahre 1686 mit der Oper Armide, welche für sein bestes Werk gehalten wird. Destouches, Campra, Montéclair und Lalande haben sich unter seinen zahlreichen Nachfolgern ausgezeichnet, jedoch ihn nicht erreicht. Im Jahre 1733 kündete Rameau sich durch Hippolyte et Aricie an, und erregte die musikalische Welt auf das heftigste. Lange wurde sein Erfolg von den Anhängern Lulli's bestritten; allein sie mußten endlich weichen, und der Tonsetzer des Castor behielt den Sieg. Mondonville, Rebel, Francoeur, Mouret, Berton, seine Zeitgenossen, und damals geschätzte Komponisten, sind beynahe vergessen, und unter den Patriarchen der französischen Oper sind nur Lulli und Rameau in rühmlichem Andenken geblieben.

Der Zauber, welchen die Musik des letztern allgemein verbreitet hatte, wurde indessen bald durch einen andern, stärkeren überwunden. Die damals zu Paris befindlich gewesenen italienischen Sänger gaben nämlich während den acht Monaten ihres dortigen Aufenthalts zwölf Opern der größten Meister ihrer Schule. La serva padrona von Pergolese, il Paratagio von Jomelli, i Viaggiatori von Leo u. a. m. übertrafen durch ihre einfachen, zierlichen und angenehmen Melodien Rameau's schwerfällige Psalmodien um gar Vieles. Der Krieg war nun aufs Neue entzündet. Lulli's und Rameau's Bewunderer, einst Gegner, verbanden sich gegen den allgemeinen Feind, und

stritten wacker pro aris et focis. Alle Abende versammelten sich die Kämpfer im Opernsaale, und standhaft schmähten die Einen, was die Andern vor Entzücken außer sich brachte. Da aber, wie Herr Castil-Blaze bemerkt, Witzspiele, Quodlibets und Epigramme die einzigen Waffen waren, deren man sich bediente; wurde in diesen Schlachten glücklicher Weise kein Blut vergossen.

Rameau siegte ein zweytes Mal; die Italiener wurden im Jahre 1753 verabschiedet. Allein der Streich auf die damalige französische Musik war geführt, und die Leute von Geschmack konnten die schönen Melodien eines Galuppi, Leo, Pergolese und Jomelli nicht vergessen. Um sie einigermaßen zu entschädigen, machte man den Versuch, den Text der Serva padrona zu Pergolesi's Musik ins Französische zu übersetzen, und der von der Bühne der großen Oper verbannte Gesang flüchtete sich zum fröhlichen Vaudeville.

Im Jahre 1757 fing Duni an, für die komische Oper zu arbeiten. In italienischer Schule gebildet, erwarb er sich sogleich großen Beyfall; dennoch gewannen seine Nebenbuhler, Philidor und Monsigny, bald die Oberhand. Le Roi et le fermier, les chasseurs et la laitière, und le Sorcier erschienen bereits im Jahre 1764, in welches der eigentliche Anfang der komischen Oper gesetzt werden muß. Bey der ersten Vorstellung des Sorcier verlangte das entzückte Parterre den Namen des Tonsetzers; es war in jenem Theater das erste Mal, und Philidor hatte dieß mit Voltaire gemein, welcher, bey Gelegenheit seiner Mérope ebenfalls der erste war, dem solche Huldigung im großen Schauspielhause (Théâtre français) zu Theil wurde. Gossec und Rodolph gaben damals mehrere Opern sowohl auf der großen lyrischen Bühne, als auf jener der italienischen Komödie. Diese Werke sind verklungen und die Namen ihrer Komponisten wären es auch, gleich jenen so vieler ihrer Zeitgenossen, wenn nicht schöne Kirchenkompositionen und andere klassische Werke sie berühmt gemacht hätten. Philidor und Monsigny suchten den italienischen Styl in die große Oper einzuführen; allein die Anhänger Rameau's fanden, daß es der italienischen Musik an Adel und Kraft fehle, und daß sie daher nur für das komische Singspiel tauge. Im Jahre 1768 begann Gretry seine Laufbahn mit der Oper Le Huron, die ein großes Talent ankündete, welches sich auch in den folgenden Jahren durch die originalen, reizenden Kompositionen: Lucile, le Tableau parlant, Zémire et Azor, und la Rosière in vollem Maße bestätigte.

Die komische Oper war Anfangs blos eine Zugabe des italienischen Theaters, und erweiterte nach und nach ihr Gebiet in dem Maße, als die Tonsetzer, welche ihre Talente ihr geweiht hatten,

sie mit guten Werken bereicherten. Nach dem glücklichen Erfolge des Déserteur zogen sich mehrere Schauspieler zurück. Indessen fuhr man doch fort, italienische Possen und französische Stücke zu geben.

Während das komische Singspiel so erfreuliche Fortschritte machte, galten in der großen Oper Psalmodie und Geschrey noch immer für das Höchste der dramatischen Musik. Die Werke Philidor's, Gretry's und Monsigny's verbanden Kraft mit Annehmlichkeit, Gefühl mit Frohsinn, boten schöne Gesangstücke im leidenschaftlichen Style dar, und hätten, ohne eben die Höhe der Tragödie zu erreichen, wohl die Vermuthung geben können, daß diese neue Gattung des Styls beyden lyrischen Bühnen sich aneigne, und daß eine Melodie, welche mit eben so viel Kraft als Grazie Azor's Zorn und seine Zärtlichkeit ausdrückte, wohl auch im Stande sey, Rolands eifersüchtige Wuth, und die Liebe seines glücklichen Nebenbuhlers auszumalen. Allein der Parteygeist wiegt keine Gründe ab, und mancher glaubte sich als guter Franzose verpflichtet, die alte französische Musik zu vertheidigen.

Der Verfasser führt uns nun an die denkwürdigste Epoche nicht nur der französisch-dramatischen, sondern der dramatischen Musik überhaupt. »Wenn die Verblendung und der Unglaube zu solchem Grade gestiegen sind, bedarf es eines Donnerkeils, um den Schleyer zu zerreißen, oder des Schwertes Alexanders, um den Knoten zu zerhauen, den man nicht auflösen kann. Gluck erschien, und dieser Umschwung war geschehen. Seine Iphigénie *) erregte einen Enthusiasmus, der sich nicht beschreiben läßt. Er erschuf die dramatische Musik, uud bezeichnete seine erste Erscheinung mit einem Meisterwerke, welchem noch kein anderes gleich gekommen. Wie der große Corneille verdunkelte er alle seine Nebenbuhler, aus welchen selbst der berühmteste mit ihm nicht einmal verglichen werden konnte.« — So spricht noch heut ein Franzose von dem deutschen Meister, den sein Vaterland nicht eher zu schätzen wußte, als bis Frankreich es auf denselben aufmerksam gemacht hatte, ja, den es vielleicht auch dann noch blos unter den übrigen, ihm von daher zugekommenen Moden mit in den Kauf nahm, ohne dessen Werth nach seiner vollen Größe in der That zu erkennen; von demselben Manne, von welchem, während Arnaud und Suard zu Paris die Vortrefflichkeit seiner genialen Werke in zahlreichen, geistvollen Abhandlungen auseinander setzten, kein deutscher Schriftsteller, außer von Sonnenfels, gebührende Erwähnung that, ja,

*) En Aulide.

dessen Verdienst Forkel in seiner musikalisch-kritischen Bibliothek sogar herab zu ziehen suchte; von dem Manne endlich, dessen unerreichte Werke von allen deutschen Bühnen (Berlin allein ausgenommen) entweder ganz verschwunden sind, oder doch nur höchst selten, ohne Glanz und Eifer, gegeben werden.

Der Blinde, fährt Hr. Castil-Blaze fort, welchem eine geschickte Hand die Pforten des Lichts öffnet, kann keine tiefere Bewegung, kein reineres Entzücken fühlen, als die Freunde schöner Musik empfanden, als sie Glucks edle Accente nach jenen bizarren französischen Kompositionen hörten. Unser Verfasser führt nun eine Stelle aus einem, in dem Journal de Politique et de Littérature vom Februar 1777 befindlichen Aufsatze des Abbé Arnaud wörtlich an, welche die vielfachen Verdienste jenes unsterblichen Tonsetzers zu treffend und zu bündig schildert, als daß ich sie den Lesern dieser Blätter vorenthalten dürfte:

»Es war nicht genug, eine dramatische Musik geschaffen zu »haben, man bedurfte auch Schauspieler, Sänger und Instru»mentisten. Er fand ein Orchester, welches in seinen Stimmen »nichts sah, als *ut* und *re*, Viertel- und Achtel-Noten; eine »Schaar von Gliedermännern, die man den Chor nannte; Schau»spieler, wovon die Einen eben so leblos waren, als die Musik, »welche sie sangen, und die Andern sich bemühten, eine traurige, »schwerfällige Psalmodie, oder kalte Lieder mit Armen und Lun»gen zu erwärmen. Prometheus schwang seine Fackel, und »die Statuen belebten sich. Die Instrumente des Orchesters »wurden gefühlvolle Stimmen, welche rührende oder schreckliche »Töne von sich gaben, die sich stets mit der Aktion vereinten, um »deren Wirkung zu verstärken. Die Schauspieler lernten, daß »eine sprechende, ausdrucksvolle Musik nur gefühlt zu werden »brauche, um zu einer kräftigen, wahren Aktion hinzureißen. »Die Chorsänger, in Bewegung gesetzt, waren erstaunt, sich als »Schauspieler wieder zu finden, und die Tänzer waren es noch »weit mehr, daß sie auf einer Bühne nichts mehr waren, wo sie »gewohnt gewesen, fast Alles zu seyn. Die Wirkung dieses Schau»spiels war außerordentlich. Man sah zum ersten Male eine »Tragödie in Musik, die, von einem Ende zum andern mit »ununterbrochener Aufmerksamkeit und einer stets wachsenden »Theilnahme angehört, allenthalben, selbst in den Coulissen Thrä»nen entlockte, und den Saal vom Ausrufe der Bewunderung er»tönen machte. Die Aufführungen, mit einem Uebermaß wie»derholt, welches die Sättigung herauszufordern schien, vermehr»ten nur noch den Zulauf, die Rührung und den Enthusiasmus. »Solch ein Erfolg war zu glänzend, um dem Tonsetzer nicht Feinde »zu erwecken; denn nur die Mittelmäßigkeit hat de-

»ren keine. Vorurtheile, Anmaßungen, Routine, schlechter Ge»schmack, und kleine zerstörte Interessen, vereinigten gegen Gluck »die Epigramme und Hypothesen, die Intriguen und die Calem»bourgs. Die Einen sahen in seinen Opern blos die alte französische »Musik verstärkt, die Andern einen Bastard der italienischen Musik; »die Einen fanden seinen Gesang platt und gemein, die Andern welsch »und barok. Man warf ihm besonders Mangel an Einheit und »Motiven vor, und ging selbst so weit, es ihm zum Verbrechen »zu machen, daß er ein Deutscher sey. Es war ihm unmöglich, »alle diese Fehler zu verbessern; aber, während die feinen Kenner »ihn bey den Soupers zerfleischten, errichtete ihm der größte Theil »der fremden und einheimischen Tonkünstler, und der ausgezeich»netsten Musikfreunde, ein Standbild.«

Diese Stelle, dünkt mich, erzählt nicht nur die Wunder, welche Glucks schöpferischer Genius zu wirken wußte, sie zeigt auch, wie leicht es sey, ein gebildetes Publikum von einem auch noch so sehr überhand genommenen schlechten Geschmack, von auch noch so tief gewurzelten Vorurtheilen zurück zu bringen, wenn man ihm Wahres und Würdiges mit Wahrheit und Würde darbietet.

So wie der Cid, die Horatier und Cinna die ungestalten Werke des Mairet und Düryer von der Schauspielbühne vertrieben, so bemächtigten sich Orphee, Alceste und Armide, die bald auf die Iphigenie folgten, der lyrischen Scene, und Gluck erhielt das Scepter des Reiches der Zauber. Rameau's Partey zog sich zurück, und der Krieg endete nicht aus Mangel an Streitern, sondern an Waffen und Munition. Allein dieser Friede war nicht von Dauer. Piccini, schon in Italien gefeyert, trat 1778 in Frankreich mit seiner Oper Roland auf, und das unter der Asche glimmende Feuer brach in neue Flammen aus. Mit gleicher Ungerechtigkeit fanden Glucks Anhänger die Werke seines Nebenbuhlers von aller Kraft, allem Ausdruck, allem dramatischen Effekt entblößt; Piccini's Freunde hingegen in den Gluckschen Opern Lärmen und Geschrey statt Melodie und Grazie. Die Zeitschriften nahmen an diesem Streite lebhaften Antheil. Endlich kam die entscheidende Stunde, Gluck und Piccini hatten dasselbe Operngedicht: Iphigénie en Tauride, in Musik gesetzt, und die Arbeit des Ersteren erhielt einen solchen Vorzug, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft blieb.

Gluck gab 1779 noch Echo et Narcisse, l'Arbre enchanté, und Cithère assiégée. Piccini erschien 1783 mit der schönen Oper: Didon, und später mit Endymion und Pénélope.

Herr Castil-Blaze bemerkt hier, daß nun, wo die Leidenschaften erloschen sind, Niemand mehr weder dem Tonsetzer der

Armida Melodie, noch dem Sänger der Dido Kraft absprechen werde, und daß Piccini darum, daß er weniger groß als Gluck ist, gleichwohl ein Koloß sey.

Sacchini, dem ein glänzender Ruf vorausgegangen war, kam nach Páris, um dort die Opern Rénaud, Chimène und Dardanus zu komponiren, erlebte aber die Aufführung seines Meisterstücks: Oedipe à Colone (1787) nicht mehr. Im folgenden Jahre wurde die von ihm gleichfalls, jedoch unvollendet hinterlassene Oper: Evélina, von dem Orchesterdirektor Rey ergänzt, auf die Bühne gebracht. Theseée von Gossec und Electra, von Lemoine gefielen im Jahre 1782. Zwey Jahre später bereicherte Salieri die große Oper durch seine beyden, im Style seines Freundes Gluck geschriebenen trefflichen Werke: Les Danaïdes (die man leider in Deutschland noch immer nicht kennt) und Tarare (bekannt unter dem Namen: Axur, König von Ormus).

Gretry erkannte nach dem geringen Erfolge seiner Opern Céphale und Andromaque, daß sein liebenswürdiger Genius sich nicht bis zur Tragödie erheben konnte. Gleichwohl fuhr er fort, seine Arbeiten, doch nunmehr unter Thaliens Schutze, der königlichen Akademie zu weihen, und gab dort Werke, die, obschon ihrer Gattung nach der komischen Oper sich anschließend, gleichwohl durch die Pracht des Spektakels, wie durch den Zauber der Musik und der Tänze, der ersten lyrischen Bühne würdig waren, und dieselbe erheiterten ohne sie zu entwürdigen. Colinette à la Cour, la Caravane de Caïre, und Panurge erschienen bereits im Jahre 1787.

Indessen hatte das komische Singspiel stets neue Fortschritte gemacht; Gretry erreichte den Gipfel seines Ruhmes durch seinen Richard coeur de lion, während Monsigny seine Laufbahn durch das Singspiel Félix im Jahre 1785 endete. Die zierliche Muse Dalayrac's, den man mit Recht den Lafontaine der Tonkunst nannte, versuchte sich zuerst im Jahre 1782 durch das Singspiel l'éclipse totale. Es erhielt Beyfall, und schon bemerkte man darin jene frischen, leichten Ideen, jene lachenden Bilder, und vor allem jenen Geist, welche die Werke dieses Tonsetzers charakterisiren.

So reich das Repertorium der komischen Oper war, theilte sie doch noch immer die Bühne mit der italienischen Komödie, welche diesen Titel behalten hatte, obschon dort schon lange nur mehr französische Stücke vorgestellt wurden, die mit allen möglichen Gattungen von Schauspielen, Opern, Dramen, Spektakelstücken und Vaudevillen wechselten. In dem Maße als die dramatische Musik zunahm, gewann das komische Singspiel die

Liebe des Publikums, und nachdem es Anfangs nur ein kleines Plätzchen auf dem Theater der italienischen Komödie eingenommen hatte, hörte es damit auf, dort ausschließend zu herrschen. Ja, es that noch mehr: Ein neues Schauspielhaus wurde unter dem Schutze Monsieurs, Bruders des Königs, in der Straße Feydeau erbaut; die Unternehmer hielten die komische Oper für das sicherste Mittel, die Theaterfreunde dahin zu ziehen, und sie täuschten sich nicht. Vom Augenblick der Eröffnung dieser Bühne (im Jänner 1789) drängte sich die Menge dahin, den Vorstellungen beyzuwohnen, welche die französischen und italienischen Sänger wechselweise gaben. Dort hörte man die vorzüglichsten Kompositionen fremder Meister: Le barbier de Séville, les Nôces de Dorine, le Roi Théodore, la molinara, l'Impresario, la villanella, Mozarts bewundernswerther Figaro erschienen nach und nach, und mit immer neuem Entzücken wurden die neuen Meisterwerke aufgenommen. Welche Vorbilder für die Mehul und Berton, für die Elleviou und Martin, welche damals eine Bahn betraten, die sie nachher auf so glänzende Weise zurücklegten. Es ist kein Zweifel, daß die Riesenschritte, welche die Tonkunst in jener Epoche gemacht hat, großentheils dem Anstoße zuzuschreiben sind, welchen so viele fremde schöne Werke, und deren treffliche Aufführung, dem französischen Genius gegeben hatten.

Durch das Theater Feydeau war nun Dichtern und Tonsetzern die zweyte Pforte zur Unsterblichkeit geöffnet. Wurde ein Werk von entschiedenem Werthe bey einer der beyden Bühnen nicht angenommen, eignete die andere es sich zu, und das Publikum war nicht mehr in Gefahr, dasselbe durch Laune oder Kabale gänzlich zu verlieren. Erschien ein glücklicher Stoff auf einem dieser Theater, bildeten andere Autoren mit einer neuen Wendung, unter einem andern Gesichtspunkte ihn zu einer neuen Oper um; Sänger, Orchester und Dekorationsmaler rangen wetteifernd um den Preis, und die Opernfreunde sahen mit gleichem Vergnügen beyde Lodoïska, beyde Roméo, beyde Paul et Virginie, la Caverne von Lesueur und jene von Mehul.

Der Unterzeichnete unterbricht hier unsern Verfasser für einen Augenblick, um zu bemerken, daß wir Deutsche den großen Vortheil solch eines Wettstreits entbehren. Es ist mir nicht bekannt, ob, außer Wien, noch in irgend einer andern Stadt zwey deutsche Opernbühnen bestehen; wenn aber dieß auch der Fall ist, so wäre der Umstand, daß ein Operngedicht den nämlichen Stoff behandelte, welcher bereits als Oper, oder selbst nur als Schauspiel auf dem andern Theater gegeben wird, hinreichende Ursache, um es zurück zu weisen. Der Wettlauf kann sich daher höchstens

auf die Aufführung ein und desselben Gedichts, einer und derselben Musik erstrecken, und bietet ein weit geringeres Interesse als die Verschiedenheit der Ansichten und Talente von Dichtern und Tonsetzern, die denselben Stoff nach eigener Weise behandelten, gewähren würde.

Man gab im Theater Favart, so wie im Feydeau Schauspiele, worin der Gesang mit gesprochenem Dialog wechselte; doch war die Gattung nicht dieselbe. Das komische Singspiel, seiner Benennung treu, und mit trefflichen komischen Schauspielern versehen, führte nur wenig ernsthafte Stücke auf. Das Theater Feydeau hingegen suchte sich eine eigne Gattung zu bilden, und gab, das bezaubernde Talent der Madame Scio benützend, heroïsche Dramen. Télémaque und Médée hatten alle Pracht der Tragödie, und man hätte nur das Recitativ an die Stelle des Dialogs setzen dürfen, um daß sie auf der großen Opernbühne hätten erscheinen können. Die Langsamkeit dieser letztern bewog die Komponisten, ihre Arbeiten dem Theater Feydeau zu weihen, und so sah man nach dem Oedipe à Colone wenig merkwürdige Werke auf der königlichen Akademie.

Vogel, der im Jahre 1786 mit seiner Oper: La Toison d'or begann, theilte Sacchini's Geschick, und war bereits gestorben, als 1789 sein Démophoon, eine Oper voll Schönheiten des ersten Rangs, aufgeführt wurde. Cherubini hatte sich schon durch einen andern Démophoon bekannt gemacht; Mehul gelangte durch den Erfolg, den früher schon seine Euphrosine auf dem Theater Favart gehabt hatte, zu der Ehre, die Oper Cora auf der Akademie vorstellen zu lassen.

Berton, der Sohn, Devienne, Lesueur, Steibelt, Martini, Bruni, Gaveaux, Solié lieferten nun Singspiele, die alle, mehr oder minder, Beyfall erhielten; die beyden Lodoïska von Cherubini und von Kreutzer, Gretry's Barbe bleue und Anacréon; Dalayrac's Raoul de Crécqui, Mehuls Stratonice fielen in jene Epoche, welche an neuen und anziehenden Erscheinungen nicht so reich gewesen seyn würde, wenn nicht das Theater Feydeau bestanden hätte.

Mehrere der von Herrn Castil-Blaze hier genannten Singspiele haben auch uns, in deutscher Uebersetzung aufgeführt, lebhaftes Vergnügen gewährt, als wir noch der Meinung waren, daß in dramatisch-musikalischen Vorstellungen nur dramatische Musik, nicht Konzert-Musik an ihrem Platze sey, und als wir noch auf Nachahmung der Natur, auf Ausdruck der Leidenschaften und Gefühle, in breiten Tönen an das Herz dringend, mehr Werth legten, als auf die mechanische Geschicklichkeit, vier und sechzig kleine nichtssagende Noten in einem Athem vorzubringen.

Das Vaudeville und die Parodie wagten nicht lange mehr, eine Bühne einzunehmen, welche die Gretry und die Mehul veredelt hatten. Im Jahre 1791 verließen sie das Theater Favart, um einen bescheidenern Aufenthalt zu suchen. Die Komödie theilte die Scene noch einige Jahre hindurch mit dem Singspiele, gab jedoch nur selten Vorstellungen, und auch diese waren stets von einem Singspiele begleitet.

Seit Glucks Erscheinung nahm die französische Schule einen ausgezeichneten Rang in der musikalischen Welt ein; doch Gluck war ein Deutscher, Piccini, Salieri, Sacchini waren in Italien geboren; die französischen Tonsetzer verbanden wohl Geist und Imagination mit den Grazien der Melodie; allein das reicht nicht hin, um sich in der Tonkunst einen Namen zu machen; und, Philidor und Gossec ausgenommen, besaß keiner jene tiefe Wissenschaft, jenen grandiosen Styl, welche in allen Ländern Bewunderung gebieten.

Der Augenblick kam endlich, wo Frankreichs musikalischer Genius die Fesseln fremder Herrschaft abschüttelte. Im Jahre 1793 vereinigte man die vorzüglichsten Tonsetzer, Sänger und Instrumentisten des Landes, und das musikalische Conservatorium erhob sich auf den Grundfesten der alten Schule. Die verschiedenen oft sich widersprechenden Theorien, die Grundsätze der einzelnen Meister wurden gesammelt, geprüft, geläutert, und zu einem allgemeinen Kodex der Musik verarbeitet, klar in seinen Elementen, eben so methodisch als rasch in seinen Fortschreitungen, zuverläßig in seinem Erfolge. Gossec, Mehul, Cherubini enthüllen dort den jungen Schülern die Geheimnisse des Kontrapunkts *); Catel, Berton, Perne, geschickte Theoretiker, lehren die Harmonie; Mengozzi, ein ausgezeichneter Tenor, ist Gesanglehrer, und wird von Garat, dem Sänger der Natur, Richer und Plantade unterstützt; Kreutzer, Levasseur, Duvernoi, Delcambre, Wunderlich und Salentin bilden eine Schaar von Instrumentisten, welche Gefühl mit Einheit der Lehre, Kraft und Jugendfeuer mit der Reife des Talents verbinden. Dann, und erst dann hörte man in Frankreich die erhabenen Werke eines Haydn und Mozart, die nun mit allem Zauber der Neuheit erschienen, obschon man bereits seit zwanzig Jahren sie auszuführen versucht hatte.

Die Vorzüge des französischen Conservatoriums der Musik sind hier keineswegs übertrieben geschildert; nicht leicht wird irgend eine solche Anstalt so viele treffliche Männer an ihrer Spitze verei-

*) Mehul ist der musikalischen Welt nun leider durch den Tod entrissen.

nigen können, und die Lehrbücher dieses Instituts sind so vollkommen, so auf richtige und würdige Grundsätze gebaut, daß jedes andere ähnliche nichts Heilsameres würde thun können, als sich an dieselben zu halten. Man kann es nicht genug beklagen, daß in Deutschland keine musikalischen Conservatorien bestehen. Der Mangel hieran ist Schuld, daß es noch immer keine eigentliche deutsche Schule gibt, daß beynahe jedes ausgezeichnete Talent sich nach verschiedener Richtung bildet, daß wir in Dingen dieser Kunst von dem Einflusse des Auslandes so leicht von einer Seite zur andern getrieben werden, wie Schilf vom Winde, und noch bis zur Stunde nicht auf unseren eigenen Füßen fest stehen. Nachdem auf unseren lyrischen Bühnen noch vor wenig Jahren kein Heil außer in französischer Musik zu finden war, herrscht jetzt die italienische, und zwar die neueste, welche nicht die beste ist, mit noch weit größerem Despotismus; und wahrlich, wenn wir schon dazu verurtheilt sind, unsern Geschmack immer und ewig in fremde Fesseln zu schlagen, so muß man diesen Wechsel bedauern: die frühere Herrschaft war doch die des, wenn auch manchmal mit einiger Affektation dargelegten, Verstandes und Gefühls, die gegenwärtige tyrannisirt durch Unverstand und Frivolität. — Die Hauptstadt Böhmens ist in dem großen österreichischen Kaiserstaate die einzige, welche sich eines Conservatoriums der Musik rühmen kann, was dort blos durch den ernsten Eifer einiger edler Musikfreunde zu Stande kam, die ihre Liebe für die Kunst nicht auf lobpreisende Deklamationen über ausländische Machwerke beschränken, sondern durch thätiges Streben nach einheimischer Kunsthöhe bewähren; sollte das in der Hauptstadt der Monarchie, wo Musik aus jedem Hause schallt, wo so häufig Liebhaberey der Tonkunst mit dem Vermögen, zu ihrem wahren Besten wirken zu können, vereinbart ist, nicht noch viel leichter, in noch viel ausgebreiteterm, vollkommenerem Verhältnisse geschehen können, ohne daß die Regierung in's Mitleiden gezogen würde, die ohnehin von unzähligen Seiten, und von mehreren noch viel dringender, in Anspruch genommen wird? — Es sey erlaubt, am Schlusse dieser kleinen Abschweifung zu wiederholen, was ich bereits früher (Vaterländ. Blätter 1811, Nr. 10) über die Vortheile einer vaterlandischen musikalischen Bildungsanstalt gesagt habe: »Eine solche Anstalt, in welcher schlummernde An»lagen geweckt, dem Eifer für die Kunst eine zweckmäßige Rich»tung gegeben, aus hoffnungsvollen Zöglingen durch Wetteifer »große Männer gebildet würden, könnte nicht nur die Kunst selbst »zu wahrer gediegener Größe erheben, sondern würde auch »die dermal von den verschiedenen Lehrmeistern angewendeten ver»schiedenen, nicht immer lobenswerthen Lehrmethoden in ein über-

»einstimmendes System bringen, für die Verbreitung des richtigen Geschmacks in der Musik wohlthätig wirken, unsere »Operntheater mit trefflichen einheimischen Werken, mit Sängern, geeignet, selbe vorzutragen, und mit Instrumentisten, »werth, klassisch vorgetragene klassische Werke zu begleiten, bereichern, und noch viele andere glückliche Resultate herbey führen.«

Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates bemüht sich gegenwärtig, ein musikalisches Lehrinstitut zu errichten; schon sind in diesem großen Unternehmen beträchtliche Fortschritte gemacht worden, und wenn der Grund, worauf es gebaut wird, eben so sicher, als der Eifer womit es betrieben wird, löblich ist, darf man in einigen Jahren erfreuliche Folgen erwarten.

Nun, da in Frankreich die Mittel der Ausführung vermehrt, und die Orchester mit geschickten Tonkünstlern besetzt waren, folgte man den Fußstapfen des Tonsetzers des Don Juan und des Figaro, und Cherubini und Mehul erstiegen jene hohe Stufe der Vortrefflichkeit, auf welcher sie die allgemeine Bewunderung eingeerntet haben. Der Wechsel der tragischen Oper mit dem komischen Singspiele bot nun einen reizenden Kontrast dar, und nach den edlen Accenten Stratonice's genoß man die leichte und liebliche Musik der Epreuve villageoise desto besser. Das Theater der Künste (so nannte man damals die königliche Akademie), lange Zeit meistens zu Nationalfesten und Gelegenheitsopern verwendet, hatte bis zum Jahre 1800 nur wenig Bemerkenswerthes gegeben. Das Theater Favart hatte sich 1796 durch das Singspiel le Prisonnier ausgezeichnet, das einen außerordentlichen Erfolg hatte, und die erste Komposition des unglücklichen della Maria, aus Cimarosa's Schule, war, welchen ein frühzeitiger Tod mitten aus seinen Siegen hinweg raffte. Le Prisonnier, l' Oncle Valet und l'Opéra comique sind die einzigen Werke, welche man von diesem Tonsetzer hat. Boieldieu kündigte sich durch Zoraïme et Zulnar, eine glückliche Mischung von Heiterkeit und Pathos, als eines der schönsten Talente an.

Montenero, Primerose, Adolphe et Clare, Gulnare von Dalayrac, erhielten auf dem Theater der komischen Oper großen Beyfall. Berton führte dort Montano et Stéphanie, und le Délire auf, eine originelle Komposition, voll Wahrheit. Le jeune Henry, Ariodant, und l'Irato erhöhten den Ruhm Mehul's; weniger sprach Epicure et Bion das Publikum an.

Im Jahr 1800 kam Nikolo Isouard von Malta nach Paris, und begann seine Laufbahn mit den Singspielen le Tonnelier und limpromtu de campagne. Blangini gab les

frères vengés; Boieldieu, nachdem er im Béniowsky den tragischen Styl versucht, schrieb le Calife de Bagdad; und das köstliche Werkchen Maison à vendre. An Düval und Dalayrac, konnte man sich nicht satt hören. Cherubini bereicherte das Theater Feydeau durch vier mit Recht bewunderte Kompositionen: l'Hôtellerie portugaise, Elisa, Médée, und les deux journées. Plantade, Devienne, Martini, Gaveaux lieferten treffliche Singspiele, aber ihr Erfolg entsprach nicht immer ihrem Werthe; der Zulauf nahm ab, die Kasse vermochte die bedeutenden Auslagen nicht mehr von der Einnahme zu bestreiten; Finanzrücksichten brachten die beyden Gesellschaften einander näher, die komische Oper trug ihre literarischen Schätze, ihre schönen Partituren in's Feydeau, und 1801 vereinigten sich dort all die Talente, welche bis dahin auf zwey verschiedenen Bühnen geglänzt hatten.

Im Jahre 1802 erschien Catel mit seiner herrlichen Sémiramis zum ersten Mal auf dem großen Operntheater; bald folgten les Bayadères und wurden mit gleichem Beyfalle aufgenommen. Gretry sang sein Schwanenlied in zwey kleinen Singspielen: le casque et les colombes, und Delphis et Mopsa. Les mystères d'Isis, eine burleske Nachahmung von Mozarts Zauberflöte, und Don Juan erhielten sich einige Zeit auf der Bühne, und erfuhren dasselbe Loos, wie les nôces de Figaro, die man 1793 ohne Erfolg gegeben hatte; »wahrlich« — fügt Herr Castil-Blaze hinzu — »nicht durch die Schuld des Tonsetzers!« Cherubini gab einen neuen Anacréon, der, trotz hinreißender Schönheiten, nicht so gefiel, wie jener des Gretry. Von Lesueur wurden les Bardes, und la Mort d'Adam; von Winter: Castor et Pollux und Tamerlan, von Paisiello: Proserpine; von Persuies Trajan und Jérusalem délivrée, von Kreutzer: Aristippe und la mort d'Abel aufgeführt. Spontini zeichnete sich 1807 durch die Oper: La Vestale, und das folgende Jahr durch seinen Fernand Cortez aus. Amphion, von Mehul, les Abencérages von Cherubini, und Roger de Sicile sanken bald nach ihrem Erscheinen in Vergessenheit.

Der fruchtbare Nikolo wurde durch seine Werke voll Feuer und Leichtigkeit eine der vorzüglichsten Stützen der komischen Oper: Les confidens, un jour à Paris, und vor allen der reizende Joconde verdienen besonders genannt zu werden. Der Tod überraschte ihn eben, als er seinem Ruhme durch die Aufführung des Singspiels: La lampe merveilleuse, seines Meisterstücks, das Siegel aufdrücken sollte. Boieldieu vermehrte seine Lorber noch durch Jean de Paris und le chaperon rouge. Dalayrac gab Picaros et Diégo und Gulistan, und starb, ohne die Vor-

stellung seines Singspiels: Le Poète et le Musicien, gesehen zu haben. Berton erwarb sich neue Verdienste durch die lieblichen Kompositionen: Aline, les maris garçons, und Françoise de Foix; Catel durch: l'Auberge de Bagnères; Cherubini durch: le Crescendo, worin jedoch das Gedicht die Musik stürzte; Mehul beschenkte die Bühne mit: Hélène, Uthal, Gabrielle d'Estrées, Une folie, Josèphe und beschloß seine ehrenvolle Laufbahn 1816 mit dem Singspiele: la journée aux avantures.

Der Verfasser nennt hier mehrere weniger bekannte Tonsetzer und ihre Werke, welche ich übergehe, um diesen vielleicht ohnehin schon zu lang gewordenen Auszug nicht noch zu erweitern. Die letzten, auf der Bühne der königlichen Akademie gegebenen Opern sind: Les jeux floraux, von Leopold-Aimon, und Olimpie von Spontini, welche, obschon mit großen Schönheiten ausgestattet, den gehofften Erfolg nicht gehabt haben.

Traurig für jeden, der sein Vaterland liebt, ist es übrigens, zu sehen, welchen sich stets noch mehrenden Reichthum an musikalischen Schauspielen aller Gattung, deren Text und Musik von einheimischen Autoren kam, die Franzosen in kurzer Zeit gesammelt haben, und wie arm wir Deutsche, mit weit mehr Sinn und Talent für die Tonkunst, besonders für den Gesang, mit einer für letztern weit mehr geeigneten Sprache, an einheimischer dramatischer Musik sind, welche größten Theils noch, nicht über original deutsche, sondern über aus dem Französischen oder Italienischen entlehnte Gedichte geschrieben ist; weil die größeren Opernbühnen, statt inländische Dichter und Tonsetzer, wie in Frankreich geschah, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu rühmlicher Thätigkeit aufzueifern, sie vielmehr durch stete Aufnahmen ausländischer, für Deutschland weder ursprünglich berechneter, noch geeigneter Werke, deren meiste kein anderes Verdienst haben, als einem vorübergehenden Modegeschmack zu fröhnen, fortan verdrängen, und so alles Talent, alle Kraft für immer ersticken. Wir wenden uns nun von der Einleitung zu dem Werke selbst.

I. Kapitel. Von den Worten (dem Gedichte). Die Italiener unterscheiden zwey Gattungen von Opern: die Opera seria und die Opera buffa. Die Franzosen haben ebenfalls zweyerley musikalische Schauspiele: das von einem Ende bis zum andern gesungene Drama, allgemein die große Oper genannt; und die komische Oper, oder das Singspiel, worin der Gesang mit dem gesprochenen Dialog wechselt. Das Sonderbare hiebey ist, daß in Frankreich nicht der Stoff, sondern die Form, in welcher er bearbeitet ist, entscheidet, zu welcher Klasse ein Werk

gehört. So wurden z. B. Medea und Joseph auf dem Theater der komischen Oper gegeben, weil in denselben der Dialog gesprochen wird, während komische Gegenstände, wenn der Dialog als Recitativ geschrieben ist, ihren Platz auf der großen Opernbühne finden.

Die ersten französischen Operngedichte, Nachahmungen italienischer Stücke, waren unregelmäßige Entwürfe, unzusammenhängende Scenen, die kein Ganzes bildeten. Der höchst schwache Styl war durch ein ungeheures Gemisch von Tragischem und Komischem, von schwülstigen Sentenzen, und plumpen Zweydeutigkeiten noch mehr verunstaltet. Die Proben, welche uns Wieland von einigen ältern Gedichten der Oper Alceste aufbewahrt hat, beweisen, daß es mit den ersten deutschen Operngedichten ganz dieselbe Bewandtniß hatte. Quinault war anfangs nicht frey von diesen Mängeln; doch bahnte er sich in der Folge einen neuen Pfad, entfernte die Buffonerien und die Wortspiele von der lyrischen Scene, wählte und ordnete seine Stoffe besser, suchte der Musik durch schöne Bilder mehr Gelegenheit, sich zu zeigen, und durch die Harmonie seiner Verse leichtere Verbindung mit den Worten zu verschaffen, und erhob sich dergestalt weit über die Italiener. Gleichwohl eigneten sich seine Gedichte nur zu der damaligen Art von Musik. Der Gesang war nämlich zu jener Zeit eine schwerfällige Recitation, hier und da von Fragmenten eines, sich wenig unterscheidenden gemessenen Gesangs unterbrochen. Vereinte man je zuweilen die Stimmen der Sänger, so geschah es, um sie eiskalte Madrigale vortragen zu lassen. Der stets passive Chor, auf der Bühne gleich einem Orgelpositiv aufgestellt, ließ seine Pfeifen nach gegebenem Zeichen ertönen; bewegte Arien, Kontraste in Duetten, mehrstimmige Gesänge waren nicht zu finden. Jeder solchen Oper ging ein langer, mit der Handlung außer aller Verbindung stehender Prolog zum Lobe des Königs voran.

»Nachdem Gluck« — so sagt Herr Castil-Blaze — »die wahre dramatische Musik nach Frankreich brachte,« waren ihm Gedichte nöthig, die der neuen Kunst entsprachen, und dem Tonsetzer Gelegenheit gaben, die Macht ihres Ausdrucks in Bildern und Effekten zu entfalten, wovon seine Vorgänger nie einen Begriff gehabt hatten. Man erfährt hier, daß Gluck auch Dichter, und zwar in einer fremden Sprache, war, und das Gedicht: Armide, selbst umstaltete, bevor er es in Musik setzte. Daß er dieses mit gutem Erfolge gethan, können wir glauben, da unser französischer Verfasser versichert, daß »die Verse, welche Gluck hinzu gefügt, Quinault's nicht unwürdig gewesen seyen.«

Nebst allen Eigenschaften, die man von einem guten Schau-

spiele fordert, muß eine Oper noch Bilder, Situationen und Scenen darbieten, welche für musikalischen Ausdruck empfänglich sind; die Arien, Duette u. d. gl. müssen durch die Handlung herbey geführt, und nicht willkürlich hier und dort angeklebt werden, blos weil gesungen werden soll. Die mehrstimmigen Gesangstücke, die Finalen, geschickt angelegt, verstärken die Handlung, ohne sie aufzuhalten, und geben dem Tonsetzer vorzüglich Gelegenheit, einen anziehenden Wechsel der Farben nach Verschiedenheit der Charaktere der handelnden Personen, oder der vorgestellten Begebenheiten, anzuwenden. Nachläßigkeit des Styls, meint unser Verfasser, könne durch den Reiz der Musik erträglich gemacht werden; aber diese bezaubernde Kunst könne anziehende Situationen, malerische Effekte nicht entbehren, und ein wohl durchgeführtes, tadellos geschriebenes Werk, welches dem Tonsetzer jene Hülfsquellen nicht darbiete, würde wohl ein gutes Schauspiel, aber eine schlechte Oper seyn. Ich, meines Orts, sehe nicht ein, warum nicht Reinheit des Styls, dichterische Schönheit, mit den Erfordernissen der Musik verbunden seyn könnten, wenn unsere vorzüglicheren Dichter sich entschlössen, einen Pfad zu betreten, auf welchem ihnen beynahe noch nie gepflückte Lorbern winken. Daß sie es so lange nicht thun, als man sich mit, meistens sehr unvollkommenen, Uebersetzungen ausländischer Opern und Singspiele nicht nur behilft, sondern sie original deutschen Gedichten vorzieht, ist natürlich; um so mehr, da die jetzt beliebte Art und Weise, eine Oper zu komponiren und zu singen, wo der Text nichts, die Musik Alles ist, ihnen schon zum voraus die abschreckende Gewißheit gibt, daß die Schönheiten ihres Gedichts verloren sind, und ihre Arbeit nie dazu gelangen kann, von den Zuhörern vernommen, aufgefaßt und gewürdigt zu werden. Sähen gute Dichter nur ein einziges Mal eine romantische, heroische oder tragische Oper in jeder Beziehung so aufgeführt, wie sie es seyn sollte, das heißt: wäre ein geist- und gefühlvolles dramatisch-lyrisches Gedicht mit einer Musik bekleidet, die sich einzig bestrebte, »jene Eindrücke zu verstärken, welche der Dichter auf das Gemüth des Zuhörers zu machen sich vorgesetzt hat;« würde jeder, auch der geringste Theil dieses Gedichts und dieser Musik von Personen vorgetragen, die, Sänger, Schauspieler und Deklamatoren, hinreichende literarische und künstlerische Ausbildung besäßen, um Gedicht und Musik ganz zu durchdringen, und beydes, als ob es aus ihnen selbst käme, klar und kräftig wieder zu geben; beschränkten sich die Chöre nicht blos auf richtiges Absingen ihrer Aufgabe, sondern erhüben sie sich als Sänger zum Vortrag, als Schauspieler zur wesentlichen Einwirkung in die Handlung; schmiegte sich das Orchester, die von den Sän-

gern ausgedrückten Empfindungen theilend, dem Gesange in allen seinen vielfachen Abschattungen genau an: sähen und hörten gute Dichter, sage ich, solch eine dramatisch-musikalische Darstellung, die zwar leider! zur Zeit noch ein unverwirklichtes, gewiß aber ein zu verwirklichen mögliches Ideal ist; so würden sie überrascht, entzückt über die Wirkung eines dergestalt gleichsam verklärten Gedichts, die recitirende mit der lyrischen Bühne wetteifernd vertauschen, wo ihnen — wie schon Heinrich von Collin behauptet hat — ein weit herrlicheres Ziel zu erreichen stünde.

Die Oper und das Singspiel waren ursprünglich in fünf Akte getheilt. Nun zählen sie deren drey, welche Eintheilung Herr Castil-Blaze für die zuträglichste hält, da der erste zur Exposition und zur Schürzung des Knotens dienen, im zweyten die Handlung auf ihren Kulminationspunkt gebracht, und im dritten entwickelt werden kann. Singspiele in einem Akte können wohl der scenischen Handlung genügen, sind aber ungünstig für die Musik, weil sie ihr niemals große Bilder oder ausgeführte Gesangstücke liefern. Die größten dieser letzteren, und welche dem Tonsetzer die meiste Gelegenheit bieten, sein Talent auf glänzende Weise zu entfalten, sind die Finale. Mehrstimmige Tonstücke von so großem Umfange, wie diese, können im Laufe eines Akts nicht wohl Statt finden. Damit ein solches die volle Wirkung mache, führt der Dichter alle Personen des Stücks auf die Bühne: sind sie einmal da, so müssen sie da bleiben, wenn die Musik nicht gegen den Schluß, der gerade die meiste Kraft erheischt, in ihren Mitteln geschwächt werden soll. Was aber mit dieser empörten Schaar, mit dem erzürnten Vater, mit dem wüthenden Nebenbuhler, mit dem liebenden Paare in Verzweiflung, mit den geschäftigen Vermittlern anfangen? Wie die Ordnung wieder herstellen nach solch einem Aufstande? Können das Recitativ oder der Dialog unmittelbar nach solch einem Gegenstücke wohl die Aufmerksamkeit gewinnen? Es gibt daher kein einfacheres Mittel, als den Vorhang herab zu lassen, um sonach den folgenden Akt ganz ruhig wieder zu beginnen. Den letzten Akt will jedoch unser Verfasser mit keinem ausgearbeiteten Finale beschlossen haben, weil die alsdann der Entwicklung zueilende Handlung durch die Musik würde aufgehalten werden. Ueberdieß sey am Ende eines Stücks alle Welt einig; es handle sich nicht mehr darum, die Leidenschaften, sondern nur die Freude auszudrücken, und sobald Alles am Tag liege, bestehe kein Interesse mehr. Herr Castil-Blaze führt für diese Meinung die meisten Opern an, welche mehrere Finalen haben, und worin dann jenes der Entwickelung immer das schwächste sey; dem aber, dünkt mich, ließe sich das letzte Finale aus Mozarts herrlichem Figaro entgegen stellen, und auf

dieses klassische Beyspiel hin behaupten, daß das letzte Finale nicht nur eben so ausgeführt, wie die übrigen, ja selbst das größte von allen seyn könne, wenn der Dichter die ganze Entwickelung, oder einen Theil derselben hinein legt, und der Tonsetzer den Verstand hat, einzusehen, daß hier nicht Zeit und Ort sey, sich als gelehrter Musiker in kontrapunktischer, breiter Verarbeitung seiner Motive zu zeigen, sondern daß die Musik mit der Handlung gleichen Schrittes forteilen müsse, diese erhebend, ohne sie aufzuhalten.

Bey der Annahme eines Operngedichts ist demnach vorzüglich darauf zu sehen, ob es sich zur musikalischen Behandlung eignet; ob der Zuschnitt gelungen ist; ob es malerische oder kontrastirende Wirkungen, leidenschaftliche Scenen darbiete, ob die Verse der Melodie nicht durch Härten widerstreben, und vor Allem, ob die Anzahl der Personen und ihre Charaktere es möglich machen, die Kräfte der Harmonie zu entfalten, und dem musikalischen Kolorit Mannigfaltigkeit zu verleihen. Wenn Opern zu verwerfen sind, worin die Handlung auf zwey oder drey Personen beruht, weil da keine Möglichkeit ist, mehrstimmige Gesangstücke anzubringen, so soll sich der Tonsetzer nicht weniger vor solchen Gedichten hüten, worin der Dichter, von einem einzelnen dramatischen Effekte, von einem neuen kühnen Bilde hingerissen, nicht gewahr wurde, daß er ein ganzes Stück über einen Gegenstand schrieb, der nur für eine einzelne Scene Stoff gab. Cherubini hat sich von ähnlichen Texten öfters verführen lassen, und nur dieser Täuschung ist es zuzuschreiben, daß aus allen seinen verdienstvollen Werken sich blos das Singspiel: Les deux Journées auf dem Repertoire erhielt.

Daß die französischen Opernbücher jene der Italiener an Werth und Interesse so weit übertreffen, leitet unser Verfasser daher, daß Racine und Moliere das französische Theater bereits seit hundert Jahren zur Vollkommenheit gebracht hatten, als Gluck und Gretry die wahre dramatische Musik einführten; die Italiener hingegen die Tragödie und das Lustspiel erst mehrere Jahrhunderte nach Errichtung ihrer lyrischen Bühne kennen lernten. Daher komme es, daß sie der Musik den Vorzug über die Poesie einräumen, daß sie Konzerte, nicht Schauspiele, auf der Bühne suchen, aller Wahrscheinlichkeit zum Hohne den Herkules, Alexander, Cäsar durch Sopransänger mit hohen Flötenstimmen, oder wohl gar durch Weiber vorstellen lassen, und Polonaisen verlangen, wo die Situation eine heftige leidenschaftliche Arie erforderte. Eine Prophezeyung, die ich nicht unterzeichnen möchte, ist, daß dessen ungeachtet die beyden Nationen, so verschieden ihr Geschmack hierin auch jetzt ist, sich mit der Zeit

darüber vereinigen werden, weil, während Tausende von Opern, welche zu Neapel, Rom, Mailand, Venedig mit Beyfall gekrönt wurden, sammt und sonders in den Abgrund der Vergessenheit gestürzt sind, nur jene noch immer sich erhalten, welche sich den französischen Grundsätzen mehr nähern, z. B. Il matrimonio secreto von Cimarosa, Agnése von Pär u. dgl.

Diesem widerspricht die neueste Zeit: die Italiener waren vielleicht von einer Vereinigung über den Geschmack in der Oper mit den Franzosen nie entfernter als eben jetzt, da auf den italienischen Opernbühnen eine Kompositionsweise herrschend ist, welche den in Frankreich geltenden Begriffen von dramatischer Musik in gerader Richtung entgegen läuft, und die Textbücher elender sind als jemals; indessen man in Frankreich mehr Opern zählt, wo das Gedicht die Musik, als wo die Musik das Gedicht in Gunst erhält.

La Harpe hatte seiner Zeit sehr heftig gegen die Freyheit geeifert, Tragödieen berühmter Dichter zu Opern umzuwandeln, wie solches mit Sémiramis, Iphigénie, Oedipe und anderen geschehen war. Schon der oben, zwischen den Erfordernissen eines Schauspiels und einer Oper bemerkte Unterschied macht, daß ein Schauspiel schwer zu einer Oper umgestaltet werden kann; überdieß wird ein Gedicht, von demselben Autor entworfen und ausgeführt, immer mehr Einheit im Ganzen und in seinen Theilen haben. Scheint daher ein Stoff, den Melpomene bereits sich zugeeignet, günstig für die lyrische Bühne; so bearbeite man ihn auf ganz neue Weise, ohne sclavisch den Fußstapfen des Schauspieldichters zu folgen, der ihn früher behandelte, und ohne ein Werk zu verstümmeln, das vielleicht gerade nur in der Gestalt, die es trägt, den Rang behaupten kann, den es einnimmt. In Italien wird das nämliche Operngedicht allmählich von mehreren Meistern in Musik gesetzt. Metastasio's Olimpiade ist von Pergolese, Hasse, Galuppi, Jomelli, Piccini, Sacchini, Sarti, Paisiello und Cimarosa komponirt worden; allein, dergleichen kann nur dort geschehen, wo Durst nach Gesang, und Bewunderung einer schönen Stimme allein die Opernsäle füllen, wo man sich um die Führung und den Styl des musikalischen Drama nicht bekümmert, und wo es, bey solchen Grundsätzen, und bey der Gewohnheit, den Dialog nie anzuhören, ganz gleichgültig ist, ob der Komponist ein neues oder ein schon seit einem Jahrhunderte bekanntes Gedicht wählt, wenn nur die Musik den Reiz der Neuheit besitzt.

Der übrige Theil dieses Kapitels ist der Untersuchung gewidmet, welche Versarten sich für die Oper eignen; welche dem Recitativ, welche den Arien, und welche den mehrstimmigen Gesang-

stücken am besten entsprechen. Da aber hier, wie natürlich, von französischen Versen die Rede ist, und häufig Beyspiele aus Operngedichten aufgeführt werden, die uns gar nicht bekannt sind; kann diese Abhandlung den deutschen Dichter nicht anziehen, und ich glaube die Bescheidenheit nicht zu verletzen, wenn ich die, durch Hinweglassung jener Bemerkungen in dem Kapitel von dem Gedichte entstehende Lücke durch Hinweisung auf meine kleine Schrift: Versuch einer Aesthetik des dramatischen Tonsatzes, S. 18 und 19, auszufüllen wage, wo sich einige Andeutungen über den Bau der Verse eines Operngedichtes finden.

II. Kapitel. Von der Musik. Hier werden die Vortheile, welche aus der Verbindung der Ton- und Dichtkunst entspringen, vorläufig blos im Allgemeinen gezeigt, der Verfasser verbreitet sich sodann über die ursprüngliche Verbindung der Poesie und Musik, und entwickelt die Meinung, daß das Trauerspiel der Griechen von Musik begleitet ward.

An die Stelle der Melopöie der Griechen, oder jener gehaltenen Deklamation, welche bey ihrer an Wohlklang und Rhythmus so reichen Sprache zur Erreichung der beabsichtigten Wirkung hinreichend war, bey unsern heutigen Idiomen aber theils nicht genug Kraft, theils nicht genug Abwechslung hervorgebracht haben würde, ward in der Oper die Melodie gesetzt. Nicht nur, daß eine wahrhaft dramatische Musik die scenische Wahrheit in der Oper eben so wenig beeinträchtigt, als es die Poesie im Schauspiele thut, verleiht sie der Darstellung vielmehr die kostbarsten Vortheile.

Durch sie erhält die Stimme des Schauspielers (so nennen die Franzosen ihre Opernsänger, anzudeuten, daß in der Scene die Schauspielkunst von der Singekunst unzertrennlich sey) die schönsten Mittel des Ausdrucks, jenen hinreißenden Zauber, jene köstlichen Modulationen, die Allem, was er sagt, bald einen rührendern Schmelz, bald eine höhere Kraft verleiht. Das Recitativ gibt der Deklamation des Dialogs eine größere Bestimmtheit, und die Tonkunst, welche hier, in einem beschränkten Kreise von Tönen, die gesprochene Rede möglichst genau nachahmt, entwickelt dann alle ihr eigene Grazie und Gewalt, wenn es darauf ankommt, im zeitgemessenen Gesange die Leidenschaften auszudrücken. Die »bey Seite« gesprochenen Stellen, welche, im Schauspiele zu häufig angebracht, tadelnswerth sind, weil sie den gesprochenen Dialog hemmen, sind in der Oper nicht selten eine ergiebige Quelle musikalischer Effekte.

Die begleitende Instrumental-Musik belebt die Geberden, und verschafft dem Schauspieler die Gelegenheit, den Zuhörer mit seinen Gedanken bekannt zu machen, wenn auch die Macht der

Situation ihn zu schweigen zwingt. Die feinsten Anspielungen, die reizendsten Züge entspringen aus dieser glücklichen Quelle. Eine charakteristische Melodie, ein stark betonter Ausdruck, der schon früher da war, erscheint nach mehreren Auftritten plötzlich wieder, und ruft eben so schnell die Phrase, den Vers, das Wort, welche damit bekleidet waren, in das Gedächtniß des Zuhörers. Diese Erinnerung knüpft sogleich eine Verbindung zwischen der vergangenen Handlung, und der gegenwärtigen, oder jener, welche eben vorbereitet wird, streut volle Klarheit über eine zu verwickelte Intrigue, ändert sogar zuweilen die Lage einer scenischen Person, und gibt ganz vorzüglich den Geist und Geschmack eines Tonsetzers zu erkennen.

Der Verfasser führt hier zum Beweise mehrere Stellen aus französischen Opern an, die uns unbekannt sind; ich hebe daher, zu mehrerer Erläuterung des oben Gesagten, nur eine aus einem allgemein gehörten und beliebten Singspiele aus: Im zweyten Akte der »Tage der Gefahr« vertraut uns die Flöte, daß Armand in der Tonne verborgen sey, die Mikeli zieht, indem sie aus seiner im ersten Akte gesungenen Arie jene Melodie wiederholt, womit die Worte bekleidet waren: »Die Unschuld ward durch mich befreyt!« Diese Mischung von Handlung und Erinnerung vermehrt das Interesse des Drama um vieles und ist keiner der geringsten Vorzüge der Oper.

Ein noch weit größerer aber ist die Macht, die Menge redend einzuführen. Kann die Tragödie sich hierin mit der Oper messen? Kann sie ein ganzes Volk reden machen, ohne daß die Verschiedenheit der Gefühle und der Sprache Verwirrung in die Massen bringt? Ich möchte hier erinnern, daß man dieß in Schillers Braut von Messina versucht hat; allein die seltsame, um nicht zu sagen widrige Wirkung des gesprochenen Chors mit jener eines gut komponirten, mit Bestimmtheit und Leben ausgeführten gesungenen, dürfte den Vorzug nur in noch helleres Licht setzen, welchen die Oper hierin über das Trauerspiel behauptet. Nicht geringer ist jener, welchen die Tonkunst dem komischen Singspiele über das Lustspiel verleiht; und, ohne des Zaubers zu erwähnen, welchen die Musik über alle Theile der Hochzeit des Figaro ausgegossen hat, darf man nur bemerken, daß die bedeutendsten Fehler dieses Lustspiels sich in eben so viele Schönheiten des ersten Rangs verwandeln, so bald sie auf die lyrische Bühne übertragen werden; wie unter Anderem das Sextett in der Erkennungs-Scene, und das letzte, die nächtlichen Zusammenkünfte in sich schließende Finale hinlänglich beweisen.

III. Kapitel. Von dem musikalischen Ausdrucke und der Nachahmung. Das Gebiet des musikalischen Aus-

drucks wird von den Einen bis ins Unendliche ausgedehnt, von den Andern für ein Hirngespinnst erklärt. Wenn die Forderung, daß die Musik die Schmeicheley, die Geckerey, den Eigensinn, den Optimismus, und andere dergleichen Halbcharaktere schildern soll, eine sehr übertriebene Meinung von ihren Mitteln voraussetzt; ist es eine noch größere Uebertreibung, ihr allen Ausdruck absprechen zu wollen.

»Wie!« ruft Herr Castil-Blaze aus, »die unsterblichen Werke der Jomelli, der Haydn, der Mozarte, der Cimarosa, diese bezaubernde Melodie, diese an Bildern und Effekten so reiche Harmonie, wären nichts als ein eitler Schall, höchstens geeignet, die Ohren zu unterhalten ohne das Herz zu bewegen? Und gleich den leuchtenden Strahlen, die vom Prisma ausgehen, gewährten auch die Töne blos eine glänzende Mannigfaltigkeit ohne Gegenstand? Kann man sich zu einer so ausschweifenden Lehre bekennen? O Ihr, die ihr schwach genug waret, so übel organisirten Sophismen zu weichen und solche Irrthümer anzunehmen, leset die Geschichte dieser Kunst; ihr werdet sehen, daß sie zu allen Zeiten die Lust der Menschen war; und seyd ihr unempfindlich für ihre Zauber, so beurtheilt ihre Macht durch ihre Wunder.«

Die Instrumental-Musik hat keine anderen Mittel des Ausdrucks, als die verschiedene Zusammenstellung der Melodie und Harmonie, der Töne und Eigenheiten der Blase- und Bogen-Instrumente. Wohl schildert sie Gefühle und Leidenschaften; da aber ihre Mittel nicht mannigfaltig genug sind, bleiben ihre Schilderungen oftmal unbestimmt. Der musikalische Ausdruck ist daher nur dann erst vollkommen, wenn die Dichtung sich ihm zugesellet, und die Imagination des Zuhörers auf einer bestimmten Idee festhält. »Die Musik gibt den Versen eine köstliche Harmonie, ein bezauberndes Colorit, sie schärft die Pfeile, welche der Dichter auf das Herz des Zuhörers gerichtet, und diese zwey Künste vereinen sich, um eine himmlische Sprache zu bilden.« Es versteht sich, daß dieses nur von der wahren Vokalmusik gilt, nicht von der, welche heut zu Tag im Schwunge ist, und, unbekümmert um Geist und Inhalt der Dichtung, blos ihre Sylben entlehnt, um eine Anzahl nichts bedeutender Töne darüber auszuschütten. Die nun folgende Stelle ist zu trefflich und zu sehr ein Wort zur Zeit, um sie nicht ebenfalls wörtlich hier anzuführen.

»Will der Tonsetzer diese glückliche Uebereinstimmung des Textes mit der Musik erlangen; so kann er das Werk des Dichters nicht genug studiren, um alle feine Intentionen zu entdecken, seine Begriffe ganz in die eigenen zu verschmelzen, und von allen

Mitteln Vortheil zu ziehen, welche jener ihm darbietet. Die Leidenschaften haben leichte Abschattungen unter sich, und kaum merkliche Grade an sich selbst; es ist leicht, sich in dem Ausdrucke derselben zu irren. Die Fröhlichkeit einer Königin ist nicht die einer Bäuerin, der Zorn eines Heros verlangt andere Accente als der eines gemeinen Kriegers. Welche Accorde werden herzzerreißend genug seyn, um den Schmerz der Clytämnestra beym Anblick der Vorbereitungen zum Opfer ihrer Tochter auszudrücken? Hier gilt es, das Gefühl in seiner ganzen Stärke, den Schrey der Natur, wiederzugeben. Der Schmerz der Andromache, die am Hofe des Pyrrhus den Hector beweint, muß tief gefühlt seyn; aber zwey Jahre der Trennung haben die Quelle ihrer Thränen ausgetrocknet, und der Ungestüm der Verzweiflung hat einer zarten Melancholie Platz gemacht. Die Empfindung der Clytämnestra und der Andromache ist dieselbe; ihre Lage aber ist verschieden. Der Komponist muß jeden Charakter in seinen kleinsten Details verfolgen, damit er den Worten nicht nur den Ausdruck verleihe, der ihnen zukommt, sondern auch jenen, welchen die Situation erfordert.«

Der Ausdruck liegt sowohl in dem Vokal- oder Instrumental-Gesange, als in der Begleitung; die schönsten Wirkungen entstehen aus der Vereinigung dieser zwey Potenzen. Wird der Vokal-Gesang von einer schönen Stimme vorgetragen, die ihren Ausdruck zu jenem des Tonsetzers fügt, so ist der Erfolg vollkommen.

Bey sanften, rührenden Gesängen wird die Melodie durchaus nur von der Singstimme geführt; das Orchester unterstützt sie blos, und füllt die kurzen Ruhepunkte des Sängers angemessen aus. Einfache Modulationen, eine volle Harmonie, und edle, grazienvolle Wendungen, darauf beschränken sich hier alle Erfordernisse. Ist die darzustellende Leidenschaft äußerst heftig, so genügt die Stimme allein nicht, sie auszudrücken; der Zorn, die Verzweiflung gestatten keinen fortgeführten Gesang: dann läßt der Tonsetzer die Verse auf einigen durchdringenden Noten blos deklamiren, und das Orchester verhütet durch ungestüme Gewaltstreiche, durch lebhafte Bewegung, daß die Deklamation nicht zu eintönig werde. In solchen Arien finden dann freylich Jene keine Melodie, für welche es nur in Rundgesängen welche gibt; der Kenner aber, der den Styl der Tragödie von jenem des Liedes zu unterscheiden weiß, wird dem schauerlich edlen Gesange, in welchem der Held sich würdig ausspricht, seinen Beyfall nicht versagen.

»Nichts Flacheres,« sagt der Verfasser, »als eine Oper, die keine Kontraste darbietet, und worin Jedermann sich auf gleich süßliche Weise ausdrückt. Dieß ist der gewöhnliche Fehler der

Italiener, welche, ausgezeichnet glücklich in der Schilderung süßer Gefühle, sich selten zum Dramatischen und fast niemals zum Tragischen erheben. Wer kann die schrecklichen Verwünschungen wieder erkennen, welche der große Corneille Camillen in den Mund legte, wenn er das reizende, liebliche Duo hört, welches sie in Cimarosa's Oper mit ihrem Mörder singt? Und wäre die Arie Tancreds: Di tanti palpiti, nicht Babetten weit angemessener, wenn sie ihrem Geliebten die Mayblumen und Orangenblüten darbeut, als dem Helden von Syrakus, dem furchtbaren Nebenbuhler Orbassans?«

So reich aber auch der musikalische Ausdruck an Bildern und Effekten ist; hat er doch seine bestimmten Gränzen, die man nicht überschreiten kann, ohne die Ohnmacht der Kunst und den Unverstand des Künstlers zu verrathen. Der Eine will einen Sturm malen, der Andere den Aufgang der Sonne; »ja,« sagt Herr Castil-Blaze, »es gibt Tonsetzer, die ihren lächerlichen Dünkel so weit treiben, die Nachahmung einer Feldschlacht zu versuchen! Was bringen sie zuwege? Lärmen, und nichts als Lärmen!«

Es ist unstreitig viel Wahres hierin; allein ganz kann Rec. sich gleichwohl mit dieser Meinung nicht vereinigen. Allerdings lägen ein Sturm, ein Sonnenaufgang u. d. gl. außerhalb der Gränzlinie der musikalichen Nachahmung, die sich nur auf Gefühle, nicht auf Objekte ausdehnen kann; allein, wenn Haydn uns in seiner Schöpfung die empor steigende Sonne, in seinen Jahreszeiten einen Gewittersturm zu schildern sich bestrebt, will er damit nicht diese Natur-Erscheinungen vor unser äußeres Auge bringen, sondern diejenigen Empfindungen in uns erwecken, welche sie in uns hervor gebracht haben würden; und wenn eine Feldschlacht sich weniger zu dieser Art von Darstellung eignet, so ist es wohl hauptsächlich deßwegen, weil hier die Mittel der Tonkunst, selbst auch in ihrer höchsten Kraft angewendet, nicht hinreichen, um nur den mindesten Grad von Täuschung zu bewirken.

Die Tonart, der Rhythmus und vorzüglich auch das Zeitmaß tragen zu dem mehr oder minder richtigen Ausdrucke der Leidenschaften und Gefühle wesentlich bey, und dieselbe Melodie, welche, langsam gesungen, Zärtlichkeit oder Melancholie athmet, kann, schnell ausgeführt, Fröhlichkeit oder Uebermuth ausdrücken, woraus jedoch keineswegs der Schluß gezogen werden kann, daß der musikalische Ausdruck ein Hirngespinnst sey. Dieselbe Phrase, die, im Sinne des Dichters gesprochen, Thränen entlockt, kann Lachen erregen, wenn sie komisch vorgetragen wird. Wie hier bey dem Deklamator, so steht es dort bey dem Sänger, den todten Buchstab oder die todte Note in's rechte Leben zu bringen.

Es bestehen daher zwey Gattungen des musikalischen Ausdrucks: der Ausdruck der Komposition, und jener der Exekution. Alle bisher erfundenen Tonzeichen langen nicht hin, dem Sänger die volle Intention des Tonsetzers anzugeben, wenn dessen Verstand und Gefühl durch Vergleichung der ihm vorgeschriebenen Musik mit dem Geiste des Textes nicht zu ergänzen vermag, was der Komponist aus Mangel hinreichender Mittel anzudeuten nicht mehr vermochte. »Vergebens wird die Partitur mit allen Zeichen, welche Kraft und Bewegung gebieten, überfüllt seyn, wenn der Ausführende kalt wie Eis ist; und überläßt er sich zu unrechter Zeit dem Ungestüm eines Besessenen, läßt er blos halberstickte Geschrey, übel lautendes Heulen vernehmen, das unter kein harmonisches Verhältniß gebracht werden kann, so wird der Ausdruck übertrieben und lächerlich seyn.«

Der Gesang der Instrumente, die Begleitung, die Wirkungen der Harmonie tragen gleichfalls zum Ausdrucke des Vokal-Gesangs bey, und die Klarheit der Komposition wird fast eben so sehr durch das Orchester, als durch die Worte des Textes selbst erreicht. Die Erfindung des Motivs zeugt von dem Genie des Tonsetzers, und an der Art, wie er die Harmonie und die Instrumente nach Verschiedenheit der Situationen oder der Gefühle, die er auszudrücken hat, anwendet, erkennt man seinen Verstand, seinen Geschmack und sein Talent.

Die Grundlage der musikalischen Sprache ist die Deklamation. Lulli berieth sich hierüber mit Mademoiselle Champmélé, Gretry mit der berühmten Clairon, und beyde legten in mehrere ihrer Musikstücke den Ton, die Inflexionen, die Accente dieser gefeyerten Schauspielerinnen. Wenn die Deklamation eine Nachahmung der Natur ist, so muß man dem musikalischen Ausdrucke diese Eigenschaft ebenfalls zugestehen, da er die Deklamation blos verstärkt, und sie einem bestimmteren Rhythmus unterwirft.

Von diesem Ausdrucke ganz verschieden ist jene Gattung der nachahmenden Musik, welche den hörbaren Effekt gewisser Handlungen ausdrückt, z. B. die Schläge des Hammers, das Pfeiffen des Windes, den Galopp der Pferde u. d. gl.; welche unser Verfasser, um sie von der leidenschaftlichen, dramatischen nachahmenden Musik zu unterscheiden, die malerische nennt, vor deren zu häufiger Anwendung er mit Recht warnet, und die er nur in recitativischen Erzählungen einer Handlung, oder während der Handlung selbst angebracht wissen will.

IV. Kapitel. Von der Melodie. »Die Melodie ist eine Folge von Tönen, welche dem Ohre durch angenehme Modulationen schmeichelt.« Diese Definition hört auf, richtig zu

seyn, sobald sie nicht auf die Melodie, im strengsten Verstande, sondern auf die Musik im Ganzen angewendet wird, wie Rousseau gethan hat. Der Begriff von Musik schließt nebst der Melodie auch die Harmonie mit ein, und die Dissonanzen, welche eben so wohl, als die Konsonanzen, im Gebiete der letztern liegen, und ein mächtiges Mittel zur Hervorbringung großer musikalischer Effekte sind, schmeicheln dem Ohre nicht.

Die Melodie stammt von der Imagination und ist nicht das Ergebniß der berechnenden Wissenschaft; »denn,« sagt Herr Castil-Blaze, »man lernt nicht, Geist und Gefühl zu haben.« Mit Imagination und Geschmack kann Jedermann Melodien bilden. Viele der anziehendsten National-Lieder sind von Hirten oder Landbauern erfunden. Oft finden sich in dergleichen Gesängen charakteristische Züge, originelle Wendungen, reizende Stellen, welche in ihren größeren Werken nachzuahmen, berühmte Meister nicht verschmäht haben. Doch die Gabe, Melodien aus Instinkt zu erfinden, erstreckt sich nicht über die Romanze und das Lied hinaus; die Bildung eines Tonstücks von größerer Ausdehnung erfordert die Fähigkeit, die Melodie und ihre verschiedenen Modulationen gehörig zu führen, welche nur das Studium der Kunst geben kann. Mit glücklichen natürlichen Anlagen kann man wohl, ohne es gelernt zu haben, eine Blume zeichnen, ein Epigramm dichten, eine Romanze oder einen Walzer komponiren; »das Gemälde, die Ode und die Arie oder die Symphonie aber sind dem Künstler allein vorbehalten.«

V. Kapitel. Von der Harmonie. »Mehrere zugleich erschallende Töne bilden einen Accord. Aus der Folge mehrerer Accorde entsteht die Harmonie.«

Unser Verfasser stimmt hier der beynahe allgemein angenommenen Meinung bey, daß die Alten die Harmonie in ihrer heutigen Bedeutung nicht gekannt, daß sie ihre durchaus melodischen Gesänge im Unisono oder in der Octave gesungen, und mit der Lyra, ebenfalls blos im Einklange, begleitet haben. Wenn diese Meinung durch die Uebereinstimmung vieler geschätzten Schriftsteller einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit erhält; so drängen sich doch, bey anhaltenderem Nachdenken, Gründe auf, die das Gegentheil zu beweisen scheinen. Die Wunder, welche die alten Klassiker von den Wirkungen der Musik erzählen, und die wohl bey ihnen selbst keinen Glauben fanden, beweisen dennoch, daß diese Wirkungen außerordentlich gewesen seyn müssen, eben weil sie meinten, dieselben nicht anders, als durch Allegorien, hinreichend schildern zu können. Die großen Philosophen des Alterthums reden mit Entzücken von dieser Kunst, und wenn sie den Erzeugnissen anderer schönen Künste hohes Lob ertheilten, priesen

sie die Musik nicht minder, als jene. Sollten nun dieselben geist- und geschmackvollen Männer, welche, wie wir aus den noch vorhandenen Werken der Bildhauerey und Architektur jener Zeiten uns überzeugen können, die Vorzüge dieser Kunsterzeugnisse so scharfsinnig zu erörtern, ihren Werth so genau zu würdigen wußten, die Tonkunst allein auf ihrem Gipfel gewähnt haben, wenn sie wirklich noch in ihrer ersten Kindheit gewesen wäre? So erstaunliche Effekte, als sie durch die oberwähnten Allegorien erklären wollten, und der uns geschichtlich überlieferte Eindruck, welchen jener Chor der Eumeniden von der Bühne herab auf die Zuhörer machte, lassen sich kaum als der Erfolg einer im Unisono gesungenen, im Bereiche von fünf oder sieben Tönen sich bewegenden Melodie erklären. Daß wir aus der Geschichte des Mittelalters wissen, der Kontrapunkt, oder die Kunst des mehrstimmigen Tonsatzes sey erst im eilften Jahrhunderte (nicht im achten, wie Herr Castil-Blaze angibt) erfunden worden, dürfte jene Meinung nicht unbedingt bestätigen; denn diese Kunst könnte ja, wie es mit so mancher andern geschehen, vielleicht nicht erst erfunden, sondern nur wiedergefunden worden seyn. Die vierzigsaitige Leyer des Epigonus scheint offenbar auf Anwendung von Accorden hinzudeuten; und war auch die Wissenschaft der Harmonie, so wie sie dermal ausgebildet ist, den alten Griechen unbekannt, besaß auch ihre Instrumentalbegleitung den lebendigen, abwechselnden Reiz der heutigen nicht; ließen auch ihre Chöre sich weder in gelehrten Fugen noch in kanonischen Nachahmungen vernehmen; so konnte doch in Begleitung und Chören eine einfache Harmonie herrschen, die, verbunden mit jener rührenden, oder ergreifenden Melodie, welche blos eine erhöhte Deklamation, ein verstärkter Ausdruck des Gedichts war, eine zwar ungekünstelte, aber vielleicht nur desto eindringendere, imposantere Wirkung hervorgebracht, und jene Lobpreisungen und Erzählungen völlig gerechtfertigt haben, die uns nur aus Mangel hinlänglicher Kenntniß dessen, was die Musik der Alten wirklich war, unglaublich vorkommen. Herr Castil-Blaze scheint sich in der Folge dieses Kapitels selbst in einen Widerspruch über diesen Gegenstand zu verwickeln. Nachdem er früher die Gesänge in der katholischen Liturgie, die er als echte Bruchstücke des alten griechischen Gesangs erkennt, als einen der Beweise anführte, daß die Gesänge der alten Griechen ohne Harmonie, blos im Unisono, vorgetragen wurden, ermahnt er die Tonsetzer, sich nicht bey den pedantischen Untersuchungen der alten Tonarten und ihrer Eintheilung aufzuhalten, und sagt: »Ein Komponist wird über diesen Punkt genug wissen, wenn er eine vollständige Kenntniß des Kirchen-Gesangs hat. Von diesem haben die Händel,

die Bach, die Gluck, die Mehul, die Cherubini, die Lesueur den Gang der Bässe, die Anlage, die Accorden-Folge genommen, welche den erhabenen Oratorien, und mehreren Tonstücken der Alceste, des Joseph, der Medea, der Barden u.s.w jenen religiösen und feyerlichen Charakter geben. Die Musik der Alten, zu verschieden von unserm Systeme, kann uns nur durch ihre Modelle erleuchten, und in der Liturgie finden wir sie fast alle.« Entweder die Gesänge unserer Liturgie sind wirklich Fragmente der altgriechischen Musik, ganz wie sie war, und dann war sie unstreitig von aller Harmonie entblößt, und schritt blos im Einklange fort; dann können die Komponisten aber auch keinen »Gang der Bässe,« keine »Accordenfolge« daraus lernen, weil diese nur in der Harmonie zu finden sind: oder jene Kirchengesänge sind nur die Oberstimme der altgriechischen Chöre, und man muß sich dieselben unter harmonischen Verhältnissen denken — wie unser Verfasser in der angeführten Stelle offenbar gethan hat; — dann hören sie auf, Beweise für den Mangel der Harmonie bey den Alten zu seyn, können aber, so wie sie nun sind, auch nur als Vorbilder einer edlen Melodie dienen, und die Verweisung auf deren Studium war hier, wo von der Harmonie die Rede ist, nicht an ihrem Platze.

VI. Kapitel. Von der Komposition. »Die Melodie ist die Frucht der Begeisterung; die Harmonie das Ergebniß der wissenschaftlichen Berechnung; die Komposition ist die Kunst, diese beyden musikalischen Potenzen mit Geschmack zu verbinden.« Nur derjenige ist wirklich Künstler, der Genie und Wissenschaft in sich vereinigt. Die glücklichsten Naturanlagen, ohne eine vollständige Kenntniß der Regeln, dieser Masse von Beobachtungen, die nur die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte liefern konnte, werden eben so wenig einen genügenden Erfolg herbeyführen, als Wissenschaft ohne Begeisterung; und wenn die Kunst dem Genius zuweilen Fesseln anzulegen scheint, bewahrt sie ihn meistens nur vor Verirrungen, in die er ohne sie gerathen würde, und beut ihm dort, wo es sich nicht mehr darum handelt, Ideen zu finden, sondern die gefundenen auszuführen, die unerschöpflichen Mittel der Harmonie und des Kontrapunkts. Dieselben Regeln des Tonsatzes herrschen in der ganzen civilisirten Welt: die Musiker aller Nationen bilden nur eine Familie, und verstehen sich wechselweise ohne Dolmetscher. Aus diesem Umstande leitet unser Verfasser es ab, daß die Tonsetzer des einen Landes jenen des andern weit eher Gerechtigkeit widerfahren lassen, als die Dichter verschiedener Länder, die sich gegenseitig nur durch Uebersetzungen zu beurtheilen vermögen, wie denn auch Voltaire über Milton, und Schlegel über den »göttlichen Racine« eine höchst

unbillige Kritik hätten ergehen lassen, während Hasse und Mozart in Italien (?), Sarti und Cimarosa in Deutschland, und italienische und deutsche Tonsetzer in Frankreich mit gleich glänzenden Lorbern gekrönt worden seyen.

Herr Castil-Blaze zieht diese Parallele zwischen Dicht- und Tonkunst noch weiter fort, scheint aber dabey nicht ganz aufrichtig zu Werke zu gehen; denn, indem er sich das Ansehen gibt, die französischen Schöngeister zu tadeln, daß sie, »stolz auf ihr tragisches, aus lauter Meisterwerken bestehendes Repertoire,« Shakespeare, Göthe und Schiller kaum ihren Melodramen-Fabrikanten gleich achten, und ihren »ungestalten Schauspielen« zwar einzelne Züge von Genie, ja selbst einzelne herrliche Scenen, sonst aber nicht die mindeste Kenntniß der dramatischen Regeln zugestehen, ertheilt er ihnen die gute Lehre, diese Bemerkungen lieber für sich zu behalten, und »sie auf jene Künste anzuwenden, welche in Frankreich noch nicht die ausgesuchte Vollkommenheit besitzen, welche in ihren Tragödien liegt, damit die Deutschen jene Beschuldigung nicht etwa umkehren, und die strengen Beobachter der dramatischen Regeln darauf aufmerksam machen, daß sie in der Musik nicht weiter vorgerückt seyen, als die Deutschen im Schauspiele.«

Noch deutlicher spricht sich das Geburtsland unsers Autors in der nun folgenden Stelle aus, die merkwürdig genug ist, um den Lesern wörtlich mitgetheilt zu werden.

»Darf man sich wundern, wenn sie (die Deutschen) Vergnügen an der Vorstellung ihrer romantischen Dramen finden, da die Musik des größten Theiles unserer Oper in demselben Geschmacke komponirt ist? Ist Gretry nicht ein wahrhafter musikalischer Schiller? Wir tadeln ihre Schauspiele, sie verdammen unsere Musik; unter verschiedenen Beziehungen sind wir in einerley Lage; wie man jedoch früh oder spät jenen Punkt erreicht, welcher der Vollkommenheit am nächsten steht, bedarf es nur der Erscheinung eines Mannes von Genie, um das poetische und musikalische System beyder Nationen zu verändern. Deutschland wird einst seinen Racine haben, und Frankreich seinen Mozart.« —

Es ist allerdings, wie auch in dem vorliegenden Werke bemerkt wird, sonderbar, daß in der eleganten Welt so viel gegen die Regeln der Komposition deklamirt wird, deren Alter, Ursprung und feste Begründung sie unangreifbar machen sollte. Die Hauptsache ist, heißt es, daß die Musik gefalle; kann sie dieß Ziel ohne Regeln erreichen, so sind diese unnütz. Auf bloßes Gefallen den Endzweck einer Kunst beschränken wollen, die eine weit größere Macht über das Gemüth und die Leidenschaften des Menschen aus-

zuüben im Stande ist, als alle übrigen schönen Künste, heißt diese Kunst doch wahrlich gar zu sehr herabwürdigen. Aber auch diesen geringsten ihrer Zwecke wird sie, ohne Regeln, in größeren Erzeugnissen dauernd nicht erreichen. Es ist schon gesagt worden, daß man mit wohl organisirten Ohren und einer natürlichen Gabe zur musikalischen Erfindung, ohne Kenntniß des Tonsatzes, eine artige Romanze, ein Lied, eine Tanzmelodie hervorbringen kann; bey Tonstücken von größerem Umfange, woraus eine Oper besteht, kann aber mit diesen Mitteln nicht ausgereicht werden. Ist solch ein, der Regeln unkundiger Komponist arm an Erfindungsgabe, so wird er im Laufe eines längeren Gesangstücks immer dieselbe Idee wiederholen, aber ohne ihr jene Mannigfaltigkeit und Abwechslung geben zu können, die nur aus der Anwendung harmonischer Kenntnisse kömmt, und daher selbst mit der angenehmsten Melodie den Zuhörer gar bald ermüden. Quillt sein Born der Melodien außerordentlich reich; so wird er in einem und demselben Stück Motiv auf Motiv häufen, weil er es nicht versteht, eines derselben in immer neuer, immer anziehenderer Form wieder zu Gehör zu bringen, und so ein in sich selbst vollendetes, dem Zuhörer faßliches Ganzes zu schaffen, dessen vorzügliche Kraft und Annehmlichkeit eben in dieser kostbaren Einheit liegen, welch alles aber nur die Regeln lehren; durch jene, aus Unkenntniß derselben nothgedrungene Verschwendung der Ideen wird ihre Quelle nach zwey, drey Opern doch versiegen; er wird dann zur Wiederholung aus eigenen, oder zu Plagiaten aus fremden Werken seine Zuflucht nehmen müssen, dieses noch einige Zeit durch Bewunderung erregende mechanische Schwierigkeiten, durch betäubende Lärmeffekte den Laien verbergen können, am Ende aber gleichwohl in der ganzen Armuth des Verschwenders da stehen, und den Beweis liefern, daß man in der musikalischen Komposition, blos mit seltenen Naturgaben ausgestattet, wohl eine Zeitlang, dauernd aber nur dann gefallen könne, wenn jene mit gründlicher Kenntniß der Regeln verbunden sind; und daß man, ohne diese Kenntniß in der Musik wohl den Namen eines Künstlers für eine kurze Periode usurpiren, ein solcher aber eben so wenig werden kann, als man mit bloßen Anlagen ein Maler oder Bildhauer wird.

Von dieser Ansicht aus hat unser Verfasser den jetzt so häufigen Anbetern der »regellosen Musik« nicht begegnet; er beschuldigt seine Landsleute blos, daß ihnen manche elende, ohne Hülfe der Regeln zusammen gewürfelte Rhapsodien blos darum gefallen, weil sie dieselben seit zwanzig Jahren gehört, weil sie schon ihre Väter bezaubert, und weil alle Tagblätter jener Zeit versichert

haben, daß sie schön seyen. Diesen Fehler kann man der Mehrheit unserer Landsleute nicht vorwerfen, welcher nicht einmal altes Vortreffliches, viel weniger altes Schlechtes gefällt, und bey welcher in der Musik das Verdienst der Neuheit statt aller übrigen gilt.

Eine zweyte Einwendung ist: Also muß man einen Musikmeister nehmen, um die Oper genießen zu können, und die Musik ist nur für Tonkünstler gemacht? Keineswegs. Erfahrung bildet den Geschmack, und wiegt manchmal die Kenntniß auf. Man kann nicht immer vermeiden, Opern zu geben, die eben nicht reich an Erfindung sind; aber die Komposition derselben sey stets tadellos. Eine monstruöse Mischung von Meisterwerken und Stümperarbeiten auf derselben lyrischen Bühne wird stets das größte Hinderniß der Reinigung des Geschmacks seyn; wohingegen eine ununterbrochene Reihe von Vorstellungen solcher Opern, die sich eines reinen und korrekten Styls rühmen können, einem Publikum eben so die Schönheiten der Harmonie, den Gang der Accorde, die Gründlichkeit des Basses wird fühlen lehren, als die Annehmlichkeit der Melodie. Es gibt überall einzelne Kenner, welche die Vorzüge eines Kunstwerks sogleich entdecken; aber der Menge muß man die edlen Vorbilder hundert Mal vor die Sinne bringen, damit ihre lang schwankende Meinung sich endlich festsetze, und sie sich eine Routine bilde, welche den Mangel des Kunstgefühls ersetzen muß.

Endlich, hört man noch sagen: die regelmäßige Musik, die Werke, deren Satz man bewundert, die gelehrte Musik mit einem Worte, ist langweilig und blos den Kunstverständigen genießbar. Gähnt man doch nicht bey Mozarts Hochzeit des Figaro, bey Cimarosa's heimlicher Heirat, bey Glucks Orpheus, bey Pärs Agnese, bey Cherubini's Tagen der Gefahr u. s. w.: und gleichwohl haben diese Tonsetzer ihre Kunst aus dem Grunde gekannt, und glänzende Beweise dieser Kenntniß gegeben. Die tiefste Wissenschaft herrscht in jenen Werken von einem Ende zum andern, aber sie verbirgt sich unter dem Schleyer der Grazie. Diejenigen, welche obige Behauptung im Munde führen, ahnen wohl nicht, daß die Romanze des Pagen in der Hochzeit des Figaro, dieser süße Engelsgesang, ein Meisterstück der Modulation, und die Introduktion derselben Oper, »diese geistvolle Tändeley, dieser sprühende Funke des Frohsinns, dieser Strauß von Frühlingsblumen, dieß Duett, ein Vorbild des Grazienvollen,« eine gelehrte, sehr gelehrte Komposition sey. So wendet das Genie die Kunstwissenschaft an, auf solchem Wege

gelangt es dahin, zu gleicher Zeit die ununterrichtete Menge und die Auserwählten Apolls zu bezaubern.

Auf der Bühne muß man gefallen und rühren. Der junge Tonsetzer, welcher diese Laufbahn wählt, bedenke vor Allem, daß die Wissenschaft, die in der Masse, in der Symphonie alle ihre Pracht entfaltet, und zuweilen die Armuth der Erfindung bedeckt, auf der Bühne nur unter der Begünstigung eines Gesangs voll Wahrheit, Zauber, Originalität, Geist, und (in so fern es, ohne zur Gemeinheit herab zu sinken, geschehen kann) selbst Popularität, an ihrem Platze sey. Daß, da dem Zuhörer das Drama nur mit Hülfe der Worte verständlich werden kann (wenn nämlich die Sänger sie deutlich aussprechen, und die Zuhörer darauf achten), der Instrumentalgesang und die Begleitung dergestalt geordnet seyn müssen, daß die Worte stets leicht vernehmlich bleiben (wornach die neueste Methode, das ganze Heer der Instrumente gegen eine einzelne Singstimme loszulassen, nicht die beste seyn möchte);

daß der Gesang, nachdem er mit einer Handlung verbunden ist, schnell, wie diese, fortschreiten, und den dramatischen Ausdruck verstärken, nicht durch zu breite Entwickelung ihn schwächen soll (womit die unmäßige Wiederholung einzelner Verse, noch mehr aber die Ausdehnung einer einzigen Sylbe zu endlosen Tonläufen verbannt ist);

daß, da es in einem Werke voll Täuschung wenig Gelegenheit gibt, die musikalische Wissenschaft vorherrschen zu lassen, der Tonsetzer sie öfter dazu anwenden müsse, seine Anlage und seine Massen durch Hinweglassung überflüssiger Theile, und unnützer Verzierungen zu vereinfachen, als den Gesang zu überladen, unter dem Vorwande, seine Wirkung zu erhöhen;

daß unter der Menge, die den Opernsaal füllt, wenig aufgeklärte Kunstfreunde sind, der größere Theil hingegen an der Musik Vergnügen findet, ohne sie studirt zu haben, und sich ihren süßen Eindrücken überläßt, ohne sich über deren Ursachen Rechenschaft geben zu können, und daß der Triumph des Komponisten erst dann vollständig sey, wenn es ihm gelang, den Enthusiasmus dieser Mehrheit zu erregen, und zugleich den Beyfall des Kenners und Meisters zu ernten *);

---

*) »Niemanden,« sagt Herr Choron, »hat dieß besser gelungen, als »Mozarten, der mit einem fast immer leichten, obschon ori»ginellen Gesange, voll Grazie und Ausdruck, eine an Arbeit und »Wirkung reiche Begleitung zu verbinden wußte, so, daß er dem »bloßen Liebhaber eben so sehr gefällt, als dem Kunstverständigen,

daß endlich einem dramatisch-musikalischen Werke Einfachheit, und vor Allem die größte Klarheit nöthig sey, weil es aus dem Gedächtnisse von Sängern vorgetragen werden muß, die mit ihrer Rolle, mit den Leidenschaften, die sie auszudrücken haben, mit den Stellungen und Bewegungen des Körpers, und mit dem Geberdenspiele zu sehr beschäftigt sind, um eine allzu verwickelte Musik deutlich vortragen zu können. (Welche Rücksicht bey fast allen italienischen und bey den meisten deutschen Opernsängern hinweg fällt.)

Die Frage: Welcher von zwey Tonsetzern, deren einer blos die Gabe der Melodie, der andere nur die Kenntniß der Harmonie besäße, vorzuziehen sey? löst Herr Castil-Blaze folgendermaßen, und, wie mich dünkt, sehr befriedigend: Der Komponist aus Instinkt wird zuweilen einen edlen Gesang, viel öfter noch einen trivialen erfinden, und, da die Kunst ihm nicht die Bahn zeigen kann, auf welcher er seine Erfindung benützen könnte, sich darin stets verirren. Der Harmonist, nachdem er trockene Solfeggien, geschmacklose Schulübungen und pedantischen Plunder zusammen gereihet, wird in einem Augenblicke der Begeisterung drey vortreffliche Seiten schreiben, worauf die lieblichste Melodie sich mit der kunstvollsten Harmonie paart, und diese drey Seiten werden hinreichen, um all die ungestalten Machwerke, all den rohen Singsang seines Nebenbuhlers zu Schanden zu machen.

VII. Kapitel. Von den Wirkungen der Musik. Nachdem unser Verfasser, nicht ohne einige Weitläufigkeit, alle die Wunder wiederholt, welche die Musik in ältester Zeit bey den Hebräern, Griechen und Römern gewirkt, die Fabeln vom Orpheus und Amphion mit eingerechnet; nachdem er von dem Einflusse, welchen diese Kunst zu allen Zeiten auf die Menschen behauptet, auf jenen übergeht, welche sie selbst über die Thiere ausübt; meint er, daß alle Verbesserungen, welche die Tonkunst seit David bis auf unsere Zeiten erfahren hat, den Genuß derselben wohl mannigfaltiger, ihre Macht aber nicht größer machen konnten, und bringt einen rücksichtswürdigen Beweis für diese Meinung in der Thatsache bey, daß, ungeachtet aller Fortschritte, deren diese Kunst sich rühmen kann, und trotz der jetzigen erstaunlichen Ausdehnung ihrer Mittel, der einfache Kirchengesang jede andere Musik besiege, und die erhabenen Kompositionen eines Mozart und Cherubini, von den trefflichsten Künstlern ausgeführt, nach den majestätischen und rührenden Accenten einer zahlreichen Gemeinde, von der harmonischen Kraft der Orgel

»den er bald entzückt, bald in Erstaunen setzt, und daß seine Werke »eben so sehr zur Ergötzung als zum Studium geeignet sind.«

unterstützt, immer schwach erscheinen werden. Die Musik hat vielleicht in eben dem Verhältnisse an intensiver Vollkommenheit verloren, als sie an extensiver gewonnen hat, und wenn es zweifelhaft ist, ob eine Bravour-Arie, von der ersten Konzert-Sängerin gesungen, die alten Griechen anziehen würde, so ist es hingegen sehr wahrscheinlich, daß ihre einfachen Chöre noch heut zu Tage dieselbe erstaunliche Wirkung machen würden, welche sie vor mehr als zweytausend Jahren auf diejenigen machten, die sie gehört haben. Die berühmten Männer aller Zeiten, welche die Tonkunst pflegten, verdienen unsere Bewunderung und unsern Dank, und es wäre unbillig, Werke tadeln zu wollen, die uns jetzt unvollkommen scheinen, unsere guten Voraltern aber entzückt haben.

Die Umwälzungen, welche einige große Genien in der Musik veranlaßten, die plötzliche Vernachläßigung der Werke, welche unsere Väter bezauberten, eine neue Art, zu komponiren und auszuführen, die einen bessern Erfolg gewährte, dieß alles brachte viele Personen, welche diese Kunst nur als einen frivolen Zeitvertreib betrachten, auf den Gedanken, daß sie der Mode unterworfen sey, indeß sich bey näherer Prüfung zeigen wird, daß alle Veränderungen, welche sie erlitten, blos natürliche Folgen von den Fortschritten der Kenntnisse und der Erweiterung der Mittel waren. Nun, bey den Reisen der berühmten Musiker durch ganz Europa, bey den hergestellten gegenseitigen Verbindungen derselben in allen zivilisirten Ländern, bey dem fortwährenden wechselweisen Austausch ihrer Werke, wird die Musik auch überall in gleichem Maße fortschreiten. Schon ist die Kunst allenthalben dieselbe, wenn auch die drey vorzüglichsten Schulen noch einen eigenthümlichen Charakter beybehalten haben, und »die deutsche sich durch eine gründlich gearbeitete Harmonie, vereint mit einem geist- und ausdrucksvollen Gesange; die italienische durch eine stets süße Melodie und einen einfachen, reinen Satz auszeichnet (es ist also hier nicht von der neu-italienischen Schule die Rede); die französische hingegen aus einer Mischung beyder besteht, und mit der deutschen Kraft die italienische Grazie verbindet. Ungeachtet dieser Verschiedenheit des Styls kann sich in Europa keine musikalische Revolution mehr ereignen: man befolgt allenthalben die nämlichen Grundsätze, und kann in den Kunsterzeugnissen eines jeden Landes blos noch die Lokalfarben bemerken, welche sich auf den Charakter und die Sitten seiner Einwohner beziehen.«

Hier glaubt Rec. neben viel Wahrem doch manches Unrichtige zu entdecken. Daß die Veränderungen, welche die Musik seit ihrer Erfindung bis jetzt erlitten, größtentheils blos aus den allmähli-

chen Fortschritten der Kenntnisse und Fähigkeiten gefolgt sind, leidet keinen Zweifel, und wir sehen in unsern Tagen, daß die erstaunliche mechanische Fertigkeit der heutigen Instrumentisten und Sänger auch die Vokal- und Instrumental-Kompositionen aus der ehemaligen inneren Gediegenheit in blos äußeren Kunstmechanismus heraus getrieben hat; gleichwohl aber nahm, was bloße Formen in der Musik betrifft, vorzüglich in Verzierungen und Cadenzen, recht eigentlich die Mode an den von Zeit zu Zeit Statt gefundenen Veränderungen Theil, wie man aus der Vergleichung älterer klassischer Werke mit neueren klassischen deutlich sehen kann. Hingegen scheint die Behauptung, daß man jetzt überall die nämlichen Grundsätze befolge, und die Erzeugnisse der verschiedenen Länder sich nur durch die Lokalfarbe unterscheiden; durch die Thatsache widerlegt zu seyn, daß die neuesten italienischen Opern nicht nur in Hinsicht auf Styl und Formen, sondern in der Grund-Anlage, in dem Princip, wovon die ganze Behandlung ausgeht, von den französischen und deutschen Werken auf das Wesentlichste verschieden sind. Daß aber dennoch keine allgemeine Umwälzung in der dramatischen Musik mehr zu besorgen ist, weil denkende Künstler und Kunstverständige, seit Gluck, von der Wahrheit und Richtigkeit der von diesem Genius durch Wort und That aufgestellten Grundsätze zu fest überzeugt sind, um sich durch Werke, die mit jenen auf Natur, Verstand und Gefühl gebauten Prinzipien im geradesten Widerspruch stehen, irre machen zu lassen, wenn auch die ununterrichtete Mehrheit sich auf einige Zeit verführen läßt; dieß beweisen die Ereignisse unserer Tage, wo ein blendendes Meteor, dem es zwar gelang, die Blicke der Menge auf einen Augenblick von den unwandelbaren Sonnen des musikalischen Horizonts ab und auf sich zu ziehen, bereits fast allen Glanz verloren hat, ohne — wie Viele besorgten — eine bleibende Revolution in dem Sternen-System bewirkt zu haben, und in Kurzem auf unserem Gesichtskreise vergebens gesucht werden wird, während jene Sonnen fortleuchten werden, bis ans Ende der Welt.

Recensent schließt die Betrachtung dieses Kapitels mit folgenden köstlichen, besonders in unseren Tagen wohl zu beherzigenden Worten des Verfassers:

»In Kunstwerken der Malerey, wie der Musik, kann die Mode ihre Launen nur über Werke von alltäglichem Styl, von minderer Gattung, über jene wahren Kleinigkeiten ausüben, deren Frivolität sie allerdings zum Spielzeug jener phantastischen Gottheit eignet.« Und man kann noch hinzusetzen: Jedoch nicht über erhabene, grandiose Werke, die auf Natur und Wahrheit, folglich auf ewig unerschütterliche Grundfesten gebaut sind.

VIII. Kapitel. Von den Stimmen und dem Vokal-Gesange. »Die menschliche Stimme ist das schönste Mittel, welches die Musik zu ihrer Ausführung besitzt. Die Instrumente wurden blos erfunden, um sie nachzuahmen oder zu begleiten: gleich den Sklaven, welche entweder vor ihrem Gebieter einhergehen, oder demselben folgen, lassen sie sich auf der Bühne nur hören, um den Sänger entweder anzukünden oder ihm als Gefolge zu dienen.«

Diese eben so einfache als richtige Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses der Singstimmen und Instrumente in der dramatischen Musik zeigt zugleich die Verkehrtheit des dermaligen Geschmacks in derselben, indem nämlich — um das Gleichniß unsers Verfassers beyzubehalten — der Gebieter seinen höchsten Ruhm darin sucht (und, wenn der Beyfall der Hände mehr gilt als jener der Köpfe, auch wirklich findet), die Farbe seiner Sklaven zu tragen, diese hingegen, wenn er sich ja manchmal seiner angestammten Würde für einen Augenblick erinnert, ihn sogleich mit unverschämtem Getöse wieder in ihren Kreis herab ziehen.

Recensent übergeht hier die bekannte Eintheilung der Stimmen in hohe und niedere, wobey Herr Castil-Blaze von der bisherigen Uebung seines Landes darin abgeht, daß er die Alto-Stimme blos zu den Weiberstimmen zählt, den sehr seltenen männlichen Alto aber (haute-contre) unter die Tenor-Stimmen reihet; eben so scheint mir Alles, was hier über die Beziehungen der Singstimmen gegen einander, über ihre verschiedene Ausdehnung, über die mechanische Ausbildung derselben u. s. w. gesagt wird, und in jeder guten Singschule zu finden ist, für diese Blätter nicht geeignet. Die Regel, daß der Tonsetzer beym Entwurf seiner Gesangstücke stets nur auf einen mäßigen Stimmen-Umfang rechnen soll, glaube ich jedoch nicht übergehen zu dürfen, weil sie zugleich die Absicht hat, dem Sänger die Aufgabe zu erleichtern, den Gesang im Geiste des Gedichtes und der Melodie vorzutragen. Der Singende muß stets Meister seiner Stimme bleiben können. Zwingt man ihn, sich in Töne zu wagen, deren er nicht mehr gewiß ist, oder die er nur mit Anstrengung erreichen kann; so raubt man ihm jene Freyheit des Vortrags, die ihm nöthig ist, um die Gefühle mit Wahrheit und Wärme auszudrücken, welche Dichter und Tonsetzer in seinen Gesang gelegt haben. Der Sänger muß seiner Seits vor Allem gründliche Theorie seiner Kunst mit vollendeter Praktik verbinden.

Jedermann wird hier unserm Verfasser beystimmen, wenn er klagt, daß die Zahl der Künstler in dem Grade sich vermindere, als die Kunst an Vollkommenheit zunimmt, und wenn er diese traurige Erscheinung größten Theils der Aufhebung der Semina-

rien zuschreibt, aus welchen von jeher die ausgezeichnetsten Tonsetzer und Sänger hervor gegangen sind. Das musikalische Conservatorium zu Paris hat große Verdienste um die Musik; allein, vor der Revolution haben in jenen, auf allen Punkten des Königreichs verbreiteten Cathedral-Schulen vier tausend junge Sänger eine vortreffliche musikalische Ausbildung erhalten; das Conservatorium hat deren nie mehr als funfzig gezählt. Und woher sollen gute Sänger in Ländern kommen, die weder Seminarien noch ein Conservatorium besitzen? —

IX. Kapitel. Von der Verwendung der Sänger und von den Rollen. Dieses Kapitel ist zunächst für die französischen Theater, ihre Verfassung und ihre Sänger berechnet; doch enthält es auch viel allgemein Anwendbares. Wir wollen vorzüglich dieses Letztere betrachten, uud von jenem in unsere Betrachtung nur so viel aufnehmen, als zur mehreren Klarheit des Gegenstandes beytragen kann. Die Gefühle, welche das menschliche Herz bewegen, können durch jede Stimmgattung ausgedrückt werden; doch aber gibt es Stimmen, deren Tiefe, Annehmlichkeit, Stärke oder Leichtigkeit sie mehr zu dieser oder jener bestimmten Anwendung eignen. So kommen die Majestät eines Königs, das religiöse Ansehen eines Oberpriesters, die Gewissensbisse und die düstere Unruhe eines Tyrannen am besten mit den Accorden der Baßstimme überein; der Tenor drückt die Zärtlichkeit des Liebhabers oder den ritterlichen Muth des jungen Kriegers trefflich aus; doch wünscht der Verfasser, daß es ein wirklicher Tenor und nicht eine männliche Altostimme (haute-contre) sey, welche den Collins und Sylvandern, und dem manierirten Gesange der Helden des Lulli und Rameau sehr wohl anstand, sich aber übel mit der neueren französischen Musik, voll Leidenschaft, verträgt.

Herr Castil-Blaze bedauert, daß Gluck genöthiget war, die ersten Männer-Rollen seiner Opern nach dem Umfang der Stimme des Le Gros (eines haute-contre) einzurichten, welcher damals der einzige gewesen, der im Stande war, diese Rollen zu geben. Er schlägt vor, diese Meisterwerke um einen Ton herabzusetzen, damit die Alto-Partie für einen Tenor ausführbar würde, und hält dieses nicht nur für die Arien dieser Rollen, sondern selbst für die mehrstimmigen Gesangstücke zuträglich, indem, wenn auch die Sopranstimmen an ihrer, durch die Höhe erhaltenen Kraft etwas verlieren, der ohnehin zu hoch gesetzte Baß gerade in seine natürlichen Gränzen zurück geführt werden würde. Es tritt hier noch die wichtige Bemerkung ein, daß durch solch eine Transposition der ursprünglichen Absicht des Tonsetzers kein so großer Eintrag geschähe, als man glauben könnte; denn, wäh-

rend die Lobredner der guten alten Zeit behaupten, daß die Stimmen in unseren Tagen am Umfang verloren haben, und daß die Kunst, lyrische Schauspieler wie ehemals auszubilden, verschwunden sey, weil kein Sänger mehr im Stande ist, Glucks hohe Chorden mit jener Leichtigkeit anzuschlagen, wie einst Le Gros; liegt die Ursache hievon blos in dem Umstande, daß man ehedem, um dem Orchester mehr Wirkung zu geben, die Stimmung um einen vollen Ton erhöht hat. Die Mittel, womit man diese Veränderung bey den Instrumenten bewirkte, waren jedoch unanwendbar bey den Singstimmen. Vergebens hoffte man, diese durch fortgesetzte Uebung auf die nöthige Höhe zu schrauben, und man glaubte endlich das Klügste gethan zu haben, indem man die neue Stimmung um einen halben Ton wieder herab setzte, ohne zu bedenken, daß diese Zwitterstimmung, welche allein für die große Oper (Académie royale) angenommen wurde, sie zugleich von der alten und von der neuen Schule trennen müsse. Wenn diese Stimmung für Glucks Opern noch immer um einen halben Ton zu tief ist, so ist sie für Mozarts Werke, und für jene der übrigen deutschen und italienischen Meister noch immer um eben so viel zu hoch; und wie in den Provinz-Theatern die Opern der Hauptstadt aufgeführt werden, wo man die volle Erhöhung des Diapason eingeführt hat, folglich Alles um einen halben Ton höher gesungen wird, als es geschrieben ist, kann man sich leicht vorstellen.

Aber nicht nur aus den Solo-Stimmen, auch aus dem Chor will der Verfasser den männlichen Alt verbannt, und die Chöre entweder, nach Art der Deutschen und Italiener, für Sopran, weiblichen Alt, Tenor und Baß, oder, wie in Cherubini's Messe, blos für Sopran, Tenor und Baß, komponirt wissen. Bey dieser letzteren Weise möchte indeß eben so viel, als an Klarheit etwa gewonnen würde, an Vollkommenheit der Harmonie verloren gehen, welche doch nur im Quatrocinium zu finden ist. Noch mehr dürfte Herr Castil-Blaze irren, wenn er bey Aufzählung der verschiedenen Gattungen von Chören, worunter die fünf-, sechs- und achtstimmigen vorkommen, diese letzteren nur als zwey abgesonderte Chöre, jeden zu vier Stimmen, betrachten zu können glaubt. Händel, Bach und andere Meister haben uns achtstimmige Chöre hinterlassen, die keineswegs Wechselgesänge sind, sondern deren Effekt gerade aus der Gesammtwirkung hervor geht. Auch kann Rec. den Vorzug nicht anerkennen, der hier den dreystimmigen Weiber-Chören vor den zweystimmigen gegeben wird, wie Gluck sie zu schreiben pflegte; denn, da die unterste dieser Stimmen doch nie, oder nur in wenigen einzelnen Stellen, als Basis behandelt werden kann, worauf

die Harmonie beruhet, so ist es wohl in dieser Chorgattung, daß die Klarheit des Gesanges und die leichter gelingende Reinheit in der Ausführung desselben, einer zwar reicheren, aber doch immer noch unvollkommenen Harmonie in den Singstimmen vorzuziehen seyn dürfte.

Für die Eintheilung der Rollenfächer nach den verschiedenen weiblichen und männlichen Stimmgattungen gibt der Verfasser rücksichtswürdige Vorschläge. Insbesondere warnt Herr Castil-Blaze alle angehenden dramatischen Tonsetzer, nicht für bestimmte Künstler zu schreiben, weil dann, wenn dieser oder jener, für dessen Umfang und Talent eine Rolle ausschließend berechnet war, durch einen Zufall sich von der Bühne entfernt, ein ganzes Werk entweder völlig bey Seite gelegt, oder sehr unvollkommen gegeben werden muß, weil kein Sänger vorhanden ist, der jene individuelle Aufgabe genügend zu lösen verstünde.

Obschon der Nachtheil nicht geläugnet werden kann, welcher daraus entspringt, wenn der Tonsetzer für gewisse Individuen, zumal für solche schreibt, die sich durch irgend eine besondere, seltene Virtuosität auszeichnen; ist es doch eben so übel gethan, sich bey der Komposition einer Oper gar zu sehr an Ideale zu halten, und die Verhältnisse derjenigen Bühne ganz aus den Augen zu setzen, für die er, wenn auch nicht ausschließend, doch zunächst, schreibt: denn was hilft es, ein noch so gelungenes Kunsterzeugniß zu liefern, wenn die Mittel zu seiner Ausführung mangeln.

Angehende Komponisten werden daher am besten thun, ihre Gesangstücke, mit Vermeidung aller außerordentlichen, ohnehin nur ins Concert und nie auf die Bühne gehörigen Schwierigkeiten, in einem mäßigen Tonkreise zu halten. Mozart, Haydn, Cimarosa, Salieri, Sarti u. a. m. haben bewiesen, daß man sehr schöne Gesänge in einem Umfange von zwölf, höchstens vierzehn Tönen schreiben könne; und nicht die Menge, sondern die Bedeutung der Töne ist es, welche den Gesang anziehend macht.

Aus dem Grundsatze, daß das Theater nur durch die Täuschung gefalle, und daß z. B. ein wirklich Betrunkener auf der Bühne eben so sehr anekeln würde, als derjenige, der einen Betrunkenen gut spielt, ergetzen kann, zieht der Verfasser den für alle Opern-Direktionen beherzigenswerthen Schluß, daß man Alter und Gebrechen nicht durch alte und gebrechliche Sänger darstellen, und Gesangpartien, welche bald als Mittelstimmen, bald gar als Grundbässe wichtig sind, nicht durch schon unsichere, klappernde Stimmen vortragen lassen soll. Die Optik der Bühne begünstigt jede Verkleidung.

X. Kapitel. Von den Instrumenten. Dieses Kapitel handelt von dem Ursprunge, der allmählichen Vervollkommung und dem gegenwärtigen Zustande aller dermal üblichen Saiten-, Wind- und Schlag-Instrumente, von der majestätischen, tausendstimmigen Orgel bis zu jener eintönigen drastischen Würze der modernsten Opernmusik, die in Frankreich tamtam, in Deutschland Donnertrommel, und in Italien, woher sie zu uns kam, gran cassa genannt wird. Da aber alle diese Instrumente nur nach ihrem Bau und ihrer Wirkung im Allgemeinen hier erklärt werden, ohne sie in besonderer Beziehung auf die dramatische Musik zu betrachten, von welcher allein hier die Rede seyn sollte; glaubt Rec. jene Leser, die sich nähere Begriffe von der Beschaffenheit und Brauchbarkeit dieser mechanischen Mittel zu verschaffen wünschen, auf das Werk selbst verweisen, und nur einen Vorschlag zur bessern Benützung der Pauken anführen zu dürfen, welcher in der That ernste Erwägung verdient. Bekanntlich kann dieses, aus zwey sphärischen kupfernen, mit einem Felle straff überspannten Kesseln bestehende Schlag-Instrument nur zwey Töne angeben; gewöhnlich die Tonika und die Unterquarte, manchmal statt dieser die Oberquinte. Herr Castil-Blaze meint nun, daß, wenn man noch einen dritten Kessel, dem Pauker gegenüber, als Spitze eines Dreyecks, hinzufügte, und demselben, wenn das Stück in der harten Tonart geschrieben ist, die Stimmung der Secunde, wenn aber in der weichen Tonart, jene der kleinen Septime gäbe, dem Tonsetzer ein weites Feld geöffnet würde, mannigfachen Nutzen aus diesem Instrumente zu ziehen, welches jetzt bey der mindesten Modulation zu schweigen gezwungen ist, und meistens gerade an jenen Stellen unthätig bleiben muß, wo es die steigende Kraft der Komposition am wirksamsten unterstützen könnte.

XI. Kapitel. Vom Orchester. Bey den Alten hieß der vorderste Theil der Scene, auf welchem die Tänze ausgeführt wurden, Orchester. Bey uns heißt der Ort zunächst der Bühne so, wo die Tonkünstler sich vereinen, um den Gesang der Schauspieler mit Instrumenten zu begleiten. Die Bogen-Instrumente (Violinen, Violen, Violoncelle und Bässe), welche einst das ausschließende Privilegium hatten, sich im Theater hören zu lassen, bleiben auch jetzt, seit man die Blase-Instrumente dort eingeführt hat, die Grundlage des Orchesters, und müssen, wenn ein günstiges Verhältniß erreicht werden soll, immer den bey weitem überwiegenden Bestandtheil desselben bilden. Den sechs Paar Blase-Instrumenten, welche gegenwärtig, wenn nicht auch noch Posaunen einwirken, in jedem wohl eingerichteten Opern-Orchester bestehen, will der Verfasser, und mit Recht, wenn nicht

sechzehn, wenigstens zwölf Violinen, und eine mit diesen verhältnißmäßige Zahl von Violen und Bässen entgegen gesetzt wissen. Ueber die nöthigen Eigenschaften eines guten Opern-Orchesters spricht Herr Castil-Blaze in dem später folgenden Kapitel von der Aufführung, und schließt das gegenwärtige, nachdem er sich blos noch über den Nachtheil verbreitet, welcher aus einem Uebergewichte der Blase- über die Saiten-Instrumente entsteht.

Recensent glaubt, die Bemerkung stehe hier nicht am unrechten Orte, daß, wenn schon bey einem Orchester, welches nur Symphonien aufzuführen bestimmt ist, das pünktlichste Zusammenwirken und die genaueste Beobachtung der von dem Tonsetzer vorgezeichneten Abschattungen, vom leisesten Pianissimo bis zum rauschendsten Fortissimo, das erste Erforderniß ist; dieses bey einem Opern-Orchester noch weit mehr der Fall sey. Daraus folgt, daß eine Gesellschaft von lauter Virtuosen, wenn sie nicht zusammen eingespielt, und vorzüglich, wenn sie nicht gewohnt sind, Gesang zu begleiten, der Oper viel weniger angemessen wäre, als ein Orchester von Tonkünstlern, welche, ohne Konzertisten zu seyn, die Musik überhaupt und ihr Instrument insbesondere gründlich verstehen, gut mit einander eingeübt, einer gesunden Beurtheilung der Effekte, welche der Komponist beabsichtete, fähig sind, und die Sänger kennen, welchen sie zur Begleitung dienen sollen. Dann darf man das vollkommenste Ensemble (man erlaube mir das, in dieser Bedeutung unübersetzbare Wort), die genaueste Abschattung, und alle die feinen Rücksichten erwarten, welche die mehreren oder minderen individuellen Kräfte des Sängers erfordern, um seinen Gesang durch die Begleitung niemals zu decken, oder auch nur zu verdunkeln; Rücksichten, die in den neuesten Opern, wo Alles, was im Orchester nur immer streichen, blasen und schlagen kann, in unausgesetzter Thätigkeit erhalten ist, nöthiger werden als jemals.

XII. Kapitel. Von dem Instrumentalgesange. Die musikalische Idee, das Motiv, die Melodie, der Gesang, welch Alles ein und dasselbe bedeutet, ist in der Vokalmusik der Singstimme, in der Instrumentalmusik der ersten Violine oder sonst einem, der Melodie fähigen Instrumente übertragen. Bey der Ausführung einer lyrischen Komposition theilen Stimmen und Instrumente die Melodie; jene führen den Vokalgesang, diese liefern die Ouvertüren, die Ballettmusik, die Märsche, das Getöse der Schlachten, der Jagden, der Ungewitter, und was sonst zur malerischen Nachahmung gehört; sie bilden die lieblichen oder leidenschaftlichen Stellen, welche das Recitativ unterbrechen, mischen sich in die Arien, Duetten, Chöre und Finalen. Der Vokalge-

sang drückt die Leidenschaften aus: der Ausdruck der Aktion ist dem Instrumentalgesange vorbehalten.

»Die scenische Person, zu sehr ergriffen von dem, was sie freut, was sie fürchtet, was sie leidet, ist nicht im Stande, uns die Gefühle mitzutheilen, die ihre Seele beherrschen. Unterbricht sie sich, um darüber nachzudenken, was sie sprach; hält sie nach einem unbedachtsam gewagten Worte plötzlich inne; liest sie für sich; zählt sie; schreibt sie; sucht sie jemanden; hemmen Ueberraschung oder Rührung ihr die Stimme; ist sie tödtlich verwundet; raubt Wuth ihr die Sprache; überlegt sie, was zu thun sey; schlägt sie sich mit jemanden; ist sie in Entzücken; schläft sie u. s. w., so füllt der Instrumentalgesang die Lücken, welche in dem Vokalgesange, der hier unterbrochen wird, vorkommen, und beyde zusammen bilden im Wechsel eine fortfließende Melodie.« Der Verfasser führt hier zahlreiche Beyspiele aus französischen Singspielen an, die uns unbekannt sind, und die Recensent deßhalb übergehet.

»Ein lebhafter dringender Dialog in einem Finale, die Erzählung einer Schlacht, ein Orakel, die Lesung eines Briefes u. dgl., müssen in einfacher Deklamation zu Gehör kommen. Das Interesse liegt ganz in den Worten; diese müssen daher mit möglichster Klarheit, ohne allen melodischen Schmuck vorgetragen werden, während dann die Instrumente den Gesang fortführen, bis die Sänger, von der Handlung zur Empfindung übergehend, ihn mit voller dramatischer Kraft wieder aufnehmen.«

Die Finalen der Singspiele: Don Giovanni, il matrimonio segreto, les deux journées, bieten solche, der scenischen Handlung gewidmete Stellen an, welche ihre schönsten Wirkungen aus dem Instrumentalgesange schöpfen; das zweyte Finale des Singspiels le nozze di Figaro (nach der ursprünglichen Eintheilung in vier Akte), übertrifft jedoch alle übrigen an Mannigfaltigkeit der Bilder. Herr Castil-Blaze gibt hier eine treffliche Skizze der Handlung dieses Finals, und zeigt, wie von dem Momente, in welchem Susanna aus dem Kabinette tritt, in welchem der Graf den Pagen vermuthete, bis zum Eintritte Marcellinens, Bartolos und Basils, wo dann zwey Gruppen sich bilden, deren eine über den Einspruch Marcellinens sich freut, die andere sich betrübt, und das Ganze einen herrlichen Kontrast voll Feuer, Kraft und Genie bildet, alle die handlungsreichen Zwischenscenen ihren Reiz blos von dem Orchester erhalten, das in jeder Scene ein eigenes, einziges Motiv mit allem Zauber der Modulationen und des Instrumentalwechsels ausführt, während die verschieden beschäftigten Personen einen raschen musikalischen

Dialog unterhalten, welcher die Handlung auch nicht einen Augenblick aufhält.

Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß ein eigener Band kaum hinreichen würde, alle Schönheiten dieses Finals zu bezeichnen, und Recensent kann sich kaum eine anziehendere Aufgabe denken, als eine genaue musikalische Analyse dieses ganzen Singspiels, das er für das Prototyp aller komischen Singspiele hält, und der Iphigénie en Tauride, welche als das höchste Vorbild der tragischen Oper glänzt. Lange schon hegt Rec. den Vorsatz, diese doppelte Arbeit zu wagen, und nur Mangel an hinlänglicher Muße konnten ihn bisher davon abhalten.

Der Instrumentalgesang kann sogar auch Epigramme machen. Wie boshaft stimmt die Hoboe, in dem uns wohl bekannten lieblichen Singspiele Joconde, in dem Momente, wo Hanchen als Rosenkönigin gekrönet wird, die Melodie des Quartetts an, worin sie im vorigen Akte dem Lukas, Joconde und Robert das dreyfache Stell-dich-ein gab!

Das obligate Recitativ gibt dem Tonsetzer reichliche Gelegenheit, alle Macht des Instrumentalgesangs zu entfalten.

In der Arie bereitet er durch das Ritornell die Seele des Zuhörers auf jene Gefühle vor, welche man in ihr zu erwecken strebt. Da der gute Geschmack verbietet, die nämlichen Verse allzu oft zu wiederholen, die Melodie aber öfters wiederkehren soll, damit ihr Eindruck desto tiefer, oder die musikalische Periode gerundet werde, so läßt der Tonsetzer die Idee, welche der Sänger bereits hören ließ, von den Instrumenten wiederholen; der Sänger gewinnt Zeit, Athem zu holen; die Musik belebt seine Geberden, macht sein Schweigen beredt, und unterstützt die scenische Handlung.

Aber hier, wie im Recitativ, muß der Instrumentalgesang von dem Sänger durch Mimik und Geberdenspiel passend begleitet werden, damit er seine volle Bedeutung erhalte. »Es ist »nicht genug,« sagt Rousseau, »daß der Opernsänger Meister »vom Gesange sey, wenn er es nicht auch von der Schauspiel»kunst ist; denn er muß nicht nur das fühlen machen, was er »selbst vorträgt, sondern auch jenes, was das Orchester sagt. »Dieses drückt keine Empfindung aus, die nicht aus seiner Seele »käme; seine Schritte, seine Blicke, seine Bewegungen, alles »dieß muß unausgesetzt mit der Musik übereinstimmen, ohne daß »er jedoch daran zu denken scheint: er muß Theilnahme erregen, »selbst wenn er schweigt; und wenn er, obschon mit einer schwe»ren Gesangpartie beschäftigt, die scenische Person, die er vor»stellt, einen Augenblick vergessen läßt, um sich dem Gesange

»allein zu widmen, so ist er blos ein Tonkünstler auf der Bühne, »kein Schauspieler mehr.« Wie gegründet und billig ist diese Forderung! Allein, wie schwer ist sie zu erfüllen! und wie selten wird sie erfüllt!

XIII. Kapitel. Von der Begleitung. Die Melodie, welche die musikalische Rede artikulirt, den Gang der Komposition durch verschiedene Rhythmen regelt, und die vorzügliche Aufmerksamkeit des Zuhörers auf sich zieht, erhält mehrere andere Stimmen, die ihr folgen, sie unterstützen, ihren Ausdruck verstärken, und zugleich jene Harmonie hören lassen, welche die Melodie verlangt. Die Begleitung soll dem Gesange stets untergeordnet seyn. Daraus folgt aber keineswegs, daß sie eine unwesentliche Nebensache sey; die wirksame Begleitung ist eben so gut eine Frucht der Imagination, wie der glücklichste Gesang. Der Komponist hat seine Partition bereits im Kopfe ausgearbeitet, bevor er die Feder zur Hand nimmt. In stiller Einsamkeit, auf dem Spaziergange (wie wir namentlich von Salieri wissen), in einer schlaflosen Nacht, und ohne mindeste Beyhülfe irgend eines Instruments, hat er den ganzen Plan des Tonstückes entworfen; er braucht sein Werk nicht zu probiren, um dessen Wirkung zu erfahren; er ist derselben gewiß.

Der Reichthum einer Komposition wird aber nicht blos durch eine Vervielfältigung der mitwirkenden Vokal- und Instrumental-Partien erreicht. Wer diese nicht so zu ordnen versteht, daß jede derselben ihre gehörige Stelle einnimmt, und die ihr angemessene Wirkung hervorbringt, wird blos einen belästigenden Lärmen, ein verwirrtes Getöse geschaffen haben. Recensent glaubt, hier die Leser an die neuesten italienischen Opern, als auf überzeugende Belege dieser Behauptung, erinnern zu dürfen. An Menge der begleitenden Stimmen fehlt es darin wahrlich nicht; alle tönenden Körper, welche das Orchester darbietet, sind in Bewegung gesetzt; doch wird damit nur ein bedeutungsloses Geräusch erzielt, das der betäubte Laie als geniale Kraft preiset, während der Kenner hinter diesem leonischen Schimmer die Armuth des Geistes wahrnimmt. »Eine Dame ist darum nicht mehr geputzt, wenn sie sich mit sechs Kleidern über einander beladet; sie verdirbt sich damit nur ihre Taille. Ein Instrumental-Quartett von Haydn oder Mozart ist eben so reich an Harmonie und Wirkung, als die Schöpfung des Ersteren, oder das Requiem des zweyten, die einer Armee von Tonkünstlern zu ihrer Ausführung bedürfen.«

Es gibt tausend Arten, die Begleitung zu behandeln; da sie aber, eben so wie die Erfindung des Gesanges, das Werk des Genie's ist, konnte man keine Regeln für ihre Anlage, ihre Be-

wegung, ihren Rhythmus festsetzen. Der Sinn der Worte, die dramatische Situation, die Stellung der Scene, der Geschmack, diese allein können hierin den verständigen Tonsetzer leiten, der in den herrlichen Partituren eines Gluck, Mozart, Haydn, Salieri, Cimarosa u. d. gl. die schönsten Vorbilder findet, und ein vollkommenes dramatisches Musikwerk geliefert haben wird, wenn es ihm gelang, bey steter Beobachtung dramatischer Wahrheit die Grazie der Melodie mit der Kraft des Contrapunktes vereinigt zu haben.

XIV. Kapitel. Von der Aufführung. »Der Maler stellt sein Gemälde aus, und die Schaar der Bewunderer genießt es. Der Dichter, welcher gut vorliest, kann, ohne Beyhülfe der Schauspieler, die Schönheiten einer dramatischen Scene fühlen machen. Der Tonsetzer hängt ganz von denjenigen ab, welche seine Komposition ausführen.« Diese wenigen Worte zeigen hinlänglich, in welchem Nachtheile der Tonsetzer, und besonders der dramatische, der nicht nur ein Orchester, sondern auch Solo- und Chor-Sänger bedarf, gegen seine Kunstverwandten steht. Man kann einwenden: Die Partition liefert einen eben so unparteyischen als untrüglichen Beweis seiner Kenntnisse und Verdienste. Allerdings; die Partition spricht aber nur zu den Augen der Kenner; der Verstand hat geurtheilt, doch das Werk soll auch die Ohren bezaubern und die Herzen rühren; dieß kann nur durch die gute Aufführung desselben geschehen.

Die Wissenschaft der Harmonie ist für die Sänger, wie für den Tonkünstler im Orchester, von größtem Nutzen; sie lehret beyde, sowohl ihre eigene Partie als deren Verhältniß zu den übrigen richtig zu beurtheilen, sich von den Effekten Rechenschaft zu geben, und verleiht ihnen, außer dem Gefühle für die musikalischen Schönheiten des Werkes, noch jene Kühnheit der Intonation und Ausführung, welche so viel zum Erfolge desselben beyträgt.

Es ist ein ziemlich allgemeiner Irrthum, zu glauben, daß ein gutes Werk, auch bey nachläßiger Aufführung, schon durch seinen innern Werth gefallen müsse, ein mittelmäßiges oder schlechtes hingegen durch sorgfältige Darstellung gehoben werden könne. Je vollkommener eine Komposition ist, desto mehr wird die Nothwendigkeit fühlbar, sie vollkommen auszuführen. Grandiose Züge, sinnreiche Verkettungen einzelner Theile fordern eine Kraft, eine Vollendung der Exekution, die nichts zu wünschen übrig lassen. Gemeine Musiker verschmähen Mozart und Beethoven. Sehr natürlich! unfähig, ihre Werke in dem Geiste auszuführen, in welchem sie gedichtet sind, haben sie dieselben

eigentlich nie gehört. Wer nicht Latein versteht, wird den Virgil vergebens lesen.

Das Talent eines Orchesterdirektors hat großen Einfluß auf die Ausführung, zumal wenn er das volle Vertrauen derjenigen besitzt, welche er zu leiten hat, und der Geschickteste sich seinem Winke eben so unterwirft, wie der minder Fähige. Mit der Partitur des Werkes, die er vor sich hat, schon durch vorläufiges Studium derselben bekannt, unterstützt von Kenntnissen und Erfahrung, weiß er das Ganze mit einer Vollendung wiedergeben zu machen, als ob nur Ein Wille wirkte und Eine Kraft. In Frankreich findet man bekanntlich (das italienische Theater zu Paris ausgenommen) kein Clavier in den Opern-Orchestern. In der großen Oper leitet der Anführer, in der Mitte des Orchesters gegen die Bühne gekehrt stehend, und die Partitur vor Augen, Sänger und Instrumentisten mit einem kurzen weißen Stabe. In den übrigen Theatern ist die Leitung dem ersten Violinspieler übertragen. Da in den französischen Opern keine, blos vom bezifferten Baß unterstützte Recitative vorkommen, wie in den italienischen, wobey das Clavier zur Ausfüllung der angeschlagenen Accorde unentbehrlich ist, sondern schon das einfache Recitativ vom Quartett begleitet wird, welchem im obligaten Recitative noch Blase-Instrumente beygefügt werden; so ist das Clavier um so überflüssiger, als die Franzosen voraus setzen, daß die Sänger eine gute Schule gemacht haben, und auch ohne Beyhülfe des Claviers rein und sicher zu intoniren wissen.

Den Lobspruch, welchen der Verfasser nun dem Metronom von der Erfindung des Herrn Mälzel gibt, unterschreibt Rec. aus voller Ueberzeugung. Wer da weiß, welch ein großer Theil der Wirkung eines Tonstücks von dem richtigen Zeitmaße abhängt, wird keinen Zweifel über die Wichtigkeit und den Werth dieser kleinen Maschine hegen. Vergebens wendet man ein, daß ein kunsterfahrner Direktor, von Geist und Geschmack, sogleich fühle, welches Zeitmaß eine jede Komposition verlange; der Direktor bleibt mit allen Kenntnissen ein Mensch, der bald mehr aufgeregt, bald mehr abgespannt ist, und wird das Zeitmaß stets, mehr oder minder, nach seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung nehmen. Wir haben bey der Anwesenheit Cherubini's im Jahre 1805 gesehen, wie sehr die Zeitmaße seines Singspiels: Die Tage der Gefahr, die vor seiner Ankunft angenommen waren, von denjenigen abwichen, die er dann selbst angab. Welch einen noch weit größeren Effekt würde vielleicht manches klassische Werk älterer Zeit machen, wen Händel, Bach, Graun ihre Intentionen rücksichtlich des Zeitmaßes uns bestimmt hätten hinterlassen können!

Zweyter Theil. Dieser Band (er enthält von Seite 1 bis 349 sechzehn Kapitel, nebst vier und zwanzig Kupferplatten mit hundert achtzehn erläuternden Noten-Beyspielen) steht dem ersten wohl an Umfang aber nicht an Interesse des Inhalts nach. Das sehr kurze

I. Kapitel, von den Bestandtheilen einer Oper, stehe wörtlich hier: »Die Theile, woraus eine Oper zusammengesetzt ist, sind: die Ouverture, die Introduktion, das Recitativ, die Arie, das Duett, das Terzett, das Quartett, das Quintett, das Sextett, das Finale, der Chor, der Marsch, die Ballettmusik, der Zwischenakt. Diese Theile sind nicht alle nöthig. Dichter und Tonsetzer wenden davon nur diejenigen an, welche zum Bau ihres Drama dienen können, und folgen keiner bestimmten Ordnung in der Art, sie mit einander zu verketten.«

II. Kapitel. Von der Ouverture. Recensent hatte bereits im Jahre 1811 (im Sammler Nr. 67) Gelegenheit, die Meinung des nun verstorbenen Herrn Geoffroy, daß »eine Ouverture das unnützeste, bizarreste Ding von der Welt sey,« zu bekämpfen; Herr Castil-Blaze zieht hier gegen diejenigen französischen Literatoren zu Felde, welche verlangen, daß die Ouverture ein getreuer Auszug der Oper, ein Gemälde der Begebenheiten, der Leidenschaften, ja selbst der Personen seyn soll, welche in derselben vorkommen. Wie kann man, ohne Beyhülfe der Worte, eine Handlung klar in der Musik darstellen? Man kann Leid und Freude, Zorn und Zärtlichkeit ausdrücken; aber jene seufzende Hoboe kann eben sowohl Clytämnestra's Klagen über das Loos ihrer Tochter, als Iphigenia's Schmerz über die vermeinte Untreue des Achilles andeuten. Einige Tonsetzer haben dieser Forderung zu entsprechen geglaubt, indem sie alle in den Gesangstücken der Oper befindlichen Motive, so gut es gehen wollte, zusammen reiheten; daraus ward aber ebenfalls nur ein unverständliches Gemengsel, dem es an der ersten Eigenschaft eines guten Tonwerkes, an der Einheit, fehlte, ohne darum von der folgenden Oper einen Begriff zu geben. Gluck und Mozart haben zwar, Ersterer in seiner Ouverture zur Iphigenia in Aulis, Letzterer in denen zum Don Juan, zur Mädchentreue und zur Zauberflöte, eine einzelne, vorzüglich bezeichnende Stelle aus der Oper als Eingang der Ouverture angewendet, die meisten ihrer Ouverturen aber haben in den Figuren keine Gemeinschaft mit der Oper, zu der sie gehören, wohl aber im Charakter; und dieß ist es, was man von einer gut geschriebenen Ouverture mit Recht und Verstand verlangen kann.

Zum Beweise seiner Behauptung, daß die Italiener in die-

sem Theile der Oper, in welchem die Wissenschaft der Harmonie ihren Thron aufschlagen kann, fast immer verunglückt sind, während die Deutschen und die Franzosen sich darin ausgezeichnet haben, stellt der Verfasser eine der besten italienischen Ouverturen, die zur Oper: Il matrimonio segreto, von Cimarosa, mit jener zur Hochzeit des Figaro von Mozart in ausführlicher Analyse zusammen, welche hier wieder zu geben, der Raum nicht gestattet.

Die Form der Ouverturen ist nicht fest bestimmt. Die älteren waren in dreyerley Zeitmaßen getheilt, wovon das erste ein Allegro, das zweyte ein Andante und das dritte wieder ein Allegro oder Presto war. Mozart ist bey seiner Entführung aus dem Serail diesem Zuschnitte gefolgt. Ein glänzendes, leidenschaftliches Allegro, welchem ein kurzes Tonstück im langsamen Zeitmaße voran geht, ist die jetzt am meisten gewöhnliche Form der Ouverturen, wozu Gluck zur Iphigenia in Aulis das erste Vorbild lieferte. Doch gibt es mehrere Beyspiele sowohl von komischen als tragischen Opern, wo, ohne jene Einleitung, gleich mit dem Allegro begonnen wird, aus welchen ich nur die herrlichen Ouverturen zur Medea von Cherubini und zur Hochzeit des Figaro von Mozart anführen will.

Herr Castil-Blaze läßt sich nun am Schlusse dieses Kapitels noch sehr weitläufig gegen den Mißbrauch mancher spekulativer Musikalienhändler heraus, welche die pompvollsten Ouverturen auf das Clavier oder auf einige Blase-Instrumente übersetzen lassen, wodurch die vom Tonsetzer beabsichteten Effekte gänzlich verloren gehen und derley Tonstücke bey Personen, welche sie nicht in ihrer ursprünglichen Wesenheit gehört haben, schiefer Beurtheilung aussetzen. Wohl hat er Recht! was würde er aber erst zur Industrie unserer Musikhandlungen sagen, welche nicht nur Ouverturen, sondern ganze Opern für zwey Violinen oder gar für zwey Flöten eingerichtet verkaufen? —

III. Kapitel. Von der Introduktion. »Bietet die »Oper bey ihrem Anfange ein großes Schauspiel dar, beginnt »sie mit einer Siegesfeyer, mit dem Auftreten einer zahllosen »Schaar, mit einem prächtigen Einzuge, einem feyerlichen Opfer, »mit irgend einer anderen erhabenen Ceremonie, mit einem schreck»lichen Naturereignisse, einem Schiffbruche, einem Ungewitter, »einem Erdbeben; so kann der Tonsetzer diese Gegenstände so»gleich zur Darstellung bringen, ohne sie vorher anzukünden, und »sie werden dann nur desto überraschender wirken. So hat Gluck »in seiner Iphigenia auf Tauris die eigentliche Ouverture »unterdrückt, und die Darstellung des ersten Ereignisses der Oper »an ihre Stelle gesetzt. Seine Tragödie beginnt mit dem großen

»Gemälde der Meeresstille, des Sturmes, der ihr folgt, der »empörten Wogen, die Alles zu verschlingen drohen, der Trost»losigkeit Iphigeniens und der Priesterinnen Dianens, deren »rührende Stimmen und lebhafte Klagen mit der brüllenden See, »dem Tosen der Winde, und dem Rollen des Donners einen »herrlichen Gegensatz bilden.« (Poetik der Tonkunst von Herrn von Lacepede).

Die Introduktion, selbst wenn sie so glänzend ist, schließt jedoch die Ouverture keineswegs aus, wie aus zahlreichen Vorbildern bekannt ist. Sie kann auch nur aus einer Arie, einem Duette oder Terzette bestehen; ja es ist manchmal dem Ganzen sogar zuträglicher, wenn sie nicht zu geräuschvoll, und ihre Wirkung nicht gar zu eindringend ist, weil dadurch leicht alles folgende, sey es sonst auch noch so vorzüglich, in Schatten gestellt werden und matt erscheinen kann; wie es in Spontini's Ferdinand Cortez, nach seiner ursprünglichen Anordnung, der Fall ist. Daß dergleichen Unzukömmlichkeiten durch spätere Umänderungen nicht leicht gehoben werden können, zeigt dieselbe Oper. Uebrigens wünscht der Verfasser, und Rec. mit ihm, daß jedes lyrische Schauspiel mit einer musikalischen Introduktion beginne, die für das komische Singspiel noch nöthiger ist, als für die tragische Oper, weil nach der Ouverture die unmittelbare Folge einer gesprochenen Rede weit auffallender und unangenehmer absticht, als jene eines Recitativs.

IV. Kapitel. Vom Recitativ. Eine Oper, die aus lauter Arien, Duetten, Chören und dergleichen zum Ausdrucke der Leidenschaften bestimmten Gesangstücken zusammen gesetzt wäre, würde durch allzuhäufige Bewegung ermüden, und die Musik würde zu viel von ihrer Macht verlieren, wenn man dem Zuhörer nicht einige Ruhepunkte gewährte. Stellen, worin die dramatische Person von dem spricht, was geschehen ist, oder geschehen soll; Erzählungen, welche die dargestellte Begebenheit erläutern; Gespräche, die blos dazu dienen, die Scenen zu verbinden und die Handlung fortzuführen, eignen sich nicht zum zeitgemessenen Gesange. Da aber die Rede nicht mit dem Gesang wechseln kann, ohne das Ohr zu beleidigen, alle Einheit, allen Gesammteindruck der Vorstellung zu zerstören, und in demselben Schauspiele bald Singen, bald Sprechen noch weit ungereimter ist, als (wie Rousseau meinte) halb französisch und halb deutsch reden; suchte man ein Mittel zwischen der gesprochenen Rede und dem eigentlichen Gesange, womit man oberwähnte Theile des Drama bekleiden, und zugleich die Gesangstücke sondern konnte, ohne ganz aus der melodischen Sprache der Oper zu fallen. Dieses Mittel ist das Recitativ. Es bindet sich an

kein Zeitmaß; die Prosodie und der Accent der Sprache geben dem Tonsetzer die Norm, unter welche Sylben er Noten von längerer oder kürzerer Dauer setzen soll; die Deklamation ist seine Führerin bey der Wahl der höheren oder tieferen Intervalle; doch reichen die bekannten Tonschriftzeichen nicht hin, Prosodie, Accent und Deklamation so genau anzugeben, daß dem Sänger in jeder dieser Rücksichten nicht noch Vieles zu vervollkommen übrig bliebe, welcher daher nur dann ein Recitativ vollendet vortragen wird, wenn er es, ohne Musik, vollendet zu deklamiren verstünde. Mit der Meinung des Verfassers, daß, obschon hier auf jede Sylbe nur eine Note gesetzt wird, es gleichwohl dem Sänger überlassen sey, dort, wo der Charakter des Recitativs es erlaubt, Verzierungen anzubringen, kann Rec. sich nicht vereinigen, da er vielmehr den Ausspruch Rousseau's als wahr erkennt: »daß dasjenige Recitativ das beste sey, in welchem am wenigsten gesungen wird.« Es ist eine musikalische Deklamation, und schon diese seine Wesenheit schließt alle Rouladen und Tonläufe aus, die ihm überdieß eine seiner unentbehrlichsten Eigenschaften, die Deutlichkeit des Textes, rauben, und es zu sehr der Arie nähern, von welcher es doch völlig verschieden seyn soll.

Herr Castil-Blaze zählt drey Gattungen des Recitativs: das einfache, worin die Accorde, in welchen es sich bewegt, und die Uebergänge von einem zu dem andern blos von den vier Saiten-Instrumenten (in den italienischen Opern nur vom Violoncello und Baß) entweder in gehaltenen Tönen, oder in kurzen, auf gute Taktheile fallenden Strichen, angedeutet werden; das zeitgemessene Recitativ, welches stellenweise in das einfache gemischt, auch, nach Umständen, mit einigen Blase-Instrumenten begleitet, und gebraucht wird, um irgend eine merkwürdige Stelle heraus zu heben, mir aber nicht zum eigentlichen Recitativ zu gehören, sondern ein dasselbe unterbrechender Gesang zu seyn scheint; und das obligate Recitativ, worin das Orchester dort, wo der Sänger im Laufe seiner musikalischen Rede einhält, und seine Empfindungen nur durch Mienen und Geberden ausdrückt, die dadurch verursachten Zwischenräume durch die Schilderung entweder der Gefühle, die den Sänger bewegen, oder der Gegenstände, welche dieselben erwecken, ausfüllt, und so, im Einklange mit ihm, das Gemälde vollendet. Dieses letztere wird am schicklichsten angewendet, wo heftige Leidenschaften die dramatische Person wechselnd bestürmen, so, daß sie zu keiner anhaltenden Empfindung (dem Gegenstande der Arie) gelangen kann, sondern ein Bild das andere jagt. Mit Verstand und Lebendigkeit komponirt und vorgetragen, vermag es zwar nicht so bleibende, aber viel lebhaftere Eindrücke hervorzubringen, als die

Arie oder das Duett, und ist einer der wirksamsten Theile der Oper. Gluck hat uns an Iphigeniens Traumerzählung im ersten, ihrem Dialog mit Orestes im zweyten, im Monolog des letztern im dritten Akte der Iphigenia auf Tauris, und am Recitative des begeisterten Hierophanten in der Alceste; Mozart an jenem der Donna Anna bey der Leiche ihres Vaters im Don Juan, am Gespräche Tamino's mit dem Priester im ersten Finale der Zauberflöte glänzende Beweise der obigen Behauptung hinterlassen.

Die Deutschen und die Franzosen wenden das Recitativ nur in der ernsten Oper (und erstere leider selbst da nicht immer) an; in der komischen wechselt Gesang mit der Rede, weil, sagt der Verfasser, »die Phrasen des Recitativs nicht genug Schnelligkeit haben für den lebhaften, geistreichen, würzevollen Dialog der komischen Schauspielgattung.« Ein Dialog von diesen Eigenschaften, wenn er vom Dichter in das Stück gelegt, und von den Sängern mit Laune und Leben wiedergegeben wird, mag die Ungereimtheit des Wechsels von Gesang und Rede, die uns überdieß durch die Gewohnheit erträglich geworden, entschuldigen; die deutschen komischen Singspiele aber dürften diese Entschuldigung, sowohl in Hinsicht des Gedichts als der Aufführung, nur selten in sich tragen.

Daß ein gutes Recitativ nicht nur nicht leichter, sondern sogar schwerer zu komponiren und vorzutragen sey, als eine Arie, ist schon daraus zu sehen, daß die Zahl guter Arien jene der ausgezeichneten Recitative unendlich übersteigt, und man auch viel öfter jene als diese vollkommen ausführen hört.

Einige wollen dem Recitative vorwerfen, daß es lange Weile mache; dieß ist aber nur der Fall, wenn es schlecht vorgetragen wird, wie dieß von den meisten deutschen Sängern geschieht, die, mit der Deklamation unbekannt, die Phrasen entweder zu sehr dehnen, und dadurch widrig machen, oder sie übereilen, und wohl gar verzieren, wodurch der Text unverständlich wird. Wir haben ganz neue Beyspiele, daß dieselben Recitative, welche die Zuhörer anekelten, ja verscheuchten, durch gehörigen Vortrag den Triumph über alle ehedem der Theilnahme allein gewürdigte Gesangstücke der Oper davon trugen.

V. Kapitel. Von der Arie. »Die Arie ist ein Gesangstück für eine einzelne Singstimme, die aus einer oder mehreren regelmäßigen Phrasen besteht, und in der nämlichen Tonart endet, in welcher sie angefangen hat.«

Es gibt große und kleine Arien. Unter die Ersteren gehören die eigentliche große (dramatisch-leidenschaftliche) Arie, die Bravour-Arie, das Rondeau, die Polonaise und der Bolero; unter

letztere die Romanze, die Kavatine und das Lied. »Ist die dramatische Person von dem, was sie gehört oder gesehen, heftig bewegt, zeigt ihr die Hoffnung eine lachende Zukunft, vertraut sie einem Freunde das Geheimniß ihres Herzens, richtet sie ihr Flehen zum Himmel, ist sie von der Wuth der Eifersucht oder der Rache getrieben, wendet sie die einnehmendste Sprache an, um den Gegenstand ihrer Liebe zu rühren, kehrt sie von einem Siege, oder wird sie von ihrem Feinde gefesselt, preist sie ihr Glück oder beweint sie ihr hartes Schicksal, so wird, da eines dieser Gefühle ihr Gemüth anhaltend beherrscht, und folglich zu einer ausgeführten musikalischen Schilderung, zu einem edlen, pathetischen, anziehenden Tongebilde geeignet ist, die große dramatische Arie an ihrer Stelle seyn.

Die Bravour-Arie dient blos dazu, eine schöne Stimme und eine bewegliche Kehle glänzen zu machen. In den älteren Opern findet man dergleichen häufig; Gluck, und seinem Beyspiele folgend, die meisten guten Meister nach ihm, haben sie, als dem dramatischen Charakter nicht nur unpassend, sondern denselben störend, aus ihren Werken völlig verbannt; in der letzteren Zeit sind sie in den italienischen Opern zahlreich wieder zum Vorschein gekommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Hinsicht auf Anordnung und Ausführung der Komposition den früher da gewesenen weit nachstehen, und daß man die Bravour nicht nur in den Arien allein, sondern auch in Duetten, Terzetten und andern mehrstimmigen Stücken anbringt, ja, auf Kosten des Verstandes, des Gefühles und der Täuschung, beynahe die ganze Oper zum Bravourgesang macht. Recensent glaubt, daß die Bravour-Arie blos in das Konzert gehöre, aus dem musikalischen Drama aber streng ausgeschlossen seyn sollte, und wenn man einwenden will, daß selbst große Männer (wie z. B. Mozart in der Entführung aus dem Serail, der Clemenza di Tito, der Zauberflöte) dergleichen Gesangstücke in ihre Opern legten, so wird sich bey näherem Nachforschen immer finden, daß sie, gegen ihre Ueberzeugung, durch individuelle Rücksichten oder Verhältnisse dazu veranlaßt worden sind.

Das Rondeau unterscheidet sich von der Arie nur dadurch, daß die erste Strophe und ihre Melodie, nach zwey oder drey Zwischensätzen in den verwandten Dur- oder Moll-Tonarten immer wiederkehrt, und das letztemal mit einer etwas breiteren Cadenz zum Schluß geführt wird. Der Verfasser scheint sich über die Wesenheit desselben zu irren, wenn er es bloß in die komische Oper verweiset. Es ist vielmehr eines sehr leidenschaftlichen Ausdrucks fähig, und Mozart hat zu allen seinen Rondeaus Textstellen gewählt, welche einen rührenden, selbst düstern Inhalt hat-

ten; vermuthlich, weil die öftere Wiederholung der ersten Strophe hier am besten motivirt ist, da ein sanft aber tief bewegtes Gemüth gern auf die erste Quelle seiner Empfindung immer wieder zurück kömmt.

Die Polonaise ist durch ihre glänzenden Tonläufe mit der Bravour-Arie, durch die öftere Wiederholung des ersten Motivs mit dem Rondeau verwandt, bewegt sich jedoch immer im Dreyvierteltakte, und hat einen etwas hinkenden Rhythmus, welcher dadurch erreicht wird, daß man die ersten Noten des Taktes synkopirt. Obschon große Meister, wie Cherubini, Winter, Paer u. a. sie in der Oper angewandt haben, glaubt Rec. doch, daß sie sich nicht so gut für dieselbe als für das Konzert schickt: ganz gewiß aber gehört sie nicht in musikalische Dramen, deren Handlung in Italien, Spanien, oder wohl gar im alten Rom vorgehen.

Der Bolero ist ebenfalls auf den Dreyvierteltakt beschränkt, meistens in einer Moll-Tonart komponirt, und hat einen nationalen spanischen Charakter.

Die Romanze (provenzalischen Ursprungs), worin die französischen Komponisten ein entschiedenes Uebergewicht über die aller übrigen Länder haben, verlangt eine einfache, zarte, frische und vor Allem originelle Melodie. Man kleidete ehemals am liebsten die Erzählung tragischer Liebesgeschichten in diese Gesangesform. Die Romanze hat mehrere Strophen; in der Oper sollte deren Zahl nie über drey gehen.

Zärtliche, aber nur vorübergehende Empfindungen, welche keine breite musikalische Entwickelung zulassen, sprechen sich am besten in der Kavatine aus. In derselben muß Einfachheit herrschen; viele Modulationen sind hier nicht an ihrer Stelle. Der Vorschrift des Verfassers, daß sie stets im Zweyvierteltakte, in einer Dur-Tonart geschrieben seyn, und sich langsam bewegen müsse, widersprechen viele bekannte, treffliche Kavatinen, welche in allen drey Punkten von dieser Regel abweichen.

Das Lied endlich ist die einfachste von allen Gesangsweisen, gehört ausschließlich in's komische Singspiel, und kann, nach meiner Meinung, auch da nur in seiner eigenthümlichen Gestalt, nämlich als ein Lied, das Jemand singen zu wollen vorher ankündet, erscheinen.

Ueber die Wiederholung der Verse in den Arien stellt Herr Castil-Blaze die richtigsten Ansichten auf. Er findet sie gut in der komischen Gattung und wenn überspannte Gefühle ausgedrückt werden; aber auch in der ernsten Arie billigt er wohl angebrachte Wiederholungen als Mittel entweder zur Charakterisirung der singenden Person, oder zur Steigerung der geschilderten Empfindung, wenn nämlich die Phrase zuerst einfach und

richtig deklamirt erscheint, und jede Wiederkehr ihren Ausdruck erhöht und verstärkt. Zu häufige Wiederholungen sind jedoch übel angebracht, und am übelsten in einer erzählenden Arie, wenn der Erzähler dem ungeduldig Horchenden immer dasjenige wieder sagt, was dieser schon gehört hat. Die Opern bestanden in älterer Zeit beynahe blos aus Arien. Die neuere und bessere Form derselben ist dieser Einrichtung entgegen. Der schicklichste Platz für die Arie ist wohl unstreitig der Monolog, wo der Sänger Herr der Scene ist, Alles nur er allein wirkt, und Alles nur von ihm abhängt. Richtet er seine Arie an eine oder mehrere Personen, so ist der Tonsetzer in seinen harmonischen Entwickelungen schon durch die Kürze beschränkt, die hier nothwendig wird, um die Mitspielenden in ihrem stummen Spiele nicht zu erschöpfen. Die Italiener nehmen es jedoch auch hierin nicht so genau; wird den Mitspielenden die Arie zu lang, so lassen sie den Sänger stehen, um einstweil eine Promenade im Hintergrunde zu machen, oder sich die Dekoration zu besehen, woher sie dann, wenn die Cadenz beginnt, immer noch früh genug zurückkehren, um den Schluß der Arie (welche der Sänger indessen, aus Mangel eines Zuhörers auf der Bühne, an das Parterre gerichtet hat) mit ein Paar unbedeutenden Gesten zu begleiten. Ueber die Ausführung der Arien bemerkt der Verfasser blos, daß, da eine Arie nichts Anderes ist, als der Ausdruck der Empfindungen, welche die singende Person in jenem Augenblick erfüllen; die Musik nur dann ihre ganze Wirkung thun, und die Täuschung nur dann vollständig seyn könne, wenn die auszudrückenden Gefühle mit demjenigen in Beziehung stehen, der sie ausdrückt, und daher nichts lächerlicher sey, als ein Frauenzimmer (in einer Helden- oder Liebhaber-Rolle) von ihrer theuren Gattin, von der, die sie anbetet, reden zu hören. Von der seit einiger Zeit eingerissenen Wuth der Sänger und Sängerinnen, alle Arien mit Rouladen, diatonischen und chromatischen Tonläufen, Schnörkeln und Trillern dergestalt zu überladen, daß alle Charakteristik verschwindet, alle Arien die gleiche Physiognomie erhalten, und man immer die nämliche zu hören glaubt, kann Herr Castil-Blaze nicht sprechen, da diese Krankheit in Paris (das dortige italienische Theater etwa ausgenommen) ganz unbekannt geblieben ist, und von dem Publikum nie würde geduldet worden seyn. Er wendet sich daher nur mit folgender Ermahnung an die Sänger: »O ihr, die ihr eine bezaubernde Kunst pflegt, ihr, welche die Natur mit einer wohlklingenden und rührenden Stimme beschenkte, vermeidet sorgfältig, was die Täuschung stören könnte; auf daß der Reiz der Dichtung, mit jenem der Melodie sich vermählend, in Eurem Mund eine Göttersprache bilde!«

Ein acht Seiten langes Verzeichniß der vorzüglichsten Sopran-, Tenor-, Bariton- und Baß-Arien der französischen Opernbühnen beschließt dieses weitläuftige Kapitel.

VI. Kapitel. Vom Duette. Nach der Erklärung, daß eine, dem figurirten Gesange zweyer Hauptstimmen gewidmete, wechselweise vom Dialog zur Vereinigung jener beyden Stimmen übergehende, und fast immer mit dieser Vereinigung schließende Scene ein Duett heisse, finden wir hier einige treffliche Bemerkungen über die mehrstimmigen Gesangstücke überhaupt. Die Situationen, welche eine Vereinigung mehrerer Stimmen gestatten oder verlangen, sind von zweyerley Art: Wenn alle dramatischen Personen mit einander einverstanden sind, und aus gleichmäßigem Antriebe gleichmäßige Gesinnungen ausdrücken; oder wenn die Leidenschaft sie so heftig bewegt, daß sie auf das nicht achten können, was die Uebrigen sagen.

Im ersten Falle, wo alle Personen die nämlichen Gedanken hegen, auf gleiche Weise ergriffen sind, muß auch ihre Sprache dieselbe seyn, und es ist natürlich, daß alle Stimmen zugleich sich erheben. Im zweyten Falle bietet die Musik wirkungsvolle Kontraste, indem sie dem lyrischen Schauspiele den wichtigen Vorzug vor dem rezitirten verleiht, daß mehrere Personen zugleich sich dem Zuhörer verständlich machen können, wo hingegen der oratorische Accent zur gleichzeitigen Sprache nicht geeignet ist. Herr Castil-Blaze wiederholt hier, was er bereits früher über die Vortheile angeführt hat, deren die Oper sich in Rücksicht jener Stellen erfreuen darf, welche »bey Seite« gesprochen werden. Aber auch in anderen Situationen, wenn zwey oder mehrere Personen ihre Gefühle gegen einander austauschen, wenn sie etwas mit einander überlegen, wenn sie einen gemeinsamen Vorsatz fassen, wenn sie sich streiten, sich bedrohen u s. w., können mehrstimmige Gesangstücke die herrlichsten Effekte hervorbringen.

Rousseau, und nach ihm La-Harpe und andere, mit dem Geiste der dramatischen Musik eben nicht sehr vertraute Schriftsteller wollten, daß man für das Duett nur solche Empfindungen, die eines angenehmen, wenig kontrastirten Ausdrucks fähig sind, wählen, alle heftigen Leidenschaften aber davon ausschließen soll; wahrscheinlich weil zu jener Zeit alle Duette blos zärtliche Liebesbetheurungen zum Gegenstande hatten, und diese Herren nur nach demjenigen urtheilten, was ihnen vor Augen lag. La-Harpe ging so weit, das meisterhafte Duett des Achilles und Agamemnon in Gluck's Iphigenia in Aulis aus dem Grunde zu tadeln, »weil es der Würde dieser »Helden keineswegs angemessen sey, zugleich zu reden; weil es

»diesem gegenseitigen Ausbruche des Zorns an Adel fehle; und »weil der Accent des Stolzes hart und antiharmonisch sey;« worauf ihm Suard in einem, seiner ganzen Länge nach hier eingeschalteten Briefe antwortete: »daß die beyden Helden nicht zu»gleich reden, sondern zugleich singen; daß jene Ausbrüche »des Zorns nicht unedler seyen, als die in Homer's Iliade, »wo die Heroen sich Memmen und Hundegesichter schel»ten; und daß die letzte Phrase keinen Sinn habe, wenn der »Kritiker nicht annehmen wolle, daß der Accent des Stolzes auch »anti-poetisch sey.« Glücklicher Weise haben die Gluck, Mehul, Cherubini, Spontini, Catel u. dgl. keine Notiz von dieser Kritik genommen, und die Duette des Achilles und Agamemnon, des Aeneas und Jarbas, des Assur und Arsaz, der Medea und des Jason, des Licinius und des Pontifex erregen noch immer die lebhafteste Theilnahme, und werden mit Beyfall bedeckt. Je dramatischer eine Situation ist, desto mehr wird sie sich zur musikalischen Behandlung eignen. Dieser ritterliche Hochmuth, dieser ungezähmte Stolz, dieser heroische Zorn, Anfangs in der Tiefe des Herzens verschlossen, dann allmählich ausströmend, und bis zur äußersten Heftigkeit-anschwellend, gehören allerdings in das Gebiet der Tonkunst.

Der Verfasser verbreitet sich nun über die verschiedenen Formen des Duetts, und belegt seine Meinung mit Beyspielen aus den besten Opern; Rec. aber glaubt, daß sich über die Form des Duetts, eben so wenig als über jene des Terzetts, Quartetts, Quintetts u. s. w. bestimmte Regeln geben lassen; daß die Anordnung dieser Gesangstücke der Beurtheilung des verständigen Tonsetzers überlassen bleiben, und daß dieser die Situation, die Charaktere, und die ausgesprochenen Gefühle allein dabey zu Rathe ziehen müsse. Ein zahlreiches Verzeichniß der besten Duette gibt Veranlassung, die Namen einer Menge von französischen Opern anzugeben, von welchen der größte Theil uns unbekannt ist, und wahrscheinlich mehrere zur Verpflanzung auf die deutsche lyrische Bühne geeigneter seyn möchten, als so manche, die von dort zu uns gekommen, und zu sehr auf individuelle Verhältnisse der Pariser Theater berechnet sind, um anderswo ihre volle Wirkung zu thun.

VII. Kapitel. Vom Terzette, Quartette, Quintette und Sextette. Nachdem das Vorzüglichste über die mehrstimmigen Gesangstücke bereits im vorhergehenden Kapitel gesagt wurde, blieb hier wenig mehr nachzutragen übrig. Alle oben genannten Gattungen sind dialogirt, wie das Duett, und enden gewöhnlich, wie jenes, mit Vereinigung der Stimmen. Das Terzett ist das erste Glied in der Kette der mehrstimmigen Gesangstücke,

welches, wenn man will, eine selbstständige Harmonie bilden, und des Orchesters ganz entbehren kann; man nennt sie in diesem Falle vorzugsweise: Vokalstücke, weil die Instrumente gar nicht darauf einwirken. Das Quartett gibt die vollständigste Harmonie; das Terzett aber kann auch in dieser Beziehung schon sehr anziehend seyn, doch ist bekanntlich der dreystimmige reine Satz schwerer als der vierstimmige. Unser Verfasser meint zwar, daß der dramatische Styl mehr der Melodie als des Kontrapunkts bedürfe, und hat völlig Recht, wenn von Einem oder dem Andern die Rede ist. Gute Meister haben indessen öfter gezeigt, daß eine ausdrucksvolle Melodie durch die Vereinigung mit dem Kontrapunkte nur einen desto höheren Reiz gewinne, und Mozarts Quartett im Idomeneo ist eines der glänzendsten Beyspiele hiervon.

Unter den verschiedenen Arten mehrstimmiger Gesänge wird hier auch einer eigenen Gattung derselben, des Kanons, erwähnt, welcher jedoch mit dem eigentlichen strengen Kanon nicht verwechselt werden darf, der bekanntlich eine der schwersten kontrapunktischen Aufgaben ist. In diesen Opern-Kanons wird die musikalische Phrase erst dann, wann die erste Stimme sie ganz vollendet hat, von der zweyten aufgenommen, während jene einen andern, mit gedachter Phrase harmonierenden Gesang ausführt, dessen sich späterhin ebenfalls die zweyte Stimme bemächtiget, welcher auf gleiche Weise die dritte, und, in einem Quartett oder Quintett, auch die vierte und fünfte nachfolgen, bis die erste wieder an die Reihe kömmt, das Hauptmotiv zu singen, welches die übrigen mit ihren harmonirenden Nebengesängen begleiten. Neben dem, von dem Verfasser mit Recht als vorzüglich angeführten Kanon aus Cherubini's Faniska dürfte wohl jener aus der Oper Fidelio, von Beethoven, mit gleicher Auszeichnung stehen. Merkwürdig dünkt es mich übrigens, daß Mozart in keiner seiner Opern einen solchen Kanon angebracht hat. Da sie im Grunde doch nur eine artige musikalische Spielerey sind, glaube ich, daß sie in einer heroischen oder tragischen Oper durchaus unschicklich seyen.

Steht ein Quartett, Quintett oder Sextett am Schluß eines Aktes, so kann es sehr wohl die Stelle eines Finale vertreten. Das überaus herrliche Septett, womit (nach der ursprünglichen Eintheilung) der zweyte Aufzug der Hochzeit des Figaro schließt, ist wohl eines der wirkungsreichsten Finale, die es geben kann. Indessen kann ein Akt auch mit einem Duette (wie der erste von Cherubini's Medea), sogar mit einer Arie (wie der erste von der Hochzeit des Figaro, der dritte von Iphigenia auf Tauris), ja selbst mit einem obligaten Recitative

(wie der erste Akt von Glucks Orfeo ed Euridice) schließen. Ein mehrstimmiges Gesangstück gibt jedoch immer einen glänzendern und angemessenern Aktschluß. Auch diesem Kapitel ist ein Verzeichniß einer Menge von derley Gesängen angehängt.

VIII. Kapitel. Vom Finale. Das eigentliche Finale ist eine Reihe ganz in Gesang gesetzter Scenen am Ende eines Aufzugs. Wenn die Exposition vorüber ist, und die Intrigue, ihren Gang rasch verfolgend, entweder sich fester schürzt, oder sich entwickelt, wenn in dieser Absicht alle Triebfedern in Bewegung gesetzt sind, die Situationen sich ändern, die verschiedenen Leidenschaften den höchsten Grad erreichen, und das Ganze sich in einem großen dramatischen Gemälde darstellt, dessen Figuren in zu lebhafter Bewegung sind, als daß man sie zum Recitativ oder zur Arie zurück führen könnte; dann bildet der Tonsetzer eine ununterbrochene Kette aus Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten, selbst Chören, und dieses Musikstück, das längste im Akte, heißt das Finale. Herr Castil-Blaze nennt Logroscino, einen Tonsetzer aus den Zeiten Pergolesi's, als den Erfinder desselben, und behauptet, daß Paisiello der erste war, der es in die ernsthafte Oper einführte. Alles, was von den mehrstimmigen Gesangstücken überhaupt gesagt wurde, gilt auch von dem Finale. Dieses kurze Kapitel schließt abermals mit einem Verzeichnisse der ausgezeichnetsten Kompositionen dieser Gattung, worunter wir die Finalen aus Don Juan und Figaro oben an erblicken.

IX. Kapitel. Von dem Chor. Der Chor der griechischen Tragödie, ein ruhiger Zuseher der Begebenheiten, ließ sich zuweilen blos in Betrachtungen über dieselben ein, oder erhob seine Stimme zu langen Erzählungen aus der Mythologie oder der Geschichte; nur selten redete er eine der handelnden Personen an, und niemals hatte er Einfluß auf die Handlung selbst. So war auch in den ersten Zeiten der Oper der Chor auf beyden Seiten des Theaters an den Coulissen aufgestellt, ohne sich in das Scenenspiel zu mischen, und schrie sein: laßt uns feyern! laßt uns schwören! laßt uns zerstören! laßt uns kämpfen! aus vollem Halse, ohne sich im geringsten von der Stelle zu bewegen. Gluck, der in dem ganzen dramatisch-musikalischen Systeme einen so glücklichen Umschwung zu Stande gebracht, hat auch jene unbeweglichen Schaaren zu beleben, jene wohlklingenden Standbilder in Thätigkeit zu setzen gewußt. »Man muß diesen großen Meister bey den Opernproben gesehen »haben«, sagt Ginguené, »wie er von einem Ende der Bühne »zum andern die Chorsänger hier wegschob, dort hinzog, bald »bat, bald schalt, bald ihnen schmeichelte, und wie diese Anfangs

»darüber verwundert, von der Verwunderung zur Gelehrigkeit, »von der Gelehrigkeit zum Ausdruck, zu Effekten übergingen, die »sie selbst anfeuerten, und ihnen gleichsam einen Theil der Begei-»sterung des Tonsetzers verliehen; man muß ihn in dieser an-»strengenden Beschäftigung gesehen haben, um alle die Verbind-»lichkeit zu fühlen, die unsere Bühne ihm schuldig ist, und zu er-»kennen, welch einen Verein von physischen und moralischen Kräf-»ten er bedurfte, um wie er gethan, allenthalben Bewegung »und Leben zu verbreiten.« Die Ueberraschung der Zuschauer, als sie in seiner Iphigenie in Aulis die Chöre zum ersten Male von Schauspielern statt, wie bis dahin, von Automaten ausführen sahen, und der Enthusiasmus, womit diese neue erfreuliche Erscheinung aufgenommen wurde, belohnten Gluck's Bemühungen auf die schönste Weise.

Nachdem uns die Arien, die Duette, Terzette u. s. w. sanft gerührt haben, tritt der Chor auf, uns mit seinen gebieterischen Massen, mit seinem melodischen und harmonischen Reichthum gewaltig zu ergreifen. Er mag uns Konträste darbieten, unter sich uneins seyn, sich bestreiten, bekriegen, verfolgen; oder er mag, von gleichen Gefühlen beseelt, einmüthig sich freuen, sich betrüben, jubeln, wüthen, zum Himmel flehen, oder in Verwünschungen ausbrechen; immer bleibt er, vernünftig behandelt und mit Vollendung ausgeführt, eine der schönsten Zierden der Oper, das herrlichste Resultat von Vereinigung der Melodie und Harmonie, der Singstimmen und des Orchesters. Der Chor kann zuweilen von Solo's der Coryphäen, nie aber von einem fortgesetzten Dialog, unterbrochen werden. Die Ausführung dieser Solo's bietet indessen manche Schwierigkeit dar, weil unter den Chorsängern selten Personen zu treffen sind, welche ein Solo genügend vorzutragen vermögen, die Opernsänger aber zu derley kleinen Aufgaben sich meistens zu gut dünken.

Der Verfasser schweigt von der Entwürdigung, welche der Chor in neuester Zeit durch die erbärmliche Art erfährt, auf welche er zur Begleitung großer Bravour-Arien verwendet wird. Eine reiche Liste von Chören, die zu Vorbildern dienen können, in welcher, unter vielen aus uns zum Theil bekannten Opern von Mehul, Cherubini, Spontini, Catel, Winter, die Chöre aus Gluck's beyden Iphigenien, Orpheus, Alceste und Armida, aus Salieri's Danaiden und seinem Tarar glänzen, findet sich am Ende dieses Kapitels.

X. Kapitel. Von den Tanz-Melodien (airs de danse). Obschon zu Paris keine große Oper ohne ein oder mehrere damit verbundene Ballette aufgeführt wird, und diese Ballettmusik folglich einen integranten Theil der Opern-Partition ausmacht, hat Herr Castil-Blaze doch nur wenig über die-

sen Gegenstand, und kaum mehr gesagt, als daß die Tanzkunst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ungeheure Fortschritte gemacht habe, daß sie von Gardel, Milon und Vestris zu einer Vollkommenheit gebracht wurde, die schwerlich noch weiter gehen könne, und daß er glaube, die Franzosen hätten in Rücksicht auf Ballettmusik ihren Vorzug vor den übrigen Nationen standhaft behauptet. Ohne uns durch diese ihre Ueberlegenheit eben kränken zu lassen, muß man doch gestehen, daß ein wohl angebrachtes, mit der dramatischen Handlung gut verbundenes, oder besser noch aus derselben entwickeltes Ballett der Oper einen anziehenden Reiz verleiht, und daß ein getanzter Chor, worin namlich die Tänzer einen, der Situation angemessenen Tanz zu der nämlichen Musik ausführen, in welcher die Sänger zu gleicher Zeit einen Chor singen, eine ganz eigene, angenehme Wirkung hervorzubringen im Stande sey. Indessen kann Rec. das Ballett nicht für einen unentbehrlichen Bestandtheil der Oper halten, und die Franzosen selbst scheinen, nach einigen in diesem Kapitel befindlichen Andeutungen, weniger Ballette in die Oper selbst mehr zu legen, seit es gewöhnlich ist, ein Ballett, als selbstständiges Spektakel, nach dem Schlusse derselben zu geben.

XI. Kapitel. Von dem Marsche. Da der Marsch noch viel weniger, als das Ballett, ein unentbehrlicher Theil des lyrischen Schauspiels ist; hätte man kaum erwarten sollen, ihm hier ein eignes Kapitel gewidmet zu sehen. Auch finden wir in diesem, dem kürzesten des Werkes, nur die Aufzählung der verschiedenen Gattungen der Märsche, deren Form sich nach Zeit, Ort und Handlung bildet; wornach es denn feyerliche, religiöse, kriegerische, und Trauermärsche gibt, deren jeder, nach Verschiedenheit des Landes, in welchem die dargestellte Begebenheit vorgeht, einen bestimmten nationellen Charakter in Melodie, Harmonie und Instrumentirung haben soll.

XII. Kapitel. Von dem Zwischen-Akte. »Der Zwischen Akt ist der Zeitraum, welcher zwischen dem Ende eines Aktes der Oper und dem Anfange des folgenden verstreicht, und während welchem die Darstellung unterbrochen, jedoch angenommen wird, daß die Handlung anderwärts fortschreite. Das Orchester füllt zuweilen diesen Zeitraum mit einer Symphonie aus, welche ebenfalls Zwischen-Akt genannt wird.« Diese kleineren Ouverturen (denn das sind sie eigentlich) wurden in Deutschland erst durch die verdeutschten französischen Opern bekannt.

XIII. Kapitel. Von den Uebersetzungen, Parodieen und Quodlibets.

»Eine Oper übersetzen heißt, ein Drama, auf welches bereits eine Musik geschrieben ist, aus einer Sprache in eine andere

übertragen.« Hier fehlt der Beysatz: dergestalt, daß die Musik eben so gut auf das neue, wie auf das ursprüngliche Idiom passe. »Eine Oper parodiren heißt, den vorhandenen Gesängen neue Worte unterlegen, deren Inhalt oft mit den vorherigen nicht die mindeste Aehnlichkeit hat; es genügt, wenn der Parodist sich nach dem Charakter des Musikstücks richtet, und vorzüglich die Anlage des Gedichts nach jener der Musik entwirft, so, daß im Ausdrucke eine vollkommne Uebereinstimmung herrsche.« Man sieht aus dieser Definition, daß auf der französischen Bühne eine Parodie etwas ganz Anderes bedeute, als auf der unsrigen, wo man die Bearbeitung eines bekannten, in einem Schauspiele bereits behandelten Stoffes, nach, dem Charakter und Sinne dieses schon bestehenden Schauspieles ganz entgegen gesetzten, meistens auf das Burleske zielenden Ansichten so benennt. »Ein Quodlibet endlich ist ein Drama, welches man aus beliebten, getreu übersetzten oder (nach der französischen Bedeutung) parodirten Arien, Duetten, Terzetten und Chören geschaffen, und worin man diese gewählten Bruchstücke mittels der nöthigen Verbindungs-Scenen, zu einer neuen, zusammenhängenden Handlung gebildet hat.«

Man hat öfters versucht, die französische lyrische Bühne mit Meisterwerken fremder Schulen zu bereichern; allein alle, seit der Servante Maîtresse (1754) bis zum Don Juan (1805) in's Französische übersetzten Opern sind, trotz der ausgezeichneten musikalischen Schönheiten, welche mehrere derselben enthielten, wieder zurück gelegt worden. Man hat die Ursache hievon in der barbarischen Prosa der Uebersetzer finden wollen; unser Verfasser aber findet diesen Grund nicht hinlänglich, und glaubt ihn, besonders was die Uebersetzungen italienischer komischer Opern betrifft, in dem Mangel derselben an Interesse, in der Niedrigkeit ihrer Komik, in dem gänzlichen Abgang einer Handlung, und in der Verschiedenheit der Grundsätze zu finden, nach welchen eine Opera buffa und eine französische komische Oper verfaßt werden.

XIV. Kapitel. Ob man Musiker seyn müsse, um richtig über Musik zu urtheilen, und über diese Kunst zu schreiben. Der Verfasser beantwortet die Ueberschrift dieses Kapitels, eines der ausgedehntesten des ganzen Werkes, durchaus bejahend, und führt für seine Meinung an: die allerdings kaum glaublichen Ungereimtheiten, welche zwey der angesehensten Gelehrten, La-Harpe und Marmontel, zur Zeit der Fehde zwischen den Gluckisten und Piccinisten über Gluck und seine Werke in den Tageblättern verbreiteten, und welche von Arnaud und Suard eben so witzig als gründlich widerlegt

wurden *); die Aeußerungen des Geoffroi, daß Gluck, genannt der Heulende, sich in der Musik der Teufel auszeichne, daß Alceste eine Todten-Messe, Don Juan ein deutsches Getöse, und in der Hochzeit des Figaro außer einer einzigen Ariette nichts Gutes zu finden sey; die Thatsache, daß in der Encyclopädie die Artikel über Musik die schwächsten sind; und daß in Rousseau's musikalischem Wörterbuche nur dasjenige vortrefflich sey, was er, nicht als Tonkünstler, der er nie gewesen, sondern als Philosoph und Dichter geschrieben. Herr Castil-Blaze behauptet ferner, daß in den Zeitschriften, welche der Musik unkundige Literatoren zu Mitarbeitern haben, das Operngedicht allein ausführlich und richtig beurtheilt, über die Musik hingegen entweder mit ein Paar Gemeinplätzen von Lob oder Tadel hinweg gegangen, oder irgend eine veraltete Redensart über Melodie und Harmonie statt eines Urtheils angewendet, oder dieses nach dem Ausspruche des Publikums, und dem Erträgnisse der Theaterkasse gemodelt werde; daß die einzige kleine Seite, welche der Journalist über eine neue Oper liefern soll, eben so ausgebreitete Kenntnisse, als ein großes Werk erfordere; daß man, ohne Musik zu verstehen, eben so wenig über Gluck oder Mozart zu urtheilen vermöge, als über Corneille und Poussin, ohne in die Dichtkunst und Malerey eingeweiht zu seyn; und daß es nicht leichter sey, das Sextett aus Don Juan oder das erste Finale aus den Tagen der Gefahr zu analysiren, als die Struktur eines Gebäudes, die Insel von Madagascar, oder das kaspische Meer zu beschreiben.

Ohne Herrn Castil-Blaze hierin widersprechen zu wollen, in so fern er Urtheile verlangt, welche sich nicht blos auf den ästhetischen Werth einer musikalischen Komposition beschränken, sondern auch in das Technische derselben eingehen, nicht blos von der Wirkung, sondern auch von den Mitteln, womit sie erreicht werden, Rechenschaft geben sollen; dünkt mich doch, daß er zu weit gehe, wenn er einem nicht musikalischen Literator alle Fähigkeit, ein Tonwerk, zumal eine Vokal-Komposition, woran die Dichtkunst einen so großen Antheil hat, zu würdigen, gänzlich absprechen will. Recensent setzt voraus, daß dieser Literator ein vielseitig gebildeter Mann von richtigem Gefühl und geläutertem Geschmacke sey, und daß er, obschon keine Kenntnisse in der Tonkunst, doch Sinn und Empfänglichkeit für dieselbe besitze.

*) Beyderley Aufsätze finden sich in den schon früher erwähnten: Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution opérée dans la Musique etc. gesammelt.

Allerdings hätte der Verfasser Recht, wenn er behauptete, daß nur der mit gründlichen musikalischen Kenntnissen ausgerüstete Literator ein vollkommen erschöpfendes Urtheil über Tonwerke überhaupt, und die Oper insbesondere auszusprechen im Stande sey; und, den Musen sey Dank, es fehlt uns Deutschen nicht an gewichtigen Männern solcher Art, wenn sie auch eben nicht zahlreich sind. Wenn aber Herr Castil-Blaze hierin jeden ungelehrten Tonkünstler über jeden unmusikalischen Gelehrten setzen will, möchte er gleichwohl irren.

Zu den nöthigen Eigenschaften eines Opern-Recensenten zählt er die Fähigkeit, jeden Meister aus seinem Werke zu erkennen. Große Tonsetzer unterscheiden sich in ihrem Styl zwar eben so, wie große Schriftsteller oder Dichter; Komponisten minderen Ranges aber, die sich einen eigenen Styl zu bilden nicht vermögen, ahmen gewöhnlich eine eben im Schwunge befindliche Manier nach, die auf gewissen beliebten Phrasen, Uebergängen, Kadenzen u. dgl. beruht, und die daher zu unterscheiden kaum möglich seyn dürfte, wie man sich aus den Arbeiten der jüngsten italienischen Tonsetzer überzeugen kann, welche alle aus einer und derselben Feder geflossen zu seyn scheinen. Der Leitfaden, welchen Herr Castil-Blaze zur Erkenntniß der Meister darbietet, möchte übrigens nicht der zuverläßigste seyn. »Cimarosa führt seine Motive gern mittels einer aufsteigenden diatonischen Tonleiter zurück; absteigende diatonische Tonleitern, wovon jedem einzelnen Tone die ihm zukommende Harmonie gegeben ist, findet man oft in den Bässen Mehuls u. s. w.« Diese Kennzeichen scheinen nicht hinzureichen, um im Werke den Meister zu finden, auch sind sie mehr aus der Manier als aus dem Styl genommen, dessen Verschiedenheit Rec. vielmehr in der Art, ein Gefühl aufzufassen und wieder zu geben, in der mehr oder minder treffenden Charakterisirung der dramatischen Personen, in der vorherrschenden Neigung zum kräftigern oder sanfteren Ausdrucke, in der mehr oder weniger sinnreichen Benützung und Ausführung der Motive, in der stärker oder schwächer strömenden Fülle der Harmonie, in der häufigeren oder seltneren Anwendung kontrapunktischer Verzweigungen, in der größeren oder geringeren Kraft der Bässe u. dgl. suchen würde. Der Verfasser scheint die Unzulänglichkeit seiner Angaben, und die Schwierigkeit der Aufstellung bestimmter Regeln zur Erkenntniß der Meister selbst gefühlt zu haben, indem er von Haydn, Mozart, Nicolo, Cherubini, Catel, Spontini und Boieldieu, folglich gerade von denjenigen, deren in ihren Werken waltender Geist am schwersten darzustellen seyn möchte, blos im Vorbeygehen sagt: »daß auch von diesen jeder seine eigenen Charakterzüge habe,

welche hier aus einander zu setzen zu weitläuftig wäre,« und am Ende jener Schilderungen mit der ihm eigenen Bescheidenheit hinzu fügt: »daß alles über diesen Gegenstand hier Gesagte nur eine sehr unvollständige Darstellung sey.«

Nur durch die Vorliebe der Landsmannschaft läßt es sich aber erklären, wie Herr Castil-Blaze die übrigens mit Recht geschätzte Schriftstellerin Madame Stael den Literatoren als Vorbild, wie sie über Musik schreiben sollen, empfehlen konnte; diese Dame, welche in ihrem Werke über Deutschland die Instrumental-Begleitung in Mozart's Don Juan bizarr nennt; die musikalische Malerey mit der musikalischen Nachahmung auf eine Art vermengt, welche den gänzlichen Mangel der Grundbegriffe der Kunst beweiset; die deutschen Tonsetzer tadelt, daß sie in ihren Vokal-Kompositionen dem Sinn der Worte zu genau folgen, und daß sie dem zu viel nachdenken, was sie schreiben, wo doch die schönen Künste mehr Instinkt als Gedanken wollen; welche behauptet, daß ein Vergnügen, das aus Nachdenken entspringt, nicht in die wunderbare Sphäre der Kunst gehöre, und mehr dergleichen kaum glaubliche Sätze aufstellt, die Recensent in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1816 Nr. 11 und 12 zu beleuchten sich gedrungen fühlte.

XV. Kapitel. Von der Oper in den Provinzen. Herr Castil-Blaze beginnt dieses Kapitel mit der Klage, daß, während in Italien ein einziger Karneval funfzig Opern zur Welt bringt, man in Frankreich zwanzig Jahre bedarf, um solchen Reichthum zu sammeln, und daß ein Tonsetzer schon zehn Werke auf italienischen Bühnen kann aufgeführt haben, bevor er dazu gelangt, nur eine auf einer französischen zu geben; was der Entwickelung der Talente ungemein hinderlich sey. Der Verfasser hat hierbey vergessen zu bedenken, was für Opern jene funfzig seyen, und welche Eigenschaften man von denselben in Frankreich fordert; und daß ein Komponist sehr wohl zehn Werke in Italien kann geschrieben haben, ohne darum im Stande zu seyn, eine für die Académie royale de Musique zu liefern.

Herr Castil-Blaze scheint jedoch diese Fruchtbarkeit nur zu Gunsten der sechzig Provinz-Theater zu wünschen, die in seinem Vaterlande bestehen, und welche ihre Repertorien blos aus jenen Werken bilden, die in der Hauptstadt gegeben wurden. Betrachten wir die Art, wie diese Werke dort aufgeführt werden, wovon uns der Verfasser als Augenzeuge Nachricht gibt; so dürfen wir den Bühnen der kleineren deutschen Städte zu ihren Vorzügen über die französischen Glück wünschen, so wenig sie auch denjenigen befriedigen mögen, der an dramatisch-musikalische Vorstellungen der Hauptstädte gewohnt ist. Auf keinem der Pro-

vinz-Theater Frankreichs findet man mehr, als zwey, höchstens drey fähige Künstler; folglich ist an eine Gesammtwirkung nirgends zu denken. Die Orchester sind mangelhaft, und wenn die Unternehmer blos auf ihren Vortheil sinnend, bey den Sängern sparen, so ist dieses noch weit mehr der Fall bey den Instrumentisten. Herr Castil-Blaze hat im Oedip zu Colonos die Rollen des Theseus und des Oberpriesters von demselben Sänger, und zwar dergestalt vortragen gehört, daß der König von Athen, als seine Rolle geendet war, sich gegen den Hintergrund der Bühne wendete, um jene des Oberpriesters zu singen, während ein Soldat im Priesterkleide Mund und Arme bewegte, und Weihrauch in die Opferflamme streute. Er sah Paul und Virginie ohne ausgeschriebene Orchester-Stimmen aufführen: der Direktor und der Kontrabaß spielten aus der Partition, und einige Blase-Instrumente begleiteten den Gesang aus dem Gedächtnisse, meistens aber im Unisono. Er sah und hörte kriegerische Chöre von drey Personen singen; einen sechzigjährigen Vater und seine Tochter die beyden jungen Freunde in dem Singspiele: Ein Haus zu verkaufen, spielen; drey sich über einander drängende Waldhornisten, aus Ranges-Eifersucht, dasselbe Solo des ersten Waldhorns blasen, während die Partie des zweyten unbesetzt blieb; ganze Opern, ohne Blase-Instrumente mit dem bloßen Quartette begleiten; im Ferdinand Cortez (weil das Chorpersonale zu schwach war, um es zu theilen) die Chöre der Mexikaner und Spanier von den nämlichen Choristen vortragen; die herrlichsten Finale in Stücke zerreißen, die, aus Mangel der verbindenden Instrumente keinen Zusammenhang mehr hatten; die schönsten Arien von ganz verfallenen Stimmen singen, die nur mit Mühe von einer schneidenden Violine im Ton erhalten werden konnten; und dennoch waren die Theater gefüllt! Gewohnheit, lange Weile, Liebes-Verständnisse, Kaufmanns-Geschäfte, und der Umstand, daß man für den Preis eines Billets im Feydeau einen ganzen Monat hindurch das Theater einer Provinzstadt besuchen kann, lassen die dortigen Schauspiel-Säle niemals leer stehen, deren einige größer sind, als die zu Paris.

So wie die Darstellungen übel beschaffen sind, ist es die Lage der Darstellenden nicht minder. Fünf Kinder, welche, mit Lumpen bedeckt, im Parterre um Almosen bettelten, während ihr Vater im goldverbrämten Sammtrocke in den Prétendus den Pächter spielte; ein Sänger, der durch eine zu starke Dosis Branntwein, womit er seinen leeren Magen stärken wollte, plötzlich die Stimme verlor; andere, die zur Winterszeit nur ungern das warme Kostüm ablegten, um es mit leinenen Pantalons zu

vertauschen, die ein Soldat ausgemustert hatte; ein Knabe, der, den Vater vergebens um ein Mittagmal flehend, von diesem auf den Abend in die Kulisse bestellt wird, wo er, als Johann von Paris, ihm eines von den kleinen Broten zuzustecken verspricht, welche zwischen die pappenen Pasteten und die leeren Flaschen auf die Tafel gelegt werden; dieß sind die düsteren Gemälde, welche Herr Castil-Blaze aus seiner Sammlung uns vor Augen stellt. Bricht solch eine Gesellschaft von einem Städtchen zu einem andern auf; so werfen der Fleischer, der Weinhändler, der Gastwirth, der Schneider, die Putzmacherin, die Waschfrau sich über die geringen Habseligkeiten ihrer Schuldner her, und ohne den wohlthätigen Beystand mitleidiger Seelen würden der Zepter Agamemnons, der Turban Solimans, die Zauberruthe Armida's in die Hände jener unmenschlichen Gläubiger gerathen.

Trotz all diesem Elende lassen manche ehrliche Handwerker durch die glänzende Außenseite und einen anscheinend mühelosen Erwerb sich auf jene unseligen Breter verlocken, um über sie geraden Wegs ins Hospital zu wandern. »Der Stand eines dramatischen Sängers verlangt zu viele Vorkenntnisse, als daß ein Mensch aus der gemeinen Klasse, zumal in einem Alter, wo es zum Lernen nicht mehr Zeit ist, darin sein Glück machen könnte.«

Die Möglichkeit zur Verbesserung jener kleinen Opern-Bühnen glaubt Herr Castil-Blaze darin zu finden, daß dieselben, wie die Académie royale, unter die Administration des Staates gestellt, und nicht, wie bisher, der Leitung von Menschen anvertraut würden, welchen die dramatische Kunst ganz fremd ist, und welche sie wieder an Andere, die besser unterrichtet sind, gegen starke Summen überlassen, die viel vortheilhafter zur Emporbringung der Anstalt selbst verwendet werden könnten. Städte, deren Bevölkerung zu gering ist, um ein anständiges Theater erhalten zu können, sollten, nach seiner Meinung, nicht befugt seyn, irgend eines zu haben. Schauspiel und Oper gehören nicht zu den ersten Bedürfnissen, und es ist besser, sie gar nicht zu haben, als elendes Zeug zu ertragen, welches Kunst und Künstler in eben dem Maße herabwürdiget, als es die Sitten und den Geschmack verdirbt.

XVI. Kapitel. Von den Tonkünstlern. »Wenn Tausende von Jünglingen, ungewiß über die Rolle, welche sie einst in der Gesellschaft spielen sollen, noch schwanken zwischen Handel und Arzneykunde, zwischen dem Schwerte der Gerechtigkeit und dem Degen des Kriegers, ist der Tonkünstler schon Tonkünstler, und der Dichter schon Dichter. Von einer unwiderstehlichen Macht hingerissen, schwimmen sie schon in den Wellen des Stro-

mes, in welchen der Dämon des Ruhmes sie gestürzt hat. Vergebens bemüht sich ein zärtlicher Vater, seinen Sohn am Rande des Abgrunds zurückzuhalten; dieser Sohn ist taub für seine Stimme und lacht der väterlichen Besorgnisse. Von einigem Erfolge in Gesellschaften aufgebläht, träumt er nur Messen, Oratorien, Opern, Sonaten, Symphonien, und, von Dunst berauscht, verläßt er thöricht einen zwar minder glänzenden aber fester gegründeten Stand, der ihn glücklich machen konnte.«

»Man klagt über die geringe Zahl der Virtuosen, welche Frankreich hervorbringt; sie ist noch viel zu groß für die Hülfsquellen, die es ihnen bietet. In unserem Lande führt die Komposition zu nichts: keine öffentlichen Anstalten, keine Kapelle, wo ein Mann von Talenten eine ehrenvolle Zuflucht und ein Einkommen finden könnte, das, ohne ihn zu bereichern, ohne ihm sogar Bequemlichkeit zu verschaffen, ihn wenigstens über die Zukunft beruhige, und ihm die Mittel gewähre, seine edlen Arbeiten fortsetzen zu können.«

»Da er nicht die Bahn gehen kann, welche die Lalande die d'Haudimont, die Giroust, die Lesueur verherrlichet haben, wendet er seine Blicke auf das Theater. Aber welche Hindernisse! welche Intriguen versperren ihm hier den Pfad! Wie soll er nach so Vielen ans Ziel gelangen, die dem unglücklichen Anfänger im Wege stehen, und welche den Credit geschickt zu benützen wissen, den frühere Erfolge ihnen verschafft haben? Das Gedicht ist angenommen, die Musik ist fertig, Alles liegt zur Ausführung bereit; aber dem Werke gehen fünf und zwanzig andere Opern voraus, es muß die Reihe abwarten, und da man (auf der Académie royale de Musique nämlich) des Jahres nur eine Oper gibt, muß er sich entschließen, wenigstens zwölf Jahre Geduld zu haben, vorausgesetzt, daß die Hälfte der angenommenen Opern nicht aufgeführt und keine neue eingeschoben werde; der zufälligen Verzögerungen nicht zu erwähnen, welche durch Krönungen, Heirathen, Geburten, Revolutionen, Siege, Friedensschlüsse herbey geführt werden können, welch Alles durch Gelegenheitsstücke gefeyert werden muß, die nothwendig den übrigen vorgehen.«

Man sieht aus dieser Stelle, daß es den Tonsetzern in Frankreich nicht besser geht, als irgendwo anders. Die Annahme der Opern hat dort noch eine Schwierigkeit mehr, denn das Gedicht wird der Prüfung einer literarischen Jury unterzogen; verwirft es diese, so mag die Musik die ausgezeichnetsten Verdienste haben, die Oper wird darum doch nicht angenommen. Daher ist jedem Komponisten zu rathen, nur ein schon geprüftes und gebilligtes Gedicht in Musik zu setzen; welches zu erhalten

freylich nicht weniger Gunst als Kunst erfordert. Gelingt es aber, dann ist auch der Tonsetzer nirgends so würdig und freygebig belohnt, als in Paris, denn von der Einnahme einer jeden Vorstellung seines Werkes empfängt er einen bestimmten Antheil, den nicht nur er selbst lebenslang, sondern seine Familie noch durch zehn Jahre nach seinem Tode fortbezieht, so, daß wenn es ihm gelungen, einige Opern zur Aufführung zu bringen, sein und der Seinigen Glück gemacht ist. Solcher Vortheil kann eine würdige, mit dem Werke im Verhältniß stehende Belohnung genannt werden, und Herr Castil-Blaze scheint nicht zu wissen, wie derley Werke anderswo belohnt werden, da ihm jene Vergeltung noch zu gering, die zehnjährige Fortdauer derselben nach dem Tode des Künstlers zu kurz scheint, und er dessen Erwerb mit dem Fasse der Danaïden vergleicht, das der Vater angefüllt hat, und der Sohn wieder anzufüllen verdammt ist. Ist ein Honorar von hundert oder zweyhundert Dukaten jener vortrefflichen Einrichtung etwa vorzuziehen? Steht es in besserem Verhältnisse mit einer Arbeit, die, nachdem sie ein mühsames Studium nicht nur des Tonsatzes, sondern so vieler Hülfswissenschaften, so vieler klassischen Werke, die als Vorbilder dienen, durch Jahre und Jahre voraussetzt, Anstrengung des Geistes, Fülle der Phantasie, Wärme des Gefühls erfordert, und die Kräfte ihres Verfassers auf eine Weise erschöpft, die nur zu oft Gesundheit und Leben bedroht? Ich rede hier nicht von jenen Opern, welche der Carneval in Italien hervor ruft, und die in vier Wochen zur Welt kommen, um durch acht oder zehen zu leben und dann in verdiente Vergessenheit zu sinken. Ich spreche von Opern, die den Namen eines Kunstwerks, und auf die Nachwelt überzugehen verdienen; von Opern, zu deren Vollendung auch der phantasiereichste, geübteste Tonsetzer ein Jahr voll Mühe und Nachdenkens bedarf. Ist er dann wohl belohnt zu nennen, wenn der Ertrag seiner Arbeit ihm kaum die Mittel gewährt, während der Zeit, die er darauf verwendet, sein Leben kärglich zu fristen, viel weniger sich damit ein sorgenfreyes Alter zu bereiten? Wohl sind Ruhm und Ehre das höchste Ziel des Künstlers; wohl weiß er, daß der Titel Schriftsteller, Dichter, Tonsetzer, wenn er sich mit jenem eines Ritters, Grafen oder Fürsten in einer Person vereinigt, diesen letztern weit überstrahlet, und niemand darnach fragt, ob der Dichter Göthe geheimer Rath ist, der Philosoph La Rochefoucault Herzog, und der Tonsetzer Marcello Senator von Venedig gewesen; auch sind es Ruhm und Ehre allein, welche den Musiker ein ruhigeres und sicheres Auskommen verschmähen lassen, ihm das lange, trockene Studium des Contrapunkts erträglich machen, die Sorgen für seinen anfänglichen

Unterhalt (den er meistens nur durch verdrießliche, geisttödtende Unterrichtsstunden zu erwerben vermag) versüßen, und ihn über die Kabalen, die Vorurtheile, den Unverstand, die Modethorheiten, den Kunstneid hinweg setzen können, die sich seiner höheren Laufbahn entgegen stellen; allein am mühsam errungenen Ziele sollte er, nebst Ehre und Ruhm, auch zu leben finden; »das ist ein Hauptpunkt,« sagt unser Verfasser.

Die Instrumental-Tonsetzer scheinen einen günstigeren Pfad eingeschlagen zu haben; entfernt von den Kabalen der Bühne, bedürfen sie auch keiner Armee von Sängern und Instrumentisten, um ihre Quartetten oder Sonaten zu Gehör zu bringen. Allein Schwierigkeiten anderer Art sind hier zu überwinden. Wollen sie ihre Kunst und sich selbst nicht zu den Armseligkeiten herab würdigen, welche der Tages-Geschmack verlangt, und der Musikhändler leicht und schnell absetzt, so haben sie von diesem wenig oder keine Unterstützung zu erwarten. Größere Kompositionen werden nur von denjenigen gegen ein angemessenes Honorar angenommen, die sich bereits einen Namen erworben und die Meinung für sich haben; und selbst diese finden keine würdige Belohnung für gediegene Werke jener Art, deren Auflage bedeutende Vorausgaben erfordert, und deren Absatz zwar sicher, aber nur langsam, Statt findet.

Von den erfindenden Tonkünstlern geht Herr Castil-Blaze auf die ausführenden über, und bemerkt, daß in der Hauptstadt die Zahl der Künstler weit größer sey als in den Provinzen, hingegen in diesen, besonders in der Provence und in Languedoc, die ausübenden Musikfreunde verhältnißmäßig viel zahlreicher gefunden werden als in Paris, welches daher komme, daß die Künstler, welche in den Departementen nur kargen Unterhalt finden, der Metropole zuströmen, in der Hoffnung, dort ihr Glück zu machen, die Musikfreunde hingegen ihre Geburtsstädte aus Familien- oder Geschäfts-Rücksichten nicht wohl verlassen können. Aus dem Umstande aber, daß jeder Künstler, der sich nur einigermaßen über die Mittelmäßigkeit erhebt, und folglich zu Paris einen Weg zu machen sich schmeicheln kann, dahin eilt, wird der Verfall der Tonkunst in den Provinzen abgeleitet, gegen dessen Fortschritte der Verfasser nur die Wiederherstellung der Seminarien als einen wirksamen Damm erkennt. Die vorzüglichsten Instrumentisten in Frankreich sind übrigens aus dem Conservatorium der Musik zu Paris hervor gegangen, und beweisen den unberechenbaren Nutzen einer öffentlichen Anstalt, in welcher die Tonkunst nach geprüften, gleichförmigen Grundsätzen theoretisch und praktisch gelehrt wird.

Die Wahrnehmung, daß man aus Musikfreunden, obwohl

einzelne hievon sich bis zu einem Grade von Virtuosität aufschwingen, selten ein gutes Orchester zusammen setzen könne, weil jeder in der ersten Reihe erscheinen, und vor den Uebrigen glänzen will, führt mich auf die Betrachtung, daß die Tonkunst durch ihre jetzige außerordentliche Verbreitung in allen Ständen wohl mehr extensiv als intensiv gewonnen habe, und das unselige Produktionswesen, welches bereits alle gediegenen größeren Tonwerke, sogar die Symphonien, aus den Concerten verdrängt und mit einem Strome werthloser, blos auf mechanischen Prunk abzielender Kompositionen ersetzt hat, nur daher seinen Ursprung erhielt. Selbst die hiesige Gesellschaft der Musikfreunde, diese kolossale, an sich einzige Erscheinung des musikalischen Dilettantismus, von welcher man hätte erwarten dürfen, daß sie vor Allem auf Wiederbelebung und allmähliche Befestigung der Liebe für das Große, Wahre, ewig Schöne der Kunst durch ausschließende Aufführung klassischer, sonst nirgends zur Anhörung kommender Werke hinarbeiten werde, neigt sich großen Theils zu jenem unseligen Bravourwesen hin, welches doch nur durch die höchste Vollkommenheit der Exekution Werth und Interesse erhalten kann.

Recensent übergeht die Aufzählung der gewöhnlichen Fehler der Virtuosen, welche mehrere Blätter einnimmt, und würde auch der darunter angeführten Selbstsucht nicht erwähnen, wenn sie nicht Gelegenheit gäbe, die Meinung des Verfassers über einen Heros der Tonkunst mit einem Male kennen zu lernen, für welchen er seine hohe Achtung im Laufe des Werkes schon an mehreren Stellen hatte durchblicken lassen. Er tadelt nämlich Gretry, daß er in seinen Essais sur la Musique fast immer nur von seinen eigenen Werken spreche. »Wird man es wohl glauben,« sagt er, »daß in diesen, im Jahre 1796 ans Licht getretenen Versuchen, das Oberhaupt des Reiches der Töne, der Gott der Harmonie, Mozart, nicht ein einziges Mal genannt ist? Doch hatte die hundertzüngige Fama diesen rühmlichen Namen bereits im ganzen gebildeten Europa verbreitet. Der Neid bestritt diesem Orpheus Deutschlands seine Palmen nicht mehr; er war zu jener Zeit schon seit drey Jahren gestorben. Gretry führt dort, wo von der dramatischen Musik die Rede ist, weder die Hochzeit des Figaro, noch Don Juan an, das Erhabenste, was der menschliche Geist jemals hervor gebracht hat.« — Wen ehrt solche Anerkennung mehr, den, dem sie wird, oder den, der sie ausspricht? Wahrlich, wenn Herr Castil-Blaze der erste Franzose ist, welcher den unermeßlichen Werth Mozarts so tief, so richtig gefühlt hat, so ist dieses nicht das geringste seiner ausgezeichneten Verdienste.

Seine Klagen über den Mangel einer genügenden musikali-

schen Literatur haben wir übrigens in neuerer Zeit wohl mit ihm zu theilen. Forkel, Marpurg, P. Martini, Arteaga finden heut zu Tage wenig Nachahmer, und was wir über Theorie und Aesthetik von tüchtigen Männern noch Vorzügliches besitzen, ist meistens in den besseren Zeitschriften zerstreut. »Man muß der Hoffnung, einst eine musikalische Literatur zu besitzen,« sagt der Verfasser, »durchaus entsagen, wenn die Nation den Künstlern und Schriftstellern nicht eine schützende Hand bietet. Vierzig Literatoren sitzen im Institute, und die Musik, welche ein Doktor die erste der schönen Künste zu nennen beliebt, die Musik liefert jener gelehrten Gesellschaft nur sechs Mitglieder. Italien zählt zwanzig Akademien der Tonkunst; wir setzen ihnen sechs Akademiker entgegen.« — Und was hat Deutschland hierin aufzuweisen? Wir haben blühende Akademien der schönen Künste, aber die Musik, wenn nicht die erste, doch unstreitig die auf das Gemüth wirksamste und auf die Bildung einflußreichste, ist überall davon ausgeschlossen. Sie hat keine Quelle, an welcher die Wißbegierigen reine Erkenntniß schöpfen könnten; keinen Tempel, worin ihre Schätze als Denkmäler verklärter Genien und Vorbilder für ihre Jünger aufbewahrt würden; keine sichere Stütze gegen die Gefahren der Entwürdigung durch Vorurtheil und Mode; kein Tribunal, von welchem Werth oder Unwerth ihrer Erzeugnisse entschieden würden; keine Aegide gegen den verderblichen Einfluß der Afterlehrer; und wenn unser Verfasser sich darüber beschwert, daß zu Paris der große Preis der musikalischen Komposition nicht alle Jahre verliehen wird; so können wir ihn damit trösten — wenn dieß für einen Mann, der von so reinem und mächtigem Feuer für die Kunst glüht, wie er, Trost seyn kann — daß kein Preis den jungen deutschen Tonsetzer zu würdigem Studium, zur ehrenvollen Nachahmung unserer großen und, wenn es so fort geht, bald vergessenen vaterländischen Vorbilder aufmuntert!

von Mosel.

Art. X. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. — Herausgegeben von J. Lambert Büchler, großherzoglich-badischem Legationsrathe bey der Gesandtschaft am Bundestage, und Dr. Karl Dümge, großherzoglich-badischem General-Landesarchiv-Rathe. Erster und zweyter Band. Frankfurt am Main 1819. In der Andräischen Buchhandlung.

Ueber die Herausgabe von Urkunden, über Diplomatarien und über die denselben mehr oder weniger anverwand-

ten Glossare, haben diese Jahrbücher bereits zu wiederholten Malen ihr wohlgemeintes, vorläufiges Wort ausgesprochen: bey Gelegenheit der freudigen Hoffnung auf die Repertorien des königl. bayerischen Reichsarchives: »Regesta sive Rerum Boicarum Autographa, ad annum usque 1300. e Regni scriniis fideliter in summas contracta, juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem, in Bavarica, Alemanica et Franconica, synchronistice disposita (XII. 100, 108), so wie aus Anlaß der Lilienfelder Jahrbücher Chrysostomus Hanthalers (IX. 203, 224), von des ehrwürdigen Westenrieders Glossar (VIII. 184, 207), endlich bey Gelegenheit des Urtextes des Nibelungen-Sanges (XII. A. B.). — Es handelt sich nun hier, um die Herausgabe von Scriptoren, es handelt sich um ein Unternehmen, an dessen Spitze mehrere in Deutschlands großem Befreyungskampfe vielgenannte Namen, die meisten Abgesandten des Frankfurter Bundestages, und viele der geachtetsten Forscher germanischer Vorwelt stehen.

Vor beynahe dreyhundert Jahren errang der Basler Buchhändler Heerwag, die Ehre der ersten Herausgabe deutscher Geschichtsquellen. — Ihm folgten noch im sechzehnten Jahrhunderte zehn (nicht sieben) dergleichen große Sammlungen, — fünf im siebzehnten, sechs im achtzehnten. — Theils besonders, theils unter andere gemischt, trat neben diesen allgemeinen vorzugsweisen Sammlungen noch eine bedeutende Zahl solcher Quellen ans Licht, ja zwey, dreymal und wohl noch öfters ohne Gewinn für ihren praktischen Gebrauch. — Die glänzende Armuth des Foliantenfüllens währte wohl noch über ein Jahrhundert hindurch in den deutschen Gauen, bis der berühmte Eckard dagegen die Feder erhob, bis Gatterer eine leider allzubald wieder eingegangene Gesellschaft zur kritischen Ausgabe deutscher Geschichtschreiber in einer einzigen zusammenhängenden chronologischen Sammlung stiftete (S. 11, 185, 203), — bis Semlers Scharfsinn jene verschütteten Fundgruben deutscher Vorwelt wieder zu reinigen strebte, — Woltmanns gewohnter Dünkel eine Sammlung von funfzig Oktavbänden ankündigte, von welcher diese Ankündigung, zu gutem Glück, auch das letzte wie das erste Wort blieb, — bis Krause mit dem Lambert von Aschaffenburg eine wackere Probe, und Roesler ein musterhaftes System einer in seiner Weise kritischen Bearbeitung der Quellen des Mittelalters lieferte.

In seinen »sämmtlichen Werken,« zumal in seinen kenntnißreichen und gemüthvollen vertrauten Briefen,« hat jener, immerdar echt deutsche (nur auf Augenblicke und nur der Außenseite nach, durch Napoleons Klapperschlangenzauber verlockte

und für diese Verirrung hart bestrafte) Johannes Müller, köstliche Winke der Ermunterung und der Anleitung niedergelegt; aber der Mangel höherer durchgreifender Unterstützung (wie sie etwa zeitweise in Frankreich wohl Statt gehabt) trägt die Schuld, daß noch jetzt, drey Jahrhunderte nach der Erscheinung der ersten Quellensammlung, doch noch immer keine pragmatische Geschichte Deutschlands vorhanden ist, und Buchhändler und Büchermessen dem jahrelangen Fleiße und der Richtung der Gelehrten launenhafte Gesetze schreiben. — Die annoch zu lösende Aufgabe ist daher allerdings groß und schwierig, aber bey ruhiger Spiegelglätte kann auch ein Knabe das Steuer handhaben, und der unsterbliche Verfasser des »Geistes der Gesetze« hat doch auch seiner französischen Abstammung den unvermeidlichen Zoll der Erbsünde bezahlt, wenn er schreibt: »Quand on jette les yeux sur les monumens de notre histoire, et de nos lois, il semble que *tout est mer*, et que *les rivages mêmes manquent* à la mer: tous ces écrits froids, secs, insipides et durs, il faut les lire, il faut les dévorer, comme la fable dit, que Saturne dévoroit les pierres.« — Brittisch derb hatte sich gegen solche Ansicht längst der große Baco ausgesprochen: »sunt certe *ignavi* regionum exploratores, qui ubi nil nisi coelum et pontus videtur, terras ultra esse prorsus negant.«

Der würdevolle Ernst und die gründliche Gelehrsamkeit, mit welcher von der Frankfurter Gesellschaft der Faden gleich Anfangs aufgenommen und zeither ununterbrochen fortgeführt wurde, mußte allerdings eine günstige Meinung von dem vorliegenden Unternehmen und die eifrigsten Wünsche für dasselbe erwecken. Auch haben die Fortschritte, dem rühmlichen rein wissenschaftlichen Beginn keineswegs widersprochen, was um so erfreulicher ist, je nachtheiliger in unsern Tagen ein dunkler und feindseliger Sektirgeist auch die reinste Quelle trübt und aus Allem, Waffen zu schmieden versucht.

I. Zweck und Umfang der Sammlung: — alle Quellen des deutschen Mittelalters in möglichster Eigenthümlichkeit zugänglich und jede andere Ausgabe entbehrlich zu machen: — Geschichtschreiber nicht nur, sondern auch die wichtigsten Biographen und Briefsammlungen, — von Lokalchroniken aber nur so viel, als für das Gemeingut deutscher Geschichten folgenreiche Ausbeute gewährt, — endlich auch Auszüge des Bedeutendsten, was auswärtige Quellen für das deutsche Mittelalter umfassen.

II. Anordnung. Richtiger Hauptgrundsatz, daß die

Quellen unzerstückelt und im Zusammenhange erhalten werden, folglich weder der Plan der Congregation S. Maure, noch Rößlers in seiner Ausgabe der Chron. medii aevi, zum Muster dienen können.

III. Bearbeitung und deren Hauptzweige. — Angestrengte Nachforschung nach den noch unbekannten Handschriften, — Vergleichung der bekannten unter sich, — Vergleichung der verschiedenen Editionen unter sich und mit den Handschriften. — Berichtigung der in den Personen- und Orts-Namen so häufig herrschenden Verschiedenheit, — Vaterland, Stand und Zeitalter des Verfassers und seines Werkes, — Geographie des Mittelalters, — Bestimmung der Chronologie, wo wir förmlich beypflichten, daß dem römischen Kalender stets der allgemein übliche beyzufügen sey. — Schriftsteller, die einander fortsetzen, sollten immer beysammen bleiben, die Nachtheile des Gegentheils sind überwiegend. — Anmerkungen, nur wenige, auch über Sprache und Styl, — Würdigung des Hauptinhaltes in seiner Brauchbarkeit, für einzelne Materien oder Epochen.

Die Vertheilung unter die Mitarbeiter geschieht unsers Bedünkens nach sehr richtigen praktischen Grundsätzen, — die Liste der zu durchmusternden Quellen zeigt von Erfahrung und von Scharfsinn. — Zur rechten Zeit kommen hier manche folgenreiche Anomalien zur Sprache: daß die fränkischen (gallischen) Schriftsteller wenigstens bis zu der Theilung von Verdun zwischen Ludwig des Frommen ewig unruhigem Söhnen (unsers Dafürhaltens aber, bis zur Entthronung Karls des Dicken durch Arnulf, den Sohn der Liebe Karlomanns, als bis zum Zeitpunkt eigentlicher Trennung der drey Kronen des großen Karl) als deutsche Geschichten zu beachten und daher den Titeln keineswegs blind zu vertrauen sey, — daß (wie Ughellis, Muratoris und Assemannis großartige Leistungen bezeugen) viele italische Quellen ihre Heimat auf deutscher Erde haben. — Die Manuscriptenjagd durch päpstliche Legaten in deutschen Klöstern, und die förmliche Plünderung derselben in den Tagen des Konstanzer Kirchenrathes, sind bekannt genug, und wer die hohe Stufe kennt, die in der deutschen Kulturgeschichte den Schotten und Hybernern, von S. Gall und Columban an, bis auf ihre Klöster in Regensburg und Wien gebührt, kann sich auch nicht mehr verwundern über die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Nachlese in den brittischen Quellen jener Zeit.

Von welcher Wichtigkeit für Sitten und Gesetze, Kunst und Gewerbe, Rechtspflege und Handel, im Ausland und im Binnen-

land, insonderheit die Städte-Chroniken und Satzungen seyen, davon könnten bey uns, um geflissentlich die Hauptstädte zu übergehen, im kleinen Lande unter der Enns, — Enns, Neustadt, Haimburg, und in Steyer, Judenburg, die allermerkwürdigsten Beyspiele an die Hand geben!! —

Daß für Register allerwärts die erschöpfendste Fürsorge getroffen ist, und jedem Schriftsteller das unumgänglich nöthige Glossar, ein geographisches, ein Sach- und Namen-Register beygegeben werden soll, ist eine preiswürdige Rückkehr zum sprichwörtlichen Fleiß unserer biedern Altvordern, im schneidenden Gegensatz mit der vornehmen Nachläßigkeit und mit dem bettelstolzen Dünkel der drey letzten Jahrzehende.

In der Geographie des Mittelalters stehen wir freylich ziemlich weit hinter den Franzosen zurück, um auch nur der trefflichen Bouquet'schen Register zu gedenken! — Stenzel in Breslau, noch weit mehr aber dieses Zweiges alter Meister, Delius in Wernigerode, haben hierüber im Briefwechsel dieses Archives unvergleichlich gesprochen. — Delius selbst hat in seinem »Erzbisthum Bremen« ein stattliches Muster solcher Monographien gegeben, zu deren Behuf die alten Synodal-Akten, Diöcesan-Karten, Erzdiakonats-Register und Kalender nicht sorgfältig genug bewahrt werden können. — Die Berücksichtigung der in diesen Jahrbüchern ausgesprochenen Wünsche für die kirchliche Topographie Oesterreichs des (leider uns in diesen Tagen entrissenen) Hofkaplans Darnaut, könnte wohlthätige Resultate herbeyführen. — In der mittlern Geographie Tyrols (dem unläugbar schwierigsten Punkt wegen der vielfachen, unaufhörlich wechselnden Gränzscheide gegen Alemannien, Churrhätien, Bayern und Carentanien, zwischen Italien und Deutschland) ist wohl kaum mehr ein erheblicher Stein des Anstoßes übrig, seit Hormayrs vielfachen Arbeiten, in seinen Beyträgen, in seinem Archiv für Süddeutschland, in der Tyroler Geschichte. — Eine eigene (leider noch nicht vollständig gelöste) Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann gab Hormayrn Gelegenheit, es zu versuchen, Innerösterreich, dem alten Carentanien, mit seinen beyden Marken an der Raab und Drau und mit der Markgrafschaft Istrien (oder der frühern Mark Verona und Aquileja) denselben Dienst zu erweisen. — Xaver Richter, Professor der Universalhistorie in Laibach, hat, aus gleichem Anlaß, Krains und der windischen Mark Geographie unter den Carlowingen und unter den Sachsenkaisern vortrefflich erläutert. — Die zu jener Preisfrage gehörigen Arbeiten sind auf des Erzherzogs großmüthige Veran-

staltung zusammen abgedruckt und zur Förderung dieses so wichtigen Zweiges unentgeldlich vertheilt worden. Ambros Eichhorn († 21. März 1820), in diesen Jahrbüchern (V. 2 VII. 315. VIII. 143, 232, 240. XII. 105, 192.) mit Recht vielfach gerühmt, ein mächtiger Zweig der herrlichen Eiche von S. Blasien aus dem Schwarzwalde, von der in dem Greis Trudpert Neugart die Krone noch übrig ist, hat in Hormayrs Archiv, Kärnten's alte Geographie urkundlich erörtert. — Aus der vorliegenden schätzbaren Zeitschrift erfahren wir: in Heidelberg und in Göttingen seyen gleichfalls Preise gesetzt worden, auf die beste Beschreibung der Gauen zwischen dem Rhein, Main und Schwarzwald, zwischen der Weser, Elbe, Saale und Werra — und die erstere Aufgabe habe eine vollkommen genügende Lösung gefunden. — Wir werden am Schluß dieser Anzeige nochmals zurückkommen auf diesen Gegenstand, der jedes rechten Genusses und Gebrauches der Quellen, unerläßliche Vorbedingung, wie Vollendung ist.

Was nun die in den Bereich der Gesellschaft gehörigen Gattungen von Quellschriftstellern und die aus deren Wesenheit hervorgehenden, für den Fortgang des Unternehmens wichtigen, einzelnen Vorfragen betrifft, so sind jene: 1) Die eigentlichen Geschichtsschreiber. 2) Die meist auszugsweise zu liefernden kleinen Chroniken und Jahrbücher und einzelne Bruchstücke aus denselben. 3) Die Biographen. 4) Die Epistolographen und Miscellaneen. — Das Verhältniß der zur Universalgeschichte, — zur allgemeinen deutschen und zur besondern deutschen Historie zuzutheilenden Quellen, bedarf besonderer Vorsicht, um nicht für mehrere Perioden dieselben Schriftsteller beyzuziehen und hiedurch in nicht geringe Verwirrung zu gerathen.

In lebenslanger Beschäftigung mit den Quellen des Mittelalters und bey der praktischen Erfahrung mehr als eines Jahrzehends in Einrichtung und Benützung großer archivalischer Körper, hat der Recensent den einfachsten Mechanism, immer als den zweckmäßigsten communis divisor maximus einer noch so voluminösen und (als Conglomerat der heterogensten Bestandtheile) noch um so mehr abschreckenden Masse gefunden. — Chronologische und alphabetische Ordnung in krasser Strenge befolgt, sind die untrüglichen Keile, in einen solchen dunkeln Schacht, nach Raum und Zeit einzudringen, das sind die Kreuzhiebe nach den vier Weltgegenden des neugekrönten Magyarenbeherrschers auf dem Königshügel! — Ein Netz mit scharf begränzten einzelnen Quadraten über das Ganze und Quadrat für Quadrat von innen heraus gegen die Peripherie vordringen, — das führt rasch und sichtbar ans Ziel. — Der

Pandekten sind genug, an Instituten thut es noth. — Zum Hinwerfen ungeordneter, ja häufig nicht einmal recht gelesener Materialien dünkten sich Viele schon in der Schule berufen. - Prüfung und Bearbeitung aber wollen einen ganzen Mann und reinigen von selbst den guten Weizen von der Spreu des profanum vulgus und der »quidquid scripsere beati!« — Wer in einer solchen Arbeit, durch das vermeintlich Bessere, sich vom Guten abhalten läßt, wird mehr Verwirrung anrichten, wird erst auf den ermüdendsten Umwegen, erst nach vielfacher, nutzloser und darum lächerlicher Zersplitterung der Kräfte später ans Ziel kommen, als ein unerfahrener Neuling von gesundem Verstand.

Darum, wenn wir auch zugeben, daß die Geschichten Deutschlands (dieses Schwerpunktes der europäischen Welt) mit den Nachbarn in Süd und West, mit den Gothen und Longobarden in Italien, mit den Franken in Gallien und in Italien aufs engste verbunden sind, können wir doch für den Augenblick ganz und gar nicht beypflichten, in die ältesten deutschen Geschichten, auch nicht von Christus an, bis auf die Völkerwanderung hinaufzusteigen. — Odoaker, Theodorich und Chlodowig seyen vor der Hand die äußersten Thürsteher dieser heiligen Hallen, und der Held Theurdank, mit seinem Pirkheimer und Freundsberg, Sickingen und Götz, Hutten und Baumkircher, des sinkenden Ritterthumes letzte Blume, bleibe der Pförtner in die neueste, durch den Blitzstrahl der Reformation ohnehin schon zweygespaltene Zeit. — Dessen unbeschadet, möge dereinst ein Supplementband, (Tacitus de moribus Germanorum hoch voran) auszugsweise die hieher gehörigen Stellen der Klassiker liefern, auch die Steine, auch die Inschriften aus den Kriegen mit Rom; — Johannes Müllers cimbrischer Krieg sey darin Vorbild, und hier wollen wir der Bouquet'schen und Roeslerischen Anordnungsweise, keine Einwendung mehr entgegen setzen.

Eine andere wichtige Vorfrage, ja wir dürfen sagen, ein wesentliches Hinderniß eines solchen Unternehmens, ist die Unterscheidung dessen, was in den Zeitbüchern des Mittelalters wahrhaft originell und was bloße Kopie oder (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) Plagiat sey? — Die wenigsten jener Schriftsteller begnügten sich nämlich damit, Quellen zu seyn, d. i. gleichzeitige Augen- oder Ohrenzeugen. — Sie gingen bis auf Christus, ja bis ad initium mundi zurück und schrieben hiezu die ältern Schriftsteller häufig ganz wörtlich ab, z. B. die Bücher des Eusebius und Hieronymus,

später etwa den Gregor von Tours, dann den Eginhard, Wittekind, Ditmar, Hermann ꝛc. ꝛc. So vervielfältigte sich zum Beyspiel Eginhards Leben seines großen Gebieters Karl in der Chronik des Abts von Ursberg und St. Pantaleons, im Poeta saxo, im Chronographus saxo, im Albert von Staade, und Hermann der Lahme ist die Grundlage fast aller unserer österreichischen Klosterchroniken. — Ein hierbey weniger in Betrachtung kommender, aber unsere guten Väter und die auffallende Ungleichheit ihrer Schreibart charakterisirender Umstand, ist, wie sie häufig an Stellen, die ihnen recht wohl gefielen, und bey denen sie der Muth verließ, ihnen gleich zu kommen, oder sie zu überbieten, sie ohne weiters abschrieben, und mit der gewaltsamsten Mosaik, die sich denken läßt, selbe ihrem Tagewerk einverleibten! — So ist Heinrich der Löwe beym Freysingischen Domherrn Radevik, dem Fortsetzer seines Bischofs Otto, Wort für Wort, der Jugurtha des Sallust, und Sigmund Meisterlein hat in den Briefen der aufrührerischen Spießbürger von Nürnberg 1394 den katilinarischen Krieg geplündert.

Aber viele haben den Text einer solchen einmal angenommenen Grundlage mit Unterscheidung und mit mehrfältigen Abweichungen benützt. — Sie haben ihre Darstellungsweise hinein verwebt, sie haben die fraglichen Lokalchroniken damit in einen Real-Verband gesetzt. Hier ist also nicht mehr blos wörtliche Abschreiberey.

Wie nun, aus zwey mißbeliebigen Aeußersten sich keinem zweckwidrig hingeben? — Nämlich — entweder die Folgereihe der alten Chroniken, wie sie sind, liefern, somit das Nämliche drey und viermal, in ein Paar Fällen vielleicht zehnmal wiederkäuen? — oder aber mit einem jansenistischen Siebe nur das Originelle und Originellste, als wahre und einzige Baarschaft für das Gemeingut deutscher Geschichten davon abdrucken lassen?

Die Gränze und Richtschnur scheint uns wiederum klar angedeutet. — Wo die Arbeiten der Vorgänger wörtlich und unzerstückt zum Grunde gelegt und ausgeschrieben sind, gewährt es volle Beruhigung, auf das früher abgedruckte Original mit der genauen Bemerkung zu verweisen, von welcher Seite, von welcher Zeile an und bis wie weit, ununterbrochen (meist bis auf seine Zeit) es von dem späteren Kopisten aufgenommen worden sey? — Damit ist die Integrität und die Eigenthümlichkeit für jeden Besitzer und Benützer befriedigend hergestellt. — Wo aber der Chronist Abweichungen hat, wo er aus denselben, zu seiner Zeit noch vorhandenen Quellen des Vorgängers schöpfen konnte, wo es sich um seine Indi-

vidualität in der Ansicht, in der Thatsache oder im Ausdrucke handelt, da würden solche Renvoys gewaltthätig eingreifen, und die oft sehr zarte Eigenthümlichkeit der Quellen zerstören. — Schwerlich wird der nüchterne Blick eine andere Anwendbarkeit solcher Abkürzungen, zur Vermeidung nutzloser und ermüdender Wiederholung finden, als die: alle Bearbeitungen einer noch vorhandenen Quelle, nur zu deren Herstellung zu verwenden, und übrigens auszuschließen, wenn sie durch die fragliche Bearbeitung keine eigenthümliche, neue, für die Geschichte lehrreiche Form gewonnen haben! — In seiner Uebersicht der karlingischen Quellen bot sich dem trefflichen Dr. Pertz gleich ein genügendes Beyspiel dar. — So sind nämlich die Annales Eginhardi vom Jahre 741 bis 790 fast nur Umarbeitung der Annales Loiseliani, besitzen aber durch des Bearbeiters eigenthümliche Bildung und Kenntniß auch einen eigenen Werth; — hingegen werden die Annales Tiliani von 741 bis ans Ende, als ein bloßer Auszug der Annales Loiseliani nur als ein Koder zu deren Vergleichung und Berichtigung gelten dürfen.

Eben darum ist dieses Unternehmen höherer Art, damit praktischer Sinn und wissenschaftliche Bedeutung Schritt für Schritt darin sich abspiegle. Einen Koder herzunehmen, lesbar abzuschreiben, und nach dem blinden Zufall, oder nach der Laune des sammelnden Bischofs oder kompilirenden Mönchs schlechtweg drucken zu lassen, hier eine treffliche Universal-Chronik, daneben Briefe des Papstes Leo, Karls des Großen und des Probstes Gerhoh von Reichersberg, dann wieder ein fürstliches Rationarium und darauf eine Städtechronik! — das wäre ja fast eben so, wie wenn der Buchbinder, der die buntesten Dinge in einen Band zusammenfaßt, auch das entscheidende Wort als Bibliothekar hätte? — Die Chronologie gibt den allein richtigen Maßstab, — Briefe und was sonst unmittelbar der Person entquollen ist, gehört unter die allein lebendig machende Rubrik eben dieser Person. — Wer wollte z. B. die Briefe Karls des Großen nicht zusammen, sondern nach dem wahnsinnigen Maßstabe liefern, wie sie der Zufall in zehn verschiedene Kodices zerstreut hat?!

Solche Quellensammlungen sind nun einmal nicht für die schläfernden Verdauungsstunden, sie sind nicht für die koketten Kompendienschreiber, am wenigsten für diejenigen, welche in den Ueberresten des Mittelalters nur Belege zur Barbarey desselben, oder einige, mitten durch diese theokratisch-feudalistische Finsterniß!! durchdämmernde liberale Strahlen des Ur-Koder der unverjährbaren Menschenrechte aufstöbern wollen! — Der Willkür darf einmal hierin nichts überlassen bleiben. Auch der redlichste Takt des Kenners ist von Land zu Land, von Epoche zu Epoche, von Dynastie zu Dynastie, von Sprache

zu Sprache verschieden, und fast nirgend von der nämlichen Qualifikation, von der nämlichen Unbefangenheit und Kompetenz! — Wir haben Warnungsbeyspiele hierüber von den berühmtesten Kritikern.

Wenn es sich einmal um den Druck handelt, und auch über minder wichtig scheinende Dinge eine Meinung aus individuellem Instinkt vergönnt ist, möchten wir uns (wegen meist kurzen Gesichts der Quellenforscher und wegen bequemer Handhabung und Vergleichung) gegen das Folio, für das größte Quart-Format erklären, und dafür, daß der Text völlig rein und unvermischt sey, und daß sämmtliche Noten und Zugaben, nach fortlaufenden Ziffern, am Schluß jedes Schriftstellers angehängt würden.

Was das (I. 96) berührte rechte Maß betrifft, zwischen der Beygebung eines vollständigen Glossariums und einer gänzlichen Verbannung aller Worterklärungen: — zwischen einer den Preis vertheuernden zu reichen Ausstattung mit Charten, Siegeln und andern Erläuterungskupfern und deren völliger Vermeidung? — so scheinet uns diese rechte Mittelstraße so schwer nicht zu treffen. Das vorliegende Unternehmen ist kein volksthümliches. Es gehört nicht jenem großen und gemischten Haufen des sogenannten gebildeten Publikums, sondern den Gelehrten an; somit gebührt auch nur dem Ungewöhnlichen, dem in den bisherigen Handbüchern noch Unerklärten, eine Erläuterung, nicht dem, was der Quellenforscher (von Wachter und Ducange an) in den gewöhnlichen Hülfsbüchern allerwärts finden kann. — Urkunden (und nur bey diesen, kann von Siegeln, Monogrammen, tironischen Noten ꝛc. die Rede seyn) kommen in scriptoribus nur selten zum Vorschein, und auch da würden wir schlechterdings nur demjenigen eine anschauliche Würdigung vergönnen, was von den gewöhnlichen Regeln und Präsumtionen der Diplomatik in den graphischen, semiotischen und formularen Unterscheidungszeichen der alten Urkunden eine wesentliche Ausnahme begründet, und daher allenfalls auch eine eigene, kleine Abhandlung verdiente. — Auch der Fall, wo Karten nöthig wären, dürfte nur dann eintreten, wenn zugleich (was aber nach dem Plan nur selten verstattet werden will) eine eigene Abhandlung irgend einen Stein des Anstoßes aus der Geographie des Mittelalters aus dem Wege räumen soll. — Reihet sich einmal an dieses herrliche Unternehmen der Herausgabe von Scriptoren auch jene von Diplomatarien, dann würde diese Frage unstreitig andern Umfanges seyn, obschon wir selbst da noch von dem nämlichen Gesichtspunkt ausgehen würden.

Ganz abgesehen von den großen Arbeiten selbst, welche wir

land, insonderheit die Städte-Chroniken und Satzungen seyen, davon könnten bey uns, um geflissentlich die Hauptstädte zu übergehen, im kleinen Lande unter der Enns, — Enns, Neustadt, Haimburg, und in Steyer, Judenburg, die allermerkwürdigsten Beyspiele an die Hand geben!! —

Daß für Register allerwärts die erschöpfendste Fürsorge getroffen ist, und jedem Schriftsteller das unumgänglich nöthige Glossar, ein geographisches, ein Sach- und Namen-Register beygegeben werden soll, ist eine preiswürdige Rückkehr zum sprichwörtlichen Fleiß unserer biedern Altvordern, im schneidenden Gegensatz mit der vornehmen Nachläßigkeit und mit dem bettelstolzen Dünkel der drey letzten Jahrzehende.

In der Geographie des Mittelalters stehen wir freylich ziemlich weit hinter den Franzosen zurück, um auch nur der trefflichen Bouquet'schen Register zu gedenken! — Stenzel in Breslau, noch weit mehr aber dieses Zweiges alter Meister, Delius in Wernigerode, haben hierüber im Briefwechsel dieses Archives unvergleichlich gesprochen. — Delius selbst hat in seinem »Erzbisthum Bremen« ein stattliches Muster solcher Monographien gegeben, zu deren Behuf die alten Synodal-Akten, Diöcesan-Karten, Erzdiakonats-Register und Kalender nicht sorgfältig genug bewahrt werden können. — Die Berücksichtigung der in diesen Jahrbüchern ausgesprochenen Wünsche für die kirchliche Topographie Oesterreichs des (leider uns in diesen Tagen entrissenen) Hofkaplans Darnaut, könnte wohlthätige Resultate herbeyführen. — In der mittlern Geographie Tyrols (dem unläugbar schwierigsten Punkt wegen der vielfachen, unaufhörlich wechselnden Gränzscheide gegen Alemannien, Churrhätien, Bayern und Carentanien, zwischen Italien und Deutschland) ist wohl kaum mehr ein erheblicher Stein des Anstoßes übrig, seit Hormayrs vielfachen Arbeiten, in seinen Beyträgen, in seinem Archiv für Süddeutschland, in der Tyroler Geschichte. — Eine eigene (leider noch nicht vollständig gelöste) Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann gab Hormayrn Gelegenheit, es zu versuchen, Innerösterreich, dem alten Carentanien, mit seinen beyden Marken an der Raab und Drau und mit der Markgrafschaft Istrien (oder der frühern Mark Verona und Aquileja) denselben Dienst zu erweisen. — Xaver Richter, Professor der Universalhistorie in Laibach, hat, aus gleichem Anlaß, Krains und der windischen Mark Geographie unter den Carlowingen und unter den Sachsenkaisern vortrefflich erläutert. — Die zu jener Preisfrage gehörigen Arbeiten sind auf des Erzherzogs großmüthige Veran-

staltung zusammen abgedruckt und zur Förderung dieses so wichtigen Zweiges unentgeldlich vertheilt worden. Ambros Eichhorn († 21. März 1820), in diesen Jahrbüchern (V. 2 VII. 315. VIII. 143, 232, 240. XII. 105, 192.) mit Recht vielfach gerühmt, ein mächtiger Zweig der herrlichen Eiche von S. Blasien aus dem Schwarzwalde, von der in dem Greis Trudpert Neugart die Krone noch übrig ist, hat in Hormayrs Archiv, Kärntens alte Geographie urkundlich erörtert. — Aus der vorliegenden schätzbaren Zeitschrift erfahren wir: in Heidelberg und in Göttingen seyen gleichfalls Preise gesetzt worden, auf die beste Beschreibung der Gauen zwischen dem Rhein, Main und Schwarzwald, zwischen der Weser, Elbe, Saale und Werra — und die erstere Aufgabe habe eine vollkommen genügende Lösung gefunden. — Wir werden am Schluß dieser Anzeige nochmals zurückkommen auf diesen Gegenstand, der jedes rechten Genusses und Gebrauches der Quellen, unerläßliche Vorbedingung, wie Vollendung ist.

Was nun die in den Bereich der Gesellschaft gehörigen Gattungen von Quellschriftstellern und die aus deren Wesenheit hervorgehenden, für den Fortgang des Unternehmens wichtigen, einzelnen Vorfragen betrifft, so sind jene: 1) Die eigentlichen Geschichtsschreiber. 2) Die meist auszugsweise zu liefernden kleinen Chroniken und Jahrbücher und einzelne Bruchstücke aus denselben. 3) Die Biographen. 4) Die Epistolographen und Miscellaneen. — Das Verhältniß der zur Universalgeschichte, — zur allgemeinen deutschen und zur besondern deutschen Historie zuzutheilenden Quellen, bedarf besonderer Vorsicht, um nicht für mehrere Perioden dieselben Schriftsteller beyzuziehen und hiedurch in nicht geringe Verwirrung zu gerathen.

In lebenslanger Beschäftigung mit den Quellen des Mittelalters und bey der praktischen Erfahrung mehr als eines Jahrzehends in Einrichtung und Benützung großer archivalischer Körper, hat der Recensent den einfachsten Mechanism, immer als den zweckmäßigsten communis divisor maximus einer noch so voluminösen und (als Conglomerat der heterogensten Bestandtheile) noch um so mehr abschreckenden Masse gefunden. — Chronologische und alphabetische Ordnung in krasser Strenge befolgt, sind die untrüglichen Keile, in einen solchen dunkeln Schacht, nach Raum und Zeit einzudringen, das sind die Kreuzhiebe nach den vier Weltgegenden des neugekrönten Magyarenbeherrschers auf dem Königshügel! — Ein Netz mit scharf begränzten einzelnen Quadraten über das Ganze und Quadrat für Quadrat von innen heraus gegen die Peripherie vordringen, — das führt rasch und sichtbar ans Ziel. — Der

Pandekten sind genug, an Instituten thut es noth. — Zum Hinwerfen ungeordneter, ja häufig nicht einmal recht gelesener Materialien dünkten sich Viele schon in der Schule berufen. Prüfung und Bearbeitung aber wollen einen ganzen Mann und reinigen von selbst den guten Weizen von der Spreu des profanum vulgus und der »quidquid scripsere beati!« — Wer in einer solchen Arbeit, durch das vermeintlich Bessere, sich vom Guten abhalten läßt, wird mehr Verwirrung anrichten, wird erst auf den ermüdendsten Umwegen, erst nach vielfacher, nutzloser und darum lächerlicher Zersplitterung der Kräfte später ans Ziel kommen, als ein unerfahrener Neuling von gesundem Verstand.

Darum, wenn wir auch zugeben, daß die Geschichten Deutschlands (dieses Schwerpunktes der europäischen Welt) mit den Nachbarn in Süd und West, mit den Gothen und Longobarden in Italien, mit den Franken in Gallien und in Italien aufs engste verbunden sind, können wir doch für den Augenblick ganz und gar nicht beypflichten, in die ältesten deutschen Geschichten, auch nicht von Christus an, bis auf die Völkerwanderung hinaufzusteigen. — Odoaker, Theodorich und Chlodowig seyen vor der Hand die äußersten Thürsteher dieser heiligen Hallen, und der Held Theurdank, mit seinem Pirkheimer und Freundsberg, Sickingen und Götz, Hutten und Baumkircher, des sinkenden Ritterthumes letzte Blume, bleibe der Pförtner in die neueste, durch den Blitzstrahl der Reformation ohnehin schon zweygespaltene Zeit. — Dessen unbeschadet, möge dereinst ein Supplementband, (Tacitus de moribus Germanorum hoch voran) auszugsweise die hieher gehörigen Stellen der Klassiker liefern, auch die Steine, auch die Inschriften aus den Kriegen mit Rom; — Johannes Müllers cimbrischer Krieg sey darin Vorbild, und hier wollen wir der Bouquet'schen und Roeslerischen Anordnungsweise, keine Einwendung mehr entgegen setzen.

Eine andere wichtige Vorfrage, ja wir dürfen sagen, ein wesentliches Hinderniß eines solchen Unternehmens, ist die Unterscheidung dessen, was in den Zeitbüchern des Mittelalters wahrhaft originell und was bloße Kopie oder (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) Plagiat sey? — Die wenigsten jener Schriftsteller begnügten sich nämlich damit, Quellen zu seyn, d. i. gleichzeitige Augen- oder Ohrenzeugen. — Sie gingen bis auf Christus, ja bis ad initium mundi zurück und schrieben hiezu die ältern Schriftsteller häufig ganz wörtlich ab, z. B. die Bücher des Eusebius und Hieronymus,

später etwa den Gregor von Tours, dann den Eginhard, Wittekind, Ditmar, Hermann ꝛc. ꝛc. So vervielfältigte sich zum Beyspiel Eginhards Leben seines großen Gebieters Karl in der Chronik des Abts von Ursberg und St. Pantaleons, im Poeta saxo, im Chronographus saxo, im Albert von Staade, und Hermann der Lahme ist die Grundlage fast aller unserer österreichischen Klosterchroniken. — Ein hierbey weniger in Betrachtung kommender, aber unsere guten Väter und die auffallende Ungleichheit ihrer Schreibart charakterisirender Umstand, ist, wie sie häufig an Stellen, die ihnen recht wohl gefielen, und bey denen sie der Muth verließ, ihnen gleich zu kommen, oder sie zu überbieten, sie ohne weiters abschrieben, und mit der gewaltsamsten Mosaik, die sich denken läßt, selbe ihrem Tagewerk einverleibten! — So ist Heinrich der Löwe beym Freysingischen Domherrn Radevik, dem Fortsetzer seines Bischofs Otto, Wort für Wort, der Jugurtha des Sallust, und Sigmund Meisterlein hat in den Briefen der aufrührerischen Spießbürger von Nürnberg 1394 den katilinarischen Krieg geplündert.

Aber viele haben den Text einer solchen einmal angenommenen Grundlage mit Unterscheidung und mit mehrfältigen Abweichungen benützt. — Sie haben ihre Darstellungsweise hinein verwebt, sie haben die fraglichen Lokalchroniken damit in einen Real-Verband gesetzt. Hier ist also nicht mehr blos wörtliche Abschreiberey.

Wie nun, aus zwey mißbeliebigen Aeußersten sich keinem zweckwidrig hingeben? — Nämlich — entweder die Folgereihe der alten Chroniken, wie sie sind, liefern, somit das Nämliche drey und viermal, in ein Paar Fällen vielleicht zehnmal wiederkäuen? — oder aber mit einem jansenistischen Siebe nur das Originelle und Originellste, als wahre und einzige Baarschaft für das Gemeingut deutscher Geschichten davon abdrucken lassen?

Die Gränze und Richtschnur scheint uns wiederum klar angedeutet. — Wo die Arbeiten der Vorgänger wörtlich und unzerstückt zum Grunde gelegt und ausgeschrieben sind, gewährt es volle Beruhigung, auf das früher abgedruckte Original mit der genauen Bemerkung zu verweisen, von welcher Seite, von welcher Zeile an und bis wie weit, ununterbrochen (meist bis auf seine Zeit) es von dem späteren Kopisten aufgenommen worden sey? — Damit ist die Integrität und die Eigenthümlichkeit für jeden Besitzer und Benützer befriedigend hergestellt. — Wo aber der Chronist Abweichungen hat, wo er aus denselben, zu seiner Zeit noch vorhandenen Quellen des Vorgängers schöpfen konnte, wo es sich um seine Indi-

vidualität in der Ansicht, in der Thatsache oder im Ausdrucke handelt, da würden solche Renvoys gewaltthätig eingreifen, und die oft sehr zarte Eigenthümlichkeit der Quellen zerstören. — Schwerlich wird der nüchterne Blick eine andere Anwendbarkeit solcher Abkürzungen, zur Vermeidung nutzloser und ermüdender Wiederholung finden, als die: alle Bearbeitungen einer noch vorhandenen Quelle, nur zu deren Herstellung zu verwenden, und übrigens auszuschließen, wenn sie durch die fragliche Bearbeitung keine eigenthümliche, neue, für die Geschichte lehrreiche Form gewonnen haben! — In seiner Uebersicht der karolingischen Quellen bot sich dem trefflichen Dr. Pertz gleich ein genügendes Beyspiel dar. — So sind nämlich die Annales Eginhardi vom Jahre 741 bis 790 fast nur Umarbeitung der Annales Loiseliani, besitzen aber durch des Bearbeiters eigenthümliche Bildung und Kenntniß auch einen eigenen Werth; — hingegen werden die Annales Tiliani von 741 bis ans Ende, als ein bloßer Auszug der Annales Loiseliani nur als ein Kodex zu deren Vergleichung und Berichtigung gelten dürfen.

Eben darum ist dieses Unternehmen höherer Art, damit praktischer Sinn und wissenschaftliche Bedeutung Schritt für Schritt darin sich abspiegle. Einen Kodex herzunehmen, lesbar abzuschreiben, und nach dem blinden Zufall, oder nach der Laune des sammelnden Bischofs oder kompilirenden Mönchs schlechtweg drucken zu lassen, hier eine treffliche Universal-Chronik, daneben Briefe des Papstes Leo, Karls des Großen und des Probstes Gerhoh von Reichersberg, dann wieder ein fürstliches Rationarium und darauf eine Städtechronik! — das wäre ja fast eben so, wie wenn der Buchbinder, der die buntesten Dinge in einen Band zusammenfaßt, auch das entscheidende Wort als Bibliothekar hätte? — Die Chronologie gibt den allein richtigen Maßstab, — Briefe und was sonst unmittelbar der Person entquollen ist, gehört unter die allein lebendig machende Rubrik eben dieser Person. — Wer wollte z. B. die Briefe Karls des Großen nicht zusammen, sondern nach dem wahnsinnigen Maßstabe liefern, wie sie der Zufall in zehn verschiedene Kodices zerstreut hat?!

Solche Quellensammlungen sind nun einmal nicht für die schläfernden Verdauungsstunden, sie sind nicht für die kokettenKompendienschreiber, am wenigsten für diejenigen, welche in den Ueberresten des Mittelalters nur Belege zur Barbarey desselben, oder einige, mitten durch diese theokratisch-feudalistische Finsterniß!! durchdämmernde liberale Strahlen des Ur-Kodex der unverjährbaren Menschenrechte aufstöbern wollen! — Der Willkür darf einmal hierin nichts überlassen bleiben. Auch der redlichste Takt des Kenners ist von Land zu Land, von Epoche zu Epoche, von Dynastie zu Dynastie, von Sprache

zu Sprache verschieden, und fast nirgend von der nämlichen Qualifikation, von der nämlichen Unbefangenheit und Kompetenz! — Wir haben Warnungsbeyspiele hierüber von den berühmtesten Kritikern.

Wenn es sich einmal um den Druck handelt, und auch über minder wichtig scheinende Dinge eine Meinung aus individuellem Instinkt vergönnt ist, möchten wir uns (wegen meist kurzen Gesichts der Quellenforscher und wegen bequemer Handhabung und Vergleichung) gegen das Folio, für das größte Quart-Format erklären, und dafür, daß der Text völlig rein und unvermischt sey, und daß sämmtliche Noten und Zugaben, nach fortlaufenden Ziffern, am Schluß jedes Schriftstellers angehängt würden.

Was das (I. 96) berührte rechte Maß betrifft, zwischen der Beygebung eines vollständigen Glossariums und einer gänzlichen Verbannung aller Worterklärungen: — zwischen einer den Preis vertheuernden zu reichen Ausstattung mit Charten, Siegeln und andern Erläuterungskupfern und deren völliger Vermeidung? — so scheinet uns diese rechte Mittelstraße so schwer nicht zu treffen. Das vorliegende Unternehmen ist kein volksthümliches. Es gehört nicht jenem großen und gemischten Haufen des sogenannten gebildeten Publikums, sondern den Gelehrten an; somit gebührt auch nur dem Ungewöhnlichen, dem in den bisherigen Handbüchern noch Unerklärten, eine Erläuterung, nicht dem, was der Quellenforscher (von Wachter und Ducange an) in den gewöhnlichen Hülfsbüchern allerwärts finden kann. — Urkunden (und nur bey diesen, kann von Siegeln, Monogrammen, tironischen Noten rc. die Rede seyn) kommen in scriptoribus nur selten zum Vorschein, und auch da würden wir schlechterdings nur demjenigen eine anschauliche Würdigung vergönnen, was von den gewöhnlichen Regeln und Präsumtionen der Diplomatik in den graphischen, semiotischen und formularen Unterscheidungszeichen der alten Urkunden eine wesentliche Ausnahme begründet, und daher allenfalls auch eine eigene, kleine Abhandlung verdiente. — Auch der Fall, wo Karten nöthig wären, dürfte nur dann eintreten, wenn zugleich (was aber nach dem Plan nur selten verstattet werden will) eine eigene Abhandlung irgend einen Stein des Anstoßes aus der Geographie des Mittelalters aus dem Wege räumen soll. — Reihet sich einmal an dieses herrliche Unternehmen der Herausgabe von Scriptoren auch jene von Diplomatarien, dann würde diese Frage unstreitig andern Umfanges seyn, obschon wir selbst da noch von dem nämlichen Gesichtspunkt ausgehen würden.

Ganz abgesehen von den großen Arbeiten selbst, welche wir

der Frankfurter Gesellschaft zu danken haben werden, ist schon das Erscheinen des vorliegenden Journals ein ungeheurer Gewinn. Es umfaßt auf einer beschränkten Bogenzahl, Quellenverzeichnisse, Entdeckungen, lehrreiche Winke, Lösung einzelner Fragen und Bedenken für ein halbes Jahrhundert. — Unter den letzteren führet das Gutachten der historisch-philologischen Klasse der Berliner Akademie den Reihen. — Wie überhaupt dieses Unternehmen in Bayern die kenntnißreichste und eifrigste Unterstützung gefunden hat, so verdienen insbesondere die Bemerkungen der Gebrüder Adam und Christoph Freyherren von Aretin (I. 91, 181) ganz besondere ehrenvolle Anerkennung, desgleichen (III. 233) jene des Dr. Moser, Sekretärs der Stuttgarter Hofbibliothek, zuvörderst aber die lichtvollen Ansichten des (mit und neben den Stiftern) thateifrigsten Mitgliedes, des russisch-kaiserlichen Staats- und geheimen Rathes, Andreas von Merian.

Die Canonen und Akten deutscher Kirchenversammlungen (woraus der Bibliothekar Jäk jene der Mainzer Synode von 852 aus einem uralten Bamberger Kodex anbietet) würden wir nach unserer Ansicht schlechterdings auf die Zeit versparen, wo auch an die Ausgabe von Diplomatarien Hand angelegt werden kann. — Jede Gattung mit buchstäblicher Strenge getrennt aus einander zu halten, und jeder zu ihrer Zeit die größtmöglichste Aufmerksamkeit zu weihen, ist unläugbar ein Grundbedingniß des Gelingens. Ja sogar: Canonen, Kapitularien (geistliche und weltliche Gesetze überhaupt) und die eigentlichen Urkunden, müßten durchaus scharf gesondert seyn. — Wie höchst verdienstlich, wie nothwendig wäre nicht eine Fortsetzung von Georgisch Regesten!? — Geht man einmal ad Localia über, so werden diplomatische Verzeichnisse der Bischöfe, Aebte, Kommenthure, Bürgermeister rc. bey der Urkundenfolge ihrer Hochstifter, Klöster, Balleyen, Städte rc. (etwa wie zum Theil, in den Monum. Boicis?) gar sehr am rechten Orte seyn.

Mit Freuden haben wir bemerkt, welche Wichtigkeit auf das ewige Rom (zweymal die Beherrscherin der Nationen) gelegt werde (III. 275. IV. 373.), dessen Schätze jetzt, mit Niebuhr, der Minister von Stein selbst an Ort und Stelle beachtet. — Auch nach den Bollandisten bleiben die Legenden, die Martyrologien, die Kalender ein ungeheures Brachfeld. — Die hier angeführte Handschrift über Kärnten in der Barberina verdient hohe Aufmerksamkeit, noch mehr Garampi's höchst reichhaltiger, wenn auch noch so verwirrter Nachlaß. — Der große Gelehrte hat die letzten Tage vor dem Vandalism der Klösteraufhebungen, mit der List eines Liebhabers, mit dem Scharfblick eines Kenners, mit der Beharrlichkeit seines hohen Postens,

und mit jenem Glücke benützt, welches immer bey Scharfblick, List und Beharrlichkeit wohnt.

Reife Beherzigung verdient nicht minder (IV. 337) das gewichtige Wort Daverios über die Wichtigkeit der italienischen, besonders der lombardischen Archive und Bibliotheken, so daß man das am Schlusse versprochene »dettaglio ragionato,« über die governativen, judiciellen, Municipal- und Privatarchive Italiens, mit Ungeduld erwartet.

In Paris hat für die Zwecke der Gesellschaft, Staatsrath Merian Außerordentliches gethan (I. 293, 355) und Professor Hase unternimmt Großes, um die Anwendbarkeit der byzantinischen Quellen, um Monumenta historiae germanicae ex auctoribus Byzantinis eruta et digesta. Sein Antrag hierüber (I. 536) zeigt vom erfreulichsten praktischen Blick. Jedes Wort darin ist eine Erfahrung, und jede Erfahrung die feste Sprosse zu einer fernern Entdeckung.

Auch London ist des Freyherrn von Merian viel umfassender Fürsorge nicht entgangen, und hat bereits erfreuliche Ausbeute gegeben, (IV. 380).

Die besonderen Bemühungen der vaterländischen Gesellschaft in Breslau und der westphälischen Gesellschaft zu Hörter, besonders die letztern (II. 137), an deren Spitze ein so geehrter Name wie Wigand steht, und deren Instruktion eben so faßlich als zweckmäßig ist, verdienen die lohnendste Ermunterung.

Die Bemerkungen über Geist und Werth der ältesten Urkunden des Maynzischen Codex Diplomaticus von Gudenus, nach dem unseligen Brande von Eltvil sind musterhaft: — überhaupt welcher Reichthum von Nachrichten über bisher noch gar nicht gekannte, oder doch sehr verkannte Schätze von Scriptoren und Urkunden findet sich hier? — z. B. über des Presbyter Siffrid's Chronik I. 115, über Otto von Freising Weltchronik, über seine Thaten Friedrichs I., über seinen Fortsetzer Radevik I. 169, 350, 456, 466. IV. 1, über Heinrichs Truchseß Chronik, über das verlorene Werk des Schottländers David, Scholasticus zu Würzburg, Historiographen Heinrichs V., über den guten, auch für Oesterreich wichtigen, nur gar zu oft mißverstandenen Heinrich Stero IV. 306, — über die gesta Trevirorum IV. 318, — über die unendlich wichtigen Briefe des Petrus de Vineis, wovon Wien, Berlin und Paris einen gleichen Reichthum zu bewahren scheinen und des damit in wundersamer Verknüpfung stehenden Thomas de Capua? — über Dietmar von Merseburg, über den chronographus Saxo, — über Walter von Aquitanien II. I. 58, 72, 92, über die Manuscriptenschätze der Bamberger Bibliothek II III. 260, über jene von St. Emmeran und München, meist durch Docens grundgelehrten und ge-

schmackvollen Fleiß, auch hinsichtlich der Chronik von Scheyern (des Mury und St. Denys der Wittelsbacher) und über Otto von Freysing, durch Hofrath Hoheneicher in Partenkirch I. 194, 419, — II. 19, 21, 79, 132, 135. III. 187, der Schätze des Bartholomäus-Stiftes zu Frankfurt, der Stadt I. 322, III. 197, zu Hanover III, 251, zu Heidelberg I. 430, zu Berlin II. 75, zu Fulda I. 327, zu Dresden I. 111. ꝛc. ꝛc.

Die Gesellschaft hat auch gelehrte Reisende zweckmäßig ausgesendet, in der festen Ueberzeugung, daß noch zu entdecken, und daß das Entdecken ihre vordersamste Aufgabe sey. Von ungemeiner Reichhaltigkeit ist der Ausflug durch einen Theil des vorderen Schwabens und der Schweiz. Wir berühren die Hauptpunkte. — Musterhafte Archive in kleinen Städten, Heilbronn und Wimpfen, bis ins hohe Alterthum hinauf, — die öffentliche und die königliche Privatbibliothek in Stuttgard, in letzterer die Schätze des Welfenklosters Weingarten, der Wengen in Ulm, der deutschen Ritter in Mergentheim — Wiblingen ꝛc. — die von Zweyfalten in der öffentlichen. — Traurige Bemerkung, daß viele herrliche Kodices schon lange vor der Sekularisation abhanden gekommen, — Konstanz; die Urschrift des Konciliumbuches oder codex picturatus des Ulrich von Reichenthal, eine Friedensmahnung von Bruder Klaus von der Flue, — Kreuzlingen, in den Tagen des Konstanzer Konciliums, durch Manuscripte bereichert, während die übrigen süddeutschen Klöster, durch die wälschen Prälaten häufig geplündert wurden, — das Museum des Freyherrn von Laßberg zu Heiligenberg, — das klassische St. Gallen, das den unermüdetsten Gelehrten durch viele Monate beschäftigen könnte. Der Archivar und Geschichtschreiber desselben Ildefons von Arx und der Bibliothekar Nepomuk Hauntinger. — Möchte doch die Gesellschaft, seiner Zeit, zwey köstliche Perlen dieses uralten und um die Nationalbildung hochverdienten Hauses ans Licht fördern: den catalogus Manuscriptorum Bibl. San-Gallensis des hochverdienten P. Pius Kolb, und den Codex Traditionum San-Gallensium, eine auch noch nach Trudperts Neugart musterhaften Arbeiten (über das Bisthum Konstanz, in der St. Blasischen Germania sacra) noch immer unerschöpfliche Fundgrube für altdeutsche Sprachkunde, für die Geographie und Verfassung des alten Alemannien. Der älteste Manuscripten-Katalog ist noch aus der Epoche der Karlowingen. Jene Herausgabe würde mit der laut IV. 375 in Aarau bewirkten Mittheilung der durch den gelehrten P. Hohenbaum van der Meer zum Abdrucke völlig vorbereiteten Hermannus Contractus, Bertholdus Constantiensis, Monachus Einsiedelensis und Scafhusanus, eine längst schwer

empfundene Lücke vortrefflich ausfüllen. — Möchte doch auch die geschichtliche Summe des Nachlasses von Egid Tschudy (eines Glarners von Adel, wie wenige in Europa, seines Völkleins Oberhaupt, in der ganzen Schweiz mit Stolz auf ihn, ihre Zierde, geliebt, — vom Kaiser Ferdinand als eidgenössischer Abgesandter hochgeehrt), damit durch den trefflich geübten Arx in raisonirte Verbindung gesetzt werden! — Schändlicher Undank Goldasts gegen die unglaubliche Liberalität von St. Gallen zur Herausgabe seiner Paraenetica und seiner rer. Alemannicarum. — Schaffhausen, die Bibliothek seines großen Bürgers, des schweizerischen Tacitus, Johannes Müller. Sein nun auch verewigter Bruder, der liebens- und ehrwürdige Professor Johann Georg Müller. — Wichtige Nachrichten zu den Geschichten schwäbischer Reichsstädte in Zürich, — das Eyländchen Uffnau, einst Ulrichs von Hutten Freystätte, — Meinradszell, Einsiedeln, der Codex, die vielen Legenden, die eines Meiners obsolete Lästerchronik beschämende Liberalität daselbst. — Wettingen mit seinen Denkmalen von Habsburg und von Rapperswyl. — Königsfelden, dessen habsburgische Leichen vor einem halben Jahrhundert nach St. Blasien und vor mehr als einem Jahrzehend nach St. Paul ins kärntnerische Lavantthal kamen, seit in jenem herrlichen Dom des Alterthums und der Künste, St. Blasien, Juden die Prozente ihres Schachers genießen und allerley hämmernde, pochende und klappernde Gewerbe dort ihr Wesen treiben.

Die Sammlungen von Zurlauben, zu Aarau, darunter die obgenannten Arbeiten des P. Hohenbaum van der Meer, die Stemmatographia Helvetica. — Möchte doch die hochverdiente Münchner Akademie, die sich in frühern Zeiten sogar um die Herausgabe der Denkmale von St. Gallen wohlwollend interessirt hat, die (zum Behufe der St. Blasischen Germania sacra gesammelten) Materialien zu der (trotz Loris Lechrain und trotz der Monumenta Boica) noch so dunkeln Geschichte des Hochstiftes Augsburg ans Licht fördern! — Die Falkeisensche berühmte Manuscriptensammlung, ganz unzugänglich. — Freyburg und die Chronik von Petershausen. — Straßburg, in dessen wissenschaftlichen Schätzen nicht die beste Ordnung zu walten scheint. — Zu dieser Reise gehört, als äußerst interessante Nachlese I. 375, Caroli Dümge et Francisci Mone, sociorum, adnotationes de codicibus manuscriptis historicis et anecdotis in itinere brevi Alemannico repertis (die Chronik des Priesters Andreas von Regensburg, — die Jahrbücher von Einsiedeln, die Weltchronik von Cäsar bis Friedrich III. aus St. Gallen, die Chronik von den Herzogen Oesterreich, Bayern und Schwaben von 1152, dem Wahljahr des großen Barbarossa,

bis nach Rudolphs von Habsburg Tode 1292. Eine chronik aus Mury, Friedrich dem I. gleichzeitig, Chronik de ser und Päpste aus Weingarten, ein Kosmas von Pr Straßburg, die Konstanzer Chronik von Gebhard cher von Dingelstadt, ein ungeheurer St. Galler C gesta Francorum, — Ekkehardus Uraugiensis, — F Temporum Martini Minoritae et Hermanni Januensis Genealogia Welphonis ducis etc.)

Die Korrespondenz ist keines Auszuges hig, aber eine üppigreiche Saat gelehrter Notizen und Nach sungen, z. B. Engelhards von Straßburg Andeutun über mehrere wieder aufgefundene Handschriften, insonder ein paar Blätter: Acta S. Trudperti Martyris, welche der storbene Professor Lorenz in einer Disputation 1777 beka gemacht habe, und welche er, als: quae extant, antiquissima illustrandas origines domus Habsburgo - Austriacae zeichne, — der Bibliothekar Hesse in Rudolstadt, Verfas höchst verdienstlicher Vorarbeiten über den Lambert von Asch fenburg und über den annalista Saxo erläutert auch das f Bayerns, Böhmens und Thüringens Geschichte wichti Leben Günthers des Eremiten, Ahnherrn der Grafen vo Kevernburg und Schwarzburg in den Act. Sanct. 9. Ok (und in Canisii lectt. antiq. et Basnage Tom. III. P. I. p. 183 sqq.), einen auch für Oesterreichs Geschichte mehrfach einflußreichen Heiligen. — Bonaventura Pitter, Abt des mährischen Benediktiner-Klosters Raygern, weihte ihm in seinen Thesaurus absconditus eine eigene Untersuchung. Er war Ungerns apostolischem Könige Stephan verwandt und besuchte diesen mehrmalen, aber keine seiner Legenden gibt nähere Aufschlüsse über diese Verwandtschaft? — Delius in Wernigerode spricht überall »suprema verba.« Ueberall paart sich dem scharfen Blick eine feste sichere Hand — und was bliebe übrig zum Ruhme des rastlosen Docen hinzuzufügen, wenn von Kunst und Alterthum und von derem edelsten Gebrauch zur National-Verherrlichung die Rede ist? — Bischof Münter in Koppenhagen I. 71. — Präsident von Bodmann durch seinen codex Rudolfinus, uns Oesterreichern unvergeßlich I. 133, unter andern über ein höchst merkwürdiges Majestätssiegel Alfonsens von Castilien, — Rektor Beyschlag zu Augsburg über die Handschriften über Gasseri annales, Meisterlins Chronographie, das Weberbuch, Stadtbuch, die Privilegienbücher der uralten, lebensvollen Augusta der Vindeliker, Augstsburg, der Hunnen Navas la Tolosa und — Gustava!! — Arnoldi, der Oranien treuer Diener, über die Limpurger Chronik, über ein chronicon picturatum (historia guelfica von der Weingartenschen bey Leibnitz und

Scheid verschieden rc. rc. Wünschenswerth wäre hie und da eine genauere Korrektur der Korrespondenz-Nachrichten gewesen, namentlich sind gerade in jenen von zwey der wichtigsten Mitarbeiter, Delius und Pertz, bedeutende Stellen unverständlich.

Theilnahme und Unterstützung hat das schöne Werk an den meisten Orten gefunden. Sie wird auch gebührend anerkannt und gerühmt. Indessen bleibet ernster Eifer und möglichste Beschleunigung allen solchen Arbeiten gar sehr zu wünschen übrig. — Die Sorglosigkeit gegen die Ueberreste heimischen Alterthums und nationaler Kunst, durch welche von Jahrzehend zu Jahrzehend unersetzliche Denkmale, unschätzbare Handschriften und ganze Archive verschwinden, jene verstockte Unwissenheit, die dem Cacus nacheifernd, nichts so sehr scheut, als ans Tageslicht heraus zu müssen, aus ihrem finstern Dachsbau, ist so wenig, als der Same jener Vandalen ausgegangen, die an den Grabstätten der Fürsten, in den Archiven und Bibliotheken aufgehobener Klöster, den Brand der Alexandrinischen Bibliothek und die schweizerischen Landsknechte bey den zu Granson erbeuteten Kleinodien Karls des Kühnen, überboten haben. — Thatsachen, die zur verdienten ewigen Schmach und zur Warnung für den Nachwuchs solcher Ostrogothen, in diesen Jahrbüchern bey jedem Anlasse recht warm besprochen worden sind. — Seit der französischen Revolution ist durchaus eine neue Welt. — Was machen wir jetzt mit den Bücherpyramiden eines Moser, eines Gundling und Senkenberg, außer in wenigen einzelnen Fällen? — und sind der Teschner Friede, der Barriere-Vertrag, der Scheldestreit, den die Meisten aus uns erlebt haben, nicht so gut eine Antiquität, als der westphälische Friede, als die Wahlkapitulation und die goldne Bulle? — Darum haben auch die meisten Regierungen die Archive bis 1792 herab als ein Eigenthum der Historie erklärt. — Vom Revolutionskriege bis auf den heutigen Tag aber gehören sie den Sorgen und Mühen eines verhängnißvollen, rapid wechselnden Lebens an, und dem strengen Siegel: »der auswärtigen Geschäfte.« — Die Höfe von Neapel und München haben hierüber durch Medici und Montgelas Vorschriften erlassen, die als Vorbild zu prangen verdienen. Die oben aufgezählten, so tief im gewöhnlichen Laufe der Dinge liegenden Individualitäten, enthalten das Wort des Räthsels, warum ungeheure Arbeiten und Sammlungen, seit anderthalb Jahrhunderten, dem erhabenen Ziele pragmatischer Geschichtschreibung nicht durchgreifender entgegen geführt, und häufig selbst den ruhmeswerthen Gemeinsinn trefflicher Institute, selbst

bis nach Rudolphs von Habsburg Tode 1292. Eine Weltchronik aus Mury, Friedrich dem I. gleichzeitig, Chronik der Kaiser und Päpste aus Weingarten, ein Kosmas von Prag in Straßburg, die Konstanzer Chronik von Gebhard Dacher von Dingelstadt, ein ungeheurer St. Galler Codex gesta Francorum, — Ekkehardus Uraugiensis, — Flores Temporum Martini Minoritae et Hermanni Januensis, — Genealogia Welphonis ducis etc.)

Die Korrespondenz ist keines Auszuges fähig, aber eine üppigreiche Saat gelehrter Notizen und Nachweisungen, z. B. Engelhards von Straßburg Andeutungen über mehrere wieder aufgefundene Handschriften, insonderheit ein paar Blätter: Acta S. Trudperti Martyris, welche der verstorbene Professor Lorenz in einer Disputation 1777 bekannt gemacht habe, und welche er, als: quae extant, antiquissima ad illustrandas origines domus Habsburgo - Austriacae bezeichne, — der Bibliothekar Hesse in Rudolstadt, Verfasser höchst verdienstlicher Vorarbeiten über den Lambert von Aschaffenburg und über den annalista Saxo erläutert auch das für Bayerns, Böhmens und Thüringens Geschichte wichtige Leben Günthers des Eremiten, Ahnherrn der Grafen von Kevernburg und Schwarzburg in den Act. Sanct. 9. Okt. (und in Canisii lectt. antiq. et Basnage Tom. III. P. I. p. 183. sqq.), einen auch für Oesterreichs Geschichte mehrfach einflußreichen Heiligen. — Bonaventura Pitter, Abt des mährischen Benediktiner-Klosters Raygern, weihte ihm in seinen Thesaurus absconditus eine eigene Untersuchung. Er war Ungerns apostolischem Könige Stephan verwandt und besuchte diesen mehrmalen, aber keine seiner Legenden gibt nähere Aufschlüsse über diese Verwandtschaft? — Deliús in Wernigerode spricht überall »suprema verba.« Ueberall paart sich dem scharfen Blick eine feste sichere Hand — und was bliebe übrig zum Ruhme des rastlosen Docen hinzuzufügen, wenn von Kunst und Alterthum und von derem edelsten Gebrauch zur National-Verherrlichung die Rede ist? — Bischof Münter in Koppenhagen I. 71. — Präsident von Bodmann durch seinen codex Rudolfinus, uns Oesterreichern unvergeßlich I. 133, unter andern über ein höchst merkwürdiges Majestätssiegel Alfonsens von Castilien, — Rektor Beyschlag zu Augsburg über die Handschriften über Gasseri annales, Meisterlins Chronographie, das Weberbuch, Stadtbuch, die Privilegienbücher der uralten, lebensvollen Augusta der Vindeliker, Augstsburg, der Hunnen Navas la Tolosa und — Gustava!! — Arnoldi, der Oranien treuer Diener, über die Limpurger Chronik, über ein chronicon picturatum (historia guelfica von der Weingartenschen bey Leibnitz und

Scheid verschieden ꝛc. ꝛc. Wünschenswerth wäre hie und da eine genauere Korrektur der Korrespondenz-Nachrichten gewesen, namentlich sind gerade in jenen von zwey der wichtigsten Mitarbeiter, Delius und Pertz, bedeutende Stellen unverständlich.

Theilnahme und Unterstützung hat das schöne Werk an den meisten Orten gefunden. Sie wird auch gebührend anerkannt und gerühmt. Indessen bleibet ernster Eifer und möglichste Beschleunigung allen solchen Arbeiten gar sehr zu wünschen übrig. — Die Sorglosigkeit gegen die Ueberreste heimischen Alterthums und nationaler Kunst, durch welche von Jahrzehend zu Jahrzehend unersetzliche Denkmale, unschätzbare Handschriften und ganze Archive verschwinden, jene verstockte Unwissenheit, die dem Cacus nacheifernd, nichts so sehr scheut, als ans Tageslicht heraus zu müssen, aus ihrem finstern Dachsbau, ist so wenig, als der Same jener Vandalen ausgegangen, die an den Grabstätten der Fürsten, in den Archiven und Bibliotheken aufgehobener Klöster, den Brand der Alexandrinischen Bibliothek und die schweizerischen Landsknechte bey den zu Granson erbeuteten Kleinodien Karls des Kühnen, überboten haben. — Thatsachen, die zur verdienten ewigen Schmach und zur Warnung für den Nachwuchs solcher Ostrogothen, in diesen Jahrbüchern bey jedem Anlasse recht warm besprochen worden sind. — Seit der französischen Revolution ist durchaus eine neue Welt. — Was machen wir jetzt mit den Bücherpyramiden eines Moser, eines Gundling und Senkenberg, außer in wenigen einzelnen Fällen? — und sind der Teschner Friede, der Barriere-Vertrag, der Scheldestreit, den die Meisten aus uns erlebt haben, nicht so gut eine Antiquität, als der westphälische Friede, als die Wahlkapitulation und die goldne Bulle? — Darum haben auch die meisten Regierungen die Archive bis 1792 herab als ein Eigenthum der Historie erklärt. — Vom Revolutionskriege bis auf den heutigen Tag aber gehören sie den Sorgen und Mühen eines verhängnißvollen, rapid wechselnden Lebens an, und dem strengen Siegel: »der auswärtigen Geschäfte.« — Die Höfe von Neapel und München haben hierüber durch Medici und Montgelas Vorschriften erlassen, die als Vorbild zu prangen verdienen. Die oben aufgezählten, so tief im gewöhnlichen Laufe der Dinge liegenden Individualitäten, enthalten das Wort des Räthsels, warum ungeheure Arbeiten und Sammlungen, seit anderthalb Jahrhunderten, dem erhabenen Ziele pragmatischer Geschichtschreibung nicht durchgreifender entgegen geführt, und häufig selbst den ruhmeswerthen Gemeinsinn trefflicher Institute, selbst

den bestimmten Willen einzelner Regenten, unwirksam zu machen gewußt haben, die im Gefühl ihrer Würde und ihres Interesse ganz in dem Sinne handelten, zwischen dem Volk und der Dynastie sey kein mächtigeres Bindungsmittel, als eine recht nationale Geschichte!!

Aus den verschiedenen Sendungen der Gesellschaft ist laut des vorliegenden Archives wohl keine, weder hinsichtlich der Wichtigkeit des Gegenstandes, noch des reichen Lohnes der auf den einen und auf die andere verwendeten Sorgfalt, jener des Dr. Georg Heinrich Pertz nach Wien zu vergleichen. — Auf die ungeheuern Schätze der Wiener Hofbibliothek die Gesellschaft aufmerksam gemacht zu haben, gebühret dem vortrefflichen Delius in Wernigerode und dessen Kongreß-Aufenthalt in Wien (I. 317, 357). Aber Pertz hat mit solchem Fleiß und mit so gewandtem Urtheil in der Bibliothek selbst gearbeitet, und während der Ferien in den von ihm besuchten Prälaturen beobachtet, daß unläugbar die Vergleichung und Herausgabe so vieler wichtiger Quellen an die Möglichkeit der Verlängerung seiner Studien gebunden ist. — Sein Auszug aus dem großen Handschriften-Verzeichnisse genügt dem oberflächlichsten Kenner, jede weitere Motivirung dieses Wunsches überflüssig zu machen (IV. 397). Sehr einfach und zweckmäßig begann Pertz damit, der Gesellschaft ein alphabetisches Verzeichniß des Ganzen, dieses für alle Kaiserperioden gleich reichhaltigen, ja wahrhaft unvergleichbaren Schatzes zu liefern. — Was ist da nur allein auf Umschlägen und Einbänden, was in Kalendarien und mitten darin zwischen andern Quellen, wo man es gar nicht vermuthet, zu finden? — Dieß gilt insbesondere von wichtigen Briefen der Kaiser und Päpste. — Jedes Unternehmen einer großen Verzeichnung oder Herausgabe zieht den Beobachtungsgeist unwillkürlich und nothwendig aus der Tiefe mehr in die Breite, und allzu oft mahnt die gebietende Stunde, wie lang die Kunst und wie sehr kurz das Leben sey?! — Daher, daß selbst Männer mit Leibnitzens Universalität hier und da vom Vorwurfe der Flüchtigkeit im Lesen und Vergleichen nicht ganz freygesprochen sind. — Bleibt uns aber (wie hienieden in jeder Lage) nur zwischen zwey Uebeln die Wahl, so mögen wir es viel lieber ertragen, ein solcher Mann sey auch einmal nicht der Größte im Kleinen gewesen, als wir uns mit der, alles Hohe versengenden tagtäglichen Erscheinung derer befreunden können, die da die Größten sind im Kleinsten, aber auch um so mehr die Kleinsten in jeglichem Großen!

Lambecius, Kollar und Schwandner, sind von irriger Lesung, und darum auch von manchem ganz irrigen und

verwirrenden Folgesatz mit nichten loszuzählen. — Ihr ungrisches Vaterland, die Herausgabe seiner Scriptoren, die Bearbeitung der verwickeltsten Materien seines Staats- und Kirchenrechtes, nahmen Kollars und Schwandners ganze Zeit in Anspruch. — Was hatte Lambecius nur allein mit den ihm vollkommen unbekannten Schätzen von Ambraß zu thun, dieser für altdeutsches Heldenlied und Heldenbuch nie und nirgend übertroffenen Quelle? — Hier sind (um nur Einiges, meist aus der karlowingischen Epoche anzuführen) eilf Handschriften von Eginhards Leben Karls des Großen, vom neunten bis ins funfzehnte Jahrhundert, darunter die älteste und beste existirende, sieben der Annales Eginhardi, zwey der Annales Fuldenses, zwey der Annales Loiseliani, die Originale der Annales Laureshamenses und Lambeciani, und der codex Carolinus, eine Fortsetzung des Chronicon Fredegarii, Thegani und Anonymi vita Hludovici Pii. Drey Handschriften des Monachus Sangallensis, sechs Gesta rerum Francorum, wovon der älteste, fast eher ein eignes Werk zu seyn scheint, mehrere Leben und Briefe des großen Apostels Bonifacius, die hiesige einzige, ohne Muratoris Schuld so verunstaltet herausgegebene Handschrift des Ermoldus Nigellus ꝛc. Diese wurden theils mit den gedruckten Ausgaben verglichen, theils abgeschrieben, und geben (da sie bisher mit wenigen schlechtern Hülfsmitteln, oder auch mit wenig Genauigkeit bearbeitet wurden) größtentheils ganz neue, wenigstens durchaus berichtigte Ausgaben.

Wir erlauben uns vielleicht nächstens in einem Artikel des Anzeigeblattes des Dr. Pertz Auszug aus den Manuscripten-Katalogen der Hofbibliothek, mit Bemerkungen über ihr geschichtliches Interesse für den Kaiserstaat und das Kaiserhaus, und über ihr ergänzendes oder berichtigendes Verhältniß zu den bereits gedruckten Quellen zu begleiten?

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XIV.

Literarische Notizen.

Neueste geschichtliche und archäologische Literatur Rußlands.

Der siebente Band dieser Jahrbücher (Anzeige-Blatt 23, 32) gab eine Uebersicht der neuesten russischen Literatur. — Wir glauben unsern Lesern einen willkommenen Dienst zu leisten, wenn wir diese Uebersicht ergänzen und vervollständigen, aus einem musterhaften Berichte an die Konferenz der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg erstattet, durch den hochverdienten Akademiker und Staatsrath Philipp Krug, und dem Historiographen des kaiserlichen Hauses, Hofrathe Freyherrn von Hormayr, durch S. E. den Herrn Minister Staatssekretär, Grafen Capodistrias, gütevoll mitgetheilt. — Er beantwortet, was in Rußland seit der großen Friedensepoche von 1815, für die Geschichte der slavischen Völker, insonderheit vom sechsten bis ins eilfte Jahrhundert — und was ferner für die Entdeckung der Ueberreste und Denkmale, des Alterthumes sowohl, wie des Mittelalters geschehen sey? —

О городахъ и селеніяхъ въ Черниговской губерніи упоминаемыхъ въ Несторовой Лѣтописи. (Von den Städten und Oertern im Tschernigov'schen Gouvernement, deren in Nestors Chronik gedacht wird) 60. S. 8. — Wenn in jedem Gouvernement von unterrichteten Männern ähnliche Untersuchungen, wie diese des H. M. Markov angestellt würden, so müßte Rußlands alte Geographie sehr dabey gewinnen.

De origine vocabuli Rossici деньги scripsit. C. M *Frähn.* Casani 1815. 42 S. 4. — Der orientalische Ursprung des Wortes деньга dem bis dahin noch von keinem Orientalisten gehörig nachgeforscht worden, wird hier auf eine sehr bündige Weise gezeigt.

C. M. *Frähnii* de Numorum Bulgharicorum forte antiquissimo libri duo, c. Tab. aen. Casani 1816. 173 S. 4. — Diese Schrift gibt nicht blos über den frühesten Zustand der Münze bey den Wolgabulgaren Auskunft, sondern enthält auch andere Nachrichten über dieselben aus bisher unbenutzten tatarischen und türkischen Quellen.

Besonders sind die Epimetra über die Kibitken oder Filzzelte, über die Ledermünzen u. s. w. für den Freund russischer Geschichte interessant.

Die von der Petersburger Akademie herausgegebenen Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands, von A. C. Lehrberg, 1816. 4. — erklärte der, nun auch so wie der Verfasser dieses Buchs, zu früh verstorbene Historiograph Rühs unbedenklich für das gediegenste und gründlichste Werk, das bis dahin in der russischen Geschichte erschienen sey. (Hall. L. Z. 1816. Nr. 275.)

Es ist diese Schrift auf Kosten des Reichskanzlers, Grafen N. Romanzow *), durch D. Jazykov sehr treu ins Russische übersetzt, mit einem Register versehen und vermehrt, mit Lehrbergs Karte das nördliche Rußland um das Jahr 1462 darstellend, unter dem Titel: Изслѣдованія служащїе къ объясненїю древной русской Исторїи. С. Пет. 1819. (St. Pet. 1819. L. 11 und 397 S. 4.) gedruckt worden.

* Слово о полку Игоря Святославича -- вновъ переложенное Як. Пожарскимъ. С. Пет. (St. Pet. 1819. 88 S. 4.) — Neue Uebersetzung des schon vom Grafen Mussin Puschkin und A. Schischkov herausgegebenen Liedes von Igors Heerzuge, nebst Bemerkungen von H. Posharski, durch welche er mit Hülfe der slawonischen Bibel-Uebersetzung und verwandter slavischer Dialekte manches befriedigender erklärt, als es bis dahin geschehen war.

* Законы великаго Князя Іоанна Васлїевича и Судебникъ Царя и Вел. Кн. Іоанна Васлїевича. Moskwa 1819. 115 S. 4. — Nebst XXIX S. Vorrede der Herausgeber K. Kalaidovitsch und und P. Stroev, und mit einem Facsimile beyder Handschriften. — Die Gesetze des Großfürsten Iwan Wasiljewitsch vom Jahre 1497 waren bis dahin nur durch einen lateinischen Auszug bekannt, welchen Herberstein in seinen Commentarien S. 38, 59 uns aufbehalten hatte; der Originaltext schien verloren, bis im Jahre 1817 eine alte Abschrift davon gefunden ward. — Der Sudebnik (Gerichtsbuch) war schon öfter herausgegeben, ist aber hier nach einer älteren und besseren Handschrift abgedruckt.

* Bemerkungen über einen — — — Kriegszug der Russen nach Finnland, von A. Hipping. St. Pet. 1820. 44 S. 8. — In diesem Schriftchen sucht der Verfasser, ein geborner Finnländer, einige topographische Irrthümer Lehrbergs und Karamsins zu berichtigen, wie es scheint mit Grunde.

Auch in den russischen Journalen erscheinen zuweilen Abhandlungen, die gar sehr verdienten, einzeln abgedruckt, und dadurch auch solchen Geschichtsfreunden bekannt zu werden, die jene Journale nicht regelmäßig lesen. Bey einigen ist das geschehen, z. B. bey einem Aufsatze des gelehrten Erzbischofs von Pskov, Eugen (Verfasser des vortrefflichen Словарь Историческїй,) welcher: Bemerkungen über ein um das Jahr 1130 ausgestelltes Dokument enthält, das älteste bis jetzt bekannte, das sich erhalten hat. Es ist von dem Großfürsten Mstislaw Wlodimirowitsch und dessen Sohne, dem Fürsten von Novgorod, Mstislawitsch, auf Pergament mit Zinnober geschrieben, wovon ein facsimile beygefügt ist; und enthält eine, dem beym Ausflusse des Wolchov aus dem Ilmensee liegenden Georgenkloster gemachte Schenkung von einem Dorfe, von jährlichen fünf und zwanzig Griwnen und einer silbernen Schüssel dreyßig Griwnen an Gewicht. Der Erzbischof hat es durch viele unsere Paläographie betreffende Bemerkungen erläutert. Die Abhandlung ist 56 S. 8. stark. — Ein Aufsatz im Вѣстникъ Европы, Oktober 1816 von der slavonischen Sprache überhaupt und der Kirchensprache insbesondere, so wie

*) Um diesen Namen nicht gar zu oft zu wiederholen, sind alle auf des Kanzlers Grafen Romanzow Wunsch verfaßte oder übersetzte und gedruckte Schriften, die hieher gehören, blos mit einem * bezeichnet.

mancher andere, würden gewiß mehreren Lesern willkommen seyn, wenn sie einzeln abgedruckt würden.

Die Reihe kommt nun an die vorzüglichern derjenigen Schriften, die zu Petersburg gedruckt, noch in diesem Jahre erscheinen werden.

* Leo Diaconus, aus dem Griechischen ins Russische übersetzt von D. Popov, nebst den übrigen in dem von Hase herausgegebenen Bande enthaltenen Schriften, und den nicht blos die Sprache betreffenden Anmerkungen.

* Der verstorbene Kotzebue hatte der Akademie im Jahre 1817 ein Manuscript zugesandt, unter dem Titel: Svitrigail, Großfürst von Litthauen, worin er, gestützt auf Urkunden im Königsberger geheimen Archive, ihn gegen die nachtheilige Schilderung zu verwahren sucht, welche die Polen Striykowski und Kojalowicz von diesem Fürsten gemacht haben, der in so genauen Verbindungen mit den Russen stand, und so oft von ihnen Hilfe erhielt. — Dieses Manuscript nun ist von H. Nestorovitsch ins Russische übersetzt worden.

* In Moskau ist unter der Presse: Собранïе государственныхъ грамотъ и договоровъ Часть III. Der erste Theil dieser Sammlung von Reichsakten und Verhandlungen erschien daselbst 1813, der zweyte 1819.

* Eben daselbst wird gedruckt eine neue und vollständige Ausgabe der Chronik по списку Софейскому великаго Новограда nach einer bessern Handschrift, als diejenige ist, nach welcher der erste Theil dieser Chronik im Jahre 1795 hier abgedruckt ward.

* Der auch für Rußlands besonderste Geschichte nicht unwichtige Abul Ghasi Behadur Chan war bis jetzt nur in sehr untreuen Uebersetzungen bekannt. Der Kanzler, Graf Romanzow, hat von dem im Reichsarchive zu Moskau befindlichen Manuscripte desselben durch einen mit dem Tatarischen Vertrauten eine genaue Kopie nehmen lassen, welche jetzt zu Kasan gedruckt wird. Die Hälfte der tausend Exemplare starken Auflage ist für Asien bestimmt, die andere Hälfte für Rußland und das übrige Europa. Die letztere wird von einer möglichst treuen russischen Uebersetzung begleitet seyn, welche ein geborner Tatar, Lector dieser Sprache bey der Universität zu Kasan, Ibrahim Chalfin verfertigt. Es war um so mehr nöthig, daß diese Uebersetzung von einem gelehrten Tataren gemacht wurde, da das Werk in einem Dialekte geschrieben ist, der von dem gewöhnlichen abweicht.

* Zum Drucke fertig ist eine Geschichte aller Burggrafen (Посадники) von Novgorod, russisch mit einer synchronistischen Tafel der Fürsten und Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten, in deren Zeiten ihre Amtsverwaltung fällt.

* Ferner wird H. Kalaidovitsch in Moskau der gelehrten Welt Nachrichten mittheilen über die slavonische Uebersetzung eines Werkes von Johannes Damascenus, verfertigt durch Johann, Exarchen der Bulgaren im neunten Jahrhunderte; und Reden von Kyrill, Bischof von Turov im zwölften Jahrhundert, die er aufgefunden hat, abdrucken lassen. — Diese beyden Denkmäler von dem Zustande der slavonischen Sprache und Literatur in so entfernten Zeiten, müssen das höchste Interesse gewähren.

* Professor Hase in Paris wird einen Band, enthaltend mehrere griechische und lateinische Inedita über die Geschichte des östlichen Europa, Rußlands und der Ufer-Länder des Pontus vom dreyzehnten bis funfzehnten Jahrhundert herausgeben. Namentlich wird darin aus

1*

dem Cod. Reg. graecus Nr. 2898 eine Art von Reim=Chronik: Libri duo de bellis Hierosolymitanis, versibus politicis graecobarbaris, erscheinen, in welcher viel von der Zerstückelung des oströmischen Reiches durch die Lateiner, manches über das Trapezuntische Kaiserthum, über die Genueser und deren Schiffahrt im schwarzen Meere u. s. w. vorkommt.

Dem neunten Bande von Karamsins Geschichte, dem zweyten Bande von Ewers Geschichte und dem dritten Bande seiner Beyträge zur Kenntniß Rußlands, sehen wir ebenfalls entgegen.

Der Kanzler hatte im Jahre 1813 der Akademie 12,500 Rubel B. A. übergeben, als die Hälfte der Summe, die er zum Drucke alter slavonischer Chroniken bestimmte, welche in ihrem Besitze sind. Die Herausgabe des ersten Bandes dieser Sammlung übernahm der Herr Staatssekretär Olenin; doch haben seine vielfachen Geschäfte, besonders als Präsident der Akademie der Künste, dessen Erscheinung bis jetzt gehindert. — Dieß ist auch die Ursache, weßwegen die älteste Handschrift der Nestorischen Chronik, die Lavrentische oder Puschkinsche, deren Druck auf Kosten des Kanzlers zu besorgen er auf dessen Bitte ebenfalls versprach, noch nicht erschienen ist.

Der zweyte Band der erwähnten Sammlung wird die Hypatische Handschrift der Akademie enthalten, mit deren genauer Kopie und Bemerkung der Varianten eines anderen Manuscripts, des Chliebnikovschen, jetzt Herr Anastasiewicz beschäftigt ist.

Betreffend den zweyten Theil der Frage: »was ist zur Erhaltung »und ferneren Entdeckung der Ueberreste des Alterthums und der mittleren Zeiten geschehen? — so kommt hier ganz vorzüglich Taurien und die Halbinsel Taman, als unser eigentlich klassischer Boden, in Betrachtung. Nur ist leider, seitdem er in unsern Besitz gekommen, doch bey weiten noch nicht alles geschehen, was da hätte geschehen können, um den überreichen Schatz von Denkmälern früherer Zeit, der sich in und auf diesem Boden findet, zu heben, und zu bewahren. Vieles von dem aus der Erde Gegrabenen, besonders an goldenen und silbernen Münzen, Gefäßen und Geräthen aller Art, ist in den Schmelztiegel gewandert, anderes ist von fremden Reisenden aufgekauft und hinweggeführt; alte Gebäude oder Reste derselben aus der griechischen, chazarischen, mongolischen und genuesischen Periode sind nicht so erhalten worden, wie es zu wünschen gewesen wäre, manche derselben sind ganz vernichtet, andere sehr verfallen.

Doch gibt es noch eine bedeutende Anzahl von alten Gebäuden, auch sind einige Sammlungen von Alterthümern aus Taurien vorhanden. So findet man z. B. in Kaffa ein Museum von alten Inschriften, Münzen u. d. g. angelegt von dem Civil=Gouverneur Bronevski in Charkov; ein ähnliches von dem Senateur Grafen Severin Potocki, in Nicolajew bey der Steuermannsschule, eine schöne Sammlung solcher Merkwürdigkeiten vom See=Minister, Marquis Traversé in Stolnoe (einem Gute des Kammerherrn Kuschelev Besborodko im Tschernigoëschen Gouvern.), mehrere zum Theil schon bekannt gemachte Inschriften von der Stadt Olbia; und vielleicht hie und da noch einige andere unbekannte. Auch die Münzsammlung in der kaiserlichen Eremitage enthält eine bedeutende Anzahl von Münzen der bosporischen Könige und mehrerer Städte in Taurien, als Olbia, Chersonesus, Panticapaeum, Phanagoria nebst Gorgippia u. s. w., welche

großentheils Herr Akad. Köhler von einer früheren Reise in diese Gegenden mitgebracht hat. — Als Früchte eben dieser Reise, sind auch mehrere seiner Manuscripte anzusehen, deren Bekanntmachung zu wünschen wäre, als: eine Sammlung der in Olbia gefundenen Inschriften, eine andere, von den Inschriften, die sich auf den Bosporus beziehen; ferner, der Münzen des europäischen Sarmatiens; der taurischen Chersonesus und des asiatischen Sarmatiens; endlich noch andere Abhandlungen über die alte Erdbeschreibung der taurischen Halbinsel.

Was jedoch insbesondere die fünf letzten Jahre angeht, auf die man sich hier eigentlich zu beschränken hat, so unternahm im Jahre 1817, auf Befehl des Kriegs-Gouverneurs Grafen Langeron, ein Herr Dubrues Nachgrabungen bey Kertsch (dem alten Panticapaeum), welche in Verhältniß der ganz unbedeutenden darauf verwendeten Kosten eine sehr reiche Ausbeute gaben. — Als im Jahre 1818 die Resultate dieser Unternehmung der Akademie vorgelegt wurden, wurde in einem Bericht an dieselbe darauf angetragen, es möchten bedeutendere Summen bewilligt werden, theils um ausgedehnte und systematische Nachgrabungen unter gehöriger Aufsicht anzustellen, theils um die über der Erde erhaltenen Denkmäler genau zu zeichnen und in Kupfer zu stechen, auch um anständige Belohnungen für diejenigen auszusetzen, welche die etwa von Privatpersonen gefundenen Denkwürdigkeiten von Werth den Beauftragten des Gouvernements auslieferten.

In der neuesten Zeit nun, hat unser Herr Minister Vorschläge von der Akademie verlangt, wie die Erhaltung der Denkmäler in Taurien am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen seyn möchte? und Herrn Köhlers ausführlicher Bericht über diesen Gegenstand ist bereits in seiner Erlaucht Händen. Es ist also wohl jetzt mit Grunde zu hoffen, daß das Gouvernement Anstalten treffen wird, durch die nicht nur die kostbaren Ueberreste aus der Vorwelt, die sich bis auf uns erhalten haben, auch ferner vor Verfall und Zerstörung geschützt, sondern gewiß noch viele Merkwürdigkeiten zum Vorschein kommen werden, die unsere Kenntniß des Alterthums nothwendig vermehren müssen. Dieß wird hier um so mehr der Fall seyn, da diese Gegenden mit Barbaren zusammengränzten, folglich manches Eigenthümliche enthalten, was man anderwärts vergeblich suchen würde. Zum Beyspiele mag dienen, daß bey den Nachgrabungen im Jahre 1817, Kleider von Goldstoff, Decken von Marderfellen u. d. gl. gefunden wurden.

Doch nicht blos in Taurien, auch in andern Gegenden Rußlands sind in dem letzt verflossenen Quinquennium manche merkwürdige Ueberreste früherer Zeit zum Vorschein gekommen, und andere schon vorhandene genauer als bisher untersucht worden. So hatte man eine unbestimmte Sage von einem Denkmale des Mittelalters, welches sich irgendwo an den Ufern der Düna finden sollte. Lange hatte der Reichskanzler vergeblich darnach gesucht, bis er endlich durch den Jesuiten Pater Richardot eine Beschreibung desselben erhielt. In der Folge hat der Herr General Kankrin andere ebenfalls am Ufer der Düna errichtet gewesenen Steine im Flusse selbst entdeckt, wohinein sie gestürzt waren. Diese haben blos ein Kreuz, um welches, oder unter welchem sich eine Fürbitte für den Fürsten befindet, der das Denkmal errichtet hatte. — Das Publikum wird näher damit bekannt gemacht werden.

Im Gouvernement Tula sind vor etwa zwey Jahren viele alte Rubel, d. i. längliche Silberstücke, mit einigen Stempeln versehen, am

Gewichte jeder über sieben Loth schwer gefunden worden, von denen mehrere auch nach St. Petersburg gekommen sind. Herberstein sagt davon (Comment. p. 42) initio fundebantur portiunculae oblongae argenteae, aestimatione unius rubli, quarum nulla nunc apparet. Damals nämlich, als er in Rußland war, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, waren sie schon durch das in Menge gemünzte kleine Silbergeld verdrängt worden. Diese Rubel sind also in der That das, wofür man sie ausgibt, welches sich von manchen andern für russische gehaltenen Münzen nicht behaupten ließe.

So z. B. findet sich in dem achten Theile der schätzenswerthen Geschichte der russischen Hierarchie (russisch) Moskau 1813, S. 109 die Nachricht, daß in dem Matroninschen Kloster der Kiewschen Eparchie (unweit Tschigirin) eine Münze der Fürstin Matrona aufbewahrt werde, die von der Mongolischen Periode dort ihre Besitzungen gehabt haben solle, und von der das Kloster selbst den Namen führe. Wir waren begierig, eine solche Merkwürdigkeit zu sehen und es gelang, die Münze ward hieher geschickt. Doch was fand sich! Eine gar nicht seltene etwas verwischte Kupfermünze des Kaisers Justinian, geprägt im zwey und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, d. i. im Jahr 548, vier Zolotnik schwer. — Dem großen M (d. i. vierzig, der Werth der Münze) und dem darin befindlichen A (erster Münzhof) auf der Rückseite derselben, hat wahrscheinlich diese Fürstin Matrona ihr Daseyn zu danken gehabt. Dieser Lesart kam vielleicht auch noch das über dem M befindliche Kreuz zu Hülfe, das man für ein T nehmen konnte; und das dem zur Seite stehende ANNO bestätigte sie vollends; indem man nun, aus dem so zusammen buchstabirten unverständlichen Matrona, den bekannten Namen Matrona zu machen um so weniger Bedenken trug, da der Kopfschmuck des Kaisers auf der Vorderseite in einer Krone mit Federn und mit herabhängenden Bändern besteht, und also dem einer Dame nicht unähnlich ist. — Wie manche Tradition mag auf keinem bessern Grunde ruhen, als diese, ohne daß man es gerade so, wie zufällig hier, nachweisen könnte.

Eben so sind in dem Versuch einer Darstellung der russischen Alterthümer von G. Uspenskii (russisch) Charkow 1818, S. 651, die Aufschriften einiger kleinen russischen Münzen angegeben, worin der Verfasser dieses Buches keinen Sinn finden konnte. — Sehr natürlich, da keiner darin war. — Es sind falsche Münzen von Billon, weiß gesotten und mit Löchern zum Anreihen versehen, um sie statt echter Kopeiken, mit denen sie vermischt, und so für feines Silber verkauft wurden, beym tatarischen Putze zu brauchen. Wir haben ihrer eine große Anzahl. Des Russischen unkundige polnische Juden, auch wohl Tataren selbst, haben sie verfertigt. Sie suchten, so gut es gehen wollte, die russische Schrift nachzuahmen, und auf mehreren derselben, sind auch die Buchstaben an sich ziemlich richtig, nur darf man nichts an ihrer Zusammensetzung erklären wollen. — Bey dem Worte Шелїх, welches Herr Uspenskii auf einer dieser Münzen lieset, mit der Bemerkung, der erste Strich im ш sey abgeschnitten, ist ganz gewiß nicht an шелягъ (Schilling) zu denken, wie er meint, sondern der erste Buchstabe ist B, nach der damaligen Schreibart □, und das Wort auf dieser Zeile heißt □елїк. Es ist ganz offenbar eine, den frühern Kopeiken von Iwan Waßiljevitsch nachgeahmte Münze. — Dieß ist nicht etwa bloße Vermuthung, diese Münzen von Charkow sind sorgfältig mit echten verglichen.

Von dem Gouverneur von Smolensk, Baron Asch, erschien eine gedruckte Aufforderung vom Februar 1819, in welcher besonders die Geistlichen ermahnt wurden, genaue Nachrichten einzuziehen und mitzutheilen, von alten Handschriften, Dokumenten, Grabsteinen, Inschriften, Geräthen, Ruinen u. s. w. Ob darauf etwas erfolgt, ist unbekannt geblieben, so wie, ob vielleicht auch in anderen Gouvernements ähnliche Aufforderungen ergangen sind, welches allerdings zu wünschen wäre.

Für den Grafen Romanzow werden zur Aufsuchung von Manuscripten und andern auf Rußland Bezug habenden Dokumenten, Reisen gemacht, im In- und Auslande, welche schon gar manche äußerst interessante Ausbeute geliefert haben. Wir führen hier nur die neuesten an. In Florenz sind funfzehn alte Karten aufs genaueste kopirt worden, worunter sich eine im dreyzehnten Jahrhunderte in Konstantinopel verfertigte griechische Karte von Sarmatien und dem asiatischen Scythien, mehrere aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, vom Norden von Europa und Asien, von der taurischen Halbinsel und von Rußland befinden sollen. Die letzteren würden also älter seyn als die, welche ein russischer Ambassadeur im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Augsburg zeigte (Ramusio 1, 414. edit. 1554), ferner, als die in Münsters Kosmographie von 1544, und die von Paulus Jovius, Johann Fabri und Anton Bied (Wied in Danzig), deren Herberstein in der Zueignung seiner Kommentarien gedenkt. — Es läßt sich darüber nichts bestimmteres sagen, da sie bis heute noch nicht hier angekommen sind.

Die reichen orientalischen Münz-Schätze der Akademie, von denen, wie man wußte, der größte Theil aus der güldenen Orde herstammte, lagen lange meist ungekannt. Bayer, bey der Geschichte Asows, und Müller bey der von Bolgar, hatten zwar nicht versäumt, sie zu Rathe zu ziehen; aber auf minder richtige Deutung sich stützend, konnten sie nicht immer richtige Folgerungen aus ihnen herleiten; auch fehlte die Erklärung der mehresten gänzlich. — Es geschah mit besonderer Berücksichtigung dieser wichtigen Partie ihres orientalischen Münzkabinets, daß die Akademie im Jahre 1817 auf des gelehrten Krug höchst zweckmäßigen Vorschlag, die Anordnung und Beschreibung desselben Hrn. Frähn aufzutragen, genehmigte. Der erste Theil seiner Arbeit, der Text oder die Legenden der Münzen, in neuere arabische Schrift übergetragen, und mit lateinischer Uebersetzung begleitet, wird noch in diesem Jahre in den Druck gegeben werden. Die folgenden Theile werden, außer den Kupfern, den ausführlichen paläographischen, philologischen, historischen Kommentar liefern. Diejenige Abtheilung des Kabinets, die die Münzen der Chane von der güldenen Orde enthält, wird durch diese Bearbeitung unstreitig zur Aufhellung gar manches noch dunkeln Punktes in der mongolisch-tatarischen Periode der russischen Geschichte beytragen.

Wir kommen jetzt zum dritten Theile der Frage: »was ist in Rußland neuerlich für die Geschichte der slavischen Völker vom sechsten bis zum eilften Jahrhunderte geschehen?« Obgleich eine einigermaßen befriedigende Auskunft hierüber österreichischen Geschichtsforschern vorzüglich wünschenswerth wäre, so wird doch gerade die Antwort auf diesen letzten Theil der Anfrage am ungenügendsten ausfallen müssen. Zu Untersuchungen dieser Art gehort das emsigste Studium aller Quellschriftsteller, und die sorgfältigste Vergleichung ihrer Aussagen, so wie die genaueste Berücksichtigung alles

dessen, was je ein Kommentator darüber geäußert hat — und zu solchen Arbeiten finden sich bey uns noch Wenige berufen. Dazu kommt, daß wenn die Quellen immer nur die älteren, längst bekannten bleiben, freylich auch die Aussicht, dennoch neue Resultate aus ihnen zu erhalten, nicht sehr lockend seyn kann. — So kennt man denn außer etwa Lehrbergs Untersuchungen, und den ersten Theil von Karamsins Geschichte, keine in Rußland während der letztern fünf Jahre erschienene Druckschrift, in welcher jene Periode wäre behandelt, oder auch nur berücksichtiget worden. Doch selbst in diesen Werken ist der Widerspruch noch immer nicht ausgeglichen, der sich in Beziehung auf die älteste Geschichte der slavischen oder wendischen Völkerschaften zwischen den Nachrichten findet, die uns Mela, Plinius, Tacitus, dann Jordanes, Prokopius u. a. byzantinische und abendländische Schriftsteller über das Vaterland und die Wanderungen derselben geben, und zwischen denen, die wir darüber in Nestors russischer Chronik lesen.

Nach jenen früheren Berichten nämlich, lagen die ältesten europäischen Wohnsitze der Slaven oder Wenden in den weiten Räumen nördlich von den Karpaten; sie gränzten im Westen an germanische Gebiete, im Norden an den wendischen Meerbusen (auf der Südseite der Ostsee und an tschudische im Osten, in der Nachbarschaft der obern Oka und des Oskal an sarmatische Landstriche. Einzelne Völkerschaften dieser ausgebreiteten Nation, verließen im sechsten Jahrhundert n. Ch. den vaterländischen Boden, wanderten aus dem südöstlichen Theile desselben in die Gegenden zwischen dem untern Dnepr und der untern Donau, und kamen im ersten Viertel des siebenten auch über diesen Strom in das heutige Bulgarien. Eben so zogen sie sich seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts aus dem Westen und Südwesten ihrer Heimat, theils durch Pannonien, westlich in die Steyermark, nach Kärnten und Krain, theils südlich in das griechische Kaiserthum und Illyrien, wo sie in den Ländern angesiedelt wurden, die wir jetzt unter den Namen Kroatien, Servien und Bosnien kennen u. s. w. — Sie haben sich also von Norden nach Süden hin verbreitet, und sind von jenseits der Karpaten an die Ufer der Donau gekommen.

Nach der russischen Chronik hingegen, wohnten die Slaven ursprünglich an der untern Donau in Ungern und Bulgarien, und wanderten von da verdrängt nach Mähren und Böhmen, nach Pommern, Polen und Rußland, so wie nach dem südlichen Deutschland aus u. s. w. — Diese Vorstellungsart ist aber mit jenen ältern Nachrichten unvereinbar, und die Angaben der russischen Chronik scheinen in der That nur darauf hinaus zu gehen, den Zustand der slavischen Völkerschaften zu erklären, wie er im neunten und zehnten Jahrhunderte war. Sind sie von Nestor selbst, oder sind in seine Darstellung Zusätze und Veränderungen gekommen, an denen er keinen Antheil hat? Oder sollten sich die Nachrichten der russischen Chronik, wie wir sie jetzt haben, vielleicht anders interpretiren, und mit den älteren oben angeführten dennoch in Uebereinstimmung bringen lassen?

Was die Ankunft der Ungern auf der westlichen Seite des Dneprs im neunten Jahrhunderte, und ihre darauf folgenden Kriege gegen die Slaven betrifft: so hatte man bisher allgemein angenommen, Nestor setze diese Ankunft ausdrücklich in das Jahr 898; allein in einem der Akademie vor einigen Monaten abgestatteten Bericht über eine ihr aus Galizien zugesandte Abhandlung, hat Krug gründlich dargethan,

daß die Stelle der russischen Chronik, in welcher von dieser Begebenheit die Rede ist, mißverstanden worden, und daß Nestor in der That davon als von einer früher vorgefallenen sprach; so daß nunmehr der Widerspruch, in dem unser Annalist mit byzantinischen und abendländischen Schriftstellern zu stehen schien, gehoben ist. Der größte Theil dieses Aufsatzes wird gedruckt.

Für Oesterreich können freylich die Untersuchungen russischer Geschichtsforscher, gerade über dieses Kapitel von den ältesten Slaven, bey weiten nicht das Interesse haben, was den Russen die österreichischen gewähren, da diese nur ihren Nestor, und, gemeinschaftlich mit ihm, höchstens nur die ältern gedruckten Quellen haben, während die Oesterreicher beneidenswerthen Gebrauch machen können, von den in der neuesten Zeit dort so häufig aufgefundenen alten Urkunden und Dokumenten aller Art, von denen einige gewiß auch auf diesen Gegenstand Beziehung haben, und durch welche so manche Irrthümer zu berichtigen, so manche Lücken zu ergänzen sind. — Rußland blieben leider aus der vormongolischen Periode so äußerst wenige Dokumente übrig, daß man kaum erwarten darf, noch irgend dergleichen aufzufinden.

Doch auch hier tritt der großgesinnte Reichskanzler ins Mittel. In der festen Ueberzeugung, Vaterlandsliebe könne am besten durch Vaterlandskunde gefördert werden, sucht er die letztere auf alle Art zu verbreiten. Was in Rußland selbst mangelt, gibt das Ausland her. Daß durch ihn, der für die ältere Geschichte so wichtige Leo Diaconus bereits erschienen, ist bekannt; wahrscheinlich wird noch im Laufe dieses Jahres auch der Druck des Psellus beendiget seyn, welchem unmittelbar Georg Hamartolos, das Vorbild Nestors, folgen soll. — Aber nicht durch Griechen allein will er die russische Geschichte aufgehellt wissen, auch aus einer noch unbekannten Welt dürfen wir jetzt neue Aufschlüsse erwarten. — Aus dem Reiseberichte eines Arabers vom Jahre Ch. 922 hatte H. Ak. Frähn die Nachrichten über die Russen, die jener an der Wolga sah, dem Grafen Romanzov mitgetheilt. Durch dieses merkwürdige Stück wurde er zu der schon früherhin gewünschten Berücksichtigung morgenländischer Schriftsteller noch mehr bestimmt, und so ward denn durch ihn Herr Saint Martin aufgefordert, aus den vorzüglichsten arabischen, persischen, türkischen und armenischen Handschriften, die sich in der so reichen königlichen Bibliothek zu Paris befinden, Alles auszuziehen, was auf Slaven, Russen, Bulgaren, Chazaren und Dschingischaniden im Kaptschak Beziehung hat, und diese Auszüge in den Originalsprachen mit einer beygefügten treuen französischen Uebersetzung in einigen Bänden drucken zu lassen. — Aus den orientalischen Handschriften, die sich dort nicht, wohl aber in unserm asiatischen Museum finden sollten, wird Hr. Frähn die Auszüge zu jenem Werke liefern, auch hat der Kanzler den Vorsatz, in den Niederlanden und in Dänemark ähnliche Aufträge zur Vervollständigung des eben begonnenen Werkes zu geben, welches gewiß auch über die frühere Geschichte der slavischen Völker neues Licht verbreiten wird.

Nachricht von einer neuentdeckten Handschrift mit deutschen Gedichten aus dem vierzehnten Jahrhundert, verfaßt von Peter Suchenwirt, aus Oesterreich.

(Mitgetheilt von Alois Primisser.)

Eine Entdeckung von so vielseitiger Wichtigkeit kann den Freunden der alten Literatur und Geschichtskunde nie früh genug angezeigt werden: und jeder Leser wird gewiß mit mir die bereitwillige Güte dankbar anerkennen, womit der gegenwärtige Besitzer der Handschrift, Se. Durchlaucht der Herr Fürst von Sinzendorf, genaue Durchsicht Untersuchung und Bearbeitung derselben gestattet hat. Sie bewahrt uns einen köstlichen Vorrath von Gedichten aus dem an poetischen Erzeugnissen besondes armen vierzehnten Jahrhundert. Je weniger erschöpfend also bisher die Kenntniß der Literatur dieses Zeitraumes war, und je seltener Werke daraus (auch wohl ihres geringeren Gehaltes wegen im Verhältniß zu den frühern) in unsern Tagen Herausgeber finden, um so angenehmer hat uns der Inhalt dieser reichen Sammlung überrascht, der wir ohne Bedenken den Vorzug vor den meisten ihrer Zeitgenossen einräumen möchten. Selbst des Wieners Teichner Spruchgedichte — merkwürdig in mancher Hinsicht — scheinen, so weit wir sie aus Auszügen kennen, weder an Wichtigkeit für Zeit- und Sittengeschichte, noch an poetischem Gehalt die Stufe der Suchenwirt'schen zu erreichen, durch welche letztere nun vor allen dem Geschichtsforscher ein seltenes und höchst erfreuliches Geschenk geboten wird. Seine Gedichte lassen sich nämlich in drey Hauptgattungen ausscheiden; die erste sind die Historischen, in welchen er fast die ganze Zeitgeschichte gelegentlich berührt, indem er die Begebenheiten und Thaten der Helden seiner Zeit, vorzüglich österreichischer Edlen in und außer ihrem Vaterlande erzählt. Diese Gattung von Gedichten beläuft sich auf mehr als zwanzig. — Die zweyte sind meist treffende Sittengemälde, in das Gewand der Allegorie, der Erzählung, des Gesprächs oder der Fabel gehüllt, und mit allem Reichthum dichterischer Phantasie ausgestattet. Die dritte besteht aus einigen geistlichen Gedichten. Hieran schließen sich noch ein Paar von solchen, die ich am liebsten Reimkünste nennen möchte. — Bevor wir an den Inhalt selbst gehen, geben wir noch die Beschreibung der Handschrift, deren höchst anspruchloses, unbedeutendes Aeußere vielleicht ihren schätzbaren Inhalt so lange hat verkennen lassen. Der Band enthält 493 Seiten, Papier, in klein Oktav, von welchen aber am Ende nach sieben leeren Blättern noch zwey mit einem Gebete in ungebundener Rede, angefüllt sind. Leider ist sie vorne mangelhaft, und es scheinen einige Blätter weggefallen. Die erste Seite beginnt mit dem Schlusse eines historischen Gedichtes, dessen Held, Gumolf Lapp, mir unbekannt ist:

Er het im sanft gepettet
Do im daz lob gedichtet wart
Sein nam der swannt auz hocher art
Gumolf lapp von ernwicht
zu guten dingen vnbericht
Roho Roho Gumolf lapp.
Anit der ayer gens trapp.

Dann beginnt das Gedicht: von Chunig Ludwig von Ungerlant. — Jede Seite hat ungefähr sechs und zwanzig Zeilen, mehr oder weniger, je nach Verschiedenheit der Hände, deren mehrere an dem Buche geschrieben haben. Die Verse sind alle abgesondert geschrieben, jeder mit

einem großen rothdurchstrichenen Anfangsbuchstaben; auch die Ueberschriften und großen Anfangsbuchstaben der einzelnen Gedichte sind roth geschrieben. Das u hat, wo es voll und breit (wie im Oberdeutschen m u t (Muth) ausgesprochen wird, ein e oder o über sich; wie auch das o z. B. t o r, lies Thor; ferner die breite Form e i statt i, z. B. m a n l e i c h, r i t t e r l e i c h, das häufige cz, das z, und zz für s, ß; die Abkürzungen, besonders das e r am Schlusse durch ein ⌒ angezeigt, der beynahe gänzliche Mangel von Unterscheidungszeichen, so wie die sehr erwünschte Rechtschreibung und das Verstehen der Worte von Seite des Schreibers, verbunden mit der Form der Buchstaben beweisen, daß das Alter der Handschrift der Zeit des Dichters gleich oder sehr nahe komme: sie scheint aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Da es möglich ist, daß bey der Folgereihe der Gedichte auf die Zeit ihrer Abfassung von dem Sammler oder Schreiber Rücksicht genommen worden, so setze ich hier die Ueberschriften aller Stücke ihrer Ordnung nach her:

Um die Sonderung des Inhalts zu erleichtern, scheiden wir vor allem die Historischen Gedichte aus, die als eine ganz eigene Gattung Aufmerksamkeit verdienen. Eine Reihe von Schilderungen der Thaten der berühmtesten Edlen, von einem gleichzeitigen Dichter, der großentheils Augenzeuge war (wie später gezeigt werden soll) und durch seinen Stand in genauer Bekanntschaft mit den Fürsten und Vornehmen lebte, müßte wohl in jeder Hinsicht ein hohes Interesse gewähren, auch wenn sie nicht mit der Treue und Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers erzählt wären: durch die bestimmten Andeutungen der Nebenumstände aber erhalten einige den Werth historischer Quellen, z. B. die Geschichte Chreuzpeks, beyder Ellerbache, Fridrichs von Loken, Trauns, vorzüglich die schöne Erzählung von Herzog Albrechts von Oesterreich Ritterschaft in Preussen. Andere sind, selbst bey bloßer Berührung der anderweitig bekannten Begebenheiten doch durch die meist chronologische Ordnung derselben und vorzüglich deßhalb schätzbar, weil sie das einzige der Art sind, was ausschließend als Geschichte dieser Männer von Gleichzeitigen ist aufgezeichnet worden. Wer die Mangelhaftigkeit aller unserer Chroniken in der Angabe der Personen, z. B. bey Zügen und Schlachten, und ihre Widersprüche in der Zeitfolge kennt, wird den Werth unserer Gedichte am besten zu schätzen wissen. Merkwürdig ist auch die durchaus ähnliche Form dieser Werke, deren jedes am Eingange eine Anrufung der Kunst, des Sinnes, oder Entschuldigung, daß die Kräfte des Dichters der Würde des Helden nicht entsprächen, dann die Erzählung der einzelnen Thaten gibt, worauf das Lob des Helden und die Klage um ihn folgt, und endlich die Beschreibung des Wappens mit einer Empfehlung des Verstorbenen an die Gnade Gottes oder der heiligen Jungfrau den Schluß macht. Wenn diese strenge Kunstform durch die dem Meistersänger aufgegebenen Regeln ist veranlaßt worden, so scheint es doch nicht, daß sie zum Singen mit Musikbegleitung verfaßt, sondern als Lobgedichte oder Ehrenreden in Versammlungen von Rittern, vielleicht am Hofe des Fürsten selbst gelesen oder gesprochen worden: in dieser Meinung bestärkt selbst die Aussage eines Freundes von Suchenwirt, des ehrlichen Teichners, der das Singen bitter tadelt, und dem ernstern Erzählen den Vorzug einräumt (Vgl. Jahrbücher I. Anz. 29 f.). Suchenwirt gehörte wie Teichner zu den geehrteren und bessern Dichtern, welche sich auch in der Wahl des Vortrages von den gemeinen zu unterscheiden streben. —

Man könnte diese Reihe von Lobgedichten einen Ehrenspiegel des Adels nennen, dessen Lebensweise und Sitten, Wirken und Streben sie uns mit großer Lebendigkeit vor Augen führen. War der Junker waffenfähig, so zog er dahin, wo es zu kämpfen gab, meist gegen die heidnischen Preussen und Lithauer, deren Bekämpfung recht eigentlich als Kriegsschule und Tummelplatz zur Uebung der Ritter angesehen werden kann. Eine vorzügliche Waffenthat verschaffte dem Edelknechte den Ritterschlag (der Dichter drückt sich dabey so aus: »Da ward er ze

Ritter«). Ohne sich an Volk oder Land zu kehren, zog der Ritter dann bald auf eigenen Pfenning, bald auf Sold, in ferne Gegenden, wenn das Vaterland seiner Hülfe daheim nicht bedurfte: nach Frankreich, England, Wälschland, vorzüglich die Lombardie, in Ungern und die daran gränzenden schismatischen oder heidnischen Länder, Rascien, Bulgarien, Reussenland ꝛc. Mehrere unternahmen Züge ins gelobte Land, unter allen aber that Chreuzpek die zahlreichsten und weitesten Fahrten. Wir enthalten uns hier aller weitern Bemerkungen, um der ausführlichen Anzeige der Gedichte selbst nicht den Raum zu entziehen, und behalten uns nur zum Schlusse einige Worte über den Dichter, seine Werke und übrigen Handschriften vor.

I. Historische Gedichte.

Von Chünik Ludwig von Ungerlant.

Nach einer kurzen Anrufung des heiligen Geistes, daß er dem Dichter »der Künste Hort entschließe,« folgt das Lob des Königs. Ich hebe nur eine Stelle aus:

»Wann sich entsleußt sein edel Munt,
di wort sind warhaft vnd gancz.
Vraw ritterschaft, sich plumt dein chrantz
Auf seines Lobes haubet (Haupt)
Gezieret vnd vnberaubet
Mit tawich (thauigem) süzzes ruchhes (Geruches) smakch.«

Darauf berichtet der Dichter von des Königs Thaten: von seinen Zügen gegen die Reussen, Lithauer, wohin er »mit chünig, mit grafen hochgeboren, mit vreyen, dienstmann auzerchorn« zum Dienst unserer lieben Frauen gezogen ist [1]; seinem Kriege in Dalmacia [2], in Chrowaten [3], »Saders (Zara) besaß er mit einem großen Heere, und wollte es mit ritterlicher Wehre gern bestanden han; wiewol aber die Brüder dieß erkannten, so blieben sie doch in der Stadt« [4]. — Er fuhr auch zweymal in Pullenland (Apulien, Neapel) mannlich mit starker Heereskraft, bis er den Bruder sein gerochen hatte [5]. In Sirphey (Servien [6]) ließ sich der Theure so gar mannlich finden, daß vor ihm

---

1) Ludwig unternahm viele Züge gegen die nahen Reussen und heidnischen Lithauer, unter diesen zwey mit König Kasimir von Polen, 1344 und 1352. Auf diesen Zügen begleiteten ihn viele der tapfersten deutschen Edlen; z. B. der jüngere Ellerbach, Leutold von Stadek, Graf Ulrich von Cilli (s. alle drey unten).

2) S. die Anmerk. 4). —

3) Die Kroaten unterwarf sich Ludwig 1345, nachdem sie sich empört hatten.

4) Die erste Belagerung von Zara (1345), diesem beständigen Zankapfel zwischen der Signoria und Ungern. Die Stadt konnte Ludwig damals nicht retten; sie fiel nach dritthalbjähriger Belagerung den Venezianern in die Hände. Ueber die zweyte Belagerung und Einnahme der Stadt 1357 s. unten bey Ellerbach dem Jungen.

5) Nämlich seinen Bruder Andreas, der nicht ohne Vorwissen seiner Gemahlin Johanna 1345 zu Aversa erdrosselt worden. Ludwig traf 1348 zu Neapel ein, und ließ dann den der Mitschuld am Morde beschuldigten Carl von Durazzo vor seinen Augen zu Aversa enthaupten. Nach zwey Jahren kam er zum zweyten Male. Auf diesen Zügen begleiteten ihn Ellerbach der jüngere, und Albrecht von Nürnberg (s. unten).

6) 1359 schlug Ludwig den Fürsten von Rascien, Urosch oder Uroscus, der sich Kaiser von Servien nannte, und trieb ihn ins Gebirge. Darauf ging der Zug gegen den Bulgaren Straksimir,

der Feinde Schar und mit ihnen der Kaiser von Sirphepe floh. — Darnach unterwand sich der Schandenfreye des Krieges in Lamparten (Lombardie), wo er vor Tarveis (Treviso) Leut und Land mit großem Schaden versehrte [1]). — Nun beschreibt der Dichter des Königs Wappen und schließt:

In Ungarland Kunig Ludweig
Er hat gebahnt Straff und Steig
Die zu den Ehren leiten;
Sein lob das will ich breiten.
Hurta Hurta, Ungarland!
dein Chrei [2]) den besten ist bekannt!

Von Herrn Burkhard Pupplin von Ellerbach (dem Alten).

Burkhard von Ellerbach der ältere, zum Unterschiede von seinem Sohne gleiches Namens, den der Dichter ebenfalls besingt. Das Geschlecht der Ellerbache ist vor Alters her in Schwaben begütert gewesen; seit Albrecht I. von Habsburg erscheinen sie, wie die von Walse, in Oesterreich. Zu jener Zeit (im vierzehnten Jahrhundert) thaten sich im Kriege drey Ellerbache hervor: die beyden Burkarde, Vater und Sohn, wovon der Vater den Sohn um mehrere Jahre überlebt haben muß; und ein Hans von Ellerbach, welcher 1351 als Kämmerer des Herzogs Albrecht von Oesterreich diesem auf seinem Zuge gegen Zürich eine Mannschaft aus dem Etschlande zuführte, mit welcher er Anfangs die Zürcher zurücktrieb, aber von neuem angegriffen, in die Flucht geschlagen wurde. (Fugger S. 329 a.)

Anfang des Gedichtes: »O reicher sinn exempl, daß ir meines herczen templ, Euch klein mit weisheit bildet; deß (darum) vrembdet und wildet geblumte Kunst meines Herzen Plan.« — Nach einem kurzen Eingange hebt die Geschichte an: »Zuerst fuhr der werthe Held nach Frankenfurt, da man erwählt zween Kunig zu dem Reich, der eine was Kunig Friderich von Oesterreich genennet, der ander wart erkennet Kunig Ludweig genannt, geboren Fürst in Bairland.« (Die getheilte Wahl zu Frankfurt am 19. und 20. Oktober 1314.) Hier ward Ellerbach zu Ritter. Bey Ezzelingen ward seine Hand den Feinden manlich bekannt (die bekannte Schlacht bey Eßlingen im Frühlinge des Jahres 1316, zwischen den Herzogen von Oesterreich und Kaiser Ludwig. Cf. Chron. Leobiense apud Pez. I. 916). — Nun beschreibt der Dichter mit wenigen Worten die glänzendste der Waffenthaten des alten Ellerbach, die tapfere Vertheidigung Burgau's gegen Kaiser Ludwig, welches, wie wir von ihm erfahren, keine Mauer, sondern nur einen Zaun im Umfang hatte:

Zu Burgaw ward besessen
mit starker Heereskräfte;
viel edler Ritterschäfte

---

von welchem der Dichter an einem andern Orte (bey Ulrich von Cilli) redet.

1) Hier scheint der Feldzug vom Jahre 1371 gegen Venedig in die Mark Treviso gemeint, welche Ludwig öfter mit seinem Heere heimsuchte.

2) Chrei ist der Schlachtruf (cri) eines Heeres, der gewöhnlich vom Namen des Volkes oder Anführers genommen war, wie hier: Hurra Hurra, Ungerland. Bey Zürch riefen die Schweizer 1351: Hier Zürich! (Fugger S. 329). Schon in alten Heldenliedern liest man z. B. Hei! schevalier Berne (Hei, der Ritter von Bern oder Verona).

muſt leiden arbeit saure,
Um Burgau was kein Maure
Die Veſt' ein'n Zaun het umbefang,
den wehrt der Edle also lang
Mit biderben leuten ritterleich
Bis man in rett' von Oesterreich 1).

Bald darauf focht Ellerbach mit Grafen Wilhalm von Tenanch [2]), und kämpfte so lange, bis unter ihm ein Roß und zwey Maiden (eine Art Rosse) erschlagen waren. Da ward er mit Ehren gefangen. — Darnach stritt er vor Lo (Laa in Oesterreich); als Heer wider Heer in Haufen zusammen-stieß, da sah man viel maniges Heldes Hand von Oesterreich und von Böheimland nach hohem Preise werben. An dem Tage wurden gefangen der hochgetheuerte Heinrich und sein Bruder Hans von Leipen (von Lippa [3]). — Noch kämpfte er zu Landau, wo er die Baiern und Böhmen zur Nachtszeit überfiel und in die Flucht trieb, wobey er vierzig Ritter und Knechte gefangen nahm [4]).

Nun erzählt der Dichter, daß Ellerbach auch über Meer gefahren ist nach Cipern, von hier nach Alexandria, wo er viel Heiden erlegte, aber die Stadt ward nicht lang behalten, denn die werthen Christen wurden gar zu krank in der Heiden Land. So kam auch Ellerbach wieder heim. — Am Schlusse heißt es: er habe im Dienste derer von Oesterreich siebzehnmal ritterlich mit Ehren gefochten, und nie das Feld verloren (daz er nie verloz daz wal); nur ein einzigmal (nuwer ainst) sey er unterlegen (nämlich im Kampfe mit dem von Tetnang). Unter ihm seyen sechzehn Maidrosse und vier große Rosse zu Tod erschlagen worden. Von seiner Mannheit könne Zeugniß geben der alt Chunrad von Westernach, der oft bey ihm Ungemach gelitten. Der auserlesene sey ganzer fünf und funfzig Jahre als guter Ritter nie aus der Ehren Schaar getreten [5]). Sein Schild wird beschrieben: »Gold und Smaragdengrün quartieret, auf dem Helm zwey Auerhörner.« (Hiermit stimmt das Ellerbachsche Wappen vollkom-

---

1) d. i. bis der Entsatz des Herzogs Leopold heranrückte, und der Kaiser eiligst die Flucht ergriff. Man vergleiche die ausführliche Beschreibung des Abtes Volkmar (bey Oefele Scriptores II. 554) und den Ungenannten bey Pez I. p. 1003. »da was Purckgraff Herr Purchardt von Elipach und sein Sun, zwen auzzerwelt deginen, vnnd hietten in dem hauß zu Purgaw wol dreyhundert Helm ꝛc. ꝛc.

2) Wilhelm von Montfort, Graf von Bregenz und Tetnang, gestorben 1354.

3) Unsere Chroniken erwähnen diesen Feldzug zum Jahre 1332. Chron. Zwethl. (ap. Pez. I. 538); Claustro Neoburg. (ibid. 487) Mellicense (ibid. 246). Die Herren von Lippa, Heinrich genannt der Eiserne, und sein Bruder waren mit unter den vorzüglichsten Anstiftern zum Kriege, der Oesterreich und Mähren mehrere Jahre beunruhigte. Sie wurden nebst vielen von Adel von den Oesterreichern gefangen (bey Laa und Konstell, von unserm Dichter anderswo öfter angeführt) und Laa, Weitra und Eggenberg kamen wieder in die Hände unserer Herzoge.

4) 1336, als K. Ludwig der Baier mit Oesterreich im Bunde gegen seinen Vetter Herzog Heinrich, der mit Böhmen vereinigt war, bey Landau zum Kampfe gerüstet standen, nur vom Flusse getrennt, aber kein Theil etwas Entscheidendes wagen wollte. Der bald darauf geschlossene Friede trennte die Heere.

5) Hieraus ergibt sich das Todesjahr des ältern Ellerbach: er ward 1314 Ritter, lebte als solcher fünf und funfzig Jahre, er starb also 1369, zwölf Jahre nach seinem tapfern Sohn.

men in Sibmachers erneuertem Wappenbuche. (Nürnberg 1696. II. 91) und bey Fugger (Ehrenspiegel S. 291).

Von Herrn Burkhard von Ellerwach (dem Jungen).

Von diesem handeln hier zwey Gedichte (Nr. 4 und 8), welche im Wesentlichen gleich lauten, aber das letzte gibt noch eine merkwürdige Beschreibung seiner letzten Heerfahrt, die er in der glorreichen Einnahme von Zara (Saders) mit seinem Leben beschloß (1357). — Der Dichter beginnt mit einer außerordentlich schönen Beschreibung des Frühlings, und sagt dann: »er wisse aber einen Ritter, dessen Herz und Muth den Ritterorden noch baß ziere, als der May mit seiner Thaunässe den Anger und die Haide schmücke.« — Aus der Erzählung seiner Thaten geht hervor, daß er zur Zeit, als er mit seinem Vater (s. den vorigen) vor Landau lag, den Ritterschlag erhielt (also 1336). — Darauf zog der Unverzagte nach Frankreich mit König Johann aus Böhmen, war mit ihm in der Schlacht, wo manches Hundert guter Ritter zu Tode verwundet ward. (Wie aus dem Folgenden zu schließen, ist hier die berühmte Schlacht bey Cressy vom 26. August 1346, wo König Johann erschlagen wurde, gemeint.) Auch Burkhard blieb hier für todt auf dem Wahl liegen, niemand erkannte ihn, denn Blut und Gras war gemengt in eine Gestalt, grün und roth. Nachdem er die große Noth überstanden, zog er gegen die heidnischen Preussen. Wehe dem, welchem er im Streite Widerpart war; der mußte in seines Jammers Schwemme die Hitze seines Muthes kühlen. — In Holland focht er vor Utrecht, bis er vier Wunden hatte [1]). Vor Lüttich in Brabant mußte mancher seine Faust fühlen. — Mit König Karl (von Böhmen), der seitdem Kaiser geworden, fuhr er an die Etsch (in Tyrol), da man vor Patzen (Botzen) brannte [2]). Preussenfahrt (1347). Durch Ritterschaft (der Ritterehre halber) fuhr er in Apulien (1348 mit König Ludwig, s. oben), mit K. Ludwig in Lithauen, Servien und Lamparten, in welchem Lande er sich bey der Belagerung von Terueis (Treviso) hervorthat: da sah man ihn auf den Katzen (eine Art Sturmdächer) Schwefel und Pech (welches die Belagerten herauswarfen) mit wehrenden Händen löschen, und auch der Zaghafteste wurde muthig, wenn er den Helden an Harnisch, Wappen und Gewand mit Pfeilen bespickt sah. — Sperval (Serravalle, eine Stadt im Trevisanischen, am Flusse Imesull) stürmte er an der Spitze einer tapfern Schar unter dem Fall eines Steinhagels aus Büchsen. Zu Vicenza schwamm er über die Prente (Brenta), und überfiel dort sechshundert Hauben, von denen viele erschlagen, viele

---

1) Ohne Zweifel in dem Kriege der Grafen von Holland und von Cleve wider den Bischofssitz Utrecht, der (propter quaedam vaniloquia, wie Beka sagt) mit kurzen Unterbrechungen von 1345 an mehrere Jahre fortgeführt würde. Ellerbachs Zug dahin scheint in den Herbst des Jahres 1346 zu gehören.

2) Gegen das Ende des Jahres 1346, als Karl nämlich nach Tyrol kam, und seinen Bruder Johann Heinrich, den dessen Gemahlin Margaretha die Maultasche von Bett und Land gejagt hatte, mit Gewalt wieder einzusetzen: er überfiel Botzen, verbrannte das nahe Meran, und belagerte Margaretha in ihrem Schlosse Tyrol. Da kam der neue Gemahl Ludwig von Brandenburg zu ihrer Rettung, und vertrieb die Böhmen. (Vergl. unten bey Ulrich von Cilli.) S. Hormayrs Tyrol. Alman. 1803, S. 102 ff.

gefangen wurden. — Das eine der beyden Gedichte fügt am Schlusse folgende merkwürdige Erzählung über die Einnahme von Zara bey, deren Ruhm unserm Ellerbach gebührt:

Seins chryeges des muz schaden han
Venedy an ir chrefte,
An gwalt vnd an herschefte
waz auf dem lant gelegen ist
seit der gepurte iesu christ
hat in so vil gewunnen an
Chain handen noch chain christenman,
Als er mit ern bedwungen hat. —
Seit fur er an die lesten stat
Gen Saders, do er laider starp.
Er riet mit chekes mutes stewer
Czu der grozzen abentewer!
daz di stat gewunnen wart
des half sein ritterleiche art.
Was yemant les, sing oder saq
Seit christ gepurt von preisbejag,
daz ist den ern nicht geleich.
Czway hundert schüczen sicherleich
Vnd fünf vnd sechczk hauben
(di red schol man gelauben)
Gewunnen do di werden stat
Saders, der man ere hat,
do was er obrist haubtman,
der geschicht (als ich vernomen han)
Got half im vnd di muter sein.
Sie schuffen iamer vnde pein:
Do schray niemant: racha, rach!
nur: morda, schewz, stich vnd slach!
Hie Vngerlant! di chrey lag ob:
des man hat frumen vnd lob.
— — — — — — — — —
do ward der edel laider
gechlait in todeschlaider:
Mit einer lanczen man in schoz,
des hort man chlagender stimme doz
aus roten munden quelen
Mit iamer auz den chelen *) rc. rc.

Zum Schlusse wieder die Beschreibung des Ellerbachschen Wappens, in beyden Gedichten. Das zweyte hat übrigens noch eine kurze Stelle mit Anspielungen auf alte Romane, und auf den Dichter Wolfram von Eschenbach: »Er (Ellerbach) hat geczieret sunder mail (ohne Makel) den Ritterorden vnd gechlait (gekleidet): was man in alten Puchen sait von Parcival, von Gamuret, von Wygaloys von Lanczulet, von manigen helden gute tat, her Wolfram da nicht schulden hat rc. —

Von Graff Vlreich von Pfanberg.

Die Pfannenberge gehören zu den reichsten Familien jener Zeit, und waren in Steyermark, vorzüglich in Krain begütert. (Coronini.) Ein Ulrich von Pfannenberg, vielleicht der Vater des unsrigen, befand sich auch unter jenen Edlen, welche 1291 sich zu Leibnitz in Steyermark heimlich zu dem Ende verbanden, um ihre Gerechtsame standhaft gegen Herzog Albrecht zu vertheidigen. Seitdem erscheint Ulrich in mehreren Urkunden, z. B. 1298. — Unser Ulrich war 1332 und 1353 Landmarschall in Oesterreich (Quarrient Cod. Austr. p. 742), er starb 1355, nach dem Zeugnisse des ungenannten Zwetler Mönches (apud Pez. I. 997.) —

Bey diesem Lobgedichte wählte unser Dichter die Form einer allegorischen Erzählung zur Darstellung. Der Dichter kommt in die Fremde zu einem Kloster, er findet vor der Pforte einen Bruder, der ihn in die Kirche führt; er beschreibt den Altar, das Heilthum (den Taber-

*) Ellerbach scheint nach der Einnahme von Serravalle (1356) nach Dalmatien vor Zara gezogen zu seyn, welches er im Jahre 1357 eroberte. Der ungrische Geschichtschreiber Bonfinius erzählt uns diese That Ellerbachs, den er seiner Latinität zu gefallen Elderbohus nennt, auf folgende Weise: Dum Tarvisium gravius obsidetur, interim Jadra (der alte Name von Zara) Elderbohi Teuthonis virtute astuque, qui cum Polonica manu clam ingressus, Venetorum Praefectum et praesidium urbe deturbavit, ad Lodovici (Regis) fidem potestatemque rediit; praeclari facinoris autor lethali vulnere confossus diem urbe capta, obiit. Caetera quae in Dalmatia superfuere, certatim ad Ungarum defecerunt. (Hist. Pannon. Col. Agripp. 1690 fol. Decad. II. lib. X. p. 245.)

nakel, die Monstranze und Reliquien). Am Fuße des Altars stand ein Grabmal, an welchem sechs klagende Frauen säßen, ihnen gegenüber sechs Ritter. Tief erschüttert durch diese ernste Erscheinung befrägt er den Bruder nach der Ursache, und erfährt von ihm: Hier liege ein edler Graf begraben, und die, so um ihn säßen, wären sein Ingesinde gewesen, nämlich die sechs Frauen hießen: Zucht, Maß, Scham, Wahrheit, Stätigkeit und Tugend; die Ritter: Gotlieb, Ehrwart, Getreurath, Mildemar, Adelger und Manhaft. Da erhebt sich jede dieser Personen, und spendet dem Verblichenen ihr Lob. Manhaft erwähnt einige besondere Umstände, die seine Tapferkeit beweisen:

Gen veinden manleich chund sein sper
Wol lenken vnde naigen,
Vor Gamelsdorf erczaigen
Chund er den veinden mutesch raft,
daz maniger ward unsighaft
von seines Swertes slegen,
daz im der Ritters segen
gar adelichen da geschach 1).

Auch bey Ezzelingen (1316 f. oben bey Ellerbach d. Aelt.) sah man ihn, so wie später in Tuschkan (Toskana), vor Padua (das Jahr wage ich nicht zu bestimmen) und vor Chötze 2). — Mannhaft schließt, er habe ihm einen schönen Wappenschild gegeben: »den Schilt von chele (vnd) rot (gelb und roth?) den ziert ich mit Rubeinen, der Ruten (Ranten) Glast ich mehret mit Perlein.« Auf dem Helm zobelfarbe Hahnenfedern. —

Von her Herdegen von Petaw.

Er und Friedrich von Petau erhielten 1324 von den Herzogen Albrecht und Heinrich von Oesterreich und Steyer das steyermarkische Marschallamt, welches früher seit den ältesten Zeiten bey dem Hause Wildon erblich gewesen war. (Hertnit von Wildon hatte diese Stelle noch bis 1324 bekleidet.) Die von Petau starben 1404 aus, und von ihnen überkam Graf Johann von Schaumberg, der

1) Diese erste bedeutende Waffenthat Ulrichs von Pfannberg beschreibt die Chronik von Leoben sehr ausführlich beym Jahre 1313, (apud Pez. I. 909). Ich hebe hier nur einige Stellen aus: Morte imperatoris (Henrici VII.) diuulgata, Fridericus dux austric — comites de Henneberg, de Pfannenberg, duos comites de Hals, Ulricum de Walsee cum eximio exercitu et cum nobilibus Bavariae inferioris ad superiores partes dirigit ut terras suas et suorum fratrum inviserent: — — Venientes autem in locum qui dicitur Gamersfeld (in unserm Gedichte richtiger: Gamelsdorf) haud longe a civitate, Landeshuet vocata, Ludwicus dux Babarie armatus occurrit et eorum transitum impedivit. — — Dux autem audax animo bellum sitiens, superior adversariis est effectus. Qui licet fortissime dimicarent, quidam, cum gloriae suae maculam ingerentes vim praelii formidarent, a praelio declinabant, alii cominus egregie hostibus obviabant. Ulricus Comes de Pfannenberg miles efficitur pro eo, quod res bene gesserat, eique viri praepotentis soror Ulrici de Walsee promittitur in uxorem.

2) Chötze, sonst auch von dem Dichter Goffel genannt, ist der Ort Costel oder Constel in Mähren an der Taya, dem Schauplatze mehrerer Treffen zwischen Böhmen und Oesterreich, von 1328 bis 1332 und auch später. Welcher dieser Feldzüge hier gemeint sey, ist nicht leicht zu bestimmen. —

die Tochter des letzten Petauers Bernhard zur Ehe hatte, das Marschallamt sammt seinen Erbgütern. Herdegen erscheint in einigen Urkunden: so verkaufte er im Jahre 1344, zugleich mit Otto von Lichtenstein-Murau, einige Güter in Göllersdorf an Albrecht von Buchheim (vide [*Wurmbrandi*] Collectanea geneal. histor. p. 4 et 292). — Unser Gedicht verbreitet sich nur in allgemeine Lobeserhebung ohne besondere Züge zu berühren. Der Anfang:

Ach tot daz du nicht lere hast
vnd all so lutzel yemant last
leben hie auf erden.

Schluß: Von Pettaw werder herdegen
Got mug der sele phlegen
Im himel pey der engel schar,
daz geb die Magt di christ gepar.

Von hern Ulrich von Walsse.

Die Herren von Walsee (Ulrichs Vater und Oheim) waren mit Herzog Albrecht I. aus Schwaben nach Oesterreich gekommen, und blieben unter allen Verhältnissen der Herzoge treueste Diener, oder, wie Fugger sagt: »sie sind gleichsam der Oesterreichischen Familie Schutzengel gewesen.« — Von den früheren Begebenheiten, an welchen Ulrich Theil nahm, z. B. dem Treffen bey Gamersdorf 1313 (s. oben bey Pfannberg) erwähnt der Dichter nichts; er beginnt mit dem Jahre 1316.

»Vor Eßlingen ward er zu Ritter geschlagen, und empfing Sant Jorgen Segen; darnach sah man ihn mit Ernstes Kraft hinfahren für Gulmarn (Colmar) [1]), da manlich wohl gestürmt ward, bis daß man des Sturmes abließ, wornach man schnell Friede schloß. — Zu Padaw (Padua) ward er den Feinden wohl mit Ehren bekannt: die wollten ihm Ungüte schaffen, das konnte er aber wehrlich abwenden: von seinen beyden Händen mußte vil mancher sterben [2]).« — Zug nach Preussen. —

1) 1318 rückte Leopold aus den Vorlanden in die Gegend von Straßburg, belagerte Colmar, zu dessen Beystand Ludwig und König Johann von Böhmen heranrückten. Die Heere standen schon in Schlachtordnung, und die kleineren Gefechte auf den Vorposten hatten begonnen, als sich die beyden Theile wieder trennten, und ein Waffenstillstand nebst einer Wechselheirath beschlossen wurde. Chron. Leob. I. 919. Kurz, Oesterreich unter Friedrich dem Schönen, S. 182. ff.

2) Da der Dichter öfter von diesen Zügen nach Padua spricht, so erzählen wir die ganze Begebenheit hier etwas ausführlicher. Als Jakob Carrara, Herr von Padua, mit Cane von Verona (dem Hund von Bern) kriegte, sandte Kaiser Friedrich der Schöne den Herrn Ulrich von Walsee aus Steyermark dahin, um mit Can einen Waffenstillstand zu unterhandeln: Ulrich soll Padua im Namen des Kaisers verwalten. Der unruhige Can belagerte Padua bald wieder 1320, ward aber weggeschlagen und auf Walsees Vermittlung kam ein Friede zwischen dem Carrara und Can zu Stande, 1321. Trotz dieser thätigen Verwendung Ulrichs, den Frieden herbeyzuführen, brachte es doch Can durch seine Künste bey Kaiser Friedrich dahin, daß ihm (Walsee) die Verwaltung der Stadt abgenommen, und dem Herzog Heinrich von Kärnten, und unter diesem dem Herrn von Aufenstein übertragen wurde. Heinrich kam mit 200 Helmen, später erhielt er noch 400 dazu, und brachte eine Aussöhnung zwischen der Stadt und den Vertriebenen zu wege, 1323: aber Cane und Carrara störten die Eintracht bald wieder. Nun trat Walsee zum zweyten Mal auf: er begleitete nämlich den Herzog Heinrich von Kärnten und Herzog

Seine Fehden, die er als Feldherr Friedrichs des Schönen in Deutschland und an der mährischen Gränze bestand, berührt der Dichter der Reihe nach: die folgende Stelle meint wohl die Schlacht bey Mühldorf, Ampfingen und Dornberg, an dem kleinen Flusse Isen (28. September 1322.), wo Kaiser Friedrich gefangen ward:

Darnach man in mit eren sach
In payrlande an der Isen,
Da man yen(en) vnde disen
Sach sterben vmb daz reiche,
Da strait er ritterleiche.

Vil manigen ist di warheit chunt,
Er ward gefangen vnde wunt,
Von seinem herren daz geschach,
An dem sein trew er nie geprach.

Er war beym Sturm von Memmingen, und darnach von Minick (München?), da stürmte er mit frecher Hand, er ward den Feinden als ein brüllender Löwe bekannt, der über Gräben und Mauern klimmte, so daß manigem mit Schaden sauer ward. Daß Minick gewonnen wurde, dazu half der Werthe auf schneller Fahrt. — Vor Ulreichskirchen (in Oesterreich an der Gränze Mährens) und Stetendorf focht er tapfer. — Mit König Karl (soll heißen Johann) von Böhmenland zog er gen Chracaw (1345 in der Fehde gegen Kasimir von Polen). — Dem Herzog von Oesterreich zu Dienst unternahm er den Feldzug gen Furyawl (Friaul), wo er den Walhen (Wälschen) Schade schwur, und das Land mit keckem Muth zwang, daß sie dem Fürsten (Treue) schwuren. — Seine Züge nach Zurich (mit Herzog Albrecht 1351 und 1354, s. Fuggers Ehrenspiegel) gen Tarveis mit König Ludwig (1356), endlich gen Salzburg, wo er Friede stiftete zum Trost manches armen Mannes 1).

Sein Wappen beschreibt der Dichter so: Saphyr braun (ist der Schild) darin lag ein Fasch (d. i. eine Binde, Fascia in der Heraldik) in parraweis von perlen fein. Man vergleiche das Wappen bey Fugger S. 205 und Sibmacher II. 92, wo ein schwarzer Schild mit weißer Querbinde dargestellt ist.

Beschluß: Von walse piderber Vlreich
Von gretz auz steyerlande 2)
den namen man erchande
vil dicke auf der Feinde wal 3)
Walse, Walse, der chreyen schal
Tet vor vil manigem helfe schein 4),
Nu phlege Got der sele sein.

Otto von Oesterreich nebst andern Vornehmen nach Friaul, wo ihre schrecklichen Verwüstungen die Bewohner des flachen Landes zur Flucht nach Trevigi zwangen. Am 11. Juli kam das Heer in Padua an, und am andern Tage rückte der Herzog von Kärnten vor das feste Monselice. Can half sich nur durch Bündnisse und Geld aus seiner äußersten Gefahr, 1324; die Herzoge zogen wieder ab, und Padua fiel bald dem Can in die Hände. (Allgemeine Weltgeschichte von Guthrie und Gray; Uebers. Quartausg. Bd. XLIII. S. 491 ff.)

1) Bezieht sich wohl auf die Beylegung des Streits zwischen dem Kaiser und den Herzogen von Bayern, welche das Schloß Natternberg im Salzburgischen belagerten, zu welcher Ulrich von Walsee als Gesandter der Herzoge von Oesterreich vorzüglich beytrug. Ausführlicher das Chron. Salisburg. apud Pez. I. 413.

2) Ulrich war nämlich Landeshauptmann in Steyermark.

3) Wahlstatt.

4) Der Schlachtruf Walsee half und ermuthigte Manchen.

Von hern Friedrichen von Chreuzzpeckh.

Dankenswerthe Nachrichten über das Geschlecht der Chreuzpekhe finden sich in dem vortrefflichen, aber leider unvollendeten Werke von Wisgrill: Schauplatz des landsäßigen niederöst. Adels, Bd. II. S. 162. — Sie haben schon zu den Zeiten der Babenberger ansehnliche Güter im Lande besessen, und die Stelle der Landjägermeister bekleidet. Das unweit Lilienfeld befindliche Schloß Creuzbach oder Krebsbach (an dem Bache, der der Krebsbach genannt wird) ist wahrscheinlich von ihnen erbaut. Die Kriegsthaten, Reisen und Schicksale sind in unserem Gedichte, und zwar allein darin, ausführlicher beschrieben. Sonst ist noch bekannt, daß ihm Herzog Rudolf IV., der ihn sehr schätzte, 1358 das lange Zeit erledigt gewesene Jägermeisteramt erblich verliehen, und Chreuzpeck diesen Dienst bey der feyerlichen Huldigung des Herzogs zu Wien, zum ersten Male verrichtet habe. Da seine Reisegeschichten und Thaten ungefähr bis 1352 gehen, so muß er diese Auszeichnung erst nach seiner letzten Heimkehr, wahrscheinlich schon bejahrt, erhalten haben. Er starb, wie die Grabschrift zu Baden in Oesterreich auswies, 1360. (Wisgrill a. a. O.)

Der Dichter hebt an: »Ich chlag den hochgemuten den piderben vnd den guten, den vns der tot hat laider hin.« Dann erzählt er: seinen ersten Harnasch hat er geführt, bey zwey guten Schumphentewrn (Kämpfen) vor Gotzel (Constell in Mähren) und Brünn, im Kriege zwischen Behemland und Osterreich, vor Pudyschwitz und beym Sturm von Peching (Bechina) 1). Er war zu Burghausen 2) und zu Titmanning, und (später) zu Müldorf 3) — zog nach Padua gegen den Hund von Bern, zweymal 4). — Vor dem Dornperg (d. i. bey Mühldorf 28. Sept. 1322) »da ward er czu derselben Stund gefangen unde sehre wund.« — Er scheint aber bald wieder frey geworden zu seyn, denn er ging 1324 (s. oben Walsee) »mit Herzog Otten (von Oest.) in Lamparten, da Padaw ingenommen ward 5).«

Nun trat Chreuzpekh in die Dienste der Florentiner, die als Welfen, mit Castruccio, dem größten Feldherrn seiner Zeit, und treuen Anhänger Kaiser Ludwigs auf dessen Römerzuge, wegen der Stadt Pistoja in Krieg gerathen waren. Da lieferte Castruccio den Florentinern 1325 die entscheidende Schlacht bey Altopascio, welche hier auf eine ausführliche Weise, wenn gleich nicht durchaus mit den Angaben der Geschichte zusammentreffend, erzählt wird:

In Tuschan (Toskana) er sich nicht spart
Czu dem alten past er strait
mit ellenthalfter wirdichait.
Czway tausend gewappent stritten,
Fünf hundert schaden litten
Mit todespein gar pitter,
do ward der edel ritter.

Den ritters nam der werde hat
verschuldet seit mit guter tat.
Des streites nicht gesiget wart
Sew schied di nacht auf paider part.
Merchet recht was ich ew sag:
darnach an dem czwelften tag
durchhawen ward ripp vnde ruck.

1) Diese Ereignisse müssen vor dem Jahre 1311 zu suchen seyn.

2) So ist ohne Zweifel statt Burgau hier zu lesen. Die Schlappe bey Burghausen vergessen zu machen, zog nämlich Walsee bald darauf gen Titmanning. Vgl. Chron. Leob. I. 407. Kurz, Oest. unter Fried. d. Schön. S. 40.

3) Diese Andeutung geht auf K. Ludwigs schimpfliche Flucht von Mühldorf weg (Sept. 1319.) Chron. Salis. u. a. m.

4) 5) s. die Anmerk. bey Walsee.

do besammet sich von Luk (Lucca)
der Castrutsch vnbesundert:
dem komen wol czwelfhundert
Hauben durch der wirde schaw
Czu hilf von dem von Mantaw,
do ward gestriten also vast
Mit manhait an (dem) alten past,
daz mer den vierczig tausend man
Wurden alle Lebens an.
Florenzer fluren (verloren) do den streit,
do vacht der edel an der czeit
Pis der streit verloren wart.
Czu hant er sich vil snelle schart
Zu der veinde panir hin.
Sein hercz, sein mut vnd auch sein sin
Stund ye nach ritterleicher gir,
Vmb die stang an der panir
Slug er dy arm wohl gespart 1)
Vncz im sein ross erstochen wart:
dy panir mit im nider gie
(Ich sag nur die warheit hie).
Er wart in die arm wunt
funfzehen wunden an der stunt
von nageln in der stangen:
Erst gab er sich gevangen.
des tags man in den vesten hiez.

Man vergleiche diese Darstellung mit der Erzählung bey Lebret (allg. Weltgesch. Uebers. Bd. XLIII. S. 480 §. 3063). — Statt des »von Mantaw« hätte der Dichter wohl besser gesetzt: von Mailan; denn der tapfere Azzo Visconte von Mailand mit seiner Verstärkung gab eigentlich der Sache den Ausschlag: erst als Azzo ankam, fiel Castruccio über die Florentiner unter Cardona's Anführung her, und schlug sie aufs Haupt. — Von der tapfern That Chreuzpeks finde ich in keinem Geschichtschreiber Erwähnung. — Der gefangene Chreuzpek trat nun, ganz nach der Sitte seiner Zeit, wo der Ritter nur nach Ehre und Preis trachtete, unbekümmert wem er diene, auf die Seite des Mailänders Azzo Visconte, und zog mit ihm dem von Mantua und Modena zu Hülfe gegen die päpstlich gesinnten Bologneser, die er in der Schlacht von Monteveglio mit besiegen half. (15. November 1325.) Der Dichter fährt fort:

Darnach cze hant er nicht erliez
Fur Polony 2) er do fur,
mit dem von Mailan da swur
Den von Mantaw 3) zu helfen,
da gibling vnde gelfen
Mue vnd Arbait litten,
do ward so sehr gestritten
daz funfzehntausend sturben tot
Er verbt die veind, der wurden rot
mit seinen slegen manichvalt,
daz man in fur den vesten czalt,
des tags auf paiden tailen.
Er chund die veinde mailen,
Als man mit wernden henden phligt:
Auf seinem Tail wart do gesigt.
Von Parm gen Moden er do rait
Mit keker macht, gar vnverczait,
Selbdritter rait er von dem her,
daz volk beschawen vnd ir wer.
In der vorstat er do sach
czu ross sechshundert, als man iach,
vnd wol czwaytausent man zu fuz;
Vber ainen graben er vmsuz 4)
Selb ander sprangt mit keker tat
Vnd rante in die Vorstat
In die veint (stich vnd slach!)
piz der haufen kom hin nach.
di veint die kerten da den Ruk
Sie iagten nach vnz auf di pruck,
Praun von Reinach ward erslagen
Vnd im sein Roß (daz hor ich sagen).

Es scheint, daß Chreuzpek sich unter den Belagerten befunden, und seine tapfere That in einem Ausfalle auf die in der Vorstadt befindlichen Feinde bestanden habe. — Wer ist Praun (Bruno) von Reinach? — Drauf that Chreuzpeck eine Schumpfentewer zu Burksanda (Borgosanto) und vor Lucca. Späterhin zog (so fährt der Dichter fort) Herr Fridrich mit König Johann von Böhmen gen Preussenland, wo er der erste an dem Thore einer Stadt war. Die Heiden wurden genöthigt, sich taufen zu lassen; sie verloren damals sechs Vesten

1) Gesperrt, geschlungen.

2) Bologna.

3) Nämlich dem Buonacossi, Herrn von Mantua und Modena, in dessen Gebiet bis vor Modena das päpstliche Heer eingedrungen war.

4) Umsonst, aus freyem Antrieb.

(wahrscheinlich 1328. Die Angabe dieses Feldzugs in Pulcava's Chronik bey Dobner, Monum. hist. Boem. Prag. 1774. Tom. III. p. 285, stimmt gut mit der Stelle des Dichters). »Darnach ritt er gen Frankreich um des Ritterpreises willen, nach Tursse in Turon (Tours in Tournois), wo der Herzog von Priteny (Bretagne) auf weitem Felde einen Turnay hielt mit dem König Johann von Böhmen; dabey turnirte auch unser Held ritterlich (ohne Zweifel 1331 oder Anfangs 1332, wo Johann die traurige Nachricht von den Einfällen der Oesterreicher in Mähren erhielt, als er eben in Frankreich war).« »In dem Krieg, welchen die Böhmen, denen von Oesterreich zu Schaden, führten, verfolgte er den fliehenden Feind über die Brücke zu Chöttse (Constel in Mähren, 1322), wobey sein Roß erstochen, und er verwundet ward. Oesterreich aber behielt den Sieg.« — Chreuzpeck zog dann nach Napls zu König Roberten ihm zu dienen, aber es ward Friede gemacht. — Mit einem Franzosen ritt er gen Hispanien, dann über Meer zum ersten Male zum heiligen Grab. In diesen Gegenden besuchte er aus Andacht auch das Grab der heiligen Katharina; darauf fuhr er gen Babylon, nach ein und zwanzig Tagen kam er in die Stadt Guzz (Gazza?), von da wollte er nach Endien (Indien) über, aber die Heiden fingen ihn. In dieser Noth diente er der heiligen Jungfrau Maria, und that das Gelübde, sechs Tage wochentlich zu fasten, kein Fleisch und was von Fleische kommt zu essen. Nun half ihm Christ, daß Kaufleute kamen, die ihn von den Heiden für Geld auslösten. Von da reiste er über Armenien (Armoney) zum andernmal zum heiligen Grab, dann nach Cypern, Konstantinopel, in die Tatarey gen Kaffa (in der Krimm), hin gen Reuzzen, Masovien (Masaw), Polen, Liefland (Eifland), Weißreussen, kam nach Eisenburg, wo eine große Schumpfenteuer geschach, von da über Meer nach Schweden in die Stadt Stocholb (Stockholm), wo er den König von Schweden *) fand; mit diesem fuhr er zurück in Reussenland, von da nach Orbegen (Norwegen) gen Truntheim (Drontheim), wohl zweyhundert Meilen weit. Hier schiffte er sich ein nach Schottland, England und Irland, wo eben wohl sechzigtausend zu Felde lagen, vor der Stadt Trachtal (?), es ward aber der Streit geschieden ohne Kampf. Aus Irland kehrte er nach England zurück, auf welcher Fahrt eine Schlacht zur See mit den Spaniern vorfiel, und die von Spanien sechs und zwanzig Kokon (Kähne) verloren. Er kam auch nach Holland, Geldern (Gelrr), von dannen an den Roin (Rhein) und kehrt dann in die Heimat zurück. Auf dieser Fahrt ist er viertehalb Jahr gewesen (also etwa bis 1336). Chreuzpek konnte aber der Begierde, fremde Länder zu sehen, noch nicht widerstehen, sondern er trat neue Züge und Reisen an: zuerst zwey Züge gen Preussen, wo sich der König ergab, und des Gelübdes abgestund dem edlen Könige von Ungerland. — Dann begab er sich nach Schweden, Dänemark, Holstein, Westphalen, Hennegau. In Frankreich sah man ihn beym Könige. Von Paris zog er nach Yspania, in Sibil (Sevilla), Granaten, Arragon, gegen die Heiden in Valenz, gen Mayorch (Maiorca), Serdeny (Sardinien), in die Warbarey (Berberei in Afrika), nach Dunis, nach Sicilien und herüber nach Galaber (Kalabrien), gen Rody (Rhodus) und Czipper; endlich

*) Damals war König Magnus II. (Smek); er ward abgesetzt in Schweden 1363, gefangen 1374.

zum drittenmal zum heiligen Grab. — Auf der Rückkehr kam er über Konstantinopel, Bulgarey, Wallachey (den Wasser wald [?] er do gesucht), Siebenbürgen und Ungern nach Hause.

Sein Wappen: Ein schwarzer (zobelfarber) Krebs in blank weis, chrichend gen dem Ort; auf dem Helm ein Krebs. Vergleiche die Beschreibung des Kreußbekischen Wappens bey Wisgrill. II. S. 166.

Ueber eine zweyte Handschrift dieses Gedichtes zu Seitenstetten ist am Schlusse dieses Aufsatzes Einiges gesagt.

Von Purggraf Albrechten von Nürnberg.

(Nämlich Albrecht I., genannt der Schöne, welcher im Jahre 1361 gestorben ist. Er war der Sohn des Burggrafen Friedrichs IV.). — Anfang: »Nu hort ir hochgetewrten, Jr adel reich gestewrten mit wirdichait, der tugende vol, den ye mit riterscheffte wol was durch rainer weibe gunst, mit willen, werken, mit vernunst (Vernunft).«

Albrecht fuhr erstlich im Dienste des Königs von England, und kämpfte mit ihm in Schottland, bis der Krieg dort ein Ende nahm [1]). Dann zog er mit den Königen von Ungern und Böhmen (Karl Robert und Johann 1336 im Winter) wider die Preussen, und ward da Ritter. Er besuchte sodann (zwischen 1336 und 1345, wie das Folgende beweiset) das heilige Grab, sah auch das Grab der heiligen Katharina und ihr Oel; bestieg den Horeb, und kam endlich nach Babylon. Nach seiner Rückkehr begleitete er den König Ludwig nach Apulien (1345), nach Reussen zum Sturme von Belz; wider die Rassen (Servier). Nachher sah man ihn beym Kaiser zu Metz (1354, s. Calmet Vol. II.), fuhr mit ihm (dem Kaiser Karl) gen Rom, da sich viele Fürsten, Grafen und Freye mit ihm schaarten: und auf der Teyferbruck [2]) machte Karl viele zu stolzen Rittern. — Wappen: Quartirter Schild weiß und zobelfarb; auf dem Helm ein Brakenhaupt (sonst hat das burggräflich Nürnbergische Wappen einen Löwen).

Von Kernden Herzog Hainreich.

(Der dritte Sohn Grafen Meinhards von Tirol und Görz; seit 1306 unter verschiedenen Schicksalen König von Böhmen, daraus verjagt 1310, † 1335). »Ach grimmichleiches Todes acht (Strafe),« — so fängt der Dichter an — »wie dein gewalt vnd auch dein macht di edlen nidervellet, wie hoch si sind gesellet dem adel und auch der gepurt!« — Viel wird zu seinem Lobe gesagt, und sein glänzender Hof gerühmt: »wo Springen, den Stein stoßen, Schirmen, Ringen, Schießen, Turnieren und Stechen um der Frauen willen viel geschah; auch Kurzweil unterließ man nicht, als: Tanczen und rayen (im Reigen tanzen). Von seinen Thaten nennt der Dichter die Schlacht »am Hasenpuchl« (2. July 1298, wo K. Adolf blieb), Albrechts Wahl zu Kenzingen (in demselben Jahre). — Seine Kriegszüge in Franken, für Friedrich den Schö-

1) Albrecht diente also ohne Zweifel dem Könige Eduard III, als er mit gewaffneter Hand um 1333 den schottischen Prätendenten Edward Balliol einsetzte. Er lieferte dem Schottenheere die blutige Schlacht bey Hallidownhill, nordwärts von Berwik, wo 30,000 Schotten, und unter ihnen ihr Feldherr Douglas geblieben sind.

2) Nämlich auf der Tiberbrücke, wo er 1500 Herren den Ritterschlag ertheilte.

nen, in Friaul vor Belegrat (Belgrado), und Muntczili (Monselice; s. oben bey Walsee). Merkwürdig ist in der Beschreibung des Wappens die Erwähnung einer Frauengunst, die der Herzog trug:

»An den Rubeinen reichen
Lag ein par in parrweis 1)
Von Perlein, die der Minn' ameys 2)
Zu freuden gab dem werden.«

Von Leutolden von Stadekk.

(Er erscheint ums Jahr 1361 als Landmarschall in Oesterreich.) Stadek war einer der Tapfersten in der Schlacht bey Chötse (Constell in Mähren), wo die Oesterreicher im Bunde mit Ungern in Mähren einfielen (1332), und viele Städte und Oerter wieder einnahmen: »Vor Chottse ward er mit wehrenden Händen wohl gesehen, er war ein ungelimpflicher Nachbar seines Widerpartes, so wie der Schauer im August. Man hörte kreien (schreien, s'écrier) und rufen: Hie Oesterreich, hie Ungerland!« — Die Beschreibung der Schlacht ist in Hinsicht auf die Art der Waffen (mezzer, swert, armbrust, pogen, pfeil, gollier (Koller), schozz (Schooße), auf die Art wie man die Verwundeten und Ohnmächtigen behandelte, sehr merkwürdig. — »Darnach so »ward der Unverzagte in Znaim besessen (wahrscheinlich 1336, bevor er »mit Herzog Otto gen Landau zog), ritt mit Herzog Otten gen »Landau, da man Krieges pflag, und Kaiser Ludwig den Sieg neh»men wollte über seinen Sippe, den Herzog Heinrich in Baierland: »allein Gott unterstund (verhinderte) ihr Streiten.« (Vergl. oben die vierte Anm. bey Ellerbach d. A.) — Preussenfahrt (1344 mit Ludwig von Ungern und Kasimir von Polen), dort ward er Ritter. Auch in Kroatien kämpfte er für König Ludwig (1345), vor Zürch für Herzog Albrecht II. (1351 oder den folgenden); dann zweymal in Baiern und an den gmerchin, vor Drosendorf, Breistadt (an Mährens Gränze, vielleicht 1356. Chron. Zwetl. recent. ap. Pez. I 543.)

Wappen: Ein weißer Löwe in rothem Felde klimmend mit goldener Zunge, Zähnen und Klauen. Schluß:

»Von stadekch piderber Lewpolt
lant marschalkch in Osterreich:
seiner sel genedickleich
im himel phleg der werde got.«

Von Graf Ulreichen von Czili.

Das Geschlecht der Grafen von Cilli, früher Freyen von Sanek, Suonek, hat in dem Werke des trefflichen Frohlich: Genealogia Suneckiorum Comitum Celejae et Comitum de Heunburg specimina duo, eine ausführliche Monographie gefunden. Von unserm Ulrich ist wenig mehr bekannt, als daß er nach seines Vaters Friedrich Tode Hauptmann in Krain war, und nebst seinem Bruder Hermann

1) Ein heraldischer Ausdruck, der einen wagerechten Streifen bedeutet.

2) Ein Ausdruck, der aus dem Französischen herüber genommen ist: der Minne Freundinn (oder Freundschaft), wie denn das Wort ameye, oder amy schon in deutschen Gedichten des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts vorkommt, für Freundin, Geliebte.

von den Herzogen Albrecht und Leopold von Oesterreich wegen geleisteten Heereszuges mit neunzig Reitern nach Italien, die Stadt Feistritz pfandweise erhielt (1368). Bald darauf starb Ulrich am Ammentage. — Von seinem Bruder Hermann und Sohne Wilhelm wird unten beym Ritterzuge Albrechts die Rede seyn. Vergl. Wisgrills Schauplatz des landsäß. niederösterr. Adels. II. 82.

Ulrichs Züge sind der Reihe nach folgende: Mit K. Ludwig von Ungern vor Zara (Saders) 1345 bis 1347 (vergl. oben Ludwig von Ungern) — mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, in Tirol van der Etsche, da man vor dem Reding lag« (ist wohl der Stein am Ritten, Ritone, das Schloß Engelmars von Villanders, der nach der Uebergabe enthauptet wurde: der Zug fällt ins Jahr 1346, s. oben bey Ellerbach dem Jungen), dann half er (1347) dem Markgrafen in der Mark Brandenburg, welche er durch den falschen Waldemar, den Müllerknecht Jakob Rehbock, fast ganz verloren hatte (s. unten bey Loken). Zug wider die Preussen und Lithauer (wie es scheint 1350), »der edel zu dem selben mal emphie den Rittersegen.« — Im folgenden Jahre ritt er mit dem Herrn von Walse, dem von Neuhaus zu Schaden [1]). — Römerzug mit Kaiser Karl, »der auf der Teyferbruck manchen Ritter hochgeschlacht machte« (1354). — Zwey Fahrten that er für König Ludwig von Ungern, die erste vor Teruevs (Treviso), fällt ins J. 1356, die andere wider die empörten Servier und Bulgaren 1359.

»Do ritterlich gestürmet wart
»Pudenn [2]) di werd haubtstadt.«

Beschreibung der Wappen von Cilli und Heunburg: das eine »lasurpla nach Himel Var, darin drei stern von golde chlar,« das andere »ein roter Schild darinne zwo Vasch (Binden) von perlen fein in »parrweis gestreckhet (d. i. wagerecht gelegt),«

Schluß: »Sein edl chran was von czil
Graff Vlreich genennet
Sein Nam ist weit erchennet.
Nu genad im got durch seinen tot
Daz er di sel vor aller not
wewar mit vrewden ewikleich:
dez wunscht im Herczen all geleich.«

Von Hern Fridreichen von Lochen.

(Es gab zwey adelige Geschlechter dieses Namens, das eine in Schwaben, das andere in der Schweiz. Friedrich ist aus dem letzteren, wie die Vergleichung der Wappen ausweiset. Es fehlt uns an allen geschichtlichen Daten über ihn, nur ist bekannt, daß er um das Jahr 1342 Marschall Waldemars des Dänenkönigs war, von welchem gleich mehr gesagt werden soll.)

1) 1351 factum est magnum disturbium in dominis de Walsee et dominis de Novadomo, ita quod tota Austria fere vastata fuerit. Tandem dominus de Nova domo capitur et pax redintegratur. (Chron. Zwetlense recent. ap. Pez I. 542.)

2) Bodonium (heute Widdin) primu impetu obsessum, perbrevi obsidione occupavit. Bonfinii hist. Pannon. — Vergl. auch oben bey Ludwig von Ungern.

Anfang: »Mit gutem willen heb ich an
vnd richt mich auf der chunsten van
Ob ich vind di tichtez hort
Materi vnd maisterleichen wort« ꝛc.

Fridrich ward ein treuer Begleiter und Diener des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, des Sohnes Ludwig des Baiers. Er fuhr mit dem Markgrafen dem von Engelland zu Hülfe, und auf der Fahrt ward er zu Ritter. — Die nun folgende Erzählung ist eine der ausführlichsten und merkwürdigsten, und es wäre wichtig zu wissen, ob der Dichter, der sie etwa zwanzig Jahre später verfaßte, sie aus mündlichem Berichte eines Augenzeugen, oder auf welche Art erfahren habe. Er handelt zuvörderst von der Hülfe, die Friedrich dem König Waldemar IV. genannt Atterdag, von Dänemark, zur Wiedereroberung seines Reiches leistete, und dann von dem Kriege, den Markgraf Ludwig gegen die Beschützer des falschen Waldemar in Brandenburg führte. Er erzählt:

»Darnach der hoch genenndig
Sein lob behaust im Erensarch
Vnd ward marschalich in Tennemarch
dez edlen chuniges Woldemar,
der naben waz vertriben gar.
Dem half er durch gelingen
daz gancze Lant betwingen:
Arm vnd reich' im swurn.
Darnach die Holczen (Holsteiner) furn
In daz lant mit grozzer macht
vnd wuesten paidw tag und nacht
Lant und Leut in tennemarch.
Nu was der chunich nicht so starch
daz er zu den zeiten
Mecht mit den Holezen streiten.
Dem edlen (Friderich nämlich) tet der schade we,
Er figet 1) bald her vber se
(daz schult ir wol gelauben)
Anderhalb hundert hauben
verfolt er auf (sein) selbes guet.
Hin wider zogt der muetez fruet 2)
Do warden durich die vrowden 3)
die holczen ser verhawen.«

Nun folgt die Beschreibung einer Schlacht, die Friedrich von Lochen den Holsteinern lieferte, dann heißt es:

»Vor choppen haven daz geschah,
den streit gesigt der wandels frey,
da waz der chunich nicht selber pey,
der muetez frech mit wernder hant
wehab 4) dem chunig zwir 5) daz lant« 6)

Bald darauf scheint Lochen wider in Markgraf Ludwigs Dienst zurückgetreten zu seyn, und »ward sein oberster Hauptmann,« noch vor der Empörung des Landes, und der Erhebung des falschen Walde-

1) figen, herabkommen, sonst sich neigen.

2) Frut, weise, besonnen.

3) Vrowden (auch Brauden, Bruten) die Schrecklichen.

4) Behab, erhielt.

5) Zweymal.

6) Waldemar, Sohn des vertriebenen K. Christoph, hatte sich in seiner Jugend am Hofe Ludwigs des Baiers und seines Sohnes aufgehalten; er suchte nach seines Vaters Tode und der Gefangennehmung seines älteren Bruders Otto (1333) mit Hülfe des Brandenburgers sein Reich zu erobern. Er kam 1340, von den Jüten herbeygerufen, und ließ sich huldigen. Aber zwischen den holsteinischen Amtleuten und Waldemars Rittern entstanden auf der Insel Seeland, welche damals an die Grafen von Holstein verpfändet war, häufige Fehden, die Waldemar, wenn gleich nicht offen, doch heimlich unterstützte: unter denjenigen, welche auf eigene Gefahr zur Demüthigung der Holsteiner mit gewaffneter Hand auszogen (1342 f.), nennt die Geschichte unseren Lochen als einen der vorzüglichsten.

mar. Diese merkwürdige Betrügerey [deren Urheber der Churfürst Rudolph von Sachsen und die Fürsten von Anhalt waren, und welche selbst der Kaiser Karl, nach der Niederlausitz lüstern, dadurch unterstützte, daß er die Mark Ludwigen absprach, und den Müller Jakob Rehbok, der sich für den längst verstorbenen großen Waldemar ausgab, damit belehnte (1348)], brachte den Markgrafen Ludwig um alle seine Besitzungen; nur drey Städte, Spandau, Frankfurt an der Oder und Briezen (daher Treuenbriezen), blieben ihrem Herrn treu. König Waldemar von Dänemark kam seinem Schwager zweymal zu Hülfe, und belagerte den Müller 1349 in Berlin. Die völlige Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Markgrafen kam erst 1350 zu Stande, Ludwig vertrieb den Betrüger, und ward mit der Mark und der Lausitz belehnt. Rehbok mußte froh seyn, daß ihn die Fürsten von Anhalt aufnahmen, und bis an sein Ende zu Dessau anständig erhielten. Hören wir unsern Dichter diese Geschichte erzählen:

»Darnach chom margraf Woldemar
ein mulner, nie von art geporn,
do ward daz lant zu mal verlorn.
Nieman an den margrafen tet
Recht in dem lande, wann zwo stet,
An der oder Franchenfurt
di hiet ir trew an der gepurt:
die ander stat zu der Priffen
die hiett auch ir gewissen
vnd wart mit valschheit nicht bewegt.«

»Herr Fridrich sammelte überall Hülfe für seinen Herrn. Er kam zum Herzoge von Leunburg (Lüneburg?), der lieh ihm funfzig guter Helme, damit zog der Muthige für Naw (wohl Nauen an der Havel, nicht weit von Berlin), und focht mit dem von Anhalt. Darauf zog er zum Könige von Dännemark, und erzählte ihm, wie die Mark verloren wär, die seiner Hand empfohlen gewesen wäre. Er mahnt den König an seine alte Treue, und bittet ihn um Hülfe für seinen Herrn. Da bot ihm König Waldemar dreyhundert Helme. Der Edle aber sprach:

— — — »daz main ich nicht,
Ich ger nur ewr(en) selbs leib,
Tut es durch alle werde weib
Vnd lont mir meiner Arbait,
daz ich für ew han dargelait *)
leib vnd gut gar willichleich,
vnd ew erstrait daz chunichreich,
der trew lat mich geniezzen.«
Der chunich begund entfliezzen
den munt, und sprach: »Ir seit gewert
des ewer herz an mich begert.«
dez dankcht im do der werde helt.
Fünfhundert helm auserbelt
Fürt der chunikch mit im dan
zu hilfe do dem werden man.

»Maybурg, Luckau (in der Lausitz an der Spree) werden erobert. Als der Winter kam, eilte der König in sein Land zurück. — Lochen zog für Witenberg mit großer Macht, um da zu fechten. Das geschah nicht, aber er lag davor bis an den dritten Tag, und trieb den Krieg nach weiser Art, bis er dem Markgrafen das ganze Land wieder gewonnen hatte. Dieser Held ist nun gestorben.!«

Lochens Wappen: Auf dem Helm trug er einen Schwanenhals von Perlen klar. (Vergl. Sibmachers Wappenbuch V. 176, wo aber die Farben des Wappens abweichen.)

Schluß: »Die Wappen sind in maniger not
durichhawen und durichstochen.
Her Fridereich von Lochen
Hal sein chrei vnd auch sein nam,
dez lob nie ward an ern lam.
Nu genad' im got durich sein güt
daz er di sel dort behüt,
daz hat er hie verschuldet wol,
Sein Herz waz aller tugende vol.«

*) dargelegt.

Von herczog Albrechts riterschaft.

Die ausführlichste und wichtigste unserer Erzählungen. — Sie beschreibt jene Ritterfahrt nach Preussen, welche der junge Herzog Albrecht III. (Albrechts II. Sohn) im Jahre 1377 in Begleitung vieler Edlen unternahm, und ist um so schätzbarer, da keine unserer Chroniken eine Darstellung derselben, sondern zwey nur kurze Erwähnung machen: Hageno und Ebendorfer bey Pez I. 1151 und II. 812. Andere Nachrichten, die in Liefland und Preussen selbst aufgezeichnet wurden, sind besonders in Angabe der, unsern Herzog und seine Edlen betreffenden Nebenumstände so wenig ausführlich und genau, daß wir das vorliegende Gedicht als einzige Geschichtsquelle für diesen Zug ansehen können, besonders da es von einem Augenzeugen, unserem Suchenwirt geschrieben ist, wie man unten sehen wird. — Hieraus berichtigt sich die bisherige, auch in von der Hagens und Büschings Grundriß zur altdeutschen Poesie (S. 186), und in ihrem Museum (Bd. I. Heft II. S. 554) ausgesprochene Vermuthung, daß dieses Gedicht, das man dem Namen nach kannte, ein Werk Konrads von Würzburg sey, ein Irrthum, wozu nur die falsche Interpunktion in Johann von Müllers Nachweisung, im Museum Anlaß geben konnte [1]).

Anfang: »Da man von christ gepurt verwar
czalt drewczehn hündert Jar
vnd über sibenczig Jar darnach
in dem sibenden daz geschach,
daß sich hub von Osterreich
Herczog Albrecht tugentleich,
Czüchtig, wahrhaft vnde stil.
In trug sein Hercz vnd auch sein wil
daz er zu Ritter werden wolt:
In dauchte wol in cziem daz golt
paz (bas) den daz silber; daz was recht.«

»Mit Albrechten zogen funfzig Dienstmann gen Preussen, unter diesen fünf Grafen, die waren: Graf Hans von Maidburg [2]), Graf Hugo von Muntfurt [3]), drey Grafen von Cil (Cilli), Hermann und sein Sohn und Vetter [4]). Von Wien ging der Zug bis Laa, an

1) Die Stelle heißt im Müllerschen Verzeichnisse: »Frau Elisabethen »von Lothringen deutscher Heldenroman; Konrad von Würzburg, »von Herzog Albrechts von Oesterreich Ritterschaft in Preussen »1377; Leychners und Kuchenwert (sic).« Man ziehe also den Konrad von Würzburg zum vor ihm stehenden, und Albrechts Ritterfahrt zum folgenden, welches wohl wird heißen sollen: »die red auf den Teichner von Suchenwirt,« so, daß beyde Stücke von Suchenwirt zusammengestellt erscheinen. Ein neuer Beweis, wie wenig oberflächliche Angabe der Titel hier nütze!

2) Wahrscheinlich derjenige Hans von Maidburg, der 1389 als Zeuge erscheint (Coronini) und 1407 Landmarschall in Oesterreich war. (Wurmbrandi Collect. gen. p. 4).

3) Nämlich Hugo II., der Sohn Wilhelms von Montfort, Grafen von Bregenz und Tetnang (s. Ellerbach d. A.) Hugo starb 1423, und ist der Stammvater der erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorbenen Familie Montfort.

4) Von dem Geschlechte der Grafen von Cilli ist bey Ulrich (s. oben) Einiges bemerkt. Der hier erwähnte Graf Hermann war Friedrichs I. zweytgeborner Sohn und Ulrichs II. Bruder, einer der reichsten und mächtigsten der Landherren jener Zeit. Bevor er mit seinem Sohne Hermann II. und Neffen Wilhelm, Ulrichs Sohn die Preussenfahrt

der Tey (Thaya), da sah man das Heer sich sammen (sammeln), und alle kamen mit Rüstung und Mundvorrath bestens versorgt. — Sie ritten nach Prezzla (Breslau):

Der herczog do ze hanse vot
die zcarten minnichleichen weip
czu vrewden maniger laye,
recht als der chule maye
Blumet anger vnd den walt
man sach da frewde manikvalt
mit schimpfen, tanczen, lachen rc.

Von hier nach Doran (Thorn) in Preussen: auch da wurden dem Herzoge zu Ehren die Frauen nach Hofe geladen.

Da sach man widergleste 1)
von mundelein vnd von Wangen,
mit perlein, porten, spangen
di frawen sich da czirten
vnd gen der luft vlorirten.
chron, schapel 2) und chrencze
Sach man vnd vil der tencze
mit czüchten vnd mit eren.

Drauf ritten sie gen Marienburg, da der Meister (der Hochmeister des Ordens) mit Hanse saß: Weinreich von Chniprod ist sein Name 3); er bewirthet den Herzog mit Wein und Kost. — Königsberg (Chunigez perch). Da sah man hoher Herren Werk mit großer Milde offenbar; jeder wähnte, er säumte zu lang und eilte schleunig (zum Herzoge), da wurden die Säcke des Schatzes geräumt. Der edele Herzog von Oesterreich gab auf dem Hanse das Mahl unter Pusanen und Pfeifen Schall; er ließ statt eines immer vier Gerichte bringen mit Gebackenem und Gebratenem; Welkischen, Osterwein und klaren Rheinfal schenkte man ein, in Pokalen von Gold, Silber und Edelsteinen. Ehe das Mahl zu Ende war, brachte man dem Fürsten Silber und Gold herbey, und er gabs zweyen Rittern und einem Edelknecht, deren jeder von seinem Lande als einer der Besten genannt ward. Diese waren: Heinrich von Pruchdorf von Holzenland (Holstein), Herr Perichtold von Puchenaw, Seifrid Forster, Edelknecht aus Polan. Nach zehntägigem Aufenthalte und Turnieren, Hofefesten, gab der Hochmeister das Hochmahl, zu Königsberg auf dem Saal, dabey saß als der anerkannt tapferste Ritter obenan Chunrad von Ehrey. Nun wurde der Zug in die Lithau aufgeboten, der Marschalk (Gothard Herr von der Linde, wie auch unten gesagt ist) und die Weisen geboten, man solle sich speisen auf drey Wochen, was auch die Amtleute eilig vollzogen, so daß Gold und Silber nicht gespart und daß für zwey gekauft ward, wo nur für einen vonnöthen war. Der Großmeister hub sich auf mit dem Heer, zog nach Ynsterburch (südlich von Tilsit an der Anger und Inster), wo über die Sirppen (?) vier Brücken geschlagen wurden, und das Wasser fast ganzer Gelfen tief war. Man kam an die Mimil (Memel), deren Wasser Bogenschusses breit war: da griffen die

mit Herzog Albrecht antrat, errichteten sie mitsammen eine letztwillige Verordnung, Kraft welcher ihre meisten Güter, wenn sie alle drey in der Fremde umkommen würden, dem Grafen Friedrich von Ortenburg zufallen sollten. Dieses Testament ist vom Vorabend des Katharinentags 1377. (Wisgrill II. 83.)

1) Widerschein, Widerglanz.

2) Schapel ist eine Art von Beutel; hier möchte ein Baret gemeint seyn.

3) Winrich von Kniprode, der größte und glücklichste unter allen Deutschmeistern, erhielt diese Würde 1351 und regirte bis 1382 (24. Juni) mit großer Festigkeit und Weisheit. Alle Stände ehrten und liebten ihn als ihren Vater. Ueber die Lithauer erfocht er mehr als dreyßig Siege.

Marner (Schiffleute) dazu; von Mittag bis zur Vesperzeit führten sie das Heer über den Fluß, sie hatten sechshundert und zehn Schiffe, mit welchen sie an 30,000 Menschen übersetzten. Da ging, Gott sey gedankt! Niemand zu Grunde, als drey Pferde und ein Knecht. Unserm Heere ward nun gach (eilig) zu den Heiden, die liefen durch Hecken und Busch; man kam in Sümpfe und Moräste, die Affen sprangen, schlossen und bückten sich bald hier bald dorthin, und zogen manchen Mann bey seinem Kragen. Der Wind hatte viele Bäume gefällt, darüber mußte das Heer ziehen: bey solcherley Hindernissen wurden Pferde und Menschen beschädigt. — Am andern Tag früh eilte man freudig in der Heiden Land, da ward gesprengt und gerannt; der Komthur von Ragnit voran (Ragnet zu vordrist nach ir sitt), mit ihm St. Jörgen Fahne und das Banner von Steyerland, dann die Fahne des Großmeisters, dabey der Herzog von Oesterreich. Viele Paniere sah man in den Lüften flattern, Schapel von Straußenfedern führt mancher stolze Held auch allerley Kränze und Kleinot auf den Helmen, aus Silber, Gold, Edelstein und Perlein gemacht, daß es gegen der Sonne erglänzte. Man kam nunmehr in ein Land das heißt Sameyt (d. i. Samogitien), da war eine Heidenhochzeit, es kam zum Kampfe, wobey wohl sechzig Heiden todt blieben.

Ich war nicht gern Bräutigam
da gewesen, auf mein(en) ayd
ich wär leicht von der praut verjait (verjagt).

Der Graf Hermann von Cili zog hier das Schwert aus der Scheide, schwenkt es in der Luft und sprach zu Herzog Albrecht: »Besser Ritter wenne Knecht!« und schlug den ehrenreichen Schlag (gab ihm den Ritterschlag). Drauf ertheilte der Herzog noch an demselben Tage vier und siebenzigen den Ritterschlag mit sein selbs Schwert, zu Lob der edlen Christenheit und der reinen Maid Maria.

Da begann das Heer im Lande auf und ab zuziehen; Gott gab den Christen die Selde (das Glück), daß mancher Heide erstochen, erschlagen oder gefangen ward: was ihnen weh thäte, das thät' uns wohl, so hatten wir unsere Lust an dem Lande, das war mit Leuten und Gute angefüllt. Da schlug man ein Lager auf mit aufgepflanzten Panieren aller Herren so bey dem Heere waren: die Heiden aber liefen des Nachts auf das Heer mit grimmiglichen Waffen, bis man sie wieder abtrieb. Des andern Tages früh zündet man die nächsten Wohnungen an, daß es hoch in die Lüfte brannte: der Marschalk des Heers in Preussenland, Gotthard von Line (von der Linde) hieß das Heer halten, bis er mit ganzer Rüstung zu seinem Panier kam, mit welchem er nach Landessitte voranritt. Das Heer theilte sich in das Land, recht als das Siebengestirn, die Heiden aber litten große Noth, weil man ihrer viele zu Tode schlug, und Weib und Kind gefangen nahm: man sah da vil manchem Weibe zwey Kinder gebunden an ihrem Leibe, eins hinten und eines vorne, so kamen sie auf Einem Pferde barfuß hergeritten. Den Männern die man fing, band man die Hände zusammen und führte sie gleich den Jagdhunden. Die Preussen brachten gar genug Gais und Hühner, Schafe und Kühe, Pferde und Plunder und viel Honigs ins Land. — Um dem Heere guten Gemach zu schaffen, befahlen der Marschalk und der Meister, daß man das Lager umzäunte und mit Schildwachen und guter Wehr besetzte. — Am dritten Tage kam das Heer fröhlich in ein ander Land, das hieß Russenia: da sah man Wüsten, Brennen, und unverzagte Jagd machen auf die Heiden. Sie flohen in Wald und Busch und Moos. Wer sich verrannte, dem fiel das Roß bis an den Sattel in den Pruch (Morast);

da erscholl es laut: »Herab, herab,« worauf sich die Heiden in Zornesgrimm zur Wehre setzten. Allein man war ihnen zu klug als daß man sie ihren Vortheil hätte benutzen lassen. Das Heer lagerte sich, und Graf Hermann von Cil bewirthete den Fürsten von Oesterreich und zwey und achtzig Ritter des Abends: da ward ein Hirsch verzehrt, der an der Weden, wohl zwey hundert Meilen von da, war gejagt worden. Nichts anderes trank man zu dem Mahle, als Wippacher und Rainfal und Lutenberger guten Wein: »der sach will ich Gezeuge sein.« — Nach dem Mahle gingen die Ritter auf Abenteuer aus; das Land ward verbrannt, daß niemand vor großem Rauch und Dampf wohl gesehen mochte. Da blieb man in dem Lande acht Tage, während diesen wurden hundert und acht zu Rittern geschlagen:

»des mich gar lutzel wundert
»wann ich ez wol mit Awgen gesach.«

Drey Lande hatte man verwüstet, Sameyt (Samogitien), Russein (Reussenland), Aragel, da entstand so großer Wind, Regen und Hagel, daß uns nach dreytägigem Regen Harnasch und Kost faulte, daß manches Pferd vor Zittern weder Laub noch Gras fraß. Drauf zogen wir wieder aus dem Lande: wir kamen an die Mymmel und setzten über; der eine schwamm, der andere fuhr. Der Herzog Albrecht saß mit manchem Herren zu Schiff, welches von dem Winde nach Kunigsberg getrieben wurde; die aber nach ihm gefahren kamen, geriethen in große Noth, denn der Wind verschlug sie weit hin auf das cheurische Hab (kurische Haff). Da wähnte mancher, daß er sein Grab in der See sollte finden. Die drey von Stubenberg, Herr Ulreich, Wülfing und Friedrich [1]) die wurden freudenfrey und baten Christ, daß er ihnen helfe aus großer Noth: und wirklich kam ihnen Der zu Hülfe, der Evam und Adam erlöset hat. — Das Heer zog über Land, ermattet und entkräftet: wir kamen zu einer Wildniß, die heißt der Grauden; ein so böses Gefährte bin ich auf meinen Eid, weder gegen Westen noch gegen Süden mein Lebtag nicht geritten: da stunden die Rosse bis an den Sattel in Moos und Letten: endlich gelangten wir nach Kunigsberg, wo wir wieder Ruhe und gut Gemach hatten. Der Herzog Albrecht beehrte mehre Ritter mit Geschenken; denen sandte der Fürst güldene Humpen und silberne Schalen, da viel Gold drinne lag; das Silber und das edle Gold empfingen sie als Ehrensold. Der Meister und der Orden dankten drauf dem Herzog, daß er so recht züchtiglich gereist wäre mit ihrem Heere, und gaben ihm seiner Bescheidenheit wegen großes Lob. Endlich ward ausgerufen, daß alle, so Lohn zu fordern hätten, sich zu Hofe stellen sollen: weßhalb dem Herrn großes Lob ertheilt ward. —

Zu Rözein (?) kam dem Fürsten Albrecht Botschaft, seine schöne Frau wäre eines Kindes genesen [2]), das war ein Knäblein hübsch und zart und geheißen Albrecht. Drob ward der Herzog sorgenfrey, denn es war seine erste Frucht. — Nun zog man gen Schweidnitz,

---

1) Alle drey sind Söhne Ulrichs II. und Enkel Ulrichs I. des Stifters der ausgestorbenen Linie von Wurmberg. Sie kommen in mehreren Urkunden von den Jahren 1352, 55, 60, 70, 76, 79. ff. vor, die man in den Collect. gen. hist. angezeigt findet. (p. 2).

2) »Nach Christi Gepurt 1377 Jahre tet auch derselb Hochgeboren Fürst Herzog Albrecht ain mechtige, merckleiche Preussenfahrt, und ward da zu Ritter, und in der Zeit ward Herzog Albrecht sein Sun geboren.« Worte des Hageno bey Pez (I. 1151).

da war Agnes [1]) aus Oesterreichischem Geblüte, des Herzogs von Schweidnitz Gemahlin, hocherfreut, als sie den jungen Fürsten, ihren Vetter, sah. Sie pflog der Gäste in Züchten bis an den vierten Tag, und schenkte ihnen dreyzehn Rosse und sechzehn gůldene Tücher. Dieser Mildigkeit halber steht ihr Name »Agnet« in Frauen Ehren Buch geschrieben. — Da blieben wir nun nicht länger, sondern zogen durch Polan und Merherland (Mähren) gen Oesterreich heim.

Schluß: Di red han ich getichtet,
mit worten schlecht werichtet,
als sich die rais vergangen hat.
Ich gib den edeln einen rat,
wer gut ritter wesen well,
der nem vrawen Eren czu gesell,
vnd auch sand Jorgen, daz ist recht,
Pezzer Ritter wenne Chnecht:
daz wort er in dem herczen trag,
di weil er lebt ainen tag.
Mit willen, werchen, guetter tat,
so spricht er den schanden mat [2])
vnd wirt sein nam mit lob geczjert
Mit trewen rat ich Suchenwirt
der edeln czucht vnd Er.
Nu volget meiner Ler.

Von hern Hansen dem Trawn (Traun).

Valentin Preuenhuber gibt in seinen Annalibus Stirensibus (Nürnberg 1740 fol. p. 419) die Geschichte dieses Hans von Traun, aus dem alten Oberensischen Geschlechte dieses Namens, auf eine mit unserem Gedichte vollkommen (so gar in den Nebenumständen) zusammentreffende Weise an. Die Stelle, die ich in der Anmerkung ganz hersetze [3]), ist auch deßhalb wichtig, weil sie sich dabey auf ein Manuscript beruft, über dessen Existenz vielleicht noch Kunde eingezogen werden könnte, und welches mit dem vorliegenden Gedichte verwandter Art zu seyn scheint.

---

1) Sie ist die Tochter Leopolds des Ritterschmuckes. Sie starb 1392, hatte sich 1338 mit Herzog Boleslav von Schweidnitz vermählt, und war mit unserm Herzog Albrecht Geschwisterkind.

2) Matt der Schande! eine vom Schachspiele genommene Redensart. —

3) »Herr Hans von Traun Ritter, ein Sohn Herrn Hardtneids von Traun und Frau Adelburg von Hardtheim, war viel Jahrlang Pfleger in der Freystadt, sonsten ein berühmter Ritter und Kriegsheld (ex manuscripto de rebus gestis D. Joannis Baronis a Traun), welcher in die sechs und dreyßig Jahre lang den damaligen Kriegen in Deutschland, Frankreich, England, Polen, Böhmen, auch wider die Venediger und Schweitzer nachgezogen und dadurch große Ehr und Gut erworben: unter andern war er in der denkwürdigen Feldschlacht, welche in beyder Könige, Johannis von Frankreich und Eduardi in England Gegenwart den 26. August a. 1346 bey Cressiac in Frankreich fürgangen, darinnen er das englische Panier geführt, und das französische zu Boden geschlagen. Der König von Frankreich wurde gefangen, sein Gehülf König Johann, König in Böheim der Blinde, König Peter von Navarra, blieben auf der Wahlstadt todt, sammt eilf französischen Fürsten, achtzig Freyherren, zwölf hundert Rittern und Edelleuten, nebensbey 30,000 Soldaten. (Hier sind viele Irrthümer, und die Schlacht von Poitiers 1356, welche eigentlich gemeint ist, ist mit der von Cressy 1346 vermengt.) König Eduardus (soll heißen: Prinz Eduardus) hat nach erhaltenem Sieg diesen Herren von Traun, als einen Beförderer dessen bey der auf der Wahlstadt eingenommenen Mahlzeit zwischen sich und den gefangenen König an die Tafel gesetzt und große Ehr' erwiesen. — Anno 1350, ist er dem deutschen Orden zu Dienst in Liefland gezogen, Hauptmann unter St. Georgen Fahnen gewest und hat in der Schlacht den Reussischen Herzogen mit eigener Hand erschlagen. Starb Anno 1363, liegt im Kloster Willering begraben.«

Unser Hans von Traun war in den Jahren 1362 und 1363 Landeshauptmann von Oesterreich ob der Enns.

Anfang: O ritterleicher Orden
du pist verwaiset worden
an einem hochgetewrten helt
den ir vraw Ehr het auzerwelt
czu herczenlieb in stätichait
dem hat der tod nu abgesait.

»Herr Hans von Traun focht zuerst vor Laa im Kriege zwischen Oesterreich und Böhmen (1332 oder in den folgenden, vgl. die Anmerk. 3, bey Ellerbach dem alten), dann vor Landaw, als Kaiser Ludwig mit dem Herzog Heinrich von Bayern stritt, da focht er in einer Schumphenteuer, und ward zum Ritter geschlagen (im Jahre 1336, s. oben bey Stadek). — Mit König Johann von Böhmen zog er gen Krakau, wider die Polen: als Traun an die Feinde kam, wehrte er sich tapfer gegen große Uebermacht, endlich ward Friede zwischen beyden Königen [1]). — Drauf begab sich Traun nach England, dessen König damals mit Frankreich im Kriege lag. Von der Belagerung und Einnahme der Stadt Calais durch die Engländer heißt es:

»der chunig vmbleget vber al
di stat Kalis mit grozzer wer,
auf dem lant vnd auf dem mer,
mit heres chraft gewaltichleich.
Der edel chvnig von franchreich
speist [2]) di stat czu schiffen.
Waz da di veint begriffen,
daz was czum mal vil gar verloren.
Da rurt der degen hochgeporn
di veind von erst mit werender hant,
czu hilfe dem von engelant.
Der chvnig von franchreich anderwaid
den peinden speisen wolt czu laid
di stat kalys mit grozzer macht;
der chvnig in engelant gedacht,
wie er ez wert mit heldes hant,
di schef mit speisung man verprant,
do vacht der degen hochgemut
auf den schiffen, daz daz plut
cze tal must fliezzen in di se;
von den veinden ward awe
geschriern vnd gesprochen,
durchhawen vnd durchstochen
vil maniger ward von seiner hant.
Di czeit was der von engelant
Ein vest mit sturm gewunnen an:
mit heldes chraft er di gewan
dem chvnig cze dienst mit seiner wer.
Man lag auf lant vnd auf dem mer
vor kalys, daz ist sicher war,
zwelif wochen vnd ein ganczes iar.
Waz sturm vnd rais di czeit geschach,
da pei man in mit ern sach.
In der stat der hunger spilt,
ein ratt di galt ein alden schilt [3]),
vnd hielten doch als piderlewt,
si azzen schuch, sil, chvnt vnd hewt,
allez daz von leder was,
daz suten si mit haizzem glas,

---

1) K. Johanns Zug gen Krakau fällt in das Jahr 1345. Johann schloß den König Kasimir von Polen in dieser Stadt ein und erzwang durch seine Entschlossenheit, ob er gleich schon großen Mangel litt, von demselben einen Waffenstillstand, auf welchen bald der Friede folgte.

2) Brachte Speise.

3) Einen alten Schildthaler, écu.

vor hunger si daz teten.
Da si des nicht mer heten,
di stat si musten geben,
ez gie in an daz leben.« —

Die von dem Dichter erwähnte Belagerung von Calais unternahm König Eduard III. nach dem berühmten Siege bey Creſſy (26. Auguſt 1346), verwandelte ſie aber, da er an der Erſtürmung der Stadt verzweifelte, in eine Sperrung, die bis zum Auguſt des folgenden Jahres währte, ſo daß ſich endlich Calais, durch den fürchterlichſten Proviantmangel gezwungen, an Eduard ergeben mußte, der es nun ganz mit Engländern beſetzte.

Als der ſchwarze Prinz (im September 1355) nach Guienne oder Gaſkonien überſetzte, war auch unſer Traun unter ſeinen Fahnen. — Darauf verließ er Frankreich, um die heidniſchen Preußen und Lithauer ſeinen ſtarken Arm fühlen zu laſſen: der Dichter erzählt von ihm außerordentliche Thaten; z. B. einſt ſprengte er ſelbzwölfter vor dem Heere in den Feind, erlegte ſieben Heiden und nahm fünf gefangen; ein andermal überfiel er ſelbſechsundzwanzigſter die Heiden, und tödtete ihrer ein und dreyßig. Als Hauptmann von St. Georg führte er deſſen Fahne, eine halbe Meile vor dem Heere ſtieß er auf die Feinde, und erſchlug ihren Herzog mit eigener Hand. — Dieſer Zug muß in den Sommermonaten des Jahres 1356 Statt gehabt haben [1]), denn der Dichter zeigt uns den Helden gleich darauf auf dem Schauplatze jenes langwierigen verderblichen Krieges zwiſchen Englands und Frankreichs Königen, an dem heißen Tage von Poitiers (19. September 1356). Er ritt nämlich nach dem Sturm von Eiſenburg in Weißreuſſen nach England, wo ihn Eduard freudig aufnahm. Von da zog er mit dem ſchwarzen Prinzen, und drang bis Poitiers vor. — Dieſe Schlacht wird von Seite 314 bis 319 mit großer Lebendigkeit und genauer Angabe der merkwürdigen Umſtände erzählt:

Darnach der frey von ſchanden
rait dahin gen engeland;
der kvnig enphieng in ſo czehant,
vnd frewt ſich ſeiner chvnfte.
Er chant in mit vernunfte
vil wol mit ritterleicher tat.
Der chvnig ſich do beſammet hat
vnd fürt ain vngefugez her
hin vber ſee mit ſtolczer wer
dem chvnig von franchreich in ſein lant,
der czoch gegen im ſo czehant
czu veld mit grozzer heres chraft
mit auzgewegner ritterſchaft;
der chvnig von engelant gevorn
ſchickt dem degen auz erchorn
achczig gläfen [2]) ſtolczer helt,
di er dar czu het auzerwelt
daz er daz her beſähe.
Der degen, manhait wähe [3]),
het wol aines leben mut
vnd rant in di nachhut,
der warn da fünfhundert
werleichen auzgeſundert.
Er vocht für mangen reſchen [4]),
der veinde vil den heſchen [5])
gewunnen von ſcharffen ſtichen:
er chom durch ſe geſtrichen
recht als ain valkch durch ſein nar [6])
ſtreicht durch wilder vogel ſchar
di er vil gar czeſtrewet,
di veind er luczel frewet.
Er ſlueg ſe vmb vnd lag in ob,
villeich iſt daz ich in lob.
Darnach an dem dritten tag
geſchach der ſtreit, als ich ew ſag,
auf weiten veld vermezzenleich,
da engelant vnd franchreich
gegen einander hielten,

---

1) Alſo noch unter Winrichs von Kniprode herrlicher Regierung.

2) Speere, Lanzen.

3) Schön durch ſeine Mannheit.

4) Raſchen, ſchnellen, ſtatt kühnen. Der Sinn iſt: Er focht noch tapferer als mancher Kühne.

5) Vielleicht: Heiſerkeit, von Heiſch, heiſer? —

6) Nahrung.

di myn vnd manhait wielten 1).
Von engelant der chvnig her
erpot dem gast ein grozze er,
durch scin ritterleiche gir
enphalich er im di panyr
des tages mit sein selbes hant,
sein Hercz der mynne czunder prant
da er di wirdichait an sach.
der streit czu fuzzen da geschach,
der schuczen hauffen fur sich trat,
nyemant da den andern pat
vmb veyal noch vmb rosen,
czartleichez freuntleich chosen
mit herczenliebe daz was auz.
manich helt tet als der strauz,
der eysen chan verslinden,
des manger must enphinden,
der pheyl vnd glasen-eysen slant,
daz er mit sterben vberwant. —
Di her cze sambe rukchten
vnd in einander drukchten,
cholben, hakchen, scharffe swert,
damit vil manger wart gewert
des todes gar an seinen dankch,
auf liechten hauben laut erchlankch
der hakchen sleg mit widerdoz 2)
der chreye 3) ruffen daz was groz,
di franczois schriern: »nater dam«
daz spricht: vnser fraw mit nam;
der engelischen chreyn erhal:
»sand Jors, sand Jors!« gar
ane czal,
daz spricht: sand Jörg, vnd was ir chreyn.
Dem helt wont mynn vnd manhait pey,
der da trueg in seiner hant
di panyr des von engelant,
der drukcht da in den hauffen:
stechen, slahen, chauffen
dorft da nyemant vmb ain har,
er nam der veinde panyr war,
da gegen drang er mit gewalt,
des mang franczoys ser enkalt. 4)
Mandleicher wicz het er genug;
der des chuniges panyr trug
von franchreich, den traf er gericht
mit einem stich durch daz gesicht,
dauon die panyr nider gie,
di man nymmermer auf lie
chomen an ir rechte stat,
der helt werleiches mutes trat
mit den fuzzen auf die stang,
darnach der chvnig ward geuang;
da wos der streit verlorn. —
Di chunig 5) hoch geporn
von franchreich vnd von engelant
vor müde sazzen so czehant
czu den geuangen auf daz wal,
di toten lagen ane czal
Vmb seu, daz was chain wunder,
di franczons lagen vnder.
Czwischen die chunig tugentleich
sacztt man den degen mutes reich,
durch sein manhait — merchet daz. —
Er sprach: »nie wirdichleicher saz
mein geslächt, daz ich ew sag,
als ich hewt sicz an disem tag.« —
Von engelant der sigesreich
sprach czu dem helt gar tugentleich:
»Hundert march, di weil ir lebt,
di mugt ir leihen oder gebt,
wen ir welt, die habt von mir
all iar nach ewrs herczen gir,
wo ir seit in welchem lant.« —
Im dankcht der degen soczehant.« —

Die erwähnten Angaben vermißt man in den anderen gleichzeitigen Nachrichten von dieser Schlacht, ja nicht einmal Trauns Name, der so viel zur Entscheidung beygetragen, wird besonders erwähnt. Dieses Gedicht ist überhaupt ein höchst schätzbarer Beytrag zur Zeitgeschichte.

»Bey Pytschorel (?) und Tol (Toul? oder Dole im Burgundischen?) in Frankreich focht er — so fährt unser Erzähler fort — wohl zehen Wochen lang, nämlich damals als auf seinem Widertheil der von Hasenwurch (Hasenburg) erschlagen ward.« — Dann wird gesagt, wie Traun sich mit List der Stadt Tol bemächtigte: »An St. Martinsnacht, da die Leute fröhlich sind, mit Kost und auch mit gutem Wein, da kam er mit List durch Planken und Mauern in die Stadt Tol, und gewann sie den Feinden ab.« — »Auf Verlangen König Eduards fuhr er abermals nach Kalys (Calais), und vertheidigte diese Stadt zu Wasser und zu Lande als Kriegshauptmann wohl zehn Wochen lang.«

Hier tritt im Gedichte ein kleines Versehen in der Zeitfolge ein: denn die Fehde zwischen Walse und dem von Neuhaus, welche in das Jahr 1351, und Albrechts II. Züge nach Zürch, die in die

1) walteten.

2) Widerhall.

3) Schlachtruf.

4) entgalt.

5) Eigentlich nur ein König, der Gefangene nämlich, und der schwarze Prinz von England, für welchen der Dichter König setzt.

Jahre 1351 bis 1354 gehören, hätten früher ihre Stelle finden sollen. In beyden Zügen focht Traun mit (s. oben Cilli und Walse). — In der Fehde zwischen dem Baiernherzog Stephan und dem Erzstift Salzburg (1357) war Traun »des Erzbischofs Hauptmann in der Stadt Mühldorf, die er mit ritterlicher Wehre gegen die Baiern behauptete: damals erstürmte er auch Dornwerch.« (Dornberg ein Schloß an der Isen). Man vergleiche mit dieser Darstellung die Stelle im Chron. Salisburg. bey Pez (I. 414) zum Jahre 1358: Tandem metropolitanus cum fratre suo episcopo Pataviensi se vindicavit in quantum potuit, *Dornberck devastando expugnavit et villas combussit etc.* — Darnach fuhr Herr Hans mit Herzog Rudolphen von Oesterreich in Frigaul (Friaul), wo Meusau erstürmt, Haunberg und Rosacz eingenommen, und der Patriarch bezwungen ward (im Jahre 1361 vgl. mit dem Chronic. III. Patriarchar. Aquil. Append. bey Rubeis p. 14, und Anon. Cenob. Zwetl. bey Pez. I. 1000). — Mit demselben Herzog zog er auch für Ried im Salzburgischen, wo Her Hans von Meissaw erschlagen, und die Veste gewonnen und verbrannt ward. [1364 nach der Salzburger Chr., 1360 nach der Zwetler (I. 544: ubi ictu lapidis machinae — — interemtus est q. de meissaw.«)— Arnpeck nennt auch das Jahr 1364.]

»Da kamen aber die Böhmen auf des Herrn von Traun Gut, verwüsteten es, er schlug sie zurück, ward aber verwundet. In der Fehde des Bischofs von Passau mit den Bürgern zog er jenem zu Hülfe, und schlug den Feind.« (Verglichen mit der Salzburger Chronik, bey Pez I. 419, zum Jahre 1367. — Nach einigen Fehden verglich Herzog Albrecht II. beyde Theile, und verschaffte dem Bischof sein Recht. Dieser ertheilte dafür dem Herzoge und seinen Nachkommen die Vogtey über das Bisthum, und freyen Ein- und Abzug in die Stadt und alle Burgen des Bisthums.)

»Auf Herzog Albrechts (IV.) Bitte leistete er dem Kaiser (Karl IV. auf seinem zweyten Zuge nach Rom 1367) Heeresfolge; auf der Rückreise kam er nach Triest und focht daselbst [1]).«

Noch war der Kreis seiner Heldenzüge nicht geschlossen. Traun fuhr zum dritten Male gen England. Als er von Calais überschiffte, erbeutete er ein feindliches Schiff, und brachte es dem Könige von England zum Geschenke. — Kurze Zeit darauf erscheint er schon wieder an dem entgegengesetzten Ende von Europa: »denn er zog mit Herzog Leopold gen Preussen [2]); aber der Feldzug gegen die Heiden ward wendig, weil der Winter nicht so kalt war, daß die Flüsse hätten frieren, und das Uebersetzen erleichtern können.«

Nun erst begab sich Traun zu Lande (d. i. zur Ruhe) und starb. — Sein Wappen wird beschrieben: Ein Schild von Zobel und Mergriezzen in blanch weiß; auf dem Helm zwey Flügel von denselben Farben. Schluß des Ganzen:

---

1) Wider die Venezianer nämlich. Allein troz aller von Kaiser, Papst, dem Patriarchen, den Herzogen von Oesterreich, dem Grafen von Görz erbetenen Hülfe, mußte sich die Stadt dennoch im Jahre 1369 an die Venediger ergeben. Sie befreyte sich aber im folgenden Jahre wieder.

2) Im Jahre 1370. — Als Herzog Leopold der Biderbe von Oesterreich, der neunzehnjährige Jüngling, Sohn Albrechts des Weisen, mit seinen Rittern in Preussen anlangte, rückte der Hochmeister ihm zu Ehren, in des Herzogs Begleitung, um Martini in Samogitien ein, und verheerte das Land weit und breit. Dann aber scheint der laue Winter das Heer zum Rückzuge genöthigt zu haben. —

Her Hans der trawner ist sein nam,
der helt der ist erstorben
er hat daz lob erworben,
mit der volg gemainichleich,
daz er der pest in Osterreich
vil manich iar gehaizzen hat,
der tewrist mit mandleicher tat.
Sand Jorg du edler ritter gut
hab di sele sein in hut!
des pitt ich dich durch deine gut,
er het ye ritterleich gemut.

Von herzog Albrecht säligen in Oestreich.

Der Dichter weihte dem Andenken dieses Herzogs (Albrechts III. genannt mit dem Zopfe), dessen Preussenfahrt er bereits in einem andern Gedichte beschrieben hatte, noch ein zweytes, das erst nach dessen Tode verfaßt seyn muß, also nach 1395. — Es ist schon bemerkt worden, daß Suchenwirt ohne Zweifel den Herzog auf seinem Zuge in Preussen begleitet habe. Er überlebte seinen milden Gönner, den fürstlichen Freund so vieler ausgezeichneter Männer, die er an seiner Hochschule in Wien versammelt hatte, — und sprach in dem vorliegenden Gedichte dem (12. August 1395) Verschiedenen noch wenige Worte bescheidenen Lobes nach. Anfang:

»Got aller chunste hat gewalt
in himel vnd auf erden,
sein gotleich weishait manigvalt
mag nicht pegriffen werden
in chaines menschen herczen sinn,
vnd wirt auch nicht durchgründet rc. rc.«

In der Lobrede auf den Herzog kommen folgende Stellen vor, worin auch von Albrechts Stiftung der Wiener Hochschule die Rede ist.

Sein edel hercz und sein gemüt
waz warhaft vnde stäte,
züchtig still in rechter güt,
er phlag auch weiser räte,
selben sas er an daz recht
den armen vnd den reichen. —
Di heilig geschrift vnd götleich chunst
chund er in herczen trawten,
er het zw weisheit solche gunst
alz ich ew wil bedewten.
In frompde lant vnd pareis
er zu den maistern sande,
di in den chunsten waren weis,
di pracht man im zw lande,
den gab er miltigleich sein gut rc.
Daz er di hohen schul her pracht
hat zw dewtschen landen
gen Wienn in di werden stat *),
der man hat lob vnd ere
daz manig grozzer maister hat
pewart mit weiser lere.

*) Unter den berühmten Männern, die Albrecht zu der zwar von seinem Bruder gegründeten, aber von ihm vollkommen eingerichteten Hochschule berief, waren Heinrich von Langenstein und von Oyta. Durch Albrecht erhielt die Wiener Schule endlich troß alles Widerstandes der Neider die theologische Fakultät. Vergl. die Chroniken des Hagens (I. col. 1151) und Ebendorfers von Haselbach (II. 812).

Nach einer kurzen Erwähnung der Preussenfahrt spricht der Dichter von des Herzogs Tode, von seinem Sohne, und seines schon früher verstorbenen Bruders Leopold hinterlassenen Söhnen:

»Er hat geregniert x x x. iar
an aller schanden zitter
gewaltichleichen daz ist war,
der waz er x x. ritter,
Sein schimph der stund im hofleich an
pey fursten vnd pey frawen.«

Von den fünf jungen Herzogen zählte Albrecht IV., genannt das Wunder der Welt, Albrechts des III. Sohn, damals im Jahre 1395, achtzehn Jahre; die Söhne Leopolds aber, Wilhelm, genannt der Freundliche, etwa fünf und zwanzig; Leopold der Prächtige, seines Bruders Ernst vieljähriger Feind, vier und zwanzig; Herzog Ernst der Eiserne, der Gemahl der Masovischen Cimburgis, Stammvater des jetztregierenden Kaiserhauses, etwa ein und zwanzig, und Fridrich mit der leeren Tasche, der lange gekränkte Beherrscher Tyrols, zwey und zwanzig Jahre. Der Dichter sagt:

»Herczog Wilhelm ich nenne
von erst, wann er der eldist ist,
der phliget mild und güte,
Herczog lewpolt zw der frist
hat mandleich stolcz gemüte,
herczog Albrecht tugentleich
mit trewn vnd mit eren,
herczog ernst, herczog frid,
got müzz ir sälde meren! rc.

Am Schlusse bittet der Dichter Gott für das Wohl der abgeschiedenen Seele des Herzogs, und nennt sich:

»dez pitt ich peter suchenwirt
Got vnd vnser frawen.« —

Daz ist di red vom Teichner.

Ueber seinen Helden vergaß der Sänger seine lieben Freunde nicht. Der Wiener Spruchdichter Teichner, Suchenwirts Zeitgenosse und vertrauter Freund, starb, und zu seinem Andenken verfaßte der Ueberlebende eine kurze aber rührende Lobrede, die man schon in Bd. I. dieser Jahrbücher aus einer andern Handschrift (wovon unten die Rede seyn wird), aber völlig gleichlautend mit unserem vorliegenden Gedichte, abgedruckt findet.

II. Allegorien, Sittengemälde, Lehrgedichte.

Die seltene Wichtigkeit der obigen Heldenbiographien hat uns zu einer Anzeige verleitet, welche zwar die gewöhnlichen Gränzen überschreitet, die aber, wir hoffen es, von den Geschichtsfreunden als eine treue Probe eines unerschöpflichen Ganzen mit freudiger Begierde wird aufgenommen werden. So wie sie vorliegt, kann sie zu Nachforschungen und Erläuterungen über manche Stellen auch Andere veranlassen, und auf diese Art eine baldige möglichst genaue Ausgabe herbeyführen.

Kürzer dürfen wir uns bey dieser zweyten Abtheilung fassen, deren Inhalt zwar an Werth und vielseitigem Interesse jenem nicht nachsteht, die aber weniger geschichtliche Einzelnheiten, als vielmehr ein treffliches Bild jener Zeit und des herzlichen, lieben Gemüthes unseres Dichters darstellt: um beydes aufzufassen und zu würdigen, kann eine Anzeige

nicht genügen. Die Gedichte müssen im Zusammenhange gelesen werden, wie sie aus Herz und Sinn des redlichen Dichters kamen.

Zunächst an jene Lebensbeschreibungen schließen sich dem Stoffe nach einige Schilderungen geschichtlicher Art, die im Verzeichnisse mit den Zahlen 16, 19, 24, 30, 33, 38, 42, 43 bezeichnet sind.

In dem ersten (16), genannt »der Brief,« handelt der Dichter von der snöden werlde lauf, dem Sittenverderbniß, daß gute Ritter nun an den Höfen der Fürsten vor der Pforten stan müssen, während Unwürdige, Zudringliche den Eingang finden.

»Den gibt man silber vnde golt,
Und werden davey nimmer holt
der guten ritterscheffte.« —

Die meisten Ritter seyen dem Wucher ergeben, sie seyen untreu und falsch, Heuchler und Verleumder der Rechtlichen. Das Sittengemälde ist stark und grell: findet aber auch seine unläugbaren Belege in der damaligen herrenlosen oder herrenvollen Zeit in Oesterreich, wo raubsüchtige, schamlose Diener den Samen der Zwietracht zwischen junge Fürsten säeten, und sorgfältig hegten, um während der Verwirrung am Mark des armen Landes ungestraft saugen zu können. — Von ähnlichem strafenden und lehrenden Inhalte sind auch folgende Reden: Nr. 19. Der Rat von dem Vngelt (Umgeld, Steuer), gedichtet zwischen 1362 und 1386 in welchem Jahre Herzog Leopold III. starb. »Ich klage den adelbegehrenden Stamm — so beginnt der Dichter — der in hohen Würden aufwuchs (Albrecht II.) und vier schöne Aeste trug. Der Gärtner fällte den Stamm, die Aeste blieben aber alle frisch. Von diesen schlug aber des Todes Schauer zwey nieder (Rudolph IV. † 1365 und Friedrich † 1362), uns blieben noch zwey frische Aeste, Herzog Albrecht und Herzog Leopold.« Der biedere Suchenwirt, betrübt über die allgemeine üble Stimmung des Volkes, welches durch Auflagen hart bedrückt wurde — gibt den beyden Fürsten den Rath, von dem Umgeld auf die Weine *) abzulassen: denn das — sagt er — wird euch Selde bringen, da hingegen der gemeine Fluchlutzel Frucht bringt. Gott hat nicht zwen Zehent beschaffen, fragt darum nur die weisen Geistlichen: Haltet das Recht (Gesetz), das euch euer Vater hinterlassen hat, nehmt biderbe Herren an den Rath, deren euer Land die Menge hat rc. Uebt Tugend, Milde, Gerechtigkeit, Treue, betrübt die Priesterschaft nicht, haltet stolze Helden werth, aber den unverschämten Zagen, die euch Lügen in die Ohren blasen, gebt nichts rc.« —

Eine herrliche Rede Suchenwirts ist, welche die Ueberschrift hat: der getrew Rath (30), worin er die jungen Herzoge Albrecht und Leopold zur Eintracht ermahnt:

Ir herren seit ainträchtig
daz bringet ew vil guetes,
welt ir werden mächtig
so lebt verainteś mutes.

Die Sünde (fährt er fort) hat daher ihren Ursprung, daß die Menschen mit dem Willen Gottes nicht einig waren. Daher kam alles Unheil über

*) Man vergleiche hiemit eine Stelle des gleichzeitigen Hageno bey Pez I. 1161, zum Jahre 1383. »Das Jar schlug man ein steur auf die wein in der stat Wienn auf yegleich fuetter ain pfunt und auf ain dreiling 6 ß. d. Auch yberhueb man nyemant, weder Pfaffen, Münich noch Nunen, Ritter noch Knecht, noch des Hertzogen Hoffgesind.« — In diesem oder dem folgenden Jahre scheint das Gedicht entstanden.

Schuldige und Unschuldige: so wie wegen der Sünde der ersten Menschen viele Patriarchen und die unschuldigen, von Herodes gemordeten Kinder büßen mußten, so leidet durch euren Haß auch euer armes Volk. Darum sollt ihr den Haß lassen um Gottes und euerer armen Leute willen. Der Sturm des Meeres, die sausenden Winde, die brausenden Wogen, die brüllenden Donner, die Regengüsse, die Wiese und Acker, Mühl und Steg fortschwemmen, sind fürchterlich, aber fürchterlicher noch die Kriege, so Brüder gegen Brüder führen. Ihr getreuen Räthe, seht zu, daß ihr die Händel schlichtet, so lange das Gewitter noch klein ist: ehe die Schauersteine fallen, mögt ihrs mit Fuge stillen. — Den Herren, die ungetheilt in Eintracht sind, soll man freundlich rathen, daß sie darin verharren, es mag ihren Kindern noch wohl zu Statten kommen ꝛc. — Gleichen Zweck hat Nr. 33, wo Suchenwirt die bekannte Fabel von dem Vater, der seine Söhne durch das Gleichniß von den einzelnen und verbundenen Stäben zur Einigkeit ermahnt, auf seine jungen Fürsten anwendet. —

Allein die Zwietracht spaltete nicht nur das Vaterland des Dichters: auch die heilige Kirche ward von diesem Uebel heimgesucht, als zwey Päpste um den Stuhl Petri stritten, und ganz Europa in zwey Hälften zerfiel, wovon die eine dem zu Rom erwählten Urban VI., die andere dem zu Avignon ausgerufenen Clemens VII. huldigte. Mit frommer Einfalt spricht der friedliche Suchenwirt in der Rede: Von czwain päbsten (Nr. 38.) seine Ueberzeugung aus: »zu Rom haben wir einen Papst, zu Avian (Avignon) den andern; jeglicher will seyn der rechte, das macht die Welt verirret. Das solt du, o Herr, ausgleichen, denn du weißt wohl was uns verwirrt: besser wär es wir hätten keinen, als daß uns zwey sind worden.« — — »Zween Päpste sollen nicht seyn, Gott wählt uns selb nur einen, das ward an Sankt Peter Schein, dem gab Christ den Gewalt, zu lösen und zu binden. Nun aber bindet man hie, und bindet dort: davon sollt du o Herr uns erlösen.« — Nachdem die Länder genannt, welche jedem der Päpste anhangen, fährt er fort:

»da man von christ gepurt fürbar
der iar zalt drewczehen hundert,
darnach daz acht vnd sibentzik iar
vns laider hat gesundert:
da starb ein chaiser vnd ein pabst *)
der welt zu vngewinne.
wie du vns herre nu begabst,
des werd wir denn wol inne:
eins chaisers dez hab wir zu chlain (zu wenig)
eins pabst zu vil auf erden.
Den vns gepar di maget rain,
der la daz richtig werden.
Got vater ez ist alles chunst
in deiner weyschait chramen,
du hast gemachet mit fürnunst
Ewen aus Adamen,
hast aus ainem gemachet zwey
so mach aus zwain vns aines ꝛc. ꝛc.

Daß Suchenwirt auch von den Fehden, die damals zwischen den Fürsten des fernen Wälschlands tobten, genau unterrichtet war, zeigt ein Gedicht oder eine Rede, so da heißt: »der umbchert wagen (42).« — Anton Can della Scala (von der Leiter), Herr von Verona, auch der Hund von Bern genannt, kriegte, von den Ve-

*) Nämlich Kaiser Karl IV. am 29. Nov. und Gregor XI.

nedigern aufgehetzt, 1386, wider Franz Carrara, den Herrn von Padua, und den Stuhl von Aquileia; bald verlor er alle seine Besitzungen, in welche sich der Mailändische Galeazo Visconti und Franz Carrara theilten, er selbst floh nach Venedig, und starb vor Kummer im Jahre 1388. — Darauf kam aber ein Bündniß des Visconti mit Venedig gegen den Franz Carrara zu Stande, der zur gerechten Strafe, bald seiner Lande, Padua und Trevigi, beraubt, ins Gefängniß geworfen wurde, wo er 1393 starb. Sein Sohn hatte sich anfangs noch in Padua gehalten, als aber diese Stadt treuloser Weise in Mailändische Hände kam, ward auch er nach Mailand abgeführt. Erst nach langem Umherirren kam er wieder zum Besitze von Padua, 1392. — Auf diese Begebenheiten spielt S. in dem erwähnten Gedichte an, in dem er den Löwen (die Venezianer) und den Aar (den Kaiser Sigmund) auffordert, Ruhe zu stiften in diesen Landen. »Der Wagen (Carrara, welches den Wagen, il carro, im Wappen führt) und auch die Schlange (Mailand) haben den Hund von Bern vertrieben, das wundert manchen, ich aber sehe es gut ein, daß ein Hund nicht hoch und weit auf einer Leiter (Scala) steigen mag, er falle denn über kurz oder lang herab. Auch ist es ein großes Aergerniß, wenn ein Kebskind [1]) die väterlichen Besitzungen erbet, nachdem es die echten Sprößlinge ausgerottet hat. — Die Schlange will nun aber auch mit dem Wagen Krieg führen, und sie hat ihn wirklich schon erkrochen, zur gerechten Strafe Gottes, die der Wagen dadurch verdient hat, daß er am Charfreitag in Tschischeyle [2]) gar manchen Bidermann hat ermorden lassen. Mit grimmiglichem Schalle ließ er die werthen Deutschen ermorden, da sie ohne Wehre zur Kirche gingen. Ein Jahr darauf ließ er einen zweyten Mord üben in Aglay (Aquileja). Es waren mehr denn Tausend durch Ablaß darkommen, vil Mannen und manche werthen Weib. Diesen ward ihre Ehre genommen in dem Münster, wo man weder Gott noch unser Frauen schonte. Solche Werke werden belohnt; wie wir nun wohl schauen! ꝛc. — Am Schlusse nennt sich Suchenwirt. — Das Gedicht scheint übrigens vor 1390 gedichtet, weil von der Rückkehr des jüngeren Carrara keine Rede ist.

Von der fürsten chrieg vnd von des reiches steten (Nr. 43). In dieser einfachen, kurzen Rede, voll warmen vaterländischen Biedersinnes ruft Suchenwirt den Fürsten und den mit ihnen kriegenden Städten ein kräftiges Wort zu, ihren vieljährigen Zwist endlich zu schlichten. Man kann diese wenigen Verse nicht lesen, ohne große Freude über den wackern Dichter, der mit klarem Verstande in die Ereignisse seiner Zeit blickt und ihre Mängel und Gebrechen unverholen und höchst unbefangen an Tag legt. — Der Schluß des Gedichtes gibt das Jahr, wahrscheinlich seiner Abfassung, 1387 an. Um diese Zeit mehrten sich die Bündnisse der deutschen Städte täglich, welche schon seit vierzig Jahren dem Adel feindselig gegenüber zu stehen gewohnt waren. Weder Gegenbündnisse noch kriegerische Gesellschaften, des heil. Georg, heil. Wilhelm und vom Löwen, noch oft gebrochene allgemeine Landfrieden (1384,

---

1) Anton Scala war ein unechter Sohn des Can Grande II., von einer Beyschläferin: er ermordete 1381 seinen echten Bruder Bartholomeo.

2) Tschischeyle scheint Sacile zu bedeuten. — Auf diesen Zug wider den Patriarchen in Friaul deutet der gleichzeitige Hageno mit wenigen Worten beym Jahre 1385. Der von Padaw vie den Patriarchen und gewan Friaul stett vnd Castell. (ap. Pez I. col. 1162).

1385, 1387) konnten dem Uebel Einhalt thun, vielmehr benutzten einzelne Fürsten nach ihren Absichten bald diese, bald jene Partey. Im Jahre 1387 stand der Erzbischof von Salzburg im Bunde mit den mächtigen schwäbischen Städten wider den Bayerherzog in Waffen, selbst Kaiser Wenzel trat gegen diesen auf: aber der Erzbischof ward gefangen, die Städte überall geschlagen, und nun auch von dem Kaiser verlassen, dem sie so lange mächtige Stütze gewesen (1389). — Der Dichter schildert vorzüglich das Elend, welches durch diese Fehden das ganze Land trifft; wir konnen hier nur einige Stellen ausheben:

»Wenn keine Bauern mehr sind, wovon leben denn zur selben Frist die Herren? Die Fürsten gehn nicht mit dem Pfluge, die Bürger schämen sich deß auch; und so muß man das Ackern und Säen unter Wegen lassen ꝛc. — Der Pöbel wird in die Häuser der Reichen dringen und sprechen: »Wir wollen mit Euch essen. Baß ziemt uns, wir werden alle erschlagen, ehe wir vor Hunger sterben.« —

Stet und Fursten sind zwen tail
in aller werlt di vesten,
halten di nicht frides hail
wie get es dann zum lesten? —
Juden, haiden mach wir fro,
wann wir edel christen
an einander wuesten so
vnd nicht daz leben fristen
mit frid vnd suen, als villeich wer,
in prueder sichen trewen ꝛc. —

In einer seiner Reden »von dem Pfenning« (Nr. 24), schildert S. auf eine sehr witzige Weise den Geiz seiner Zeitgenossen. Der Dichter begegnet einem Mann, der alle Städte und Länder kennt, und der ihm den Weg zu zeigen verspricht. Ich heiße Pfenning, sagt er, ich kann alles Böse und alles Gute, ich kann rauben, brennen, morden, stehlen; Verrathen ist meine meiste Kunst, ich mache Ritter zu Wucherern, zerstöre die Ehen, ich dringe sogar in den innersten Rath ꝛc.« Nach diesen allgemeinen Angaben kommt er auf einzelne Männer seiner Zeit. »Der Chayser *) hat mich lieb und wert: wo lebt er nu, der mein nicht gert?« Dann spricht er von des Kaisers Bruder Johann von Mähren, vom Landgrafen von Hessen, den Fürsten von Meissen, von Sachsen, Otto von Brandenburg, den Pfalzgrafen Ruprecht und Adolf, den Herzogen von Bayern, den jungen Herzogen von Oesterreich, dem König Ludwig von Ungern. Jede dieser Stellen ist charakteristisch und auf die Geschichte gegründet. Aehnlichen Inhalts ist das Gedicht: Daz ist di geitichait (Nr. 29).

Unter allen Sittengemälden unseres Dichters hat vielleicht keines den hohen Werth wie das folgende (Nr. 27), in welchem er uns das häusliche Leben in einem lebendigen Bilde darlegt. Es führt den Namen »di Verlegenhait,« d. h. die Trägheit, und rügt die schlechte Erziehung und Weichlichkeit des Adels. Anfang:

»Mich vragt ein minnecleiches Weip
di mecht wol haissen Laitvertreip,
Ir Schön' di gab nach Wunsche Zhier.
Si sprach: Geselle nu sage mir,
wie lange kanst du daz verswigen,
warvon di iungen sich verligen,
di da habent grozzes gut?
Pey starchem leip wo ist ir mut,
daz sy nicht nach eren stegen,
vnd seint von Jugend so verlegen
dahaim recht sam ain ohzsenkalb,
di mag triegen wol der alp.
Wenn si in daz alter chumen,
so hat man wenig von in vernomen,
davon ir lob wurd praiter,
di steigent von der laiter,
da ir elter clummen vor
in wirden auf, in eren spor!«. —

*) Kaiser Karl IV., dessen Sparsamkeit bekannt ist.

Der Dichter antwortet: das komme erstens von der fehlerhaften Erziehung. Die Väter, die großes Gut haben, geben dem Sohne nichts, daß er eine Ritterfahrt in fremde Lande thun könne, sie fürchten darüber zu Grunde zu gehen. Nun stirbt der Alte, da übernimmt der Sohn das Gut; er kann aber weder zu Schimpf noch zu Ernst ritterlich ausziehen, noch an Fürstenhöfen leben, weil er von Hofsitte nichts gelernt hat. Die zweyte Ursache sey: Sobald der Vater todt ist, so räth man dem Sohne eine reiche Heirat mit einer alten Witwe. Das Weib ist alt, sagt man dem frischen Junker, sie stirbt bald, dann kannst du immerhin in die Lande fahren. Allein

»Er went sy schull sterben schier,
So möcht er sterben e wol zwir 1)
Si jungt sich vnd wirt vroidenvol,
Ir ist mit dem knaben wol,
Sein jugent macht ir frischen mut,
Mit gabe si im gutleich tut,
Silbergurtel, reich gewant
In den zoph ain seiden pant,
Schön geflochten mit der vart.
Si hat in liep vnd zucht in zart:
Lindiu Chöstel, guten Wein,
Sprichet: »Lieber herre mein
Ezt vnd trincht, gehabt euch wol,
wo ir hin seht, da ist ez vol.«

Durch dergleichen Ueberredungen verleitet, nimmt der Junker sich nie einen Ritt vor, denn das Weib weint und hält ihn zurück, es sey niemand da, der ihm seine Habe recht verwalte, er möge um das Reisegeld lieber eine Mühle kaufen. So wird er alt und verlegen und die Ehre schrumpft ein, wie der Lehm unter der Dachrinne; er verzehrt Zeit und verliert die Jahre in einer kinderlosen Ehe. — Die Ursache aber, warum die Jungen an Geradichait verzagen (d. i. die Leibesübungen, Springen, Schirmen, Schießen, Ringen, Laufen, den Stein stoßen, und andere Ritterschaft zu Fuß und zu Roß, vernachlässigen), findet S. in den schändlichen Kleidern:

— — — die verschanten chlait
der man in der welte pligt 2),
da von geradichait verligt,
darein sicht man sich pinden
mit riemen vor vnd hinden
daz si sich regen alz die scheit. —
Wa ainer schymffet 3) sunder neit
mit dem andern, als man tut,
In froiden vnd im gesprochen:
»Hor auf, mir ist zerprochen
Ain nestel all da hinden.« —
Geradichait mus swinden
von der lesterleichen wat 4)
di so schemleichen stat.

Frau Leidvertreib setzt noch eine Ursache des Sittenverderbnisses hinzu: Wer leckere Speisen an den Tafeln der Fürsten zu schmausen gewohnt ist, der kommt nimmer dahin, wohin seine Altvordern, die in Kriegen ihr Blut und Leben sammt dem Gute männlich auf die Wage legten in Frauendienst und aus löblicher Ruhmbegier. Aber der heutige Ritter

— — — liebt daz genesch für ritterschaft,
der fuheffer hat sa grozze craft,
wenn er darnach getrunchen hat,
vnd zu den frawen tanczen gat,
daz er went, er hab den gral
erfohten, als her Parczival.
Der wein der leit im in dem har,
so let er ruffen offenpar
ain stechen an dem anderen tag,
darzu er wol geritten mag
mit zerung sunder mü der glid:
der ernst der hat vor im frid,
im genugt an dem schimphe wol,
darzu so chumpt er als (man) sol
hübsch vnd waidenleich geziert.
Ich wil dich vragen Suchenwirt,
hab ich recht, daz sag du mir?«
»Zartiu fraw; sprach ich zu ir,
Eur muet hat mir gesait
nicht wenn die waren richtichait.«
vrlaub ich von der zarten nam,
Si dankt mir, alz ir tugenden zam.
Hin kert ich vnd waz vnverzait.
Di red di haist Verlegenheit.

---

1) zwey Mal.

2) pflegt.

3) scherzet.

4) Gewand.

In der Rede, welche heißt: »der new rat« Nr. 39, wird der schlechte Geist der damaligen Junker in einem Gespräche zwischen Suchenwirt und einem Klausner, der einst Erzieher eines jungen Fürsten gewesen war, auf ähnliche Weise geschildert. Der Klausner vergleicht die Jugend mit den Vögeln, die man durch drey Dinge zähmen müsse: durch den Vogelbauer, die Schnur, und wenn sie schon frey gehen, dadurch, daß man ihnen die Flügel stutzt. — In einem andern, Nr. 44, daz sind Aristotiles ret, trägt Suchenwirt in einer einfachen schmucklosen Sprache viele treffliche Lehren vor, die zwar an den jungen Alexander gerichtet, aber eigentlich für die jungen Fürsten seiner Zeit geschrieben sind. Am Schlusse tritt diese Beziehung auf seine Zeit deutlich hervor, der Dichter nennt das Jahr 1394, in welchem er diese Rede verfaßt habe, und setzt hinzu: »Hätte ein König diese Räthe gelesen, es wäre ihm bas ergangen, Er wäre nie gefangen« (nämlich König Wenzel, der in diesem Jahre vom Markgrafen Jobst von Mähren gefangen wurde) Der Anfang der Rede stimmt mit der Heidelberger Handſ. Nr. 355 a. »Do aristotiles der weis ꝛc.« (ſ. unten); der Schluß ist hier ganz verschieden.

Zu Suchenwirts Zeit wehte nicht mehr der frische, lebendige Hauch des jugendlichen Rittergeistes, der dem Norden und Süden Europa's hohe Heldenlieder und sanfte Gesänge der Minne entlockte: doch war und blieb die Minne noch fortan in der Sänger geehrtem Andenken, als jene hohe Königin, die das Ritterleben bewegte, zu Thaten anfeuerte, und den Helden mit ihrem Blumenkranze schmückte. Die wahre, reine Minne ist dahin — so klagt Suchenwirt — und mit ihr Stätigkeit und Biedersinn, Treue und Rittersinn: die falsche Minne mit ihrem Gefolge hat Eingang gefunden bey dem entarteten Geschlechte. — Dieß ist die Grundidee mehrerer seiner Gedichte, welche in allegorischer Form einen Schatz von Poesie und Lebensweisheit enthalten. Wir wollen den Inhalt dieser Gedichte kurz andeuten:

Ein red von der minne. (Nr. 3.) Anfang: »Ich ging durch lust an eim tag, in einen wunnichleichen hag ꝛc.« Die Minne klagt über die ehrlosen Leute, die durch Verleumdung reiner Frauen Ruf besudeln, und fordert Rath und Recht von der Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit spricht zu Urtheil:

> In schol chain liepleich plick ansehen
> Von chainer rainen vrawen zart,
> Ir mund der sei gein in verspart
> daz im chain gruz mug werden chunt
> von chainem rosenvarben munt.

»Auch die Stäte (Stätigkeit) bringt ihre Klage an, über die Falschen, die den Frauen Treue schwören, aber nicht halten. Drauf tritt auch der Dichter hinzu und verspricht der Minne, ihr Recht vor der Welt zu vertreten. —

Die schon' abentewr (Nr. 17). »Ich ging durch lust für ainen wald, der stand so wunnichleich gestalt« ꝛc. — Der Dichter kommt zur Wohnung der Frau Ehre und Minne, und wird von ihnen bewirthet. Während des Mahles kommt Frau Abenteuer, welche von der Ehre auf Kundschaft ausgesandt war, und erstattet Bericht: Aller Fürsten Sinn stehe nun auf Krieg, die Rittersitte seye entartet, Tapferkeit verschwunden, Frechheit, List und Trug im Schwunge. Nicht die guten Ritter stehen in der Frauen Gunst, sondern die vor dem Feinde die letzten wären, seyen bey den Frauen die ersten ꝛc. — Die Beschreibungen der Wohnung der Frauen, der Falkenjagd, der kleinen Frau Abenteuer,

die aus einem Ringe, den die Ehre trägt, hervorkommt, und dergleichen sind ausgezeichnet.

Di (red) haist der widertail (Nr. 22). Anfang: »Sich fuegt eins tags so daz ich in hohem muet vräut mich etc.« Der Dichter belauscht zwey Frauen unter einem Baume, die eine im blauen Gewande, ist die Stätigkeit, die andere trägt ein gemengtes (buntes) Kleid. Sie sprechen von ihren Geliebten: die Gemengte hat einen Buhlen, der verleumdet, schwelgt, treulos und leichtsinnig ist, feig, nie in einem Turniere ehrlich kämpfet und in der Schlacht in der hintersten Schaar reitet. — Der Geliebte der Stätigkeit ehrt um einer guten Frauen willen, alle so auf Erden leben; kein Wort geht aus seinem Munde, er habe denn im Herzen eher den Rath genommen, ob es der Ehre zieme. Wie herrlich prangt er im Turnier! »Geziert, daß ihn ein Engel mit Freuden sähe, kommt er auf die Bahn, sein Roß besitzt er mit Gewalt, der Minne Zeichen führt der Reiche auf Helm und Schild, er flieht vor den Besten nicht und führt sein Speer ritterlich; die Schönen erkennen ihm den Preis: darob bin ich hochgemuth.« Die Bunte ist Frau Venus, welche sich vermummt und verstellt hatte, um die Stätigkeit zu prüfen: sie wird endlich erkannt und beyde umarmen sich. —

Von der Mynn' slaff (Nr. 25). — »Ey waffen ymmer waffen, vraw mynn di hat geslaffen mer wann zehen ganzew iar etc.« — Die Minne ist durch den Genuß einer Wurzel in zehnjährigen Schlaf verfallen: als sie erwacht, findet sie die Sitten der Ritter ganz verändert. Man führt ihr einen Ritter vor:

»Die Mynne sach in lachent an,
der churtzen waete 1) sei verdroz·
Seyt willechomen, her hindenploz,
lat ir ew also schawen
vor mynechleichen frawen?
Hinden plos vnd vor verschamt 2)
Zwer 3) daz ziert nicht rittersampt,
Ein edel hercz sich schamen soll,
Scham ziert alle tugende wol.
Ich han zu lang geslaffen:
mein diener di sind affen
worden, daz sey got gechlait.«
den ritter si mit zorn iait 4)
aus dem garten. — —

Die Minne beschließt, ein Turnier ausrufen zu lassen, nach alter Sitte: »da sollen hundert Ritter und hundert Knechte auf der Bahn sich einfinden, und nach ritterlichem Rechte mit pengel und Schwert kämpfen; zwey hundert Frauen, gekleidet in grünem Sammt mit Gold und Hermel, die sollen den freudenreichen Lohn geben. Welcher Ritter da das Beste thut, dem gibt die schönste Frau einen blühenden Kranz von rothen Rosen: dem besten Knecht aber ein grünes Schapel [5]).« — Die Minne sendet auf den Vorschlag der Frau Ehre nach Suchenwirt, dem der Unterschied der Wappen mit Namen wohl bekannt sey: sie klagt ihm, daß auch in Oesterreich der Turnay in Abnahme gekommen sey. Sie sagt:

---

1) Kurzes Gewand.

2) Unverschämt, schamlos.

3) Fürwahr.

4) Jagt.

5) Ein Schapel ist wohl hier nichts anders als ein Beutel oder Kästchen (von Schaff, worüber man bey Wachter nachsehe); und so erklären sich diese Stelle, und ein Bild im bekannten Freidalschen Turnierbuche, wo eine solche Preisvertheilung eben mit Rosenkränzen und bunten Säckeln dargestellt ist — gegenseitig auf eine höchst überraschende Weise. Man sehe die Beschreibung dieses Bildes in meinem Aufsatze über Freidal in Hormayrs und Mednyansky's Histor. Taschenbuch vom Jahre 1820.

— — »Ich han gelesen
In meinem puech es sey gewesen
In Oesterreich vir Martschen
geturnirt sunder tartschen,
alle iar, dez waz nicht rat,
ze Wienn vnd zu der newnstat,
ze Egenberch, ze Steyre;
di halden nu di veyre ꝛc.

Ein Gedicht, wovon in der Handschrift der Anfang fehlt, handelt von der Minne, wie sie vor den Richterstuhl der Stätigkeit und Gerechtigkeit kommt. — Der Dichter befindet sich in einer reizenden Landschaft, in welcher er einen kleinen Pfad findet, der zu einer Wildniß führt, dessen Gebirge bis an die Wolken reicht. Aus einem hohlen Berge kommt ein Zwerg, von diesem erfährt er, daß in der Nähe zwey Frauen Gericht halten, sie heißen Frau Stäte und Frau Gerechtigkeit. Durch Dickicht und Dornbusch dringt er auf einen wonniglichen Plan. Ein Zelt stand am Anger, das gab lichten Schein, wie der Engel Paradies, das Dach von saphirblauem Sammt, darauf mit Gold gestickte Baumäste, Vögel, mit Smaragden und Amethysten, Perlen und Rubinen besetzt. Das leuchtete im Glanz der Sonne. In dem Gezelt war ein Stuhl von Helfenbein, meisterlich geschnitten, und darauf wilde Thiere und goldene Lilien angebracht. Hier saßen die Frauen mit goldlockigem Haar unter einem dünnen Schleyer, sie trugen goldne Kronen mit Edelsteinen. Ihr Antlitz war wie Lilien und Rosen, ihr Mund roth, die schlanken Leiber umflossen weißseidene, mit klarem Golde bestreute Gewänder. Da erscheint Frau Minne, mit ihr ein langes Gefolge von jungen Frauen, klagend und weinend. Die Minne spricht:

»Wo ich mich hin mit trewen hab',
da vind ich nur vntrewe
davon ich iamers rewe,
mein hercz erchrachet sere.
wo ich ellenden chere
do pin ich vnbehauset.
Ich wän dem tot, dem grauset
ab mir, daz er mein nicht enwil.

Die Gerechtigkeit räth der Minne, sich nicht an solche, »die außen Honig vnd innen Galle sind,« zu kehren, sondern an züchtige tugendliche Männer. — Der Dichter, der hinter seinem Baume erblickt wird, vertheidigt zum Schlusse die Frau Minne, und eifert gegen die Falschen und Treulosen seiner Zeit, worauf die Maaße (Mäßigkeit) und Scham den Schuldigen verschiedene Strafen aussprechen.

III. Geistliche Gedichte.

Unsere Handschrift enthält folgende vier von Suchenwirt, dessen Name in den Schlußversen jedem beygefügt ist.

1. Daz sind di tzehen gepot (Nr. 28). Anfang: »Ach tumbe welt nu volge mir | mit ganzen trewen rat ich dir ꝛc.« — Schluß: »Maria maget hilf vns dar | zu Got der dich hat auzerchorn | So sey wir selichleich geporn.« — Es ist eine Auslegung der zehn Gebote Gottes mit eingemischten Sittenschilderungen.

2. Daz sint di syben todsind (Nr. 35). Anfang: »In gotes namen heb ich an | dem Himel vnd erd' ist undertan ꝛc.« Die Sünden werden einzeln durchgeführt, und ihre Schändlichkeit dargestellt. — Schluß: »So wirt zu iungest euch berait | die ewig freud mit sälichait.«

3. Di siben frewd Mariä (Nr. 36), nach der goldenen Schmidte des Konrad von Würzburg, dessen Gedicht am Eingang erwähnt ist, so wie Konrad in dem seinigen wieder den Gotfried von Straßburg als Vorgänger anführt (vergl. den Grundriß zur altdeutschen Poesie S. 449 ff.). Nach dem Lobe der heiligen Jungfrau erzählt er ihre Geschichte, und theilt sie nach den sieben Freuden ein, welche sind: Christi Geburt, die Anbetung der Weisen, die

Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Verbreitung des Glaubens, Mariä Himmelfahrt. Sie wird von den neun Chören der Engel zu Gottes Thron getragen. Durch das ganze Werk sind häufige Stellen aus Kirchenvätern und Andern angeführt, weßhalb der redliche Suchenwirt am Schlusse sagt: »die heilig Schrift sey ihm zwar unbekannt, und er verstehe nicht Latein, aber mancher Priester sey ihm zu Hülfe gekommen, und habe ihn aus bewährten Büchern darüber belehrt.

Anfang: Gotleicher weisheit fundament
dein gruntloz tief wirt nicht vollent
auf endes zil von meiner chunst.
Schluß: Ich wünsch daz es ir wol behag
di vnser sind vertilgen mag
als in genaden wol an stat:
do mit di red ein ende hat.

4. Di red von dem jüngsten Gericht (Nr. 37). Anfang: »Got herr du pist der chlar vrsprinkch | der gar mit weisshait alle dinkch | durchfeuchtet mit der suezzichait« ꝛc. Schluß: »dein Prief halt stet vnd deine Wort | daz macht dich saelig hie und dort.« — Dasselbe Gedicht ist auch in einer Heidelberger Handschrift (Cod. n. 395 ehemals im Vatikan) s. unten.

IV. Reimkünste.

Suchenwirt gibt der ersten dieser künstlichen Reden den Namen: der froind Sin (Nr. 40); sie besteht darin, daß zwey sich entsprechende Endreime immer von demselben Wort gebildet werden, nur in umgekehrter Stellung; z. B. hat der erste Vers Chor, so muß der entsprechende roch haben. Die Rede ist übrigens ohne eigentlichen inneren Zusammenhang geschrieben.

Anfang: Ich suecht gedicht in sinnes chor,
Und sprach: got mir geluckch geb,
Mich daucht ich trüg der frewden roch,
do ich chom auf der chunste beg ꝛc.

Die zweyte nennt er Equivocum (Nr. 41). Hier sind die reimenden Worte ganz gleichlautend, aber von verschiedenem Sinne. Anfang:

Heylich geist sterkch mein gemüt,
mich hat mein torhait vil gemüt,
davon ich trag der sunden last,
Ich pitt dich daz du mich nicht last ꝛc.

Ein Bruchstück eines scherzhaften Gedichtes findet sich in unserer Handschrift hinter der Rede von Ellerbach, unter Nr. 5, und heißt: Ein red von hubscher lug. Anfang:

In einem winter daz geschach,
daz man die rosen prechen sach
Auf einem chalten eyse ꝛc.

und in diesem Tone geht es die Seite herab fort, darauf fehlen einige Blätter.

Anhang.

Ueber den Dichter, seine Werke und deren Handschriften.

Da es uns an allen äußeren Angaben über Suchenwirt fehlt, so müssen die wenigen Nachrichten aus den Gedichten gesammelt werden. Aus diesen tritt uns das freundliche Bild eines gemüthvollen, klugen, von Hohen und Niedern seiner Zeit geehrten, frommen, deutschen Biedermannes entgegen. Alle Falten seines Herzens schließen sich auf, furchtlos

aber bescheiden lehrt er, lobt was zu loben, und tadelt was zu tadeln ist, und wir können ihm kein ehrenvolleres Zeugniß geben, als das, was ein Zeitgenosse, dessen Namen wir aber nicht kennen, in einem Minneliede einer Heidelberger Handschrift [1]), zum Theil mit Suchenwirts eigenen Worten, wahr und treffend ausgesprochen:

»Dazu gehört der Suchenwirt
der dich mit red als nahe schirt,
man möcht es griffen mit der
hand.
Er ist in mangem Land erkannd,
des sag ich euch mit einem wort,
er ist der best den ich gehort,
von Got vnd von den wapen [2]),
da treibt er keine grappen,
er fachts mit geblumten worten an,
daz ich laider nit enkan.«

Ein so ausgezeichneter Meister durfte ungescheut von sich selbst und seinem Berufe dem ihn befragenden Klausner (in dem Gedichte: der New Rat Nr. 39) antworten:

»Ich haizz der Suechenwirt,
der dikg mit red so nahen schirt
man mocht es greifen mit der hand.«
Er sprach: »dein nam ist mir erkand,
du retzt (räthst) den herren zucht und er
vnd geist in manige weise ler
vnd straffest si mit beschaidenheit.«

Daß Suchenwirt kein gewöhnlicher Harfner oder Bänkelsänger gewesen, wie es deren damals so viele gab, scheinen mehrere Stellen anzudeuten: er begleitete 1377 den Herzog Albrecht auf seinem Ritterzuge nach Preussen, den er, wie er selbst sagt, als Augenzeuge beschreibt: eine andere Stelle läßt vermuthen, er habe an des Herzogs Hofe gelebt (die Minne sagt nämlich von ihm [im Gedicht Nr. 25]: »den vindet man in osterreich bei dem Fursten tugentleich.«) und dort vielleicht einen Hofdienst als Wappenkönig oder Herold bekleidet: weil ihm, wie die Frau Minne hinzusetzt, »der Underschied der Wapen mit namen wol bekannt,« und wie dieß selbst die mit allen heraldischen Kunstwörtern ausgestatteten Wappenbeschreibungen anzudeuten scheinen. In einer Urkunde in Fischers Brevis Noticia Urbis Vindobonensis (P. I. p. 117) und daraus bey Geusau erscheint ein Peter der Suchenwirt (ohne Zweifel kein anderer als unser Dichter) als Besitzer eines Hauses am Hofe, an der Stelle des heutigen Kriegsgebäudes, welches ihm aber Herzog Albrecht vor 1386 abgekauft haben muß, da er dasselbe sammt dem Münzhofe und der Kapelle darin, nebst noch sieben andern namentlich aufgeführten Nachbarshäusern den Karmeliten zum Bau eines Klosters und einer Kirche übergab. In der darüber ausgefertigten Urkunde heißt es nämlich: — — »und geben in auch mit Kraft dieß Briefs die nach geschrieben »Hauser, des ersten Hanns des Pauleins Haus, darnach Peters des »Suchenwirt Haus, Lienhard Maler Haus, Dietrichs des Schu»sters Haus ꝛc. ꝛc. — die all um das Kloster gelegen sind, und etleich auf »den Hof stössent« ꝛc. — Die Urkunde ist vom Jahre 1386. Mit dem Herzoge von Oesterreich muß Suchenwirt manchmal Unterredungen gehabt haben: denn dieser gab ihm einst Auskunft, daß die Lehren des Aristoteles in Secreto secretorum geschrieben stehen, worauf Suchenwirt die Rede verfaßte. Die Stelle am Schlusse heißt:

---

1) Vergl. Fr. Adelungs Nachrichten von altdeutschen Gedichten in Rom, II. 216.

2) Hinweisung auf seine geistlichen Gedichte und die Leben der Helden (wobey die Wappenbeschreibung).

»Er (der Fürst) sagt mir, es stund geschrieben
in secret secretorum
in der epistel beliben
der fursten ordenung ze frum,
die red hab ich nicht schon gezieret
mit wol geblumten worten,
des gen ich peter suchenwirt
durch swacher chunste pforten.«

Mit dem gesammten Adel seiner Zeit stand Suchenwirt in vertrauter Bekanntschaft. Wie hätte er sonst seine Heldengeschichten mit der Ausführlichkeit, mit der genauen Angabe der Orte, auch entfernter Länder, und meist auch in chronologisch richtiger Ordnung verfassen können, hätte er diese Angaben nicht aus dem Munde der Edlen oder ihrer nächsten Freunde vernommen? Denn schwerlich ist hier an schriftliche Mittheilung von Thatsachen zu denken, die für die Geschichte noch zu nahe lagen. Er hielt sich übrigens nicht immer an einem Orte auf, sondern ritt nach Weise der fahrenden Sänger in den Landen umher, und besuchte die Höfe der Fürsten und die Burgen der Edlen, welche den Weitbekannten gewiß mit Freuden aufnahmen, um seine weisen Reden oder Gesänge zu hören. Er selbst sagt: »Ich rait eins Tages nach meiner nar (Nahrung), als ich noch suech durch daz iar di piderben herren manniguält (im Neuen Rat Nr. 39): und in der Rede von dem Pfenning Nr. 24: »Ich rait allein in fremdew lant, daz ich den edlen Fürsten wurd bechant, durch noturft meinez leibs nar, nam ich der piderben herrn war.« — Suchenwirt war ohne gelehrte Bildung, er verstand kein Latein, und kannte die Bibel wenig, worüber er sein großes Bedauern äußert, sondern er ließ sich die Beweisstellen zu seiner geistlichen Rede von den sieben Freuden Mariä, von Priestern in bewährten Büchern aufsuchen, wofür er ihnen am Schlusse des Gedichtes öffentlich dankt. — Weder sein Alter noch sein Todesjahr sind uns bekannt: wahrscheinlich starb er in hohem Alter, weil er seinen Freund, den Teichner, der sehr bejahrt starb, noch überlebte. — Herzog Albrechts Ritterfahrt ist um 1377 gedichtet, die Rede von den zwey Päpsten 1378, von den fünf Fürsten 1386, von der Fürsten Krieg mit des Reiches Städten 1387, und die Räthe des Aristoteles 1394.

Von Suchenwirt war bisher wenig mehr als der Name und die Ueberschriften einiger Gedichte bekannt. Außer den fünf und vierzig Gedichten der schätzbaren Sinzendorf'schen Handschrift gibt es noch einige Gedichte Suchenwirts, die hier fehlen:

1. Das Gedicht von den fünf Fürsten ist uns in einer Gothaischen Handschrift und zwey Abschriften erhalten, wovon eine auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien, die andere, von Gotschebs Hand, zu Dresden liegt. Es handelt von »dem von Mailan, von Markgraf Sigmund, von Karln, den Herzogen Wilhelm und Leopold von Oesterreich,« und beginnt: »Ir chünig ir fursten nu secht auf;« weiter unten: »Her Bernabo der listig man der wart mit ungemache gevangen von sein eigen Plut, davon er mußt verderben.« — Schluß: »daz chlag ich peter Suchenwirt mit trewen in dem Herzen.« — Gedichtet im Jahre 1386.

2. Von der Lieben und von der Schönen wie sie kriegten mit einander. Anfang: »der clugen spruch ain anefangk, der herren rais ist mir zelanngk, ich mus mich vnderwinden rc.« Die Liebe und Schöne treffen sich an einem Brunnen, und streiten um den Vorrang, zuerst zu trinken; jede macht ihre Vorzüge geltend, endlich entscheidet die Minne zum Vortheile der Lieben. Schluß: »Lieb ist das liebste Wingerlein, damit alle trewe vermählt wird: also spricht der Suchenwirt. Amen.« (In einer Heidelberger Handschrift, s. Adelung II. 248.)

3. Ein Lobspruch auf die Liebe, in Gotschebs Abschrift zu Dresden. Da keine Proben gegeben sind, ist nicht zu bestimmen, ob es mit einem der Gedichte in unserer Handschrift zusammentreffe.

4. Der Minne Gericht, und 5. der Ehre Gericht zwischen der Gerechtigkeit und Minne, und gewinnt die Minne das Recht, beyde von Suchenwirt, scheinen von den unsrigen ähnlichen Inhalts verschieden (sie sind zu Heidelberg, s. Adelung II. 313, 316).

6. Ein Gedicht: von dem Würfelspiel, von Suchenwirt, kenne ich nur aus dem Inhaltsverzeichnisse einer nun wahrscheinlich verlorenen Handschrift, von welcher gleich mehr gesagt werden soll.

Was nun die noch übrigen Handschriften mit Suchenwirts Gedichten betrifft, so wären bey einer möglichst vollständigen Ausgabe zu benutzen: a) die oben angezogenen Heidelberger (Vatik. Nr. 4, 314, 393, und außer diesen 355 a mit den Lehren des Aristoteles, und 395 mit dem jüngsten Gericht). — b) Die Gotschedschen Abschriften zu Dresden. c) Die Gotha'ische Handschrift mit dem Gedicht von den fünf Fürsten. d) Eine Wiener Handschrift der k. k. Hofbibliothek, sie ist auf Papier in 4to und enthält Abschriften, die im siebenzehnten Jahrhundert genommen scheinen; nebst mehreren anderer Meister hat sie von Suchenwirt die in meiner Inhaltsanzeige unter den Zahlen 32, 33, 45, 38, 43, 31, 5, 30, 42 aufgeführten Stücke, und das Gedicht von fünf Fürsten. Eine flüchtige Durchsicht läßt diese Abschriften mit den entsprechenden Stücken in der Sinzendorfischen Handschrift beynahe durchgehends gleichlautend vermuthen. Diese Wiener Handschrift ist übrigens, wie am Schlusse angezeigt ist, Abschrift von einer im Jahre 1402 (also wohl dem Dichter gleichzeitig) geschriebenen Urschrift, welche außer den neun Gedichten auch die übrigen Suchenwirt'schen nebst seinen zwanzig Heldengeschichten und vielen Gedichten anderer Meister enthielt, aber nun leider verloren gegangen scheint. — e) Eine Handschrift endlich, die mir auf meiner Herbstreise 1820 in dem Benediktiner-Stifte Seitenstetten in Oesterreich gezeigt wurde (Cod. ms. CCLXXXVI.). Sie kommt der Sinzendorf'schen an Alter ungefähr gleich, enthält aber nur zwey Gedichte, nämlich eines mit der Ueberschrift: daz ist der vrawn lob, (Anfang; »waz hoher wird vnd ere Got hat gelait an raine weib«), von einem ungenannten Dichter, und das Leben Kreuzbeks, dessen flüchtige Vergleichung mit dem in unserer Handschrift befindlichen nur einzelne Worte als Varianten zeigt. Es hat die Ueberschrift: »daz ist dez Chreuzpechen leben, und beginnt wie das unsrige: »Ich chlag den wolgemuten, den piderben und den guten rc.« Doch sind die Eigennamen oft von den unsrigen verschieden, z. B. porm statt prun; zu dem alten pabst (!) statt alten past (alto pascio) rc.

4*

Intelligenz-Nachrichten der Verlagshandlung.

Bücheranzeigen.

Anzeige an das gelehrte Publikum.

Im dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben fertig geworden:

Initia Philosophiae ac Theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli Diadochi et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Fridericus Creuzer.

Die Erscheinung des ersten und zweyten Bandes, des von Herrn Cousin in Paris veranstalteten Abdrucks eines Theils von Proclus Comment. in Platon. Alcib. I. hat mich veranlaßt, einstweilen die eben beendigte erste Abtheilung des ersten Bandes der hier oben genannten und schon früher von mir angekündigten vollständigern Ausgabe des Proclus, und zwar verbunden mit einem ähnlichen Werke des Olympiodor, ins Publikum zu bringen, um dasselbe nicht allein von der eifrigen Fortsetzung des Druckes, sondern auch von dem zu überzeugen, was von dieser Ausgabe zu erwarten ist. — Es ist dieselbe in allen Buchhandlungen um 2 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. Rhein. zu haben, wo auch zugleich eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben wird, welche das gelehrte Publikum durch die derselben beygefügte Vorrede des Verfassers näher über dasselbe unterrichtet. Uebrigens ist die Vollendung des ganzen Proclus bis Ende Januar des nächsten Jahres um so gewisser zu versprechen, da schon jetzt weit mehr davon abgedruckt ist, als die Ausgabe des Herrn Cousin enthält.

Frankfurt am Main im Dezember 1820.

H. L. Brönner.

Bey Gebauer in Halle ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae etc. recensuit C. G. *Schütz*. Tom. IV. Scholia graeca. 8. maj. 2 Rthlr. 6 gr.

Tieftrunk, J. H., das Weltall nach menschlicher Ansicht. Erste Abtheilung. gr. 8. 1 Rthlr.

L. Annaei Senecae tragoediae, penitus excussis membran. Florentin. adhibitisque Codicibus Mss. Ultraject., editione principe Caroli *Fernandi*, et aliis spectatae

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Bücheranzeigen.

Anzeige an das gelehrte Publikum.

Im dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben fertig geworden:

Initia Philosophiae ac Theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli Diadochi et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Fridericus Creuzer.

Die Erscheinung des ersten und zweyten Bandes, des von Herrn Cousin in Paris veranstalteten Abdrucks eines Theils von Proclus Comment. in Platon. Alcib. I. hat mich veranlaßt, einstweilen die eben beendigte erste Abtheilung des ersten Bandes der hier oben genannten und schon früher von mir angekündigten vollständigern Ausgabe des Proclus, und zwar verbunden mit einem ähnlichen Werke des Olympiodor, ins Publikum zu bringen, um dasselbe nicht allein von der eifrigen Fortsetzung des Druckes, sondern auch von dem zu überzeugen, was von dieser Ausgabe zu erwarten ist. — Es ist dieselbe in allen Buchhandlungen um 2 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. Rhein. zu haben, wo auch zugleich eine besondere Anzeige über dieses Werk ausgegeben wird, welche das gelehrte Publikum durch die derselben beygefügte Vorrede des Verfassers näher über dasselbe unterrichtet. Uebrigens ist die Vollendung des ganzen Proclus bis Ende Januar des nächsten Jahres um so gewisser zu versprechen, da schon jetzt weit mehr davon abgedruckt ist, als die Ausgabe des Herrn Cousin enthält.

Frankfurt am Main im December 1820.

H. L. Brönner.

Bey Gebauer in Halle ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschyli Tragoediae etc. recensuit C. G. *Schütz*. Tom. IV. Scholia graeca. 8. maj. 2 Rthlr. 6 gr.

Tieftrunk, J. H., das Weltall nach menschlicher Ansicht. Erste Abtheilung. gr. 8. 1 Rthlr.

L. Annaei Senecae tragoediae, penitus excussis membran. Florentin. adhibitisque Codicibus Mss. Ultraject., editione principe Caroli *Fernandi*, et aliis spectatae

Pränumerations-Anzeige.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochliz sämmtlichen Schriften. Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben, sechs Bände in gr. 8. Mit dem sehr wohl getroffenen und vortrefflich gearbeiteten Bildnisse des Verfassers.

Allen gebildeten Lesern, insbesondere aber den Freunden und Verehrern des Herrn Hofräth Rochliz, wird die Nachricht von der Erscheinung des oben genannten Werks gewiß sehr willkommen seyn, von welchem die erste Lieferung in drey Bänden zur Leipziger Jubilate-Messe dieses Jahres, und zwar in drey verschiedenen Ausgaben, und die zweyte, ebenfalls aus drey Bänden bestehende Lieferung, binnen Jahresfrist ganz gewiß erscheinen soll.

Sämmtliche drey verschiedene Ausgaben sind geschmackvoll und korrekt auf schönem Papier gedruckt, das Ganze gibt ungefähr 134 bis 140 Bogen in gr. 8.

Eine ausführlichere Anzeige dieses Werks von dem Herrn Verfasser selbst wird in allen Buchhandlungen ausgegeben, es kann dieselbe auch zugleich als Probe des Drucks und des Papiers der mittlern Ausgabe dienen; indem ich mich auf jene Anzeige beziehe, will ich hier also nur folgendes anführen:

Die Ausgabe auf bestes Baseler Velinpapier geglättet und geheftet kostet 18 Thlr., gegen Vorausbezahlung aber nur 13 Thlr. 12 gr., wovon 8 Rthlr. 12 gr. zu Ostern dieses, und 5 Thlr. zu Ostern künftigen Jahres entrichtet werden.

Die Ausgabe auf ganz feines französisches Druckpapier kostet im Ladenpreise 12 Thlr., gegen Vorausbezahlung 9 Thlr., nämlich 6 Thlr. zu Ostern dieses, und 3 Thlr. zu Ostern künftigen Jahres.

Die Ausgabe auf gewöhnliches Druckpapier kostet 9 Thlr., oder gegen Vorausbezahlung 7 Thlr. in zwey Terminen, als 5 Thlr. zu Ostern 1821, und 2 Thlr. zu Ostern 1822.

Ich ersuche alle Beförderer des Guten und Schönen um thätige Unterstützung bey diesem Unternehmen, und werde meinerseits nichts unterlassen, um das Aeußere des Werks dem innern Werthe desselben angemessen einzurichten.

Privat-Personen, welche die Güte haben wollen, Pränumeranten zu sammeln, und sich deßhalb an mich wenden, sollen auf eine angemessene Art entschädiget werden.

Züllichau und Freistadt im Jänner 1821.

Darnmannsche Buchhandlung.

Herr Hofrath Tabor, zu Aschaffenburg, hat ein vollständiges »Handbuch der Gasbeleuchtungskunst« bearbeitet, welches gleich nach Ostern in unserem Verlage erscheinen wird. Dabey ist das neuerlich in England herausgekommene Werk von Peckston, »theory and practice of gaslighting« so vollständig benützt worden, daß eine besondere Uebersetzung desselben überflüssig wird. Dieses, um Collisionen zu vermeiden, zur Nachricht.

Andräische Buchhandlung
in Frankfurt a. M.

Eine kurze Inhaltsanzeige wird die Gränzen und die Anordnung dieses umfassenden Werkes am besten bezeichnen:

Erster Theil. Erste Abtheilung: Von der magnetischen Kraft und den ihr verwandten Kräften. Von der magischen Kraft des Menschen im Allgemeinen. — Von der magischen Wirkungsweise. — Von den Wirkungen der magischen Kraft auf die verschiedenen Naturreiche. — Von der Heilanwendung der magischen Kraft unter der jetzt gebräuchlichen Form. — Von dem Verhältnisse der magnetischen Heilkraft zu den Arzneymitteln. — Vergleich der magnetischen Kraft mit der Wunderkraft. — Vergleich der magnetischen Wirkungen mit kirchlichen Ceremonien und heiligen Gebräuchen. Zweyte Abtheilung: Vom Somnambulismus und Hellsehen. — Erste Unterabtheilung. Von dem Somnambulismus und Hellsehen als Folge magnetischer Einwirkung. — Von der verschiedenen Art, wie die Seele zu Vorstellungen gelangt. — Von der verschiedenen Sinnesthätigkeit im Schlafwachen. — Von den veränderten Zeitverhältnissen im Schlafwachen. — Von dem veränderten Ausdruck der Sprache im Schlafwachen. — Von der Sympathie der Schlafwachenden mit ihrem Magnetiseur. — Von der erhöhten religiösen Gesinnung mancher Schlafwachenden und dem von ihnen behaupteten Umgange mit der Geisterwelt. — Zweyte Unterabtheilung. Von dem spontanen Somnambulismus und Hellsehen. — Hellsehen im Traume. — Hellsehen in Krankheiten. — Hellsehen in der Nähe des Todes. — Hellsehen in der Contemplation. — Hellsehen der Propheten.

Zweyter, historischer Theil. Israeliten. — Indier. — Griechen und Römer. — Nordische Völker. — Christenthum.

Neues Journal für Chemie und Physik, in Verbindung mit mehreren Gelehrten, herausgegeben von Schweigger und Meinecke. Neue Reihe 1821. Erstes Heft, mit 3 Kupfern, Nürnberg bey Schrag.

Inhalt. Vorwort zur neuen Reihe dieses Journals. — Elektromagnetische Versuche von Schweigger, Buch und Reef, und von Beckmann. — Berzelius über die schwefel- und seleninnhaltigen Blaustoffverbindungen. — Giese, über blausäurehaltige Flüssigkeiten. — Pharmaceutische und technische Beobachtungen von Trautwein. — Brandes, über das Eisenblau von Hillentrupp. — Embke's neue Lampe und Druckpumpe. — Hermbstädt über Metallegirung durch Kalium. — Berzelius über die elektromagnetische Polarität. — Hermbstädt über Selenium, Kobalt und Analyse des Schießpulvers. — Wurzer, über das Appre. — Bemerkungen von Brandes. — Aus einem Briefe des Dr. Palmstedt. — Nachrichten aus England. — Vermischte Notizen.

Dieß erste Heft wird anfangs Februar ausgegeben, und so soll fernerhin jedes Monatsheft regelmäßig erscheinen. Dieses Journal, das nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in praktischer Hinsicht, und überhaupt für jeden Gebildeten, den die neuern raschen Fortschritte der Chemie und Physik interessiren, wichtig ist, fängt mit diesem Jahr eine neue Reihe an, worauf wir hierdurch das Publikum aufmerksam machen. Die Carl Gerold'sche Buchhandlung nimmt Bestellung darauf an. Der Jahrgang in 12 Heften kostet 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

P. F. A. Nitsch, neues mythologisches Wörterbuch, für Künstler, studierende Jünglinge und jeden Gebildeten überhaupt. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage, von Fr. Gotth. Klopfer. Zweyte Lieferung von 37 Bogen, enthaltend die Buchstaben B. bis J. Subscriptions-Preise auf Schreibpapier 2 Rthlr. 16 gr., auf weiß Druckpapier 2 Rthl. 8 gr., auf gewöhnlichem Druckpapier 1 Rthlr. 20 gr.

Mit dieser Lieferung ist nun der erste Band dieses Werkes vollendet. Der zweyte wird zur Ostermesse dieses Jahrs erfolgen, und dann ein Werk beendigt seyn, was die durch das Fehlen der vorigen Auflage entstandene Lücke in der Literatur ehrenvoll ausfüllen wird. Um dem vielfach geäußerten Wunsch zu begegnen, will ich bis zur Erscheinung des zweyten Bandes noch den so billigen Subscriptions-Preis für diesen Band gelten lassen. Er kostet darin auf Schreibpapier 4 Rthlr. 16 gr., auf weißem Druckpapier 4 Rthlr. — und auf gewöhnlichem 3 Rthlr. 4 gr. Späterhin ist es mir aber unmöglich, diesen so ungemein wohlfeilen Preis fortbestehen zu lassen. Sollten Schulmänner sich für dieses Werk verwenden wollen, und bis Ostern d. J. eine Anzahl von 6 Exemplaren bey mir bestellen, so verspreche ich Ihnen ein Freyexemplar.

Leipzig, im Januar 1821.

Friedrich Fleischer.

Der Unterzeichnete hat eine Anzahl von Exemplarien der Werke des Tacitus, deutsch und mit Abhandlungen und Anmerkungen von K. L. von Woltmann, 6 Theile. gr. 8. zu einem geringern Preise an sich gebracht, und kann daher den bisherigen Preis von 10 Thlr. auf 6 Thlr. herabsetzen, wofür es vom neuen Jahr 1821 ab, bis zur Erschöpfung des gegenwärtigen Vorraths durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Berlin im Dezember 1820.

G. Reimer.

Ludwig Tieck's sämmtliche Gedichte. Zwey Bände. In vier verschiedenen Ausgaben; in Oktav mit schönen deutschen Lettern.

Unterzeichneter beeilt sich, alle Freunde deutscher Literatur auf das nahe Erscheinen vorgenannten deutschen Nationalwerks aufmerksam zu machen, das in einem, seines klassischen Gehaltes würdigen Gewande nächste Ostermesse, in seinem Verlage, die Presse verläßt.

Den vielfältigen dringenden Bitten seiner zahlreichen Verehrer nachgebend, hat Tieck, der Treffliche, sich endlich entschlossen, seine hie und da in seinen größern Werken, so wie auch zum Theil in längst vergriffenen Almanachen und Zeitschriften zerstreuten lyrischen Dichtungen in einen blüthenreichen Kranz zu einen, der allen Freunden wahrer Poesie eine um so erfreulichere Frühlingsgabe seyn muß, da derselbe mindestens zum dritten Theil aus seinen neuern noch nirgends abgedruckten Gedichten bestehen wird. — Es hieße »Eulen nach Athen tragen,« wollte man hier noch besonders auf den Werth des Angekündigten aufmerksam machen; Tieck's Schriften haben zu allgewaltig auf Kritik und deutsche Dichtkunst eingewirkt, als daß es hier noch der Erinnerung an die Verdienste dieses anerkannt größten deutschen Romantikers bedürfte. Wer des Besitzes seiner größern Werke

sich freut, und welcher Deutsche sollte das nicht? wird sicher dem neuen Zuwachse im Voraus verlangend entgegen sehen, und wer sie entbehrt, in ihm einigen Ersatz — und zugleich vollwichtigen Trost über den jetzigen allgemeinen Verfall wahrer Poesie finden.

Namentlich wird diese inhaltschwere Sammlung deutschen Komponisten ein langentbehrter reicher Quell für Melodie und sinnige Schöpfungen im Reich der Töne werden können.

Auf weißem Druckpapier 3 Thlr., auf feinem Postpap. 3 Thlr. 12 gr., auf schönem Velinpap. 4 Thlr. 12 gr., auf geglättetem Velinpap., größeres Format, 6 Thlr.

Dresden am 20. Februar 1821.

J. G. Hilscher.

Schacht, Th., aus und über Ottokar's von Horneck Reimchronik, oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Zur Geschichte, Literatur und Anschauung des öffentlichen Lebens der Deutschen im dreyzehnten Jahrhundert. gr. 8. Mainz bey Fl. Kupferberg, 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthr. 12 gr.

Schon mehrmals ist durch echte Kenner der Geschichte und Literatur auf die Trefflichkeit der großen altdeutschen, besonders für Oesterreich wichtigen, Chronik Horneck's aufmerksam gemacht, und wiederholt der Wunsch einer zeitgemäßen Bearbeitung derselben geäußert worden. Es läßt sich mit Zuversicht hoffen, daß oben benanntes Werk eben sowohl zur gehörigen Würdigung des alten ehrwürdigen und doch heitern Historikers, der wohl mit Recht der Vater deutscher Geschichtschreibung zu nennen ist, als auch durch die Art der Uebersetzung seiner lebhaft erzählten Geschichten und oft als Augenzeuge entworfenen Schilderungen zur nähern Beleuchtung der Vorzeit beytragen werde. Daß übrigens in dieser Bearbeitung zugleich die Absicht vorwaltet, durch den neu belebten Geist alter Chroniken die vaterländische Geschichtschreibung immer mehr auf eine volksthümliche Bahn zu leiten, wird gewiß keinem achtsamen Leser entgehen.

Anzeige.

Von altdeutscher Baukunst, durch C. L. Stieglitz. Mit einem Titelkupfer und 34 Kupfertafeln in Folio. Leipzig, bey Gerhard Fleischer, 1820. Preis 20 Rthlr.

Die Uebersicht gibt den Plan des Ganzen, welches durch drey Abschnitte sich verbreitet. Der erste Abschnitt, in welchem die Baukunst der frühern Zeiten von ihrem Verfall in den letzten Jahren des römischen Reiches an bis zur Kunst der Byzantiner in Betracht kommt, dient zur Einleitung. Der zweyte und dritte Abschnitt sind der Bildung der Baukunst in Deutschland gewidmet, wobey drey Zeiträume angenommen sind, von Karl dem Großen bis in das zehnte Jahrhundert, vom eilften Jahrhundert bis in das erste Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts, von dieser Zeit bis in die ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts. Bey der Auswahl der Kupfer hat man beabsichtigt, solche Werke der Baukunst des Mittelalters und der unmittelbar vorgehenden Zeiten aufzustellen, welche die verschiedenen Bauarten von Theodorich, dem König der Gothen an, bis zur Ausbildung der deutschen Baukunst, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts bis an das vierzehnte Jahrhundert deutlich machen.

